Ie ne fay rien
sans
Gayeté
(Montaigne, Des livres)
Ex Libris
José Mindlin

2559/80 + 91-5

Druck des Königl. lith. Inst. zu Berlin

Aus
meinem Tagebuche
1842 — 1843.

Von

Adalbert
Prinz von Preußen.

Als Manuscript gedruckt.

Berlin, 1847.

Gedruckt in der Deckerschen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei.

Vorwort.

Allen denen, die diese Blätter aus meiner Hand empfangen, wird es gewiß noch erinnerlich sein, daß ich vor einigen Jahren eine Reise nach Brasilien unternahm. Eine größere Seereise war das Hauptmotiv, das mich hinaus in's Weite trieb, denn eine solche gehörte fast von Kindheit an zu meinen Lieblingswünschen, während meine rege Phantasie, von den Wundern der Tropenwelt angezogen, diesem Streben eine bestimmtere Richtung gab. Se. Majestät waren so gnädig, auf das huldvollste auf meine Wünsche einzugehen, erlaubten mir, meinen Vater auf seiner Tour durch Italien zu begleiten, und dann jene Reise nach Rio de Janeiro anzutreten, die mir eine theure

Erinnerung für das ganze Leben sein wird, und die mich, wie so vieles Andere, zu nie erlöschender Dankbarkeit gegen meinen König und Herrn verpflichtet.

Von einer Fahrt auf dem neapolitanischen Dampfboote „Palermo" rings um Sicilien und nach Malta, bei welcher Gelegenheit ich in Gesellschaft meines Bruders Waldemar den Aetna bestieg, zurückgekehrt, trennte ich mich in Neapel von meinem Vater und meinem Bruder, und ging mit meinen beiden Begleitern und treuen Reisegefährten, dem Hauptmann, jetzt Major im Generalstabe, Grafen Oriolla und dem Seconde-Lieutenant, jetzt Premier-Lieutenant im Garde-Dragoner-Regiment, Grafen Bismark an Bord des „Francesco I." nach Genua, um Sr. Majestät dem Könige von Sardinien persönlich meinen Dank abzustatten für das von mir freudig angenommene huldreiche Anerbieten: mir eine Allerhöchst Ihrer Fregatten für die Hin- und Rückreise nach Brasilien zur Verfügung stellen zu wollen.

Am 22sten Juni 1842 lichtete der „S. Michele" von 60 Kanonen, geführt von dem Capitain d'Arcollière, die Anker, steuerte durch den Golf von

Lyon im Angesicht der Seealpen und Corsica's hindurch, segelte am fernen Monserrate und nahe an dem schroffen Felsen von Formentera vorüber, passirte das Cap de Gata und lief in Malaga ein, von wo eine Excursion nach Granada gemacht wurde. Demnächst segelte die Fregatte nach Gibraltar und nach Cadiz, von hier an den Ilhas Desertas vorüber nach Madeira, berührte dann Teneriffa, hielt sich darauf dicht an den Inseln des grünen Vorgebirges, die wir jedoch des schweren Gewölks wegen nicht zu Gesicht bekamen, und langte in den ersten Tagen des September 1842 in Rio an. — Der weitere Verlauf der Reise ergiebt sich aus dem Tagebuche.

Wenn nun auch in dem Abschnitt über Rio de Janeiro der Geschichte Brasiliens in der Kürze Erwähnung geschehen, während eine ebenso flüchtige geographisch-historische Skizze dem letzten Abschnitte als Einleitung vorausgeschickt ist, so suche dennoch, lieber Leser, weder wissenschaftliche Forschungen und gelehrte Abhandlungen, noch die Beschreibung gefahrvoller Abenteuer oder thatenreicher Begebenheiten in diesen Blättern, die nichts enthalten, als das ungeschminkte

Tagebuch einer einfachen Lustreise in einer, uns Deutschen ferner liegenden Gegend. Ueberfliege den Inhalt, und es soll mich freuen, wenn Du unter diesen Bruchstücken eines oder das andere findest, das nicht ganz ohne Interesse für Dich ist.

Königliches Schloß Monbijou,
den 20sten October 1847.

W. Adalbert
Prinz von Preußen.

Inhalt.

Der Aetna ..... Seite 1 — 26.

Die Alhambra ..... „ 27 — 60.

Plan der Alhambra ..... „ 27.

Die Straße von Gibraltar ..... „ 61 — 126.

Plan von Gibraltar ..... „ 61.

Karte der Straße von Gibraltar, mit der Bai von Cadiz ..... „ 90.

Ein Sonntag in Cadiz ..... „ 127 — 150.

Die Desertas und Madeira ..... „ 151 — 183.

Der Pic von Teneriffa ..... „ 185 — 228.

Karte von Teneriffa, mit Madeira und den Desertas „ 185.

Rio de Janeiro ..... „ 229 — 361.

Karte der Bai von Rio de Janeiro ..... „ 229.

Der Ritt zu den Ufern des Parahyba do Sul ..... „ 363 — 468.

Karte von der Provinz Rio de Janeiro ..... „ 363.

Amazonas und Xingú ..... „ 469 — 778.

Oro-hydrographische Skizze von Süd-Amerika. „ 469.

Karte vom Delta des Amazonenstromes ..... „ 536.

Skizze vom Laufe des Xingú-Stromes, von der Insel Piranhaquára bis zur Mündung in den Amazonenstrom ..... „ 586.

Anhang: Beobachtungen der Temperatur und Windrichtung.

Der Aetna.

Cap Molino, am Ende jenes langen, abgerundeten Berges von Aci Reale, dessen wahrhaft englisches Grün durch weiße Ortschaften anmuthig unterbrochen wird, lag schon hinter dem dampfenden „Palermo," ebenso die schwarzen Cyclopen-Inseln, die dicht bei dem Vorgebirge als einzelne bizarre Felsen kühn aus der See emporstarren, die einzigen Basaltfelsen Siciliens, an denen, nach genauer Untersuchung der Basaltgegenden der Insel, Herr von Waltershausen eine Säulenbildung wahrgenommen haben will. Hinter dem grünen Berge von Aci lagerten schwere Wolken, unter denen man den schwarzbläulichen Fuß des Aetna, wie die abgestumpfte Basis eines ungeheuren, sanft ansteigenden Kegels erblickte. Plötzlich riß eine kleine Stelle des düstern Gewölks auseinander, und ein Theil von dem obern Contur des Berges ward sichtbar: es war der Gipfel des Monte Gibello. — Ich hätte ihn höher gesucht; doch sah man ganz deutlich durch diese Oeffnung die Verlängerungen der Seiten des abgestumpften untern Kegels, oder richtiger, der fast unmerklich ansteigenden Pyramide, sich schneiden. Hier auf dem Schneidungspunkte steht der kleine, schwarze, scharfbegrenzte obere Kegel, mit einer unmerklichen Einsattelung zwischen den beiden, kaum sichtbaren Spitzen, die den obern Kraterrand bezeichnen. Zuweilen kamen andere Stellen des Aetna-Conturs, die alle noch mit Schnee bedeckt waren, zum Vorschein. Auf

den 7ten Mai 1842.

unterhielt uns Herr von Waltershausen. Man steigt sanft gegen Nicolosi an, weshalb auch ein großer Theil des Weges Trab gefahren werden kann.

Die Ansteigung des Aetna beträgt nahe an der See zwischen 2 und 3°. Später wächst dieselbe bis 5°, und allmälig gegen den Kern des Berges bis zu 15°. Der eigentliche Kern erhebt sich unter einem Winkel von 15 — 30°, und der letzte Kegel, der Eruptionskegel des Hauptkraters, hat sogar eine Steilheit von 30 — 39°. — Die Form der Basis des Aetna ist eine Ellipse, gleich der seines Erhebungskraters. Die vertikale Achse des Berges liegt mehr nach dem Innern des Landes, als nach der See zu; ihre Entfernung von dieser beträgt 28,000 Metres etwa 4 deutsche Meilen. Hierin möchte wohl der Grund zu suchen sein, warum uns der Aetna von der See aus lange nicht so hoch erschien, als er wirklich ist. Die Basis des Monte Gibello, unter welchem Namen man ihn allein hier kennt, besteht, nach der Ansicht des Herrn von Waltershausen, aus weißem oder fleischfarbenem trachytischem Gestein, während der innere Kern des Berges aus Aetnit, einem Gemisch von Labrador, Hornblende und Augit, gebildet wird. Im Val del Bove, einer fast senkrechten, etwa 5500′ tiefen Spalte in der Seitenwand des Aetna, die vom Erhebungskrater beginnt und sich bis zu $\frac{3}{4}$ Meilen erweitert, kann man dieses labradorartige Gestein am besten sehen. — Es ist dieses Thal daher für den Geognosten von großem Interesse. Der Geh. Rath Otto hat es, trotz seines leidenden Gesundheitszustandes, noch vor kurzem besucht; — leider hatten wir selbst nicht Zeit diesen interessanten Abstecher zu machen. Der Berg fällt, vermöge der Form seiner Basis, nicht so sanft gegen das Land, als gegen die See ab. Sein Fuß ist von

einem Lavamantel umgeben, und zwar von Laven sehr verschiedenen Alters. Nach Herrn von Waltershausen's Berechnungen kommen, wenn ich nicht irre, etwa 16 Eruptionen auf ein Jahrhundert. Er hat die Epochen der verschiedenen Eruptionen nach den Lavaströmen, die jenen Mantel des Aetna bilden, zusammengezählt und die unglaubliche Zahl von 40,000 Jahren erhalten, die erforderlich war, ihn in seiner jetzigen Gestalt herzustellen. Daß der Baron dies mehr als ein Curiosum und nicht als ein unbestreitbares Factum hinstellte, versteht sich wohl von selbst. Die Zeit zur Bildung des eigentlichen Kerns des Berges ist hierbei nicht in Rechnung gebracht, da er annimmt, daß sich derselbe nach andern Gesetzen, vielleicht in ganz kurzer Zeit, gebildet hat.

Unter den vielen Lavaströmen, die theils aus dem obersten Hauptkrater, theils aus den sich häufig an den Seiten des Berges bildenden Eruptionskegeln und Kratern geflossen sind, haben in neuerer Zeit nur drei die See erreicht. Der erste derselben war der Strom von 1329, der bei Aci Reale in die See ging; der zweite der von 1381, über den uns unser Weg nach Nicolosi führte, und den wir gleich jenseits Catania passirten. Auffallend ist die Menge von hohem Cactus, die darauf wächst. Man pflanzt denselben künstlich an, um die Laven fruchtbar zu machen; wie wir denn auch auf den spätern Strömen, die wir zu überschreiten hatten, viel Anbau und Bäume fanden; an einer Stelle sogar ward bereits die Gerste geerndtet. Merkwürdig ist es, daß man hier das Alter der Lava nie an dem größeren oder geringeren Anbau erkennen kann; dies rührt wohl davon her, daß die Einwohner ihn nie regelmäßig betreiben. Dabei ist an und für sich die alte von der jungen Lava oft gar nicht zu unterscheiden. So entdeckte

Herr von Waltershausen vor Kurzem in einer Lava, die ihm ganz jung erschien, eine römische Wasserleitung, die schon aus derselben erbaut war, und nachweislich über 100 Jahre vor Christo datirt, also an 2000 Jahre alt ist. — Der Lavastrom von 1329 ist von der See aus sichtbar, und bildet an der Küste eine hohe schwarze Wand, auf der sich ein alter Thurm erhebt. — Der dritte Lavastrom, der die See in neuerer Zeit erreichte, ist der von 1669 mit zwei Nebenströmen, die jedoch nicht bis ins Meer gelangten. Er ergoß sich aus dem bedeutendsten der Eruptionskegel an der Seite des Aetna, dem Monte Rosso, der fast an Höhe dem Brocken gleichkommt. — Monti Rossi heißt dieser Berg eigentlich, denn er besteht aus zwei an der Basis zusammengewachsenen Kegeln. Mein Vater fand in ihnen eine Aehnlichkeit mit den Falkensteinen bei Fischbach, namentlich von der Hirschberger Seite aus, wo sich die Spitzen der Falkenberge mehr runden; nur unterscheidet man aus der Ferne an den Monti Rossi keine Felsen.

Diese Kegelberge setzen sich meist schon in der Entfernung deutlich gegen den Fuß des Aetna ab, entweder durch ein dunkleres oder mehr rothbraunes Colorit. Von der See gesehen, erscheinen sie vor dem Fuße des Monte Gibello wie Maulwurfshaufen, und können so als Maaßstab für dessen Höhe dienen, welche der Reisende so leicht zu unterschätzen verleitet wird. Der Weg nach Nicolosi berührt den Strom von 1669 nicht, er bleibt links zur Seite liegen. Dies ist derjenige Lavafluß, welcher Catania auf so furchtbare Weise zerstörte, indem er, wie wir's schon von der See deutlich gewahrten, die jetzige Stadt von zwei, ja man kann sagen von drei Seiten umfaßte.

Es war Nacht, das Gewölk hatte sich zertheilt, die Sterne funkelten in südlicher Pracht; — nur auf dem Aetna allein ruhte noch eine Wolke, wenn auch nicht mehr so düster und schwer als am Tage. „Der einzige Moment," sagte Herr von Waltershausen, „wo man den Gipfel in der Regel wolkenlos erblickt, ist der Sonnenaufgang. Allein jetzt kann man selbst hierauf nur schwer rechnen, da seit einigen Tagen die Wolken nicht weichen wollen. Noch ist's vielleicht möglich bei Sonnenaufgang den Gipfel zu erreichen; — dann werden wir dennoch einen schönen, hellen Blick von oben herab genießen." —

So begann auch Herr von Waltershausen allmälig der Hoffnung Raum zu geben, die er uns anfangs hartnäckig vorenthalten hatte. — Unsere Blicke waren sehnsüchtig nach dem großartigen Berge gerichtet, der beständig gerade vor uns lag. Links hatten wir den Monte Rosso, der immer mehr wuchs, je mehr wir stiegen. Der Mond schien nicht, doch stellte sich zu unserer Freude am westlichen Himmel ein schönes Zodiakallicht, ein matter, weißlicher Lichtschein ein, der sich kegelförmig gegen den Zenith zog und in diesen Breiten leichter sichtbar ist, als in unsern Gegenden. — Kurz ehe wir das Zodiakallicht bemerkten, machte uns unser interessanter Führer auf eine Felswand rechts am Wege aufmerksam. Es war dies das bekannte Tufflager von Fasano, das aus der Ebene aufgestiegen zu sein scheint; seine Schichtung und die darin gefundenen Blätter und Pflanzen zeugen von neptunischem Ursprung. — Wir passirten nacheinander, doch in größeren oder kleineren Zwischenräumen, die Ortschaften Gravina, Massa Lucia und Massa Annunciata. — Merkwürdig ist die Menge von Orten, die den Fuß des Aetna umgeben, so wie

die Größe und Dichtigkeit der Bevölkerung. 200,000 Menschen bewohnen den Fuß des Berges, wonach 10,000 Bewohner auf die Quadratmeile kommen.

Es war 9 Uhr, als wir in Nicolosi anlangten, dem letzten Oertchen unter dem Aetna, 2100′ über dem Meere. — Wir gingen in's Wirthshaus, während Führer und Maulthiertreiber mit vieler Mühe herbeigeholt und die Thiere gesattelt wurden. Alles schlief schon meist im Ort; die Leute mußten daher zum Theil geweckt werden; auch hielt es schwer, die Maulthiere und Pferde für uns und die nothwendigen Führer aufzutreiben.

Endlich, um 10¾ Uhr, war Alles beisammen; sechs Thiere für uns und drei für die Führer. Freilich ward beim Aufsitzen in der Dunkelheit manche Hoffnung getäuscht; mancher suchte lange vergeblich die Bügel an dem Kissen, das ihm als Sattel diente, während ein Anderer nicht begreifen konnte, was aus dem andern Zügel oder Strick geworden war, der doch nothwendig zum Lenken seiner Creatur zu gehören schien. Während dessen gingen die Maulthiere rücksichtslos vorwärts in die dunkle Nacht hinein, um ihre gewohnte Stellung in der File einzunehmen, ohne sich im geringsten an die durchdachten Hülfen ihrer Reiter zu kehren. — Mancher Gaul schien anfangs über seine eigenen Füße stolpern zu wollen, der nachmals auf rauhem Pfade Ehre einlegte. Unsere Führer, sowie einige von uns, hatten die dicken Mäntel des Landes und die Capuchons übergezogen; auch mein brauner Syriote war mir bei dem Nachtritt wieder einmal ein tüchtiger Schutz gegen die Kälte.

Zwei vermummte Führer voran, einer hinten an der Queue, so setzte sich der Zug im schnellen Schritt in Bewegung; ein vierter mit der Laterne und ein Junge gingen neben

uns. Vor uns lag der Aetna und o Freude! wolkenlos war sein beschneiter Gipfel. — Die besten Hoffnungen beseelten uns, und doch beneideten wir diejenigen, die, nach Aussage der Leute, uns bereits vorangegangen waren. — Auch zwei Damen sollten hinauf sein. — Wenn wir nun auch nicht mehr darauf rechnen konnten, bei Sonnenaufgang den Gipfel zu erreichen, so herrschte dennoch heitere Laune in der Gesellschaft.

Wir ritten über eine fast baumlose, sanft ansteigende Ebene, und fühlten den weichen Eruptionssand des Monte Rosso an den einsinkenden Tritten unserer Thiere, bis wir an den Lavastrom von 1537 gelangten, der noch in der Ebene passirt wird.. Pferde und Maulthiere suchten sich in den spitzen Steinen ihren Weg, und bekundeten ihre Vertrautheit mit diesen rauhen Pfaden. Nach wenigen Minuten ritten wir wieder auf dem breiten Wege durch den Eruptionssand. Die Zeit verstrich uns schnell in den angenehmsten Gesprächen. Was konnte wohl anders der Gegenstand der Unterhaltung sein, als der Vulkan, der in der hellen Sternennacht in stiller Klarheit vor uns lag, während wir die Spuren seiner frühern Verwüstungen überschritten. Doch noch vor wenigen Jahren war er nicht so still und harmlos als jetzt; ja, Herr von Waltershausen konnte von Eruptionen erzählen, deren Augenzeuge er selbst gewesen.

Um den Worten des „Barone“ mit gespannter Aufmerksamkeit zu folgen, ließen wir unsern sichern Thieren den Zügel. „Il Barone,“ so nennt das Volk Herrn von Waltershausen und sieht ihn als eine Art Berggeist an, der Mittel gegen alle Uebel wissen muß. Seine Ausdauer und Kühnheit haben ihm bei den Bergbewohnern einen förmlichen Nimbus verliehen — und Jedermann kennt ihn. Wenn die abergläubischen

Leute seinen Rath verlangen, was ihm natürlich sehr lästig fällt, so geht er auf ihre eigenthümliche Vorstellungsweise ein, giebt ihnen, außer vielen mysteriösen Floskeln, eine oder mehrere Zahlen an, die in ihren Schicksals-Ideen eine Rolle spielen, — und sie sind zufrieden. Natürlich stellt er nach Art der Orakel seine Prognostica so allgemein als möglich, damit, wenn die Prophezeiung nicht eintrifft, sein Ruf nicht leidet. — Schauerlich war's mit anzuhören, wenn von Waltershausen von den Nächten erzählte, die er am Kraterrande zugebracht; wo er sich auf den bebenden, zitternden Boden niederlegen mußte, um nicht von dem fliegenden Sturm, mit Hagel und Schnee untermischt, in den bodenlosen, dampfenden und glühenden Abgrund hinabgeschleudert zu werden; oder wo er es selbst wagte, in den aufgeregten, tobenden, brüllenden Schlund des Kraters hinabzusteigen. Selbst während der Zeit der vulkanischen Thätigkeit des Aetna verließ er seine Wohnung am Berge nicht, auf die wir jetzt gerade zu ritten, und die Nächte war er fast immer auf den Beinen, um dem interessanten, grausen Schauspiel nahe zu sein. Während der letzten Eruption, im Jahre 1838, befand er sich eines Abends eben auf dem Rückweg von einer weiten Tour um den Berg zu seinem Häuschen, der Casa del Bosco oder de la Neve, als ihm zwei Engländer begegneten, die den sehnlichsten Wunsch ausdrückten, hinauf zu dem arbeitenden Krater zu gelangen, deren Führer jedoch nicht mehr vorwärts zu bringen waren. Der „Barone" erbot sich sie zu führen; die Sicilianer aber drehten um. — Die drei kühnen Nordländer, nicht zufrieden den Gipfel des dampfenden Vulkans erreicht zu haben, stiegen in den Krater hinab. Der Lavastrom, der dem eben entstandenen neuen Krater entquoll, ergoß sich in den alten bodenlosen Schlund,

und füllte ihn bis auf wenige hundert Fuße gänzlich aus. — Unter furchtbarem Gekrache stürzte die eine kolossale Wand dieses alten Kraters zusammen, und die glühende, dampfende, sprühende Lava floß nun ungehindert am Kegel herab. — Unten im alten Krater sanken die erschöpften Männer auf einen Felsvorsprung, wenige Fuße über dem glühenden Strome, hin und schliefen, dem Getöse und Brüllen des Berges zum Trotz, sanft ein vor Ermattung. Endlich erwachten sie wieder, und neu gestärkt erklommen sie den steilen Rand ihres schauerlichen Bettes.

Merkwürdig ist es, wie oft plötzlich der harmlose Aetna in den Zustand Schrecken erregender Aufregung übergehen kann. — Wahrscheinlich tritt durch Spalten oder auf sonst uns unbekannte Weise das Wasser der See in den warmen Berg hinein; es bilden sich weiße Wasserdämpfe, gerade wie in dem Kessel einer Dampfmaschine, die entweder den Pfropf hinausstoßen, der den eigentlichen Schlund des Aetna, den obern Krater verstopft, oder eine Seite des Berges aufreißen, wo dann oft eine Reihe kleiner Eruptionskegel aus solcher Spalte heraustreten. — Zweihundert und siebenzig solcher Eruptionskegel hat der Baron in der Umgebung des Monte Gibello gezählt. Daß es blos weiße Wasserdämpfe sind, welche jene Erscheinungen hervorbringen, sucht von Waltershausen dadurch zu beweisen, daß er immer darin hat athmen können, da außerdem ein Vordringen in den Krater bei Eruptionen unmöglich wäre.

Plötzlich setzte sich vor uns eine Höhe schwarz gegen den hellblauen Nachthimmel ab; ein Baum stand darauf. — „Wir sind am Anfang der Waldregion," sagte der „Barone." Die Höhe war kaum von den Thieren im schnellen Schritt

erklommen, als uns einzelne, auf der alten Lava gewachsene Eichen umgaben. Wir kletterten aufwärts auf den spitzen, scharfen Laven von 1766; kleine schwarze Eruptionskegel wurden gegen die Luft sichtbar. — Das Gespräch ward wieder aufgenommen; — unser interessanter Führer fuhr fort uns zu erzählen, wie zuerst die weißen Wasserdämpfe, während der Berg erbebt, den schwarzen und röthlichen Eruptionssand, und dann unter Donner und Brüllen glühende Steine hoch in die Luft schleudern. Eigentliche Flammen seien nie zu bemerken; nur von unten gesehen erscheinen die Massen der größeren und kleineren glühenden Steine als solche, nie aber in der Nähe. Das größeste ausgeworfene Felsstück, das von Waltershausen selbst gemessen hat, war 5 Metres (pp. 18′) lang. Es lag in einer horizontalen Entfernung von 3000′ vom Krater. — Nach der Sekundenuhr hatte er Steine, die der Aetna ausgeworfen, aus einer Höhe von 3000′ herabfallen sehen; einzelne mögen wohl die Höhe von 10,000′ erreichen. Mit dem Erguß der dampfenden Lavaströme endet die Eruption. — Sonderbar sollen sich oft die dicken Dampfwolken ausnehmen, die dem Krater entsteigen, und sich bisweilen gleich riesenhaften Tonnen übereinander hinwälzen. — Eines Tages erhob sich vor den Augen des „Barone“ ein kleiner Ring aus dem Schlunde des Vulkans, der in der Höhe von etwa 2000′ eine Riesengröße erreichte, wie man so oft im Kleinen ähnliche, von weißem Pulverdampf gebildete Ringe aus den Geschützmündungen emporwirbeln sieht. In gleichem Verhältnisse, wie diese Ringe, scheint auch das Getöse des Aetna zu dem Lärm der Kanonen zu stehen. Alle Kanonen von Lützen und Leipzig, meinte der Barone, könnten unmöglich dem Brüllen dieses tosenden Vulkans gleichkommen. Die Steine fallen zum Glück

fast immer wieder senkrecht in den Krater hinein; nur einmal, als von Waltershausen seinen Barometer am Rande desselben aufgestellt hatte, drehte sich plötzlich der Wind und trieb den Steinregen auf ihn zu. — Er und die Führer warfen sich noch rasch genug hinter eine deckende Höhe, das Instrument aber ward niedergeschmettert.

Wir hielten an der Casa del Bosco, erstaunt, daß es schon 1½ Uhr war.

Hier saßen wir ab, um unsern Thieren eine Viertelstunde Ruhe zu gönnen, und traten in das Häuschen, das der kühne Erforscher des Aetna für sich erbaute, in dem er einmal sogar 40 Tage hintereinander gewohnt hatte. Es steht jetzt leer; — jeder Reisende zieht Nutzen daraus. Ein Obdach ist es wenigstens, wenn auch mehr einem Stalle, als einem Hause ähnlich. — Wir schürten die glühenden Kohlen an, welche die Damen in der Hütte zurückgelassen hatten, und stellten uns um das kleine glimmende Feuer. Wäre die Kälte nicht gewesen, so hätte man sich unter all den Gestalten mit den braunen Mänteln und den über den Kopf gezogenen Kaputzen im Orient glauben können. — Vor der Thüre der Casa del Bosco, 4800′ über der See, flimmerten und funkelten die Sterne in einer Pracht, wie ich sie noch nie gesehn. Das Blau des hellen Himmels dazu, wie sticht das gegen den dunklen, nordischen Nachthimmel ab! den 8ten Mai.

Gleich hinter dem Häuschen ward der Weg steiler und steiniger; man verläßt hier die Waldregion, um nun die Regione deserta zu betreten. Der 6000′ hohe Monte Castellazzo, eine große, schwarze Kuppe, blieb uns linkerhand. Der Weg steigt in Zickzacks in der Lava steil bergan. Die

Thiere setzten die Füße mit Vorsicht, dehnten die Zickzacks oder Schläge so weit aus, als irgend möglich, und drehten sich dann wieder mit allen vier Füßen auf einer Stelle. Für mich ist es stets ein Vergnügen auf einem denkenden Thiere zu reiten, das sich seinen Weg selbst sucht, wie die Schweizerpferde in den Alpen, die Turkmenen und Araber in den glatten, holprigen Straßen Konstantinopels, oder jene Gattung hübscher, kleiner Pferde, denen man sich in den rauhen Bergpfaden der Krimm anvertraut. Ich behaupte immer, daß unsere Art der Pferdedressur, die aus ihm eine willenlose Creatur machen will, keineswegs in allen Fällen das Thier für den Reiter bequem macht, indem es ihn fortwährend zwingt an dasselbe zu denken.

Leider konnten wir bei Nacht nicht genau die Laven unterscheiden, doch fühlten wir wohl, daß wir zweimal Stellen passirten, die uns wie ausgetrocknete Bäche erschienen. Erst beim Hinuntergehen konnten wir diese Stellen glatter Lava genauer betrachten. Das Licht der Sterne erschien uns noch funkelnder als in der Casa. Die Zickzacks wurden immer steiler; der Theil der Gesellschaft, der auf dem obern Zickzack ritt, sah dem auf dem untern auf die Köpfe, so daß jetzt die Conversation, obgleich weniger lebhaft, doch mit vielem guten Humor in vertikaler Richtung fortgeführt wurde.

Einzelne kleine Schneeflecke, die sich bei 5500′ Höhe einstellten, mußten passirt werden. Ihre Kruste war hart und glatt gefroren, so daß die Thiere oft hin und her rutschten, wenn sie darüber hinansteigen mußten. Die Laterne, die mehr blendete als half, bestrebte sich zwar uns einen Pfad auf den dunklen Laven zu zeigen, die wie einzelne Grathe jetzt aus dem Schnee herausstanden. Bei der Höhe von 6000′ nahm

aber der Schnee so zu, daß hier alles Reiten aufhörte und wir absitzen mußten. — Nicht ohne eine Regung stiller Wehmuth mußten wir sehen, wie die Ingredienzien des warmen Theils unsers Frühstücks, die Bouillon und der Kaffee, bei den Thieren zurückblieben, — der Obhut eines der rohen Führer und seines Jungen überlassen, die leicht versucht werden konnten, sich diese Kostbarkeiten zu Gemüthe zu führen. Ein harter Schlag hatte uns schon in Nicolosi betroffen, wo es sich, als wir die Körbe für die Maulthiere packen wollten, fand, daß uns bereits mehrere Bouteillen ausgetrunken waren. Einige von uns waren so unschuldig zu glauben, die Pfropfen seien nur aufgegangen und der Wein ausgelaufen. — So begleitete uns denn nur der kalte Theil des Frühstücks auf den kalten Theil der Expedition.

Um 2½ Uhr begann der Marsch zu Fuß. — Es ging eine steile, glatte Schneelehne hinan und dauerte ein Weilchen, bis sich die ganze Gesellschaft oben auf einem Häuflein schwarzen, spitzigen Lava-Gerölls wieder zusammenfand. Herr von Daum, der keinen Stock hatte, mußte ein Stück auf allen Vieren kriechen, bis er von einem der Führer einen solchen erhielt. Gleich darauf kamen wir an eine zweite Lehne; — oben darauf stand als dunkler Punkt die Pietra del Castello, ein altes Mauerwerk aus römischer Zeit. Als auch diese Lehne glücklich erklommen war, sahen wir rechts vor uns die schwarze Spitze des Monte Agnolo von 7500′ Höhe. Wir betraten das Piano del Lago, eine unter 7 — 11° geneigte Schneefläche. Welche Freude, endlich einmal eine sanftere Pente vor uns zu haben! Doch diese Ebene wollte nie enden; immer das große Schneefeld unter unsern Füßen, das nicht hielt und nicht brach, und über uns der stets heller werdende Himmel,

an dem die Sterne allmälig erlöschten. Die schwarzen Spitzen am Ende des Piano del Lago schienen vor uns zu fliehen, statt uns abzuwarten. Endlich war der Rand des Schneefeldes erreicht, das vom Val del Bove begrenzt wird. — Da stieg die glänzende Sonnenscheibe vor uns langsam aus der See empor und warf ihre ersten Strahlen auf den Aetna. Als wir uns umdrehten, sahen wir den Schatten des Berges am Himmelsgewölbe. So etwas hatten wir nie gesehen! — Leider befanden wir uns nicht auf dem Gipfel des Aetna, — dort hätten wir seinen ganzen Umriß im Schatten erblicken können, sondern erst am Rande des Val del Bove, in einer Höhe von 7800′; — so aber zeigte sich uns nur der Schatten des Abhanges, auf dem wir eben standen. — Es markirte sich nämlich deutlich eine schräge Linie am Himmel, sich unter demselben stumpfen Winkel von der Rechten zur Linken senkend, unter dem, doch in umgekehrter Richtung, von der See aus gesehen, diese Seite des Aetna anzusteigen scheint. — Der Theil des Himmels zunächst dem Horizonte, war durch den Widerschein der Morgenröthe rosa gefärbt, höher hinauf dagegen alles blau. Der schräge Strich am Himmel, der Schattenriß des Berges, bildete die Grenze eines dunkleren Tones einer tieferen Schattirung beider übereinander stehender Farben, der hier beginnend, sich unbestimmt ein Stück nach der rechten Hand ausdehnte. Von diesem wunderbaren Schauspiel wendeten sich unsere Blicke wieder zur aufgehenden Sonne. Zu unsern Füßen, über die schwarzen, scharfen Ränder des Val del Bove hinweg, lag die Bucht von Catania mit den schwarzen Lavaströmen, den hohen Kuppeln, den Schiffen und dem Palermo auf der Rhede, dem bloßen Auge kaum erkenntlich. An den Golf von Catania schließt sich die flache, sandige Küste nach Syracus

zu, mit dem See von Lentini und dem Simeto. Sogar die Südspitze Siciliens, einer der Endpunkte Europa's, lag so deutlich wie auf der Landkarte vor uns. Von dem Strande unter uns erhob sich die dunkelblaue See, und fast in gleicher Höhe mit dem Auge dehnte sich die Küste Calabriens, gleich einer hellen, bläulichen Bergkette aus, und darüber erglänzte, wie ein Silberstreif in der Sonne, der Busen von Tarent. — Einzelne kleine Wolken schwammen auf der blauen See oder warfen tiefe Schatten darauf. Einen Moment glaubte Herr von Waltershausen sogar Malta zu sehen, doch mit dem Fernrohr erkannten wir statt dessen eine kleine weiße Wolke. — Er erinnerte sich bestimmt, es einmal entdeckt zu haben; doch daß man die afrikanische Küste vom Aetna sehen könne, ist eine Fabel. Es war 5 Uhr, als die Sonne aufging; das reaumursche Thermometer zeigte nur $1\frac{1}{2}°$ unter dem Gefrierpunkt (am Mittage des 7ten waren es 16° Wärme in Catania gewesen).

Der letzte Kegel des Aetna lag jetzt deutlich vor uns; wir konnten sogar die beiden Damen unterscheiden, die etwa die Mitte desselben erreicht hatten. Das Steigen fing an mir beschwerlicher zu fallen; — wir machten öfters einen minutenlangen Halt auf den Punkten, wo die Lava aus dem Schnee heraussah, und benutzten die Lavaschollen als Sitze. — Zwischen solchem Geröll erhebt sich ein wenig römisches Mauerwerk, dem die Namen Philosophen-Thurm (Torre del Filosofo), Altar des Jupiter oder Altar der Proserpina gegeben werden. Das Ganze ragt kaum über dem Gestein hervor. Nicht ohne Mühe ward die Höhe der verschneiten Casa Inglese, 9000', erreicht, und rechts seitwärts, in einer gegen den Nordwind schützenden Vertiefung des noch

qualmenden Stroms von 1838, eine kleine Ruhe gemacht, nachdem wir eben den Lavarand des alten Kraters von Pianta del Lago überschritten hatten, einen fast unmerklichen Aufwurf.

Auf der wärmenden Lava schmeckte das Frühstück vortrefflich; ja wir hätten uns vielleicht zu sehr darin vertieft, wenn nicht einzelne weiße Wolken, aus dem Thale am Südrand des Berges aufsteigend, uns zur Eile angetrieben, damit wir vor ihnen den Gipfel erreichten. Der letzte schwarze Kegel steigt noch 1200′ über Casa Inglese auf. Er setzte sich in scharfen Umrissen gegen das tiefe Blau des Himmels ab. Der Aufgang ist ziemlich gleich beschwerlich, wie der des Vesuvs. Um nicht beständig auf den oft wankenden Lavaschollen zu gehen, wo man jeden Schritt vorher überlegen muß, oder auf der Asche, in der man immer wieder einen halben Schritt zurückkömmt, nahmen wir unsern Weg meist über die schmalen Schneestreifen, die einzelne Vertiefungen ausfüllen; allein auch der Schnee gab oft nach und dann sank man tief durch die brechende Kruste hinein. Zu diesen Beschwerden gesellte sich die heitere sicilianische Sonne, die mit südlicher Gluth auf uns herabschien. Dabei behinderte die dünne Luft, vielleicht kaum merklich, das Athmen. Mit ihr ging es, wie's mit der furchtbaren Kälte gegangen, die uns die Italiener wie ein Fantom hingestellt hatten. Das bischen scharfe Luft war uns mehr eine Erquickung und bei unserm Ritt ein willkommenes Mittel gegen den Schlaf gewesen. Allmälig stellte sich aber doch die Müdigkeit ein, kein Wunder! die durchrittene Nacht und die angreifende Parthie, die wir gestern in der Mittagshitze nach dem Theater von Taormina unternommen, verlangten ihr Recht.

Schon bei der Casa Inglese hatten wir den männlichen Begleiter der beiden Damen, einen uns vom Dampfschiff bekannten polnischen Grafen, getroffen, der hier bereits die Ersteigung des Gipfels aufgegeben; jetzt, etwa in der Mitte des Kegels, ward uns die Freude, die beiden kühnen und unermüdlichen Engländerinnen zu treffen, die schon von oben zurückkehrten. Mistriß Brown, eine ältere Dame mit grauem Haar und Miß Brown, ihre Tochter, mit langen, blonden Locken, ebenfalls schon der Jugend entrückt, trugen beide Brillen und schienen keine Ansprüche auf die Reize ihres Geschlechtes zu machen. Sie hatten zwei Führer mit sich, die ihnen halfen; aber dennoch blieb's uns räthselhaft, wie sie diese Fatigue so gut überstanden. Wieder einmal ein Beweis von dem festen Willen der Frauen, der mit stiller Beharrlichkeit und Geduld so Manches siegreich durchführt, und oft das französische Sprüchwort wahr macht: Si femme le veut, Dieu le veut!

Ich kann wohl sagen, daß ich tüchtig müde am Rande des Kraters anlangte. Wir sahen hinein: er war noch weniger imposant wie der des Vesuv. Ohne uns aufzuhalten, gingen oder kletterten wir rechts an dem Kraterrande entlang nach der östlichen, scharfen Spitze des Aetna, Dente genannt. Hier blickten wir senkrecht hinab in den Krater von 1832, etwa 300′ tief; der Krater, an dem wir zuerst gestanden hatten, war der von 1838, der jüngsten Eruption; — beide sind durch eine Scheidewand getrennt. Der letztere ist der kleinere von beiden. Die überhangende Spitze, auf der wir standen, erhebt sich 10,130′ über dem Meere; die andere etwas höhere, auf der westlichen oder südlichen Seite, hat 10,175′. Kaiser Hadrian, der Vielgereiste, und der Philosoph Empedokles

sollen die ersten Ersteiger des Aetna gewesen sein. Der Philosoph stürzte sich später in den Krater hinein, weil er die Wunder des Berges nicht ergründen konnte.

Oben rauchte es die ganze Zeit, wenn auch nicht sehr stark. Dieser Rauch, den der Nordwind gegen die höchste Spitze trieb, verhinderte uns sie zu ersteigen; er roch wie der einer Mine. Das Gestein um den Krater ist durch die Sublimation schwefelsaurer Salze gelblich gefärbt; solche gelbe Stellen sieht man ebenfalls im Krater, der sonst im Ganzen eine sehr hellgraue, oft fast weißgraue Farbe hat. — Oben, in der Höhe von 10,000′, ließen wir unsern geliebten König leben, und das Hoch klang weithin in die reine Luft! von Waltershausen, obgleich ein Hannoveraner, brachte dies begeisterte Hoch aus: „dem erhabenen Beschützer deutscher Kunst und Wissenschaft", in das wir Preußen mit Stolz und Jubel einstimmten. — Vielleicht hat noch Niemand unsern geliebten König so hoch leben lassen, seit wir uns seiner väterlichen Regierung erfreuen!

Und wie erhaben, wie großartig war die Natur, die uns umgab, wie reich an Erinnerungen alter Tage! Schon Ulysses kreuzte in den Gewässern zu unsern Füßen und durchschiffte die Straße zwischen Scylla und Charybdis, die wir in weiter, weiter Ferne sich zusammenschließen sahen. Das alte Taormina, die schwarzen Felsen der Cyclopen, der antiken Bewohner dieses Feuerschlundes, Catania und der Golf von Syracus, wo einst Archimedes die Flotte Carthago's verbrannte, lagen vor unsern Blicken ausgebreitet; ja die ganze Ost- und ein Theil der Südseite der dreigezackten Insel wurden von uns übersehn. Leider lagerte hoch über dem Lande nach Nordwest ein unübersehbares Meer von weißen, wolligen Wolken, das dunkle

Schatten auf die Tiefe unter uns warf. Doch auch die nächste Umgebung war wohl der Aufmerksamkeit werth. Herr von Waltershausen zeigte uns an drei abgesonderten Stellen die Umrisse des elliptischen Erhebungskraters. Gegen Norden war's eine Schneewand mit einem schwarzen Stein darauf, dann kam der Punkt, wo seine Wand gespalten ist, und das 5500′ tiefe Val del Bove mit seinen schwarzen, senkrechten Wänden beginnt, die den Kern des Vulkans bloßlegen, und sich allmälig so erweitern, daß unser Brocken, darin hineingesenkt, gänzlich den Blicken der Umgegend entschwinden würde. Endlich drittens wies er uns den kleinen Lavarand bei Casa Inglese, unweit unseres Frühstückplatzes, wo der Rand des Erhebungskraters sich gegen Süden von dem Piano del Lago absondert. In diesem alten Circus des Aetna stand der Krater, den der „Barone" noch als den hauptsächlichsten des Vulkans gekannt hatte; aus dem die Krater von 1832 und 1838 herausgestiegen sind. Seine senkrechte Tiefe konnte damals etwa bis auf 2000′ verfolgt werden, obgleich sie eigentlich ganz unermeßlich gewesen sein soll. Diesen alten Krater hat mein Onkel, der Landgraf Philipp von Hessen Homburg, noch in seiner ganzen Pracht gesehn. — von Waltershausen zeigte uns die Stelle, wo die Lava von 1838 die Zwischenwand eingestürzt, den alten Krater überschwemmt und zum Theil ausgefüllt hatte, und den Felsvorsprung über der jetzt erstarrten Lava, wo er in jener schauerlichen Mitternacht eingeschlafen war.

Es war 7½ Uhr, als wir den Gipfel erreichten, und nach kaum einer halben Stunde ward der Rückweg bei drückender Hitze angetreten. Schnell und nicht ohne Mühe gings den Kegel hinab, bei Casa Inglese hart vorüber, auf die Schneefelder zu.

Die Müdigkeit in den Gliedern verlor sich nach und nach gänzlich. — Plötzlich kam ein Nebel herauf, der es einem Theil der Gesellschaft schwer machte, sich wieder heran zu finden. Die Schneelehnen wurden zum Theil im Laufe zurückgelegt, wobei man den Körper sehr hintenüber halten mußte. Wir hatten so den Schnee bald hinter uns, und überschritten nun die beiden glatten, bachähnlichen Lavaströme über dem Rande der Waldregion. Sie haben das Merkwürdige, daß sie wie eine erstarrte Flüssigkeit aussehn, ohne Risse und Spalten, und noch obendrein durch die Bergwässer geglättet sind. Alle andere Lava erscheint mehr wie ein Strom beim Eisgang, wo Scholle über Scholle sich fortschiebt, wodurch lauter schräg- oder horizontalstehende, scharfe, spitzige Platten entstehen.

Von 10 — 11 Uhr ward in Casa del Bosco gefrühstückt und geschlafen, und dann der Ritt nach Nicolosi angetreten. Die Baumkultur der Waldregion ist sehr gering und soll sehr herabgekommen sein; nur hie und da steht ein Baum. Merkwürdig ist der Strom von 1766 durch die curiosen, hohen, schuppigen Formen seiner Lava, kurz vorher, ehe man diese Region verläßt. Die Plaine bis Nicolosi, am Fuße der Monti Rossi, ist mit schwarzem Eruptionssand bedeckt, was einen sonderbaren, düstern Effect macht. Um 1 Uhr erreichten wir diesen Ort, und um 4 Uhr fuhren wir, dem Wagen der Engländerinnen folgend und von einem etwas angetrunkenen Gendarm eskortirt, in Catania ein. Die beiden Damen waren den andern Morgen um 7 Uhr wieder frisch auf den Beinen, was nach einer so anstrengenden Besteigung etwas sagen will. Ihre beiden französischen Vorläuferinnen, Mesdames la Motte, lernten wir auf der Fahrt von Malta nach Trapani kennen. Nur die Jüngere von ihnen erklomm den Gipfel, die andere

kam nicht bis an den Krater, wie sie mir es selbst beim Einlaufen in den Golf von Neapel erzählten.

Im Sommer ist der Aetna eine Damen-Parthie, — doch nur im Sommer, wo man bis Casa Inglese reiten kann; daher alle Ehre den Damen, die ihn trotz des Schnees bestiegen und hierdurch wirklich eine große Probe von Muth und Ausdauer ablegten.

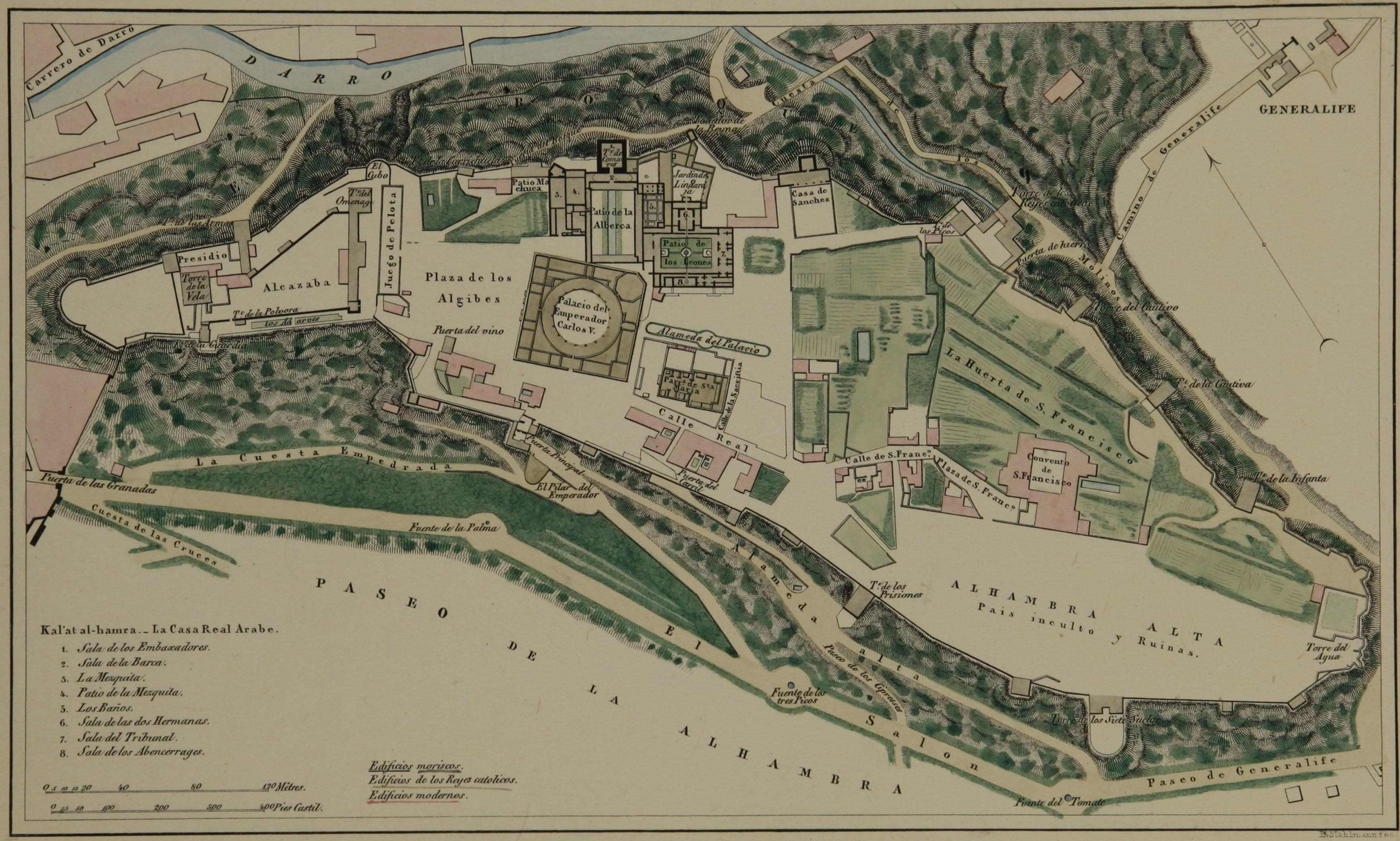
Der 9te Mai war ein warmer, heiterer, wolkenloser Tag. Die Strada Aetnea durchschneidend, sahen wir den Aetna in voller Klarheit sich über dem Ende derselben erheben. Die Färbung des Berges war ein duftiges Blauschwarz, gegen das der Schnee des oberen Theiles scharf abschnitt, an welchem nur einzelne schmale Streifen noch etwas tiefer gingen. Ein wenig mehr als das obere Drittel war mit Schnee bedeckt. An dem schwarzen, daraus hervorsehenden Kegel konnten wir deutlich die beiden höchsten Spitzen erkennen; die rechter Hand, die schärfere, aber etwas niedere, war diejenige, welche wir bestiegen hatten. Rauch war von unten nicht zu entdecken, was bei der Höhe des Berges wohl sehr natürlich. den 9ten Mai.

Wunderbar schön ist der Blick auf den Aetna aus dem Klostergarten der Benedictiner von St. Nicolo, einer Oase von Cypressen, Laubholz und den prächtigsten Rosenhecken, mitten in der schwarzen Lava von 1669. Als der Strom, der Catania zerstörte, sich dem Kloster näherte, — so sagt die Legende, — verließen alle Mönche, bis auf einen dasselbe in großer Eile. Dieser Mönch ergriff den hier aufbewahrten Nagel des Kreuzes Christi und hielt die Reliquie dem Strome entgegen, worauf die glühende Lava um das Gebäude herumfloß, ohne ihm zu schaden. Man führte uns in die enorme Kirche, die

den bekannten Reichthum des Klosters bekundet. Hier saß fast die ganze Dampfschiffs-Gesellschaft in langen Reihen, um den Tönen der berühmten Orgel zu lauschen. Der Prior zeigte mir und meinem Bruder seine Mineralien-Sammlung, wobei uns Baron von Waltershausen begleitete. Sie ist besonders reich an Schwefel-Stronzian und Augit-Crystallen, wie auch an Laven des Aetna.

Schon um 12 Uhr lichtete unser Palermo den Anker; beim à Pic-Heben desselben näherten wir uns der Lava, die sich wie ein schwarzer, niederer Fels schroff in's Meer taucht. Unbeschreiblich schön nahm sich der Aetna von der Rhede aus, mit Catania zu seinen Füßen. Je mehr wir uns entfernten, je höher und je bläulicher wurde er, bis nach und nach die Häuser, Bäume und Hügel an seinem Fuße gänzlich verschwanden, und er ohne Vorland gerade aus der See aufzusteigen schien.

Die Alhambra.



LA FORTALEZA DE LA ALHAMBRA.

Warm und heiter schien die Sonne Andalusiens in meine Cajüte; — ich erwachte, warf einen Blick durch's Fenster auf die mächtige Sierra Tejeda, die rechts neben uns in die Wolken ragte, dann ging ich auf's Verdeck. Da dehnte sich weithin die hohe, bergige Küste aus mit ihren vielen abgerundeten Kuppen über- und hintereinander, mit den einzelnen, weißen Häusern, bis hoch daran hinauf, und den Ortschaften an der See. — Grade vor uns, am Fuße der Berge, konnte man Malaga unterscheiden, das nach und nach immer näher kam, mit seiner hohen Maurenfeste Gibralfaro auf einem steilen Hügel rechts daneben, und den viereckigen Thürmen der Alcazaba an der Berglehne, welche die Stadt mit Gibralfaro verbindet. den 3ten Juli.

Der Wind war schwach, die Fregatte kam daher nur langsam vorwärts. Die hohe Sierra verschwand hinter der Ostspitze des flachgeschwungenen, weiten Golfs, an dem Malaga liegt. — Ueber der Stadt erhebt sich majestätisch, ein Riese unter den Gebäuden, die hohe Cathedrale, wie St. Peter über Rom. — An der Küste sahen wir einzelne Thürme, die in alten Zeiten als Schutz gegen die Einfälle der Mauren dienten.

Unsere Mannschaft hatte sich frisch weiß gekleidet. Capitain d'Arcollière ergriff selbst das Sprachrohr; sämmtliche

Offiziere gingen auf ihren Posten. Alle Segel wurden auf einmal gegeit, und dann, etwa zwei Meilen von der Küste, der Anker in 19 — 20 Faden geworfen. — Anfangs mußte der Besan uns herumhelfen, dann das wiedergesetzte und backgebraßte Kreuzmarssegel uns im Lauf aufhalten, um den Anker nicht zu überschießen. — Es war Sonntag, daher Messe in der Batterie. — Bald darauf kam der preußische Consul, Herr Rose, an Bord, mit dem ich sogleich an Land ging.

Die Lage Malaga's ist sehr schön zu nennen. Das westliche Cap der Bucht, Torre de los Molinos, gleicht sehr dem Cap Zaffarano von Palermo aus gesehen; eine der Bagaria ähnliche Fläche sondert es von den Gebirgen des festen Landes. Seine Form ist schön und massig. Bei dem herrschenden Ostwind war es mit einem leichten, aber noch dichteren Nebelflor überzogen, als die übrigen Theile der Küste. Der Ton der Stadt ist gelblich, wie der Palermo's. Die Gebirge zeigten, gleich dem sonnendurchglühten Fels von Malta und den nackten Bergen Griechenlands, ein braungelbes, verbranntes Colorit. Gegen die Ostspitze zu liegen zwei in der Wurzel zusammenhängende Bergkegel, „les tetons de Malaga," — das Wahrzeichen der Gegend. — Links und rechts der Stadt ziehen sich einzelne Häuser, Bäume und Cactus-Pflanzungen hin. Ueberall kriechen, nach griechischer Art, die stocklosen Reben an den Bergen hinan; nur hie und da erblickt man einzelne Cactus-Pflanzungen an ihren Hängen. Doch war dies wenige Grün nicht im Stande, dem gelbbraunen Colorit irgend Abwechslung zu geben. — Der Hafen Malaga's ist schräg in die Küstenlinie eingeschnitten; etwa in der Richtung von S. W. nach N. O., weshalb es auch von Weitem scheint, als liefe die Mole, die ihn gegen die See schützt, mit der Küste

parallel. — Am Ende derselben steht der weiße Leuchtthurm, in der kleinen Batterie San Nicolo, während sich in der Mitte des Muelle viejo eine ähnliche Befestigung, Castillo de San Felipe genannt, durch zwei kleine, weiße Häuser markirt. Außerdem wird die Westseite des Hafens von zwei auf kleinen, abgerundeten, molenartigen Vorsprüngen (Embarcadères) gelegenen Batterien vertheidigt.

Dem Sonntage zu Ehren hatten alle Batterien die gelbe, rothgestreifte spanische Flagge gehißt und die Schiffe des Hafens geflaggt. — Es war kein Kriegsfahrzeug darin, denn die französische Sechszehn-Kanonen-Brigg, l'Argus, ein alter Bekannter aus dem Golf von Salamis, war eben unter Segel gegangen, als wir auf der Rhede ankamen.

Das Boot des Consuls setzte mich bei der Casa del Sanidad an's Land, von wo ich mich sogleich nach der Cathedrale begab. Alles erinnerte mich hier an Sicilien, so auch die Tracht der Frauen. Die Männer fast aller Stände, die Seeleute nicht ausgeschlossen, tragen leichte Zeugjacken von heller oder dunkler Farbe, eine rothe Binde um den Leib und eine eigenthümliche Art von niedrigem Hut mit zwei schwarz seidenen Pompons an der Seite. Kein Spanier geht ohne Schnurrbart. Die Häuser gleichen sehr denen von Malta, besonders in Bezug auf die eigenthümliche Art der Balkon's. — Die meisten Fenster sind vergittert.

Die Cathedrale macht auch im Innern einen großartigen Eindruck. — Sie ist im Renaissancestyl erbaut, und ihr Plafond mit sonderbaren, maurischen Arabesken verziert. — Der Chor, berühmt durch sein Schnitzwerk, steht in der Mitte der Kirche. Unter den Bildern zeichnen sich zwei Madonnen von Cano und Cerezo aus. Die Hauptmerkwürdigkeit ist aber die

Madonna de los Reyes, welche Ferdinand und Isabella während der Belagerung von Malaga in ihrem Zelte mit sich führten, und nach der Einnahme der Stadt schenkten. Das Bild ist von Holz; zu den Seiten der Madonna, gleichfalls in Holz geschnitzt und bunt angemalt, knien die beiden königlichen Gatten.

Bevor ich an Bord zurückkehrte, machte ich noch die Bekanntschaft der Familie des Herrn Rose. Der hoffnungsvolle Sohn des Commerzienraths Krause, dessen Onkel mich einst in Swinemünde so gastlich aufgenommen, war vor einigen Tagen in Malaga gestorben. Er ward heute begraben. Ich ging, eine traurige Pflicht gegen einen Landsmann zu erfüllen, gleich nach dem Diner wieder an Land, in der Hoffnung, noch zu dem Begräbniß zurecht zu kommen. Wir eilten so sehr wir konnten. Der evangelische Kirchhof liegt außerhalb der Stadt nach Osten zu. Die Sonne brannte; denn auf dem Wege dahin, längs des Strandes, stand kein Baum, außer ein Paar vereinzelte Palmen. Doch als wir ankamen, war der Todte eben beigesetzt. — Er hatte sich hier die allgemeine Liebe erworben. In ernster Stimmung, und einen Augenblick den umgebenden äußeren Eindrücken entrückt, verließen wir die Ruhestätte unseres dahingeschiedenen Landsmanns, den stillen, an einer Berglehne sich hinziehenden Friedhof, dessen Erweiterung, wie es scheint, von vielen Seiten dringend gewünscht wird. Wir kehrten zur Stadt zurück und wandten uns nach der Alameda. So nennt man den öffentlichen Spaziergang; — Alameda scheint von „Al maidan“ zu stammen, „der Platz“ in orientalischer Mundart. Und wo wäre eine Stadt in Andalusien, die nicht ihre Alameda aufzuweisen hätte! — Auf dem Gange dahin wurden wir von einigen blessirten

Soldaten en bonnet de police angebettelt, welche dabei ihre verstümmelten Glieder entblößten, um unser Mitleid zu erregen.

Die ganze schöne Welt war versammelt. Eine Hälfte saß auf Stühlen und Bänken zur Seite unter den Bäumen, während die andere auf und ab ging. Die Damen mit ihren Mantillas und ihren Abanicos, großen Fächern, mit den kleinen Füßen und dunklen Augen sind meist hübsch. — Sie haben fast alle eine Blume im Haar. Die spanischen Offiziere, welche wir zwischen den verschiedenen Gruppen einherwandeln sahen, tragen die französischen Epaulets noch fast um's Doppelte verlängert. Ein Soldat hatte 15 Dekorationen in drei Reihen auf der Brust.

Nach der Promenade ging ich mit mehreren Offizieren der Fregatte zu Herrn Rose, der eine kleine Gesellschaft versammelt hatte. Der Abend wurde angenehm zugebracht. Besonders amüsant waren die verschiedenen Versuche, die wir machten, spanisch zu sprechen, um uns den Señoritas gefällig zu zeigen, die meist nur ihre Muttersprache verstanden. Die hübsche Tochter des Consuls, eine blonde Spanierin, die einzige, welche deutsch sprach, spielte und sang einige spanische Lieder, Boleros und Fandangos. — Bei der Rückfahrt an Bord leuchtete die See sehr stark. Nahm man Seewasser in die Hand, so schimmerte es wie kleine Glühwürmchen. — Die Strömung aus der Straße ist auf der Rhede ziemlich merklich.

Heute Morgen ward der Thurm der Cathedrale bestiegen, von dem man eine prächtige Aussicht genießt. Die Stadt liegt tief unter einem. Man sieht in die kleinen, viereckigen Höfe der Häuser hinein, mit ihren Säulengängen, die niemals fehlen dürfen, und ihren kleinen Gärtchen, die Malaga etwas den 4ten Juli.

Frisches geben. Das Kloster de la Vittoria zeichnet sich durch zwei Palmen in seinem Hofe aus. Auf dieser Stelle stand während der Belagerung das Zelt Ferdinand's und Isabella's. Ferner zeigte man mir von hier oben die Plaza de los Toros, wo die Stiergefechte in einer Art Circus abgehalten werden. — Man übersah ebenfalls die Alcazaba, die ein Dreieck zu bilden scheint. Sie ist von einer Mauer mit sehr vielen Thürmen umgeben, und eine gedeckte Communication, ebenfalls zwischen zwei Mauern, führt den Berg hinauf zum Gibralfaro. Beide Festen existirten schon zur Zeit der ersten Besitznahme, und die Alcazaba war eine Art Citadelle der Mauren. Das Thal des ausgetrockneten Guadalmedina („des Flusses der Stadt" auf arabisch), zieht sich ein Stück in's Land hinein und bildet eine Einbuchtung in der verbrannten, fast unmittelbar hinter Malaga ansteigenden Sierra gleiches Namens.

Von der Cathedrale gingen wir zur Alcazaba, die jetzt ganz verbaut ist. Man sieht nur noch einzelne maurische Bögen. — Hier holte der Consul die Erlaubniß des Gouverneurs zur Besichtigung des Gibralfaro ein. Der Weg dorthin führte uns durch die schmutzigsten Straßen der sonst reinlichen Stadt. Nur in diesem abgelegenen Theil war der Schmutz ebenso groß, als in Italien.

An der Befestigung ist eigentlich nichts zu sehen. Sie besteht aus einem Rondengang zwischen zwei Mauern, der um den Gipfel des steilen Berges läuft, und ein Paar Plateformen für Geschütze. Einige Kanonen und nur ein Mörser waren aufgestellt. An Brunnen und verfallenen Oefen zum Backen fehlt es nicht. Der Gibralfaro kann sich also eine Weile halten; doch liegt nicht weit davon, gegen Osten, eine leicht verderbliche Höhe, die jetzt nicht mehr befestigt ist. Die Aussicht

gleicht der von der Cathedrale, außer daß man von hier noch besser das Thal des Guadalmedina übersehen kann. Der ausgetrocknete Fluß erinnerte mich an die breiten Betten der Bergströme, die sich aus den Gebirgen Siciliens in die Straße von Messina ergießen. Wir befanden uns grade auf der Rückfahrt an Bord, als der San Michele den Salut abfeuerte, der nach dem sonderbaren Wunsche des Gouverneurs erst über vier und zwanzig Stunden nach der Ankunft erfolgte. — Als die Fregatte schwieg, stieg das alte, sonst so stolze und mächtige Banner Spaniens in der Batterie San Nicolo empor, und die Kanonen des Forts beantworteten den Gruß.

Nach einem copieusen Diner beim preußischen Consul begaben wir uns, Lieutenant Graf Viry vom San Michele, Graf Oriolla, Graf Bismark und ich, nach dem kleinen Platze, von wo die Diligence nach Granada abgefertigt werden sollte. Dies war eine Kutsche wie im theatrum europaeum, die aber dennoch eine entfernte Aehnlichkeit mit einem Postwagen hatte. Es dauerte lange, bis die acht Maulthiere mit ihren gelben Kummeten, oder richtiger Kummetkissen, angespannt waren. — Nach fünf Uhr ward eingestiegen; — die Thüre flog zu und wir rollten davon.

Außerhalb der Stadt angelangt, ging's den Bergen zu, an blühenden Aloë's und Oleandersträuchern, an Cactus-Pflanzungen und Weinbergen vorüber. Die Reisegesellschaft im Wagen bestand außer uns vieren, noch aus einer ältlichen Dame aus Granada, zwei jungen Hamburgern und einem Franzosen. Außen saßen vorn noch zwei französische Maler. Die Conversation ward natürlich meist deutsch geführt, und mit der Schilderung der Fährlichkeiten einer Reise nach Granada eröffnet, zu denen sich die Raub- und Mordgeschichten

des Tages gesellten. — „Der Weg nach Granada muß sehr schlecht sein," begann der junge Brinkmann, „denn man erzählt für gewiß, daß mehr als eine Diligence ihr Ende in den Abgründen an der Straße gefunden." Dann handelte es sich von den fünf und zwanzig berittenen Räubern, die jetzt Malaga quasi blokirt halten sollten. — „Nur die Diligence wird nicht von ihnen angefallen," hieß es, „die Herren derselben haben, wie man sagt, einen Pakt mit den Räubern geschlossen; — aber selbst in der Stadt ist man seines Lebens nicht mehr sicher. Gestern sind bis zehn Uhr Abends fünf Ermordete eingebracht worden." „Das ist noch nichts gegen die Greuel der letzten Weihnachtsnacht in Sevilla," versetzte ein Anderer, „da ist's erst schrecklich hergegangen, da haben sie in einer Nacht fünf und zwanzig Menschen um's Leben gebracht." — —

Die Diligence kroch während dieser und ähnlicher, erbaulicher Gespräche, die Sierra de Malaga langsam hinan. Es war kühler geworden, die Herren stiegen aus. Weithin über die Thäler hinweg, die sich zwischen den abgerundeten Weinbergen zur See hinziehen, sah man die Rhede und unsere Fregatte. — Die Sterne gingen auf, aber die Sierra nahm kein Ende, — sie zog sich und zog sich hin; endlich stieg Alles wieder ein. — Acht Personen waren in einem Raum zusammengepreßt, der für sechs schon zu eng gewesen. Man saß sich in der engen Kutsche, wie in einem Omnibus, in zwei Reihen gegenüber, so daß Knie an Knie gedrängt, den Beinen kein Zoll breit Raum zur Bewegung blieb. Mit dem Schlafen wollte es in der Hitze und bei den schrecklichen Stößen gar nicht gehen, und doch sehnte sich ein Jeder danach, um die Qualen zu betäuben, denen wir auf der Folterbank unseres

stickigen, dunklen Kastens ausgesetzt waren. Stundenlang hörte man kein Wort, nur hier und da einen schweren Seufzer!

Ich war dennoch ein wenig eingenickt, als ich plötzlich aus dem Schlaf auffuhr. Ein Mann öffnete die hinten, nach Art der Omnibus angebrachte Thür des Wagens. Die Flinte hing ihm über der Schulter. Jeder Unbefangene mußte den Kerl für einen Räuber halten. Doch es wies sich bald aus, daß er nur einer der Guardias de Camino war, die für die Sicherheit sorgen sollen, und der eben seine Belohnung für die Mühe, uns begleitet zu haben, einfordern wollte. — Diese Guardias de Camino sind meistens selbst früher Räuber gewesen.

Endlich ging es bergab, und das im Trabe. — Viele Stunden waren schon verflossen, lange hatten wir vergeblich auf einen Halt gehofft, um uns die Füße zu vertreten, da sahen wir das Licht einer Venta. Man erlaubte uns auszusteigen, dort Wasser zu trinken. Der Wirth lag am Boden. Das Stübchen war klein, rings an den Wänden hingen Krüge und anderes Geräth, wie in einem etruskischen Grabmal. Eine Wand von Rohrstäben theilte das Zimmer; jenseits derselben schlief die Padrona. Die Straße wurde von jetzt an durch einzelne Maulthierzüge, denen wir begegneten, ein wenig belebter.

Um vier Uhr oder noch früher hielten wir bei einer an- den 5ten Juli.
dern Venta an. — Man stieg aus. — Maria, alle Frauen heißen hier Maria, machte Feuer in der Mitte der Stube an, die Gesellschaft der Diligence gruppirte sich darum; über dem Feuer war eine Esse, wie in Westphalen. Das Geschirr hing auch hier an den Wänden umher. Einer der französischen

Maler gab seine Chocolade zum Besten. Eier wurden gekocht. Man deckte ordentlich den Tisch und gab uns Servietten, obgleich das Zimmer grade wie ein Stall aussah. Nach dem Souper ging's hinaus. Draußen sahen wir nahe vor uns schöne Berge, die Sierra de Antequera, und den Mond darüber. Der Tag brach an. — Die Diligence holte uns ein. Durch ein paar hübsche Thäler, von denen eins mit einem Kastanienwald, und über eine Art arider Hochebene, ging es nach Lora (Loja) am Xenil (Genil), wo wir etwa zwischen sechs und sieben Uhr Morgens ankamen. Als wir zwischen Gartenmauern in das Städtchen einfuhren, trabte ein Kerl hinter uns her, mit der Flinte am Pferde uns verschmitzt nachlächelnd. Die Andalusierin nahm's tragisch, die Pseudo-Cassandra, und raunte mir zu: „der wird sicher heute Abend beim Abfahren der Diligence aufpassen;" denn hier sollten wir während der Hitze liegen bleiben.

Der Tag verging schnell. Die Lage von Lora ist hübsch; das Thal nicht sehr breit, die Berge sind oben kahl, doch giebt es unten Bäume. — Auf einem Fels in der Stadt liegt das maurische Castell, die Alcazaba. Die Frauen sind schön. Die Männer sehen characteristisch aus; sie sind fast alle mit Flinten bewaffnet und tragen das Bajonnet in der Scheide. Sie haben enge, gestreifte Beinkleider oder weite, unten aufgeschnittene Tuchhosen und Lederkamaschen an, die an der Seite offen, dazu eine Jacke, die sie wie einen Dolman umwerfen. Alles reitet auf Pferden oder Maulthieren. — Man sieht hier auch eine andere Art Hüte als zu Malaga, von spitzer Form mit einem Pompon oben darauf. — Die Bettler tragen braune Jacken mit Stehkragen und weite braune Hosen, meist mit blauen Streifen. Dies soll das Costüm der Mancha sein. —

Vor unserer Posada stand eine zum Stall für das Dragoner-Regiment No. 1. del Rey eingerichtete Kirche. Die Uniform dieses Regiments besteht in einem gelben Collet mit hellblauem Kragen und Aufschlägen von derselben Farbe. Die Wings auf der Schulter sind von Messing, ebenso die Knöpfe. Dazu trugen die einzelnen Leute, die wir vor dem Stalle sahen, einen krummen Säbel und eine gelbe Mütze. Einige Dragoner waren noch in der alten Uniform, hatten rothe Epaulets und führten Pallasche. Die Pferde waren in keinem besondern Futterzustande; die Lattirbäume fehlten, wie bei den Franzosen.

Unser spanisch sprechender Franzose aus dem Innern der Diligence machte sich für die Gesellschaft sehr nützlich, obgleich auf lärmende Weise. Die Gerichte des Landes behagten mir wenig. — Die Wirthshäuser in Spanien kann man in drei Rangklassen theilen, wie man mich hier belehrte. Auf der niedrigsten Stufe steht die Venta, Venda, Benta; dann folgt die Posada, und einen großen Gasthof nennt man eine Fonda. — —

Abends sechs Uhr fuhr die Diligence wieder ab. Jenseits Loxa sahen wir vor uns in weiter Ferne die Sierra Nevada. — Das Land, das wir durchreisten, ist sanft hügelig, zum Theil mit Olivenbäumen bepflanzt. Wir folgten, wie es mir schien, meist dem ausgetrockneten Bette des Genil (Xenil). — Die Nacht war schön, wollte aber gar nicht enden; — die Leiden der vergangenen wiederholten sich.

Die Sterne begannen ihr Licht zu verlieren; der Tag graute. Gott sei Dank, die endlose Nacht war vorüber! Im Wagen regte es sich. Mit Seufzen und Stöhnen erwachte Einer nach dem Andern. Ich verdrehte mir den Hals, um

den 6ten Juli.

durch das Fenster hinter mir zu erkennen, wo wir uns eigentlich befänden. Ein dunkelblauer Bergzug folgte uns linkerhand. Da gab es schon wieder einen Ruck und Alles flog zusammen. So war es ja die ganze Nacht hindurch gegangen; die vielen kleinen Gräben, die das Thal durchziehen, waren daran Schuld. Einzelne Maulthierzüge gingen mit ihrem Geläute an uns vorüber.

Statt der andalusischen Bauern, die uns bisher allein begegnet, auf hohen Rossen, die Flinte am Sattel, sahen wir jetzt hier und da einen Reiter auf kleinem, türkisch aussehendem Pferde, stolz der Straße ziehen. Sattelzeug und Bügel nach orientalischer Art, aber die Candaren alt-spanisch mit immensen Anzügen. Der Reiter sah vornehm aus, viel vornehmer noch, als der stolz vom Gaul herabschauende Landbewohner oder Contrabandista. Er schien der Stadt anzugehören. Den niedren, spanischen Hut auf das eine Ohr gedrückt, in einer bunten, reich mit Schnüren besetzten Jacke, mit weiten Beinkleidern angethan, die unten aufgeschnitten, und kurzen Lederkamaschen, ein langes, schmales Tuch, wie ein Plaid über die Schulter geworfen, die Flinte an der Lende herabhängend, ritt er, eine Gestalt, ähnlich den mexikanischen Reitern in Nebel's Abbildungen, in die frische Morgenluft hinein. — Die Andalusierin steckte den Kopf zum Fenster hinaus und sagte mir etwas auf spanisch, was mir vorkam, als sähe sie ihre Heimath Granada.

Der enge Sitz im Wagen gestattete mir keine freie Aussicht, nur hier und da sah ich ein Bruchstück der Gegend. Kaum ahnte ich im Zwielicht eine Stadt, die sich an Hügeln hinzog, so war sie auch schon wieder meinen Blicken entschwunden. Bei einer späteren Windung des Weges konnte ich einen Blick auf die großartigen Umrisse der hohen, langgedehnten

Sierra Nevada werfen, die in tiefem Dunkelblau und Violet vor uns lag. Dann kam wieder die Stadt zum Vorschein, in der alle Augen die Alhambra suchten. Eines dieser Bilder nach dem andern flog an den Fenstern vorüber, ohne daß wir uns das ganze Gemälde der Gegend zusammensetzen konnten.

Länger hielten wir es nicht in dem Kasten unserer Karosse aus; die hintere Thür wurde geöffnet, und Alles sprang heraus. Der Moment war günstig. Die sieben starken Maulthiere, die uns von Loja, ohne anzuhalten, acht Leguas hergezogen, wurden in einem Bache getränkt. Die Kutsche stand mitten im Wasser; mit einem guten Sprung war das Trockene erreicht. Da lag das prachtvollste Panorama vor uns ausgebreitet, das man sich nur immer ausmalen kann! — Frische Morgendüfte stiegen aus der herrlichen Ebene auf, in der der Xenil und der Darro sich vereinen. Man kann die Vega von Granada als ein immenses Thal ansehen, das im Westen, Norden und Osten von einem weiten Halbkreise zusammenhängender Hügel und Gebirge umgeben wird, während auch im Süden Hügelreihen es begrenzen. Diesen Halbkreis eröffnen links am Xenil lichtblaue Hügel, daran schließt sich ein dunkelblauer Berg mit schönen Umrissen. Vor demselben steigen bräunliche, verbrannte Hügel aus der Ebene auf. In ihrer Wurzel zusammengewachsen, bilden sie eine einzige, sanft ansteigende Pente, an der sich in breiter Ausdehnung Granada wie eine mächtige Stadt hinaufzieht. Unten umsäumt sie frisches Grün, Laubholz und einzelne Cypressen. Die Gipfel der Hügel über Granada sind kahl und verbrannt, nur hie und da klettert der Cactus oder die Aloë bis zu ihnen hinauf. „Wo ist die Alhambra?“ hieß es von allen Seiten. Rechts über der Stadt zieht sich ein kleiner, schattiger Wald den Berg hinan. Je

näher wir kamen, um so deutlicher trat die alte Maurenveste an seinem Saume als eine Masse von braunrothen Thürmen und Gebäuden zwischen Kirchen und Klöstern hervor. Noch höher hinauf und weiter zurück liegt der klosterähnliche Jeneralife. Rechts an den dunkelblauen Berg und die Hügel Granada's schließt sich, die Letzteren fortsetzend, ein oben gerade abgeschnittener, verbrannter Rücken, hinter dem eben die goldene Sonnenscheibe aufzusteigen begann. Wundervoll violet und rosa färbten ihre Strahlen den abgerundeten Berg, der als verbindendes Glied der hohen, steilen, mächtigen Sierra Nevada die Hand reicht. Unbeschreiblich schön ist dieses Gebirge, dieser lange Berg von edlen, großartigen Umrissen umzogen! An seinem grathartigen Kamm zeigte sich hie und da ein vereinzelter Schneefleck, während sich an anderen Stellen der Schnee in schrägen, parallelen Streifen kaum merklich herabsenkte.

Von dem ersten Morgenstrahl getroffen, erglühte, gleich einer Alpenspitze, die höchste der vielen kleinen, spitzen Kuppen, welche auf dem scharfen Rücken der Sierra aufgesetzt sind. Die Masse des Berges behielt lange ihre dunklen, bläulichen Tinten bei, die, nach und nach immer durchsichtiger werdend, allmälig in das Violete übergingen. Da trat die blendende Sonnenscheibe hinter ihrem Hügel hervor und übergoß das obere Drittel der Sierra Nevada mit dem prachtvollsten Rosenlicht; der übrige Theil des Berges aber nahm seinen gewöhnlichen verbrannten, bräunlichen Ton mit den einzelnen breiten, braunrothen Streifen an, die ihm etwas so Eigenthümliches verleihen.

In den Anblick der zauberischen Gegend versunken, hätten wir fast unsere abenteuerliche Kutsche vergessen. Sie rollte eben davon. Das erfrischte Siebengespann setzte sich in einen gelinden Trab, so daß es galt, tüchtig zuzuschreiten, wenn wir

nicht zurückbleiben wollten. Der muntere Zagal lief mit seinen Thieren um die Wette, sie durch Worte und Schläge im Gange erhaltend, — und das wollte etwas sagen, denn er hatte fast die ganzen acht Leguas bereits im Trabe zurückgelegt. Der Majoral, der würdige Tyrann des Fuhrwerks, rührte sich nicht von seinem Sitz, führte nur vornehm die Zügel, während der Zagal, ganz Thätigkeit, sich für seinen Gebieter zerriß.

Durch eine schattige Allee näherten wir uns Granada. — Sie führte uns an dem Vereinigungspunkt des Xenil und des Darro vorüber zu der prächtigen Alameda. Eine Fülle der schönsten Blumen duftete uns entgegen. Durch diesen reizenden Spaziergang unter hohen, schattigen Bäumen, mit den plätschernden Springbrunnen an seinen Enden, gelangt der Reisende aus dem Süden zur Stadt. An der Duane hielt unsere Karosse an. Man trennte sich, — doch der deutsche Theil der Gesellschaft blieb brüderlich beisammen und wandelte durch sanft ansteigende Straßen der Alhambra zu. Sie war ja der Stern, der uns so mächtig angezogen! Durch die im Style Carl's V. erbaute Puerta de las Granadas tritt man in den schattigen, von breiten Wegen durchzogenen Laubwald, den Paseo de la Alhambra. Er zieht sich am Abhange hin. Der Weg erweitert sich. Linker Hand erhebt sich eine hohe Mauer, an die sich der Pilar del Emperador, die Fontaine Carl's V. lehnt. Nachdem man an ihr vorübergegangen, steht man nach einer kurzen Wendung links, vor dem hohen maurischen Bogen, der den Haupteingang in die Alhambra bildet *). — Durch die Puerta Principal steigt der gepflasterte Weg, sich scharf rechts wendend, zum Plateau der Feste auf. Wir traten auf die

*) Zur nähern Verständigung ist ein Plan der Alhambra beigefügt.

Plaza de los Algibes hinaus. Rechter Hand steht der im Renaissancestyl begonnene, aber unvollendete viereckige Pallast Carl's V., mit dem runden Hof in der Mitte; zur Linken erheben sich die Thürme und Zinnen der Alcazaba. Der Theil dieser alten maurischen Festung, der nicht verfallen, dient zum Gefängniß. Gegenüber dem Aufgang ziehen sich an einer Mauer zeltartige Bedachungen hin, als Schutz gegen die glühende Sonne. Unwillkürlich mußte ich dabei der Zelte bei Bakschiserai gedenken, unter welchen Schaaren krimmischer Tartaren eines Kameelrennens harrten. Rechts an diesen Bedachungen fort, verdeckt durch die Ecke des Pallastes, ist der unscheinbare Eingang in den berühmten Sommerpallast der maurischen Könige. Ein Trupp geschlossener Verbrecher, von wenigen Soldaten eskortirt, zog eben hinein. Dies sind die fleißigen Hände, welche die Regierung als Arbeiter benutzt, um im Vereine mit geschickten Handwerkern das Innere des Pallastes wieder herzustellen. Der Zweck wird dabei vortrefflich erreicht, wie wir uns bald selbst überzeugten. An der Eingangsseite der Plaza de los Algibes befindet sich eine Reihe moderner Häuser. Aus ihnen hervor auf den Platz springt die kleine Puerta del Vino. Obgleich sie an dieser Stelle jetzt zwecklos steht, wäre es doch schade, wenn der schöne maurische Bogen wirklich einem Engländer gehörte, wie mir unsere französischen Maler erzählten; der könnte ihn vielleicht gleich den Elgin Marbles entführen. — —

Weht uns schon durch den hohen Eingangsbogen der Puerta Principal jener mystisch-romantische Hauch des Morgenlandes entgegen, wie vielmehr noch umgaukelte er unsere Sinne beim Eintritt in das Innere des Sommer-Seraï! Willst du die maurische Baukunst in ihrer höchsten Vollendung,

in ihrer vollen Pracht und feinsten Ausführung bewundern, suche sie nirgend anders wo auf, als hier. Du findest sie so vollendet selbst im Orient nicht. Mir wenigstens ist's so ergangen. Für mich ist die Alhambra ein magischer Feenpallast, dem nichts zu vergleichen. Laß dich nicht durch den äußeren Schein der hehren Feste täuschen, die wie eine mächtige Herrin über Granada thront. Erwarte keine weiten Räume und imponirenden Steinmassen; — schließe nicht von der äußeren Rinde auf den Juwel, den sie birgt! Alles athmet Lieblichkeit und Rosenduft in diesem winkligen Zauberschloß mit dem Gewirr von Zellen und kühlen, gewölbten Sälen, das sich um die reizenden, kleinen Höfe und Gärtchen herumlegt. Magisch und anmuthig, wie das duftende Schmuckkästchen einer Dame, ist die Alhambra!

Der Patio de la Alberca mit dem länglichen Bassin in der Mitte, nach den Myrthensträuchern, die dasselbe einfassen, auch der Myrthenhof genannt, übertraf schon all meine Erwartung. Doch wie ganz anders wird man bezaubert bei dem Eintritt in den nahen Löwenhof! — Nur die glühende Phantasie des Morgenlandes war fähig so etwas zu erschaffen. Der Patio de los Leones ist die Perle der Alhambra und vielleicht der romantischste Fleck der Erde. Eine schattige Säulenhalle von leichten, maurischen Bögen und schlanken, zartgegliederten Marmorsäulen umschwebt dies paradiesische Gärtchen; ernst wie ein Kreuzgang und anmuthig wie ein Gebilde aus 1001 Nacht. — Auf den schmalen Seiten des länglichen Vierecks tritt sie gleich zwei kleinen Kiosks (Köschks) mit breitem Dach erkerartig mitten in den Rosen- und Blumenteppich des Gartens hinein. In der Mitte erhebt sich, ein Denkmal vergangener Zeiten, der berühmte Löwenbrunnen.

Von ihm fließen vier kleine Bächlein zwischen Myrthenhecken nach den Seiten ab, um die Springbrunnen der anstoßenden Gemächer zu speisen. — Hier und da steht ernst und einsam eine junge Cypresse, wie jene düstern Wächter an den Gräbern der Moslim. Von der Säulenhalle getragen, steigen rings die blendend weißen Wände auf, mit den reichsten Arabesken in Stuck, gleich einem Gewebe von brüsseler Kanten überzogen (wie Gräfin Hahn es sehr richtig bezeichnet). Der dunkle Himmel Andalusiens wölbt darüber sein azurnes Dach.

Hohe, stolze Pforten führen in die anstoßenden Salas de las dos Hermanas und de los Abencerages. Wunderbar schön sind diese Säle mit den reichen Arabesken und Schnörkeln an den Wänden und den reichen Verzierungen, die wie bunte Tropfen von ihrem kuppelartigen Gewölbe herabhängen. — Ganz ähnlich ist die Sala de los Embaradores, welche die Sala de la Barka wie eine Art Vorhalle mit dem Patio de la Alberca verbindet. Die Sala del Tribunal, in welche man durch einen der Erker des Löwenhofes tritt, bildet nicht wie die vorigen ein Quadrat, sondern ein Oblongum. Drei Pforten führen in die Säulenhalle des Patio de los Leones.

Die Bäder der Alhambra gleichen denen des Eski Seraï zu Constantinopel, die ihr Licht von oben durch die durchbrochenen Muster ihrer Marmorkuppeln erhalten. An die Baños reiht sich der Theil des maurischen Pallastes, den Carl V. und die katholischen Könige zu ihrem Gebrauch haben herstellen lassen. Durch eine offene Gallerie gelangt man zu dem anstoßenden Tocador de la Reyna, der thurmartig gegen den Abgrund vorspringt. Man nennt ihn hier den Erker Kaiser Carl's. Von diesem Gemach, dessen Wände mit Arabesken in raphaelischem Geschmack geziert sind, hat man ein wundervolles

Panorama der Gegend. Die vielen Bogenfenster zerschneiden es in einzelne reizende Bilder. Das Fenster mit dem Jeneralife gefiel mir am meisten.

Die Alhambra bildet eine kleine Stadt für sich. Hinter dem unvollendeten Kaiserpallast ziehen sich Häuser und Gäßchen fort. Seit Kurzem ist selbst eine nette, reinliche Fonda hier oben entstanden, die wir bei unserer Ankunft sogleich für uns in Beschlag nahmen. Auch an einer Kirche fehlt es nicht.

Den Sonnenuntergang genossen wir von der Torre de la Vela, dem Thurme der Alcazaba, auf dem zuerst die christlichen Banner aufgepflanzt wurden. — Von hier hat man die herrlichste Aussicht auf Granada und die Ebene, die Alhambra und den Jeneralife mit der hohen Nevada im Hintergrund.

Jahrhunderte sind verflossen, seit die Araber das paradiesische Thal von Granada verlassen, doch der Alhambra haben sie ihren Stempel fest und unverwüstlich aufgedrückt. Wer sie betritt, fühlt sich mit einem Zauberschlage in den Orient versetzt, in jenes Land schwärmerischer Träume, in das Land unnennbaren Sehnens, in das lieblich-ernste Morgenland. Ein glücklicher Jugendtraum war mir der Orient. In der Alhambra, — in Granada träumte ich ihn noch einmal. Das Morgenland ist romantisch und phantastisch, wie die erste Liebe! Wer es in der Jugend gesehen, dem stehts mit Rosenlicht übergossen noch am Ende seiner Tage vor der Erinnerung. Mich zieht's immer wieder dahin. — Von den Zinnen der alten Maurenfeste senkt sich jener Hauch des Morgenlandes auf Granada und das ganze Thal herab. — Von der Torre de la Vela ging's hinab auf die Alameda. Leider war es zu spät, um die Schönheiten Granada's zu treffen. Wir sahen dafür einen Akt aus Lucia di Lammermoor im nahen Theater.

Die Sterne funkelten hell über dem romantischen Wäldchen unserer Alhambra, als wir spät Abends heimkehrten.

den 7ten Juli. Am Morgen machten wir einen Spaziergang nach dem Jeneralife. Der erste der kleinen Gärten im Innern des Pallastes ist denen der Alhambra ähnlich. Das dem Eingange gerade gegenüber liegende Gebäude, enthält eine schöne maurische Pforte, die in eine gewölbte Halle führt. An der Decke und den Wänden dieses Saales finden wir dieselben stickereiartigen Verzierungen und herabhängenden Tropfen. — Linker Hand faßt den Garten ein gewölbter Gang mit Arkaden und Fenstern nach Außen ein. Die Aussicht aus diesem Bogengang auf die Alhambra ist wunderbar schön. Ihre Thürme und Zinnen ragen aus dem Laubwald am jenseitigen Rande eines kleinen, trennenden Thales hervor. Der Jeneralife schließt noch einen zweiten, weniger eigenthümlichen Hof oder kleinen Garten in sich. Hier stehen die beiden Cypressen, unter denen, der Sage nach, jenes romantische Liebesverständniß entdeckt und so der Grund zu dem Morde der Abeneeragen gelegt ward. — An dem Abhang über dem Jeneralife ist ein kleiner, moderner Pavillon erbaut, der eine noch umfassendere Aussicht gewährt. Um die Alhambra herum, zu ihren Füßen, gruppirt sich Granada. Schaut man hinter sich, so sieht man die Sierra Nevada über den Gipfel des Berges hereinragen. — Gegen Süden zeigte man uns jene Höhe, von der die scheidenden Mauren den letzten Blick auf Granada warfen; — man nennt sie noch heute: „el ultimo suspiro de los Moros.“ — Den übrigen Theil des Vormittags brachte ich mit Zeichnen in der Alhambra zu. Die Hitze war unerträglich. Die Arbeiter im Löwenhofe unterhielten sich, wie es schien, sehr eifrig über den letzten Krieg.

Am Nachmittage setzten wir uns zu Pferde, um die Merkwürdigkeiten Granada's in Augenschein zu nehmen. — Zuerst besahen wir die Cathedrale, die sehr große Aehnlichkeit mit der von Malaga hat. Der Chor liegt auch hier in der Mitte. Die Wände der Capilla de San Miguel sind mit dem schwarzen Marmor der Sierra Nevada ausgestattet. In der Capilla San Bernardo befindet sich ein schönes Altarbild von Boca Negra. Das hohe Gitter der Capilla Real, welches den Hochaltar und die Königsgräber von dem übrigen Theil der Capelle scheidet, war leider schon geschlossen, und keine Möglichkeit vorhanden, noch heute Einlaß zu erhalten. Man zeigte uns das Heiligenbild: Nuestra Señora de la Antigua, welches dem Heere vorgetragen wurde, das Granada einnahm. Ferdinand und Isabella schenkten es der Stadt. — Zu der Kirche San Juan de Dios war es ebenfalls schon zu spät. Wir ritten daher zur Cartuja. Unterweges begegneten wir der Leiche eines Selbstmörders; er war schon blau im Gesicht. — Dann kamen wir über die Plaza del Triunfo, in deren Mitte die Statue der „Virgen de Pilar" steht. Links an der Mauer eines Gartens sieht man zwei Palmen; es waren die ersten, die uns seit Malaga zu Gesicht kamen. Die Plaza de Toros befindet sich auf derselben Seite. Rechts auf den Höhen gewahrt man die beiden hintereinander liegenden maurischen Thore: la Puerta del Bira und la Puerta de Monarca in dem Barrio de Albaſſin. — Zwischen hohen Mauern gelangt man zur Cartuja. Der Kirchhof derselben ist ein schöner, mit Cypressen bepflanzter Garten. Die Kirche enthält einige Kostbarkeiten und Kunstschätze, namentlich vier Murillos und mehrere Bilder von Cano. In der Capilla Santa Santorum befindet sich eine Auswahl prächtiger Marmorarten. Die Sacristia

bewahrt zwei schöne Nonnen von Murillo. Die Schränke oder hohen Kommoden an den Wänden sind alle mit Schildpatt und Elfenbein eingelegt.

Von der Cartuja ging's hinauf zur kleinen Kapelle San Miguel el Alto, die auf den Höhen liegt, an denen Granada sich hinaufbaut. Beim Hinritt hatten wir die Sierra Nevada vor uns. Wir kamen gerade zu rechter Zeit bei der Capelle an, um den Sonnenuntergang von diesem herrlichen Punkte aus genießen zu können. Links unter uns, durch ein tiefes Thal von uns getrennt, hatten wir den Jeneralife und die braunrothe Alhambra mit ihren abgestumpften Thürmen. Der steile, bewaldete Berg, den sie krönen, greift wie eine Landspitze in das ihn umgebende Granada vor. Am Abhange des Berges, auf dem wir standen, ziehen sich Aloëhecken hin, auch läuft die alte arabische Stadtmauer daran fort, die man bis unten in die Stadt verfolgen kann. An Granada schließt sich die weite, grüne Ebene mit Wäldern und Feldern von lichten, parallelen Hügelreihen begrenzt. Wie eine Insel erhebt sich in ihr der schwarze Monte Santo, dessen Zacken noch mehr durch die dahinter niedersinkende Sonne hervortraten.

Von San Miguel ritten wir durch das tiefe Thal hinüber zur Alhambra. — Am Fuß des waldigen Schloßberges angelangt, schlugen wir den Pfad ein, auf dem die Abencerragen vom Jeneralife zur Alhambra gelangten. Wild und romantisch klimmt er in der Schlucht eines murmelnden Waldbachs zur Feste auf. Eine kleine Wasserleitung bleibt zur Seite. Durch ein Hinterpförtchen ritten wir in die Burg ein. Alle Bewohner der Alhambra hatten sich im Gärtchen unserer Fonda versammelt, um den Tänzen einer Bande von Gitanos zuzusehen. Sie befriedigten uns nur wenig. Die Zigeuner von

Granada sind nicht reinlicher, als die, welche ich in Moskau sah. Vor dem Schlafengehen machten wir noch eine Ronde in den Höfen und Sälen der Alhambra. Hätte der Mond geschienen, wären wir versucht gewesen in den Räumen des Araberschlosses die Nacht zuzubringen, — so aber benahm ihm die völlige Dunkelheit etwas von seinem romantischen Schimmer.

Dem schwülen Tage folgte endlich die labende Abendkühlung. Die Sonne sank eben unter, als ich die Altane der Torre de la Vela betrat, wo ich die letzten Momente vor der Abreise zubrachte. Hier schied ich von der reizenden Alhambra, die mir eine Erinnerung für's Leben bleiben wird. den 8ten Juli.

Um 8 Uhr Abends ritten wir durch's hohe, gewölbte, maurische Thor und hinab durch das Wäldchen, diesen in der Dämmerung viel besuchten, dunklen Spaziergang, in die Stadt hinein und noch einmal vor die Cathedrale. Wir hatten den Küster bestellt, uns die Gräber in der Capilla Real zu zeigen, doch leider war er schon wieder fortgegangen und nicht mehr zu finden. So ritten wir denn an der Alameda vorüber in die sternhelle Nacht hinein. — Auf den Feldern außerhalb der Stadt leuchteten uns mehrere große Feuer entgegen; es war Unkraut, das man verbrannte. Unser Weg führte uns durch ein Paar Ortschaften, die wie Vorstädte aussahen.

Wir mochten einige Stunden geritten sein, als wir die Höhe „el ultimo suspiro de los Moros“ erreichten, wo auch wir Granada unser letztes Lebewohl sagten. Von hier erblickte man noch am Fuß der schwarzen Berge, den langen Streif seiner Lichter; einmal die Höhe passirt, sieht man es nicht wieder!

Hinter dem nächsten Oertchen wurde ein Schluck aus dem birnförmigen, ledernen Schlauch genommen, den wir in Granada

angeschafft hatten. Die Limonade schmeckte unausstehlich nach Leder. Allmälig ging's wieder eine Höhe hinauf. Oben trennte uns ein Maulthierzug von unserm Führer. Wir waren uns eine Zeitlang selbst überlassen, und zwar auf einem so schlechten Wege, daß wir zuletzt absteigen mußten. Endlich war der Verlorne wiedergefunden, worauf wir in das Dorf la Mala einritten, das jenseits der Höhen lag. Erst in einem noch entferntern Dorfe wurde einen Augenblick bei einem Bäcker angehalten, der lange nicht öffnen wollte. Neu gestärkt ging es nun über die Plaine weiter. Das ebene Terrain war wie gemacht für einen tüchtigen Trab, und ein Trab von zwei bis drei Stunden konnte uns nach Alhama, dem Ziel unseres Nachtmarsches, bringen. Wollte ich nicht den unberittenen Treiber des lahmen, hohen, braunen Packpferdes nach spanischer Art zu Fuß neben her traben lassen, so konnte überhaupt von einer schnelleren Gangart keine Rede sein. Er war zwar ein baumstarker Mann, der vielleicht die Ausdauer des Zagal's unserer malagaer Diligence besitzen mochte, — doch mir widerstand es, einen Menschen wie ein Pferd anzustrengen. Ich sah es voraus, daß es so kommen würde, daher hatte sich der Arriero verpflichten müssen, einen berittenen Knecht für diesen Zweck zu stellen. Er hatte nicht Wort gehalten. So ward er die Ursach, daß wir uns verurtheilt sahen, die ganze Nacht im Schritt zu durchreiten.

Doch dies war nicht der einzige Vorwurf, der unseren Führer traf. Schon auf unserer gestrigen Tour hatten wir die Pferde geritten, die uns heute tragen sollten; der Arriero verlangte zwar viel, doch hatten sich dafür seine Thiere bei dem Proberitt als gut bewährt. Als wir aber heute Abend aufsteigen wollten, fand es sich, daß er uns statt der gestrigen

Pferde lauter Mähren gebracht hatte. Ich allein bekam meinen Rappen von gestern. — Ebenso waren alle Sättel umgetauscht. — Bis hierher hatte die Caravane ihren gerechten Zorn unterdrückt; jetzt aber brach er hervor, da wir unseren Nachtmarsch durch den Betrug des Führers um viele Stunden verlängert sahen. Ein furchtbares Complott wurde geschmiedet. Wir verschworen uns, den Esel des Arriero die ganze Nacht hindurch zu kitzeln und zu plagen, damit er nicht eine Minute lang reinen Schritt gehen sollte. Es wurde unter uns ausgemacht, darin abzuwechseln, um das kleine, muntere Thier desto sicherer im Zuckeln zu erhalten. Auf diese Weise ward einem Jeden von uns die Gelegenheit sein Müthchen zu kühlen. So, hofften wir Rachedürstenden, werde der Arriero keine Ruh noch Rast haben, und vielleicht für seine Freveltat wochenlang „ein Wölfchen" mit sich herumtragen. Die Rache belebte die müden Geister auf's Neue. Der kleine, tückische Maulthiertreiber krümmte sich possirlich nach vorwärts auf seinem Eselein. — Es wurde Alles versucht, den Unmenschen zu veranlassen, statt des Knechtes zu Fuß zu gehen, — allein vergebens. — Der kleine Kerl wurde immer giftiger, der stolze Spanier erwachte in ihm, und auf die Pistolen deutend, sagte er: „er werde sich mit den kleinen Maschinen vertheidigen;" — ein schallendes Hohngelächter machte ihn aber bald verstummen.

Mitternacht mochte vorüber sein, als Graf Oriolla sich erbot, bei dem Fußgänger zu bleiben, damit die übrige Gesellschaft vorantraben könne. — Dieses uneigennützige Anerbieten ward sogleich dankbar angenommen, und davon ging's im Galopp und Trab in die Nacht hinein. — Bald aber wurde, wegen des schlechten Weges, aus dem Trabe ein sausender

Schritt! — Wir schliefen fast vor Müdigkeit auf den Pferden ein, als uns plötzlich unser kleiner Tyrann absteigen machte. Es ging hier einen steilen Abhang in ein weites Thal hinunter. Da lag eine Venta am Wege; dies war zu einladend für uns, — wir traten ein, und bald war die Außenwelt in sanftem Schlummer vergessen.

Aus der halben Stunde, die wir ruhen wollten, ward eine Stunde und mehr. Von hier zogen wir quer durch das Thal. Ein Bach, Fuente de Baños genannt, durchfließt es. Der Tag graute, als wir an dem gegenüber liegenden Thalrand hinritten. Hier holten wir den Grafen Oriolla ein, der während unseres Schlafes in der Dunkelheit mit seinem Schutzbefohlenen an der Venta vorübergezogen war. Das Thal der Fuente de Baños verlassend, betraten wir ein Plateau oder einen breiten Rücken.

den 9ten Juli. Die aufgehende Sonne beleuchtete eine völlig griechische Gegend, eine mit Thälern nach allen Richtungen durchzogene Hochebene, ohne Baum und Strauch, mit einem schön geformten, scharfen Bergrücken, dem Monte del Nevazo im Hintergrunde, der auf das Herrlichste dunkelblau und violet gefärbt war. Auch auf die Sierra Nevada hatten wir noch einige Blicke, die in bläulichem Nebelflor links hinter uns lag. Ihre Umrisse waren fast genau die umgekehrten von denen, die sie uns von Granada aus zeigte. Da senkte sich das Plateau auf dem wir ritten; ein steinigter Weg führte sehr allmälig hinab in eine tiefe Schlucht. Am Ende derselben erhob sich, hoch oben auf einem senkrecht aus dem Thal aufsteigenden Kalkfelsen, ein weißes Städtchen; — Alhama lag vor uns, recht wie ein griechischer Ort. — Der Weg führte uns an

mehreren gepflasterten Tennen vorüber, auf denen im Freien das Getreide gedroschen wird.

Sehr zerschlagen und zerstreut ritt unsere Caravane in Zickzacks den Fels hinan. Weit hinter uns folgte dem lahmen Saumthier der gleichfalls lahme Knecht des Arriero, dem sein hoher Stock nicht mehr forthelfen wollte. Eine Unmasse von Maulthieren und Eseln war in Bewegung; der Markt wimmelte von bewaffneten Bauern. Endlich, um 7 Uhr früh, hielten wir vor unserer Posada. — Hier verging uns der Tag sehr schnell. Eine Anzahl andalusischer Bauern hatte sich im Hause versammelt, in ihrem pittoresken Nationalcostüm: den kurzen mit Knöpfen besetzten Hosen, den aufgeschnittenen Lederkamaschen, dem kleinen Filz- oder schwarzen Sammethut mit den beiden Pompons an der Seite. Alle saßen in Hemdsärmeln, die Jacken über die Schulter geworfen, um den Tisch herum. Die braunen, kriegerischen, verbrannten Gesichter belebten sich beim Glase Wein und muntern Gesprächen. Wir mußten ihnen unsere Pistolen zeigen; vor allem aber staunten sie das feine Pulver an. Dann holte einer nach dem andern seine altmodische Flinte mit ausgeschweiftem Kolben herbei, und öffnete die rund um den Leib laufende, buntlederne Patrontasche, um uns sein Pulver in die Hand zu schütten. Sie rühmten sich alle, in dem letzten Kriege mitgefochten zu haben. Ein alter Kerl war darunter, mit einem dunkelrothen Gesicht und einem unförmlichen, mit blendend weißen Zähnen besetzten Munde, der ihm von dem einen Ohr zum andern reichte. Er brachte eben einen Gefangenentransport nach Granada. „Ich behandle meine Gefangenen stets gut," sagte er, „denn," setzte er hinzu, „wie leicht könnte auch ich einmal in der Hitze einen kalt machen, und dann würde ich vielleicht selbst

transportirt." Den Todtschlag hält der spanische Bauer überhaupt nur für ein sehr unbedeutendes Vergehen. Der andere Begleiter des Transports sah so nobel aus, wie ein griechischer Palikar. Doch fast hätte ich das, wenigstens für uns Interessanteste vergessen! Nämlich kurz nach unserer Ankunft in Alhama ging unser Arriero mit einer andern Gesellschaft urplötzlich auf und davon. Er expedirte zuerst seine neue Caravane, während er für seine Person bis zum letzten Augenblick zurückblieb. Meinen Rappen, das einzige schnelle und noch muntere Pferd, hatte er wohlweislich dabehalten; es stand unten gesattelt im Stall. Graf Oriolla merkte, daß der kleine, tückische Mann nichts Gutes im Schilde führte. Er war eben im Begriff mit ihm zum Alcalden zu gehen; doch im Moment, als er dazu einen andern Rock anziehen wollte, entwich der Uebelthäter, und der Rappe trug ihn pfeilschnell davon! — Graf Oriolla und Herr Brinkmann, der etwas spanisch spricht, — brachten es, nach stundenlangem Abmühen in der drückendsten Hitze, endlich dahin, uns einen neuen Arriero ausfindig zu machen, der uns aber nur ein Maulthier und die nöthige Anzahl Esel stellen konnte.

Um 5 Uhr Abends hielten wir unsern Auszug aus Alhama, viel frischer und heiterer, als wir eingerückt waren. Unser erstes Ziel war Velez-Malaga. — Gleich hinter Alhama erstiegen wir wieder das kahle Plateau. Hinter uns lag die Sierra Nevada, vor uns der schroffe Monte del Nevazo mit seinen scharfen Umrissen, den jetzt allmälig die untergehende Sonne zu beleuchten anfing. Unser Weg führte uns rechts um diesen, wie man sagt, silberhaltigen Berg herum in ein liebliches Thal mit Olivenbäumen, das seinen Fuß umgiebt. Vor uns lag eine sonderbar geformte Bergkette. Als wir

diesen Kamm in einer Einsenkung überschritten, bedeckte schon die Nacht das Thal zu unsern Füßen; — nur in weiter Ferne vor uns fiel der letzte Tagesschein auf die im Nebel verschwimmende See. Im Nu ward es stockfinster. — Die allmälig aufgehenden Sterne vermochten nicht den steil absteigenden, holprigen Pfad genugsam zu erleuchten. Die Colonne war weit auseinander. Graf Oriolla ließ, bei dem schnellen Schritte seines Maulthieres, Alles weit hinter sich zurück. Vor mir trieb der junge, muntere Knecht des Arriero den Packesel vorauf. Zuweilen drangen einzelne, abgebrochene Töne des schwermüthigen Liedes zu mir, das der Arriero hinter uns sang. Nach dem kaum hörbaren Klang dieser nie wechselnden, ächt nationalen Weise mußte er sehr weit zurück sein. Anfangs, gleich hinter Alhama, schritt unser Führer munter einher, die Flinte über der Schulter; jetzt aber fing er allmälig an nachzulassen. Hombre! Hombre! rief häufig der Alte über uns hinweg, in die Nacht hinein seinem jungen Genossen zu, indem er die langgezogene letzte Sylbe melodisch verhallen ließ; — und ebenso schallte es zurück. Der Schall gab uns das Maaß der Ausdehnung unserer Caravane. Der Spanier gebraucht die Anrede: Hombre (Mann) so allgemein, daß selbst die kleinen Jungen sich unter einander so anrufen. Das klingt denn freilich oft lächerlich. — Wir fingen eben an den dunklen Abhang hinabzureiten, als der Arriero seine Stimme lauter erschallen ließ, um die Tete zum Halten zu bewegen. Als endlich die Caravane aufgerückt war, gebot uns unser älterer Führer beisammen zu bleiben, weil wir hier wahrscheinlich von Räubern angegriffen werden würden. Graf Oriolla setzte seine Pistole auf und eilte, seinem Thier die Zügel lassend, unaufhaltsam vorwärts in die Nacht hinein. Die beiden

Spanier riefen ängstlich nach der Mula des Grafen. Von Zeit zu Zeit nannten sie halblaut die wohlklingenden Namen unserer Esel, um sie zum Vorschreiten zu bewegen. Der Abhang war steil, die Steine spitz. Graf Viry, der sich gleichfalls kampffertig gemacht, d. h. sich die Pistolen mit einem rothen Schnupftuch um den Leib gebunden hatte, schoß, vom Schlaf überwunden, über den Hals seines Esels herab, bekam ihn aber bald wieder ein. Der Weg war schmal unten im finstern Thale; wir passirten mehrere kleine Trupps von Maulthieren, auf denen einzelne bewaffnete Landleute saßen. Der junge Brinkmann hatte sich für's allgemeine Beste zu sehr angestrengt, und seit Granada kein Auge zugethan. Jetzt überwältigte ihn die Ermüdung; wir hielten daher bei einem einzelnen Hause an, um Wasser zu trinken, denn die Nacht war warm. Hier fanden wir, was wir nicht erwartet hatten, unter den Hausbewohnern eine auffallend schöne Andalusierin.

Ein kurzer Marsch, der uns aber lang vorkam, brachte uns zur nächsten, wirklichen Venta. Hoher, immenser Cactus wie in Sicilien, wenn nicht höher, und hohe Aloëstämme stiegen kurz vor dem Hause neben uns in den Nachthimmel auf; ein Zeichen, daß wir in's Küstenland eintraten. In der Venta lagerte sich die Gesellschaft auf einen Haufen von Mehlsäcken, und schlief ein, während beständig Maulthiertrupps außen vorbeizogen. Ich hatte meinen krummen Rebenstock, der sechs Jahre und mehr mein treuer Reisegefährte war, draußen auf der Bank liegen lassen; ich fand ihn nicht mehr, als ich erwachte. Jetzt irrt er in Andalusien umher! — Wer weiß, was für einer Bande er in die Hände gefallen sein mag. Meine Mutter schenkte ihn mir einst auf einer Parthie in Schlesien; er sollte Afrika und Amerika noch sehen, und dann

in der Ecke des Zimmers auf seinen Lorbeeren ruhen; — doch es ist anders gekommen!

Bald lag die Venta hinter uns; das Reiten ohne Bügel auf dem Sack, der den Sattel des Esels vorstellte, ward allmälig zu beschwerlich, und einer nach dem andern stieg ab und ging zu Fuß. Wir überschritten einen Bach in einem engen Thale. Endlich kamen wir an das Dorf Vinuela. Es war wie ausgestorben, — nur in einem Hause brannte Licht, und eine Menge Leute, namentlich Frauen, saßen davor. In dem Hause lag ein Todter, wie man mir sagte. Am Ausgange des Dorfes, hart rechts am Wege, war ein starker Bivouak; einzelne Feuer glimmten noch. Unser erster Gedanke war: es sind Räuber oder Gitanos; doch es waren nur Landleute, die zum Erndtemachen von einem Ort zum andern ziehen.

Das Thal wurde immer wilder und enger; unter uns sahen wir in einen schwarzen Abgrund hinein; so ging's lange Zeit fort. Wir wurden allmälig müde; der Tag begann zu dämmern.

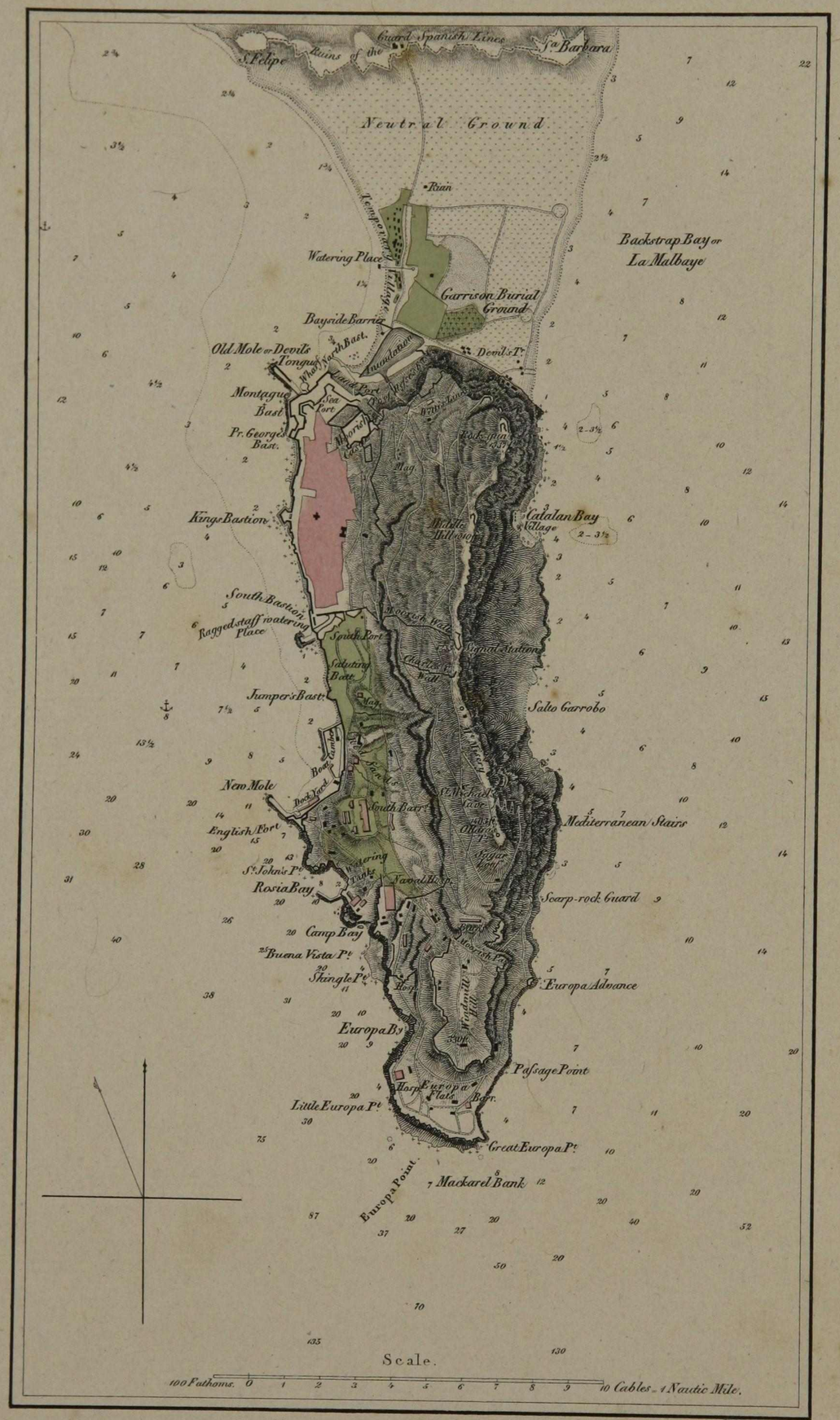
Die Morgenkühlung stellte sich ein; wir trieben unsere erschöpften Thiere vor uns her. Da ward es hell! Welch liebliches Thal! — — Ein dichter, duftender Orangenwald füllte es aus; hoher Cactus, blühende Aloë, blühender Oleander und hohes Rohr faßten den breiten, ebenen Weg ein. — Die Berge zu den Seiten bildeten viele hohe Kuppen, ähnlich denen um Malaga. Der schönste rosige Morgenduft lag auf der Landschaft und der seltsam geformten Sierra, die wir beim Eintritt der Nacht passirt hatten und die jetzt hinter uns über dem Thale stand! — Eine Drehung des Weges zeigte uns Velez-Malaga in geringer Entfernung vor uns, aus dem sich, wie eine Akropolis, das alte maurische Schloß erhebt. den 10ten Juli.

In Velez stärkten wir uns durch eine kurze Ruhe und ein Frühstück; dann bestiegen wir den Wagen, der uns nach Malaga führen sollte. War schon die Diligence von Malaga den Wagen aus dem theatrum europaeum ähnlich, so war es dieses Fuhrwerk noch weit mehr. Auch an Stößen ließ es die neue Karosse nicht fehlen. Der Rückblick auf Velez und das grüne Thal ist wahrhaft zauberisch zu nennen. Sieben prächtige, hochstämmige Palmen erheben sich in dem Städtchen, und hinter der maurischen Feste erblickt man die scharfen, seltsamen Linien der hohen Sierren. — Der höchste Berg darunter ist die sanft gerundete, weit sichtbare Sierra Tejeda.

Da lag die ersehnte See wieder vor uns, und ein frischer Ostwind schwellte die Segel der Schiffe! — Wir folgten nun dem sandigen Strande, gegen den das hohe Land zum Theil in Hügeln, zum Theil in Felsen abfällt, die mehr oder weniger der See sich nähern. Auf jedem der vielen Vorsprünge, die wir passirten, stand ein Thurm, wie sie sonst gegen die Mauren dienten. — Außerdem liegen zwei Forts zwischen Velez und Malaga. — Das erste der beiden heißt del Marquez. Den Namen des zweiten wußte der Majoral nicht anzugeben.

Endlich, denn die Hitze war unerträglich, war die letzte Spitze umfahren; — da lag der San Michele draußen auf der Rhede und Malaga vor uns, am Fuß der Berge, die gegen den Strand abfallen. — Wir nahmen Abschied von den beiden Hamburgern und kehrten an Bord zurück. — Am Nachmittag wurden alle Vorbereitungen getroffen, um am folgenden Morgen unter Segel gehen zu können. Während dessen besuchten einige Spanierinnen die Fregatte.

Die Straße von Gibraltar.


St. Felipe
Ruins of the
Guard
Spanish Lines
Sta Barbara
Neutral Ground
Ruin
Watering Place
Backstrap Bay or
La Malbaye
Garrison Burial
Ground
Bayside Barrier
Old Mole or Devils
Tongue
Devils T.
Montague
Bast
Sea
Port
Pr. George's
Bast.
Kings Bastion
Catalan Bay
Village
South Bastion
Ragged staff watering
Place
Spanish Port
Signal Station
Saluting
Batt.
Jumper's Bast.
Salto Garrobo
New Mole
Dock Yard
South Barrs
Mediterranean Stairs
English Port
St. Johns Pt
Rosia Bay
Scarp-rock Guard
Camp Bay
Buena Vista Pt
Shingle Pt
Europa Advance
Europa Bay
Passage Point
Little Europa Pt
Great Europa Pt
Mackarel Bank
Europa Point
Scale.
100 Fathoms. 0 1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 Cables = 1 Nautic Mile.
H.M. Shinn Ann. lc.

GIBRALTAR.

Ich fuhr aus dem Schlafe auf. Ein Gardemarine hatte mich geweckt, denn wir näherten uns dem Ankerplatze. Ein kalter, scharfer Wind pfiff mir entgegen, als ich die Treppe hinaneilte. Obwohl der Tag kaum zu dämmern begann, war schon Alles Leben und Bewegung auf dem Verdecke des S. Michele. Drohend, gleich einem schwarzen Riesen, stand der Fels von Gibraltar neben uns, und sendete, wie ein Wüthender, seine Böen auf uns herab. Die schlanken Maste der Fregatte bogen sich unter der Wucht seines Zornes. Europa und Afrika bildeten, in tiefes Dunkel gehüllt, noch eine einzige zusammenhängende Masse, und lange dauerte es, ehe ich bemerkte, daß wir uns schon in der Bai von Algeziras befanden. Ich warf einen Blick nach oben: die Marssegel waren gestrichen, und dennoch krachte das mächtige Schiff in allen seinen Fugen. Alles Volk war versammelt, die Offiziere auf ihren Posten, die Manöver-Divisionen um den Fuß der Maste gruppirt. Der Bootsmann und die Bootsmanns-Maate hatten die silbernen Pfeifen angesetzt. Alle Blicke waren nach der Schanze gerichtet. Hier stand der Capitain, das Sprachrohr in der Hand, des Augenblicks harrend, wo sich die düstere Stirn des drohend über uns hereinschauenden Felsens aufheitern würde. Der Stoß war vorüber, die Böe ließ nach. Der schwere Rumpf der Fregatte richtete sich langsam auf, sie athmete freier

den 13ten Juli.

und fühlte sich wieder in ihrer vollen jugendlichen Kraft. Monsieur d'Arcollière ließ die Marssegel wieder setzen. Hunderte von Tritten hallten wieder. Das Schiffsvolk, in langen Zügen an den Marsfallen gereiht, bewegte sich nach dem Takte der schrillenden Pfeifen bunt durcheinander; ein Chaos von Matrosen, Tauen und Soldaten, in dem der Laie nur Verwirrung erblickt, während grade in diesem dicht gedrängten, geschäftigen Gewühle Alles geregelt, Alles Ordnung ist. Die Offiziere feuerten die Leute zur Eile an, und kaum waren die Marssegel gefüllt, so hieß es auch schon: das Schiff wenden; denn es galt, uns in kurzen Schlägen zum Ankerplatz hinauf zu kreuzen. Kurz mußten sie sein, da wir aus Unbekanntschaft mit dem Fahrwasser uns nicht weit westlich gegen Algeziras zu wagen wollten; an den Fels selbst aber, oder in seinen Strich, trauten wir uns auch nicht hinein, wegen der heftigen Böen, die er in Stößen herabsendete. So sahen wir uns genöthigt, wohl ein Dutzend Mal über Stag zu gehen, denn der Wind war gegen Morgen plötzlich nach Osten umgesprungen. Der Ostwind ist stets mit Böen vom Felsen verbunden. Aus diesem Grunde soll es den englischen Kriegsböten verboten sein, während seiner Dauer Segel zu setzen.

Endlich brach der Tag an. Zwei Linienschiffe, der Thunderer und der Formidable, lagen auf der Rhede und setzten, der einlaufenden Fregatte zu Ehren, schon vor Sonnenaufgang ihre Flaggen, sowie die Festung die Union *). Jetzt sahen wir auch hinter uns in blauer Ferne, am Eingange der

---

*) Zur Verdeutlichung der folgenden, flüchtigen Notizen über die Festung und Rhede von Gibraltar ist ein Plan beigefügt; ebenso eine Karte der Straße.

Bucht, die Berge Afrika's, passirten hart am Spiegel des Thunderer vorüber, und ankerten um 6½ Uhr Morgens in 19½ Faden, ziemlich in einer Linie, doch etwas südöstlich von beiden Schiffen.

Der Fels von Gibraltar ist schon aus weiter Ferne den Schiffern kenntlich. Zuerst erblickte ich ihn am gestrigen Morgen zwischen acht und neun Uhr, nachdem wir eben Cap Mulinos aus dem Gesicht verloren hatten. Die schönen Gebirge Spaniens senkten sich nach und nach immer mehr gegen Westen und Süden herab, bis sie sich zu einer kaum sichtbaren Ebene verflachten. An diese reiheten sich neue Hügel, an deren Ende Gibraltar als ein kleiner, weißer Fels, inselartig in die blaue Fluth vorsprang. Hart dabei, nur durch ein kleines Stück Seehorizont, die Straße, getrennt, stieg, einer abgestumpften Pyramide ähnlich, der Affenberg, in lichten Duft gehüllt, aus den Fluthen empor, während die anstoßende Küste Afrika's sich links, wie der Schimmer einer Höhe fortsetzte, bis sie sich bald darauf im Nebel verlor. — So begrüßte ich gleichzeitig mit den Säulen des Herkules zum ersten Male in meinem Leben die Gestade Afrika's, dieses noch unerforschten, wüstenreichen Welttheils. Wenige Augenblicke später schob sich der weiße Fels von Gibraltar vor jene niederen Hügel Andalusiens, die letzten Ausläufer der Sierra Ronda oder Bermeja, bis er sich endlich um vier Uhr des Nachmittags wieder deutlich davon absonderte. Jetzt schien er eine vollkommene Insel zu bilden, da der „Neutral-Ground," die flache Landzunge, die ihn mit Spanien verbindet, noch nicht sichtbar war. — Der Fels von Gibraltar hat, von dieser Seite gesehen, die Gestalt eines Trapezes, auf dessen geraden Rücken rechter Hand, nach Norden zu, ein kaum merklicher Höcker aufgesetzt ist, während links, zu

seinen Füßen, „die Spitze von Europa“ als ein kurzer, flacher Absatz aus seiner steilen Südwand in die Straße vorspringt.

Viele Schiffe kreuzten, gleich uns, unter dem Schutze Gibraltar's gegen den westlichen Wind, den günstigen Ostwind erwartend, der sie dem Ocean zuführen sollte, während bereits andere, jenseit der unsichtbaren Landzunge, in der Bucht von Algeziras vor Anker lagen. Auch der Affenberg trat immer deutlicher hervor und schien, da wir schräg in die Straße hineinsahen, durch einen kleinen Höhenzug mit Gibraltar zusammenzuhängen, den wir bald für den Theil der Küste zwischen diesem Berge und Tanger erkannten. Abends um sechs Uhr sahen wir alles noch klarer, noch gesonderter; Afrika und Europa waren wieder deutlich geschieden. Links vom Affenberge erblickten wir Ceuta mit seinem hoch gelegenen Castell. Plötzlich kam der Abendnebel herauf, zerschnitt den Fels von Ceuta, wie mit dem Messer, und riß zuletzt ein ungeheures, horizontales Loch mitten hinein, was einen wunderbaren Anblick gewährte. Bald darauf ward es Nacht, das Licht an der Spitze von Europa leuchtete uns, ein heller Stern in der Dunkelheit, — es erlosch erst, als der Tag zu dämmern begann.

Gleich einem herrlichen Panorama überschauten wir jetzt von unserem Ankerplatze aus, die weite, tief ins Land greifende Bucht von Algeziras, zwischen dem wegen seiner Felsriffe gefürchteten Cap Carnero in Westen und dem stolzen Gibraltar in Osten. Auf der West- und Nordseite ist sie von braunen, verbrannten Hügeln umgeben, die, mit der Westspitze beginnend, sich bis zu der sanft ansteigenden Pyramide des kleinen Berges ziehen, der die Fläche des „Neutral-Ground,“ gegen die er steil abfällt, in Norden begrenzt, und den die Engländer

mit dem Namen „the Queen of Spains chair“ bezeichnen. Unfern vom Cap Carnero steigt der weiße Ort Algeziras aus der blauen Fluth auf. Eine kleine Insel, Isla Verde genannt, liegt davor, und eine große spanische Kriegsbrigg befand sich gerade auf der Rhede. Mehr gegen Osten, auf einem Hügel, erhebt sich San Roque. Die sandige Landzunge des „Neutral-Ground“ und der aus ihr wie ein langgezerrter, ruhender Löwe senkrecht aufsteigende Fels von Gibraltar, bilden die Ostseite der Bai. Er hat, gleich den übrigen Höhen, welche den Golf einfassen, das bräunliche, verbrannte Colorit Malta's und der griechischen Küsten, soll es aber im Frühjahr mit einer carmoisinrothen Färbung vertauschen, wenn nämlich das Cyclamen neapolitanum, welches ihn ebenso überzieht wie die Tufffelsen in der Nähe Neapel's, in Blüthe steht.

Die Stadt dehnt sich längs der See, am Fuße des Felsens, von der nordwestlichen, an den „Neutral-Ground“ anstoßenden Ecke desselben beginnend, bis etwa zu der Mitte seiner, uns jetzt zugekehrten Westseite aus, an der sie bis zu einem Drittel seiner Höhe ansteigt. Gibraltar erscheint schon von Weitem reinlich und nett, und macht dabei einen ziemlich großstädtischen Eindruck*). Gegen die „Spitze von Europa“ hin

*) Der Güte des Consistorial-Raths Herrn Dr. Pischon verdanke ich folgende geschichtlichen Notizen über Gibraltar: Die erste Landung oder Recognoscirung in Spanien war schon im Juli 710. Dann landete zum zweiten Mal Tarie ben Zeugad unter dem 28sten April 711 auf der grünen Insel Gezira Alhadra (wovon Algeziras), und verschanzte sich auf der äußersten Spitze des Berges der Halbinsel, welcher nun Geb al Taric (Mons Calpe der Römer), entweder Berg des Tarie oder der Eroberung, genannt wurde. Die berühmte Schlacht am Guadalete, beim jetzigen Xeres de la Frontera, war am 18—26sten Juli 711 und zerstörte das westgothische Reich. Nach der Eroberung Sevilla's durch

ziehen sich grüne Anlagen, Cottages und einzelne größere Gebäude, meist Casernen, Magazine u. s. w. Ebenso erkennt man, von der Rhede aus, sehr deutlich die Linien der Stadt- und Küstenbefestigung und einen Theil der Scharten der berühmten „Excavations," der Gallerien, welche in mehreren

---

Ferdinand VII. 1248, muß auch Gibraltar, sowie viele südliche Städte, z. B. Niebla, in die Hände der Castilier gefallen sein. Muhammed ben Ismail von Granada nahm 1333 Gibraltar den Christen, worauf es von Alfons XI. vergeblich belagert wurde. Darauf eroberte es Abul Hassan aus Fez, Muhammed überließ es ihm und rettete die Stadt noch einmal von den Christen. 1349 belagerte Alfons Gibraltar von Neuem, und hoffte es schon in seine Hand zu bekommen, als sein Tod 1350 diese Hoffnung zerstörte. — Erst 1462, unter Heinrich IV., eroberten Roderigo Ponce und der Herzog Medina Sidonia ohne Anstrengung die Festung, weil die Besatzung zu einem andern Kampfe ausgezogen war. — 1540 nahm ein Unterbefehlshaber Hairaddin's Barbarossa's Gibraltar und führte große Beute weg, aber der Feldherr Mendoza eroberte die Festung bald wieder und nahm die Besatzung der Ungläubigen gefangen oder hieb sie nieder. — Im spanischen Erbfolgekriege nahm am 4ten August 1704 der britische Admiral Rooke mit der combinirten englischen und holländischen Flotte, im Verein mit dem kaiserlichen Feldmarschall-Lieutenant, Prinzen George von Hessen-Darmstadt, der als Volontair die Landexpedition führte, Gibraltar, welches Philipp V. nachher vergeblich belagerte, bis es im Frieden an England abgetreten wurde. Am 11ten Februar 1727 belagerten die Spanier unter dem Marquis de las Torres abermals Gibraltar, aber der Angriff schlug fehl. Im nordamerikanischen Freiheitskriege hoffte Spanien Gibraltar wieder zu gewinnen und belagerte es durch des Ministers Florida Blanca Veranstaltung von 1779 bis 1783 zu Wasser und zu Lande; doch erschütterten die furchtbaren Angriffe weder Gibraltar's Felsen noch Elliot's Muth. Auch der Plan, Gibraltar auszuhungern, wurde durch den Sturm am 10ten October vereitelt. Admiral Howe brachte Lebensmittel und Gibraltar blieb im Frieden bei England. — Der letzte Versuch, Gibraltar zu erobern, mißlang ebenfalls oder war wohl überhaupt nicht ernstlich gemeint, als nämlich die Franzosen 1810 und 1811 sich der Festung näherten, deren Felsen sie, nach einer Sage, hätten sprengen wollen.

Reihen übereinander oben an der Nordwestecke in den Felsen gesprengt sind. Von der Spitze Europa's schweift der Blick frei über den weiten, azurblauen Bogen des Mittelmeeres an dem Hügel von Ceuta vorbei, der, in leichten Nebelflor gehüllt, inselartig dazwischen auftaucht, zu der Kette des Affenbergs hinüber, welcher im Süden das Panorama schließt.

Gleich nach der Ankunft erhielt ich einige Besuche, dann begab ich mich an Land. Wir durchschnitten eine ziemlich bedeutende Anzahl von Schiffen, welche auf der Rhede lagen; ebenso viele kleinere Fahrzeuge, namentlich Mistic's, Boves und andere Küstenfahrer mit lateinischen Segeln, die in nicht unbedeutender Menge den Winkel beim „Neutral-Ground" auszufüllen pflegen. Sie treiben den Schmuggelhandel von Gibraltar nach Spanien im Großen, den England nicht allein gewähren läßt, sondern sogar beschützt. Das kleine Regierungs-Dampfboot, „the Lizard," liegt zu dem Ende stets bereit, um auf das erste, oben vom Felsen herab gegebene Signal jedem von den spanischen Guardias Costas gejagten Schmuggelschiff zu Hülfe zu eilen. Die Lizard bugsirt den Schmuggler entweder nach Gibraltar zurück, oder schiebt sich zwischen ihn und den Spanier, damit dieser, den britischen Wimpel erkennend, nicht zu feuern wagt.

Wir landeten bei der „Water-Port" am Nordwestende der Stadt. Ein kleiner Auflauf von Arabern und Spaniern hatte sich gebildet. Diese beiden Nationen, untermischt mit englischen Matrosen und Soldaten, bilden die Bewohner der reinlichen, hübsch gebauten Stadt, in welcher sich die spanische Bauart mit englischem Comfort paart. Die verschiedenartigen Costüme der zahlreichen Orientalen sind zum Theil recht schön. Einige trugen carmoisinrothe Mäntel, die meisten aber den

leichten, weißen Burnu, oder ein gleiches Gewand von fast ebenso leichtem, dabei aber sehr festem, weiß und schwarz oder dunkelbraun gestreiftem Zeuge. Den characteristischen weißen Turban sah man häufig, doch gingen auch viele in bloßem Kopf. Außer den Arabern und Berbern giebt es in Gibraltar noch viele Juden aus Afrika, die in einer ihren polnischen Glaubensgenossen ähnlichen, dabei aber bunteren Tracht einhergehen. Unter den englischen Truppen, die hier im Sommer in Jacken gekleidet sind, zeichnen sich die Highlanders vom 79sten Regiment besonders aus. Von spanischen Costümen sieht man dieselbe Auswahl wie in Malaga. Die Frauen gehen hier fast alle spanisch gekleidet, bis auf die Jüdinnen, welche scharlachrothe, breit mit schwarzem Sammet besetzte Mäntel nebst Capuchon tragen.

Der Gouverneur Sir Alexander Woodford empfing mich auf's Zuvorkommendste; ich fand ihn mit Lady und Miß Woodford in seinem Salon, aus dem man in den kleinen, an allerhand exotischen Pflanzen reichen Garten sieht, unter denen sich besonders ein schöner Drachenbaum und ein prächtiger Oleanderbusch auszeichnen. Sir Alexander gab mir den Obersten Brown, den Kommandeur der Artillerie von Gibraltar, bei, um mit ihm, trotz der brennenden Sonnenhitze, die „Lower-Batteries," d. h. die ganze Küstenvertheidigung von der Stadt bis Europa-Point zu bereiten.

Kaum hatten wir die Stadt passirt, so starrte neben uns der riesige Kalkfels, gleich einer colossalen Pyramide, zu dem dunkelblauen Aether empor. An seinen Fuß schloß sich das horizontale Plateau von „Windmill-Hill," das mit einer senkrechten Wand von 330′ gegen eine zweite kurze Fläche, Europa-Point, abfällt, die ihrerseits mit einem Absturz von 105′ gegen

die See endet *). Auf dieser Spitze liegt eine Batterie, in der die Union weht; dicht dabei, doch etwas mehr nach N. O. zu, steht der für die Schifffahrt so heilbringende neue Leuchtthurm, zu dem die verwittwete Königin Adelaide den Grundstein legte. In den grünen Sträuchern und zwischen den Oliven, die sich von der Stadt gegen „Europa-Point" hinziehen, erblickt man einzelne nette Häuser und ächt englische Cottages; ja sogar ein kleines Dörfchen. Von Punta de Europa aus ritten wir an der hübschen Cottage des Gouverneurs vorüber, ein kleines Stück die Ostküste entlang, bis zu der Stelle, wo der Fels, eine ungeheure Wand, senkrecht in die See abstürzt. Unsern Rückweg nahmen wir über „Windmill-Hill" und die neuen Anlagen, wo die Büsten des Herzogs von Wellington und des Generals Elliot aufgestellt sind, und wo man mir unter vielen andern exotischen Pflanzen den Pfefferbaum zeigte. Dicht dabei befindet sich der Paradeplatz, der hier „the Almeida" genannt wird. Am Abend dinirte ich bei dem Gouverneur, wobei die Land-Offiziere, wie es hier üblich, statt der kleinen Uniform, kurze, rothe Uniformsjacken, die Artilleristen aber dergleichen von blauer Farbe, mit weißen Westen und großen Civil-Cravatten trugen.

Als ich bei einbrechender Nacht an Bord zurückkehrte, nahm der schwarze Fels von Gibraltar genau die Gestalt eines liegenden, riesigen Löwen an, an dessen Bauch unzählige Lichter flimmerten, gleichsam als habe schon vor Jahrtausenden die

---

*) Die Admiralitätskarte stimmt hierbei vollkommen mit den Angaben von Spix und Martius überein. In einigen andern weichen sie von einander ab, wo ich dann der Admiralitätskarte, als der letzteren Aufnahme, gefolgt bin. — Die Höhe von Europa-Point stützt sich allein auf die Angabe der beiden genannten Herren.

Natur darauf hindeuten wollen, daß sie den Löwen Britaniens zum dereinstigen Wächter des Mittelmeeres erkoren. Diese Gestalt hat er nur nahe an der Water-Port. Je mehr man sich der Rhede nähert, je mehr wird dieses Bild unförmlich auseinander gezerrt *).

den 14ten Juli. Den andern Morgen ging ich schon um 5½ Uhr an Land, um mit dem Obersten Brown den noch übrigen Theil der Festungswerke zu bereiten. Er führte uns an dem zu dem alten maurischen Schloß gehörigen, über dem nördlichen Ende der Stadt gelegenen Thurm vorbei, zu den schon oben angeführten „Excavations." Diese außerordentlich geräumigen Gallerien beginnen über dem Nordende der Stadt, legen sich in mehreren zusammenhängenden Etagen um die Nordwestecke des Felsens herum, und ziehen sich dann an der senkrechten Felswand hin, mit der Gibraltar gegen den „Neutral-Ground" abfällt. Durch diese Gallerien gelangten wir zu der darüber liegenden „Rock-Gun-Battery" und von da, auf einem schmalen Reitpfade, zum „Signal-House." Das Signalhaus liegt auf dem Rücken des Felsens, in einer Höhe von 1255′ über dem Meere. Ein kleiner Mast mit einer Raa zum Hissen der Signale steht davor. Der alte Artillerie-Unteroffizier, der diese einsame Station bewohnt, und dessen Beruf es ist, nach Falkenart alles zu erspähen, was tief unter ihm auf den Wassern vorgeht, um es dann durch bunte Flaggen weiter zu verkünden, mit einem Wort: das Auge des

*) Die Seeleute vergleichen den Felsen von Gibraltar zuweilen mit einem menschlichen Fuß, dessen Hacken die steile Nordseite bildet, während die Zehen nach Afrika hinzeigen.

Löwen von Gibraltar weiß sich und Andern den Aufenthalt hier oben angenehm zu machen. Der muntere Alte credenzte uns von seinem vortrefflichen Porter, erklärte die Aussicht und verkaufte uns kleine Kanonen, die er selbst aus dem Gestein des Felsens verfertigt. Dieses besteht aus Jurakalk, d. h. aus dichtem, mit Kalkspath-Adern durchzogenem Kalkstein, der eine so schöne Politur wie Marmor annimmt. Aehnlich wie auf dem Pelegrino fanden wir hier sowohl an den Felslehnen, als in den Geröllen große Vertiefungen, und durch und durch gehende Löcher eingewaschen. Zwischen diesem Gestein wächst eine Zwergpalme, welche ordentlich einen kleinen Stamm, gleich anderen Palmen hat; eine Erscheinung, die ich in Sicilien nur sehr selten gesehen habe. Die Aussicht von hier oben herab muß bei klarem Wetter wundervoll sein; leider war heute die Ferne in einen weißlichen Nebelflor gehüllt, so daß wir weder die Gebirge Granada's, noch die Küsten des nahen Afrika's zu unterscheiden vermogten. Dieser Umstand tritt gewöhnlich bei Ostwind ein, und zwar zuweilen in solchem Maaße, daß schon Schiffe den Affenberg für Gibraltar gehalten, und dadurch Schiffbruch gelitten haben. Dagegen konnten wir den Felsen mit fast allen seinen Befestigungen deutlich übersehen. Den größten Theil der Werke hatten wir unter der einsichtsvollen Leitung des Obersten Brown auf unserm heutigen und gestrigen Ritt kennen gelernt. Er ließ es sich angelegen sein, uns nicht allein alles für die Vertheidigung Wichtige zu zeigen, und jede unserer Fragen in Bezug darauf gern und mit Offenheit zu beantworten, sondern er wußte uns auch ein allgemeines Bild, einen klaren Ueberblick über das Ganze zu geben.

Der Fels von Gibraltar bildet oben einen scharfen Grath, der von Nord nach Süd streicht; — doch hält diese Linie nicht

genau die Mitte zwischen der West- und Ostseite, sondern nähert sich mehr der letzteren. Gegen Süden fällt der Berg, wie wir gesehen haben, terrassenförmig ab, und zwar zuerst senkrecht gegen das Plateau von „Windmill-Hill," dann ebenso gegen das von „Europa-Point," und zuletzt steil gegen die See. Die Form seiner Basis wäre einem lang gezogenen Dreieck nicht unähnlich, dessen sehr kleine Grundfläche die kurze Nordseite bildet, während die ausgedehnteren Ost- und Westseiten sich unter einem sehr spitzen Winkel in der Südspitze vereinigen, wenn nicht beim „New-Mole" auf der Westseite, und auf der Ostseite neben dem „Sugar-Loaf" zwei Vorsprünge einem solchen Vergleich widersprächen *). Anfangs laufen die Ost- und Westseiten parallel von Nord nach Süd, bis die Westküste sich etwa in ihrer Mitte, eben bei dieser Ausbauchung der neuen Mole, scharf nach Südost gegen die abgestumpfte „Punta de Europa" wendet, an die sich die fast geradlinigte Ostküste mit einer unmerklichen Abschrägung anschließt. Die Nordseite ist eine senkrechte Felswand. Die Westseite hat dagegen von dem eigentlichen Grath des Felsens an, eine Böschung von 20 — 30°, stürzt dann 80 — 100' senkrecht ab, und verläuft mit einer sanften Neigung gegen die Küstenlinie hin.

---

*) Die Länge der Nordseite beträgt pp. . . . . 1910 Schritt.
Die größeste Breite von der „New-Mole" bis östlich des „Sugar-Loaf" pp. . . . 2040 =
Die Länge des obersten Grathes der Halbinsel pp. . . . 3000 =
Die Basis des Felsens von N. nach S. pp. . . . . 5340 =

Wer nähere Auskunft wünscht, wird auf den interessanten Aufsatz: „Ueber Gibraltar" im „Archiv für Offiziere der Königlich Preußischen Artillerie- und Ingenieur-Corps, Bd. 5. S. 34." verwiesen.

Dies hat die Möglichkeit gegeben, diese Seite des Felsens zu kultiviren und hier eine Stadt anzulegen. Der englischen Beharrlichkeit ist es sogar gelungen, hier und da Bäume zu pflanzen, die, der Unfruchtbarkeit des Bodens zum Trotz, fortkommen. Aber auch hier sind die beiden letzten Drittel des Berges, seiner Steilheit wegen, nicht bebaut. Auf der Ostseite erstreckt sich, als Fortsetzung des Plateaus von „Europa-Point," ein kleines Stück flachen Strandes unter „Windmill-Hill" fort und zwar bis dahin, wo sich die Küstenlinie aus ihrer anfänglich mehr nordnordöstlichen Richtung grade nach Norden wendet. Hier stellt sich wieder der senkrechte Fels ein, der an einigen Stellen in einen steilen Abhang übergeht. — Die kurze Landfront ist diejenige, der die Engländer die meiste Aufmerksamkeit gewidmet haben, denn von dieser Seite sind sie bei der berühmten Belageruug am hartnäckigsten, und zwar aus den Batterien beschossen worden, welche der Feind auf der sandigen Landzunge angelegt hatte. Die Batterien, welche auf dieser Seite des Felsens damals existirten, sollen die allerbedeutendsten Verluste gehabt haben, was bei ihrer zum Theil außerordentlich hohen Lage fast fabelhaft erscheint. Man erzählt dies sogar von der 1337' über dem Meere gelegenen „Rock-Gun *), einem Punkte, der die Höhe des „Signal-House"

*) Bereits am 12ten October 1779 wurde ein Vierundzwanzigpfünder auf diesem Punkte aufgestellt und „Rock-Gun" genannt. Den 17ten April 1781 gelangte zum ersten Mal ein Wurf bis zu ihr hinauf, während im Mai fast kein Tag verstrich, wo nicht Jemand bei diesem Geschütz verwundet wurde (cf. A history of the late siege of Gibraltar with a descript and account of that garrison, from the earliest periods by John Drinkwater. Capt. etc. pag. 148 und 158). Merkwürdiger als dieses ist aber noch der Umstand, daß Bomben von den feindlichen, dem „Old-Mole" gegenüber stationirten Mörser-Booten, zu verschiedenen

um 82′ übertrifft, und nur wenig niedriger, als die höchste über „Windmill-Hill“ ansteigende Spitze des Berges, der „Sugar-Loaf“ (Zuckerhut) ist, welche sich 1408′ über der See erhebt.

Auf die Erfahrungen der in so vieler Hinsicht merkwürdigen Belagerung von 1779 bis 1783 gestützt, wurde als Hauptgrundsatz aufgestellt, man müsse sich die Spanier soweit als möglich auf der Landzunge vom Halse halten, theils weil von dieser Seite allein eine regelmäßige Belagerung möglich ist, theils um nicht zu eng von der Landseite eingeschlossen zu werden, und sich ein Débouché offen erhalten zu können. Dies führte schon im Jahre 1789 zum Bau der „Excavations,“ welche der Artillerie den so nöthigen Schutz versprechen, und ihr ein weites, dabei aber stellenweis sehr tief liegendes Feld der Wirksamkeit gewähren. Sechs Jahre reichten hin, dieses Riesenwerk zu vollenden *). — Mir schien es fast, als habe man eine zu große Kraft auf diesen Punkt verwendet, denn

---

Malen über den Kamm des Felsens hinüber auf die Ostseite geflogen sind (Drinkwater ꝛc. pag. 157 und 179).

*) Den ersten Anlaß zu den „Excavations“ gab der Zufall. Im Sommer 1782 sprengte man in der Nordwand des Felsens eine Oeffnung aus, um einer dahinter liegenden Gallerie, welche lediglich zur Communication und Truppen-Unterkunft dienen sollte, und an der noch gearbeitet wurde, besonders aber den Arbeitern selbst Luft und Licht zu geben. Da diese Oeffnung einen guten Ueberblick über die feindlichen Angriffsarbeiten und Batterien gewährte, fiel man auf die Idee, dieselbe als Schaarte zu benutzen, und stellte dahinter einen Vierundzwanzigpfünder auf. Man brach bald mehr dergleichen Schaarten neben der ersten durch, so daß im September bereits 4 bis 5 Geschütze in der Gallerie aufgestellt waren, welche binnen Jahresfrist bis zu dem Vorsprunge des Felsens fortgeführt wurde, wo General Elliot schon damals die Batterie in den Felsen zu sprengen beabsichtigte, welche jetzt unter dem Namen der St. George's Hall bekannt ist (cf. Drinkwater ꝛc. pag. 247).

einerseits bedarf ein colossaler, senkrechter Fels an sich keiner Vertheidigung, und andererseits werden die eigenen Schüsse von so ungeheurer Höhe herab zu bohrend. Dabei sind die Geschütze, welche man hier aufgestellt hat, verhältnißmäßig von sehr leichtem Caliber, meist Neun- und Zwölfpfünder, auf Depressions-Laffetten, doch können sie wenigstens großentheils den Eingang zur Stadt, hart an der nordwestlichen Ecke des Felsens, „the Land-Port" genannt, oder doch das Terrain davor, in Gemeinschaft mit den schon früher existirenden dreifachen Linien, die sich unten am Fuße des Felsens hinziehen und zur Aufstellung großer Geschützmassen eignen, bestreichen, was darum von hoher Wichtigkeit, weil dieses Thor mit dem davor liegenden schmalen Damme der einzige Punkt ist, gegen den man mit einem förmlichen Angriff vorgehen kann. Die enormen, in den Fels gesprengten Schaarten, aus denen die Kanonen der „Excavations" feuern, haben schon zu manchem Unglücksfall Anlaß gegeben. Einst stürzte ein englischer Offizier, der für eine Dame Blumen pflücken wollte, aus einer solchen Schaarte herab; — daß er nicht lebendig unten ankam, kann man sich vorstellen; ebenso wenig auch die sechs oder acht Artilleristen, die ein anderes Mal beim Zerspringen eines eisernen Geschützrohrs durch eine derartige Oeffnung herabgeschleudert wurden.

Interessant war es mir, die zwei Postenlinien der Engländer und Spanier von hier oben herab zu sehen, welche den „Neutral-Ground" quer durchschneiden; die schwarzen Schilderhäuser der erstern und die weißen der letztern, mit den Wachthäusern hinter beiden, im Hintergrunde „the Queen of Spains chair." Die Garnison von Gibraltar exerzirt häufig auf dem neutralen Terrain zwischen beiden. Da, wo die spanische Linie

die See berührt, liegen die Forts Santa Barbara auf der Ostseite, und San Felipe auf der Westseite, welche die Engländer, einen günstigen Moment benutzend, im letzten Kriege gegen Frankreich geschleift haben. Innerhalb der englischen Postenkette, gegen die Land-Port zu, ist ein Garten mit dem besten Brunnen; in der Stadt selbst befinden sich auch einige, dennoch herrscht eher Mangel, als Ueberfluß an Wasser. Die fremden Kriegsschiffe holen daher das ihrige öfters zu Algeziras. Die vor Tanger stationirte französische Escadre thut dies zum Beispiel sehr häufig, und bedient sich dabei folgender Kriegslist, um der strengen spanischen Quarantaine zu entgehen. Sie segelt erst nach dem gegenüber liegenden Gibraltar, bleibt hier etwa 5 Minuten auf der Rhede, um sich mit Papieren zu versehen, die dies bezeugen, und geht dann erst nach Algeziras. Obgleich nun die spanischen Behörden es bequem aus ihrem Fenster sehen können, wie lange sich die Franzosen zu Gibraltar aufgehalten haben, so ertheilen sie ihnen dennoch die Practica, weil ja dieselben nun nicht mehr direct aus Afrika kommen, und mithin dem Buchstaben des Gesetzes genügt ist; — daher keine Schwierigkeit mehr, denn die Gesundheitsatteste sind in Ordnung! — Hart vor dem Thore liegt an der Bai von Algeziras die Werft für Kauffarteischiffe.

Den Uebergang von der Nord- zur Westfront macht eine Art von Kronenwerk, das mit einem halben Bastion und einer Courtine (the Grand-Battery) am Nordende der Stadt den niederen Anschluß zwischen der Nordwestecke des Felsens und der Bai bildet. In der Courtine befindet sich die „Land-Port;“ vor ihr liegt eine Inundation. Unter der linken Face des Bastions, auf der Kapitale des Kronenwerks, springt ein kurzes Embarcadère in den Golf vor; dicht dabei liegt die

„Water-Port," wenn ich nicht irre, in der andern Courtine. An das unregelmäßige linke Flügelbastion schließt sich eine zweite, weit größere, cr. 310 Schritt lange Mole, „the Old-Mole" genannt, welche, bei sehr bedeutender Breite, so weit in die Bucht vorgreift, daß sie mit der sich längs ihrer Nordseite „à fleur d'eau" hinziehenden colossalen Batterie, die Zugänge zu der „Land-Port" vollkommen bestreicht, und eine Landung auf dem „Neutral-Ground" so kräftig flankiren kann, daß ihr allgemein der Name „the Devils-Tongue" beigelegt wurde. Auf dem freien Platz im Innern des Werks befinden sich bombenfeste Casernen.

Von hier an folgt die Stadtbefestigung rein dem Terrain. Durch das große, mit zwei Etagen versehene „Kings-Bastion," welches aus ihrer Mitte in die Bucht vorspringt, erhält sie eine genügende Seitenvertheidigung. Gegen Süden sondert ein starker Abschnitt die Stadt von der übrigen Halbinsel ab. An die linke Flanke, des an die Bai stoßenden „South-Bastion" nämlich, schließt sich östlich eine Courtine, in der sich die „South-Port" befindet, an. Eine Mauer setzt sie bis an den schroffen Theil des Felsens fort. Vor dieser Mauer ist ein eigenthümlicher, von hohen Mauern gebildeter Waffenplatz vorgeschoben. In ihm liegen, traversenartig, drei sich überhöhende Brustwehren mit Geschütz-Emplacements, die Front gegen die Bucht machen. Vor dieser Mauer mit dem Waffenplatz, die sich bis zum „Signal-House" hinaufzieht, liegt noch eine zweite, äußere Mauer, welche die Carl's V. genannt wird, aus dessen Zeit sie stammt; die innere wird den Mauren zugeschrieben. Dieser starke Abschnitt macht eine feindliche Landung auf der Südseite, außerhalb der Stadt, für dieselbe fast ganz gefahrlos. Unfern davon, hart am Ufer, wo dieser

südliche Landanschluß die Bucht verläßt, liegt der einzige Punkt, der wegen gänzlichen Mangels an einer kräftigen Flankirung vorläufig noch, obgleich nicht ohne sehr bedeutende Schwierigkeiten, die Möglichkeit gewähren könnte, in die Stadt-Enceinte einzudringen. Doch soll der felsige und flache Grund hier jede Landung sehr erschweren.

Südlich an die Stadt schließt sich die enorm lange, unbedeckte „Saluting-Battery," welche ebenso wenig gehörig flankirt ist, als die übrigen, dem Terrain angepaßten Küsten-Batterien, von hier um Europa-Point herum, und nordöstlich fort bis an den senkrechten Fels, wo alle Vertheidigung von selbst aufhört. An den meisten Stellen hat man sogar nur eine, höchstens zwei Kanonen hinter einem entsprechend kleinen Bruch der langen Linien, als einzige Seitenvertheidigung aufgestellt.

Die Engländer haben es jetzt selbst eingesehen, daß sie bisher zu wenig Werth auf die Küstenvertheidigung gelegt, und fangen nun an wieder einzulenken. So soll z. B. die „Saluting-Battery" dadurch eine gehörige Flankirung erhalten, daß man die Spitze der Mole bei „Ragged-Staff," einem kleinen Landungsplatz und Ausladequai nahe beim „South-Bastion," doch außerhalb des bedeckten Weges, schräg mit dem Lande verbinden und diesen Raum in ein Festungswerk umschaffen will. Da ferner die Wirkung der englischen Schiffe gegen Akre gelehrt hat, daß gegen einen kräftigen Angriff eine Vertheidigungslinie nicht mehr ausreicht, so legt man weiter rückwärts über der „Saluting-Battery" noch eine neue, große Batterie an. Sie wird en crémaillère erbaut; dabei drehen sich noch außerdem die Geschütze auf Pivots. An mehreren andern Punkten sind ähnliche

Batterien theils schon fertig, theils erst projectirt. Auch will man die Brustwehren der älteren Werke allmälig verstärken, weil sie zu schwach und alle von Steinen erbaut sind. Als Grund, weshalb man sich in diesem Klima der Steinbrustwehren bedient, werden die heftigen Regengüsse angeführt, die das Erdreich wegschwemmen; auch fehlt es hier wie in Malta an Erde, denn der Sand des „Neutral-Ground" würde gar keinen Halt in sich haben. Die Batterie grade an der „Punta de Europa," die den Eingang zur Bai flankirt, lag sonst so tief, daß sie von jedem Schiffe eingesehen werden konnte; jetzt wird sie völlig umgebaut und das neue Werk weit höher gelegt. Im Allgemeinen nehmen die Engländer 40′ als eine passende Höhe für eine Strandbatterie an; jetzt bauen sie dieselben bis zu 80′ über dem Wasserspiegel, weil der Ricochet noch gut ist, und sie besser gegen das Feuer der feindlichen Schiffe gedeckt sind. Dies stimmt auch ziemlich mit Gribeauval's Ansicht überein, der im Widerspruch mit den Anhängern der tief liegenden, rasirenden Batterien schon 48 bis 96′ als die zweckdienlichste Höhe der Küsten-Batterien angab. Das französische „Aide-Mémoire" basirt, ähnlich wie Smola, seine Angaben auf den Grundsatz, die Küsten-Batterien so zu legen, daß sie den Rollschuß mit größtmöglichstem Vortheil anwenden können, ohne ihrerseits dem feindlichen Ricochet ausgesetzt zu sein. Eine Kanonenkugel ricochetirt am besten auf dem Wasser unter einem Winkel von 4 bis 5°, besonders wenn der erste Aufschlag auf 265 Schritt vom Geschütz erfolgt. Hieraus leitet man die Höhe der Batterie ab, indem man sie der Tangente des Winkels von 4 bis 5° gleich macht, was bei 265 Schritt 44 bis 56′ ergiebt. Kann sich das Schiff nur bis auf 530 Schritt nähern, so steht man auf 67 bis 120′

über der See am vortheilhaftesten u. s. w. *). Das Schiff, dessen obere Geschütze sich nicht über 18′ über dem Wasserspiegel befinden, kann seinerseits gegen ein so hochstehendes Ziel nur den Bogenschuß anwenden, dessen Höhenrichtung durch das Schlingern ebenso gefährdet wird, als seine Seitenrichtung durch das Stampfen, während natürlich die Kugeln, welche das Wasser treffen, sich ebenso wenig bis zur Batterie zu erheben vermögen. Selbst wenn man eine ganz ruhige See annimmt, hat das Schiff doch immer mit dem Umstande zu kämpfen, daß die geringe Höhe seiner Stückpforten nur eine unbedeutende Höhenrichtung zuläßt, und sich der richtenden Nummer durch diese Öeffnung nur ein sehr beschränktes Gesichtsfeld darbietet **). Das allgemeine Caliber auf der Seefront ist der Zweiunddreizigpfünder. Auf einzelnen wichtigen Punkten wollen die Engländer, wegen ihrer ungeheuren portée, die neuen sechsundfünfzigpfündigen Kanonen aufstellen; doch scheinen sie an Bombenkanonen sonderbarer Weise bis jetzt noch nicht gedacht zu haben ***). Ein Theil der Geschütze in den Küsten-Batterien feuert durch Schaarten, andere über Bank.

---

*) Man vergleiche: Aide-Mémoire portatif à l'usage des Officiers d'Artillerie. Strasbourg 1831. pag. 249. Mémoire sur la Défence et l'armement des Côtes avec plans et instructions approuvés par Napoléon, etc. etc. Paris 1837. pag. 17. Handbuch für K. K. Oesterreichische Artillerie-Offiziere, S. 389. Allgemeines Wörterbuch der Artillerie u. s. w. von Hoyer. 2ter Th. S. 71. A Treatise on Naval Gunnery etc. etc. by Maj. Gl. Sir Howard Douglas. pag. 108 und 252.

**) Das französische Reglement: Exercices et Manœuvres des bouches à feu à Bord des Vaisseaux de l'État, etc. 1833. berechnet alle seine Schußtabellen nur bis zu 3° Elevation.

***) In Bezug auf die Wichtigkeit der Bombenkanonen gegen Schiffe verweise ich auf: Exercices du canon de la caronade et de l'obusier en usage à bord de la frégate d'instruction l'Amazone, etc. 1841. pag. 47.

Vortrefflich in Stand gehaltene Wege gewähren nach allen Richtungen, wo es die Natur irgend zuließ, eine sehr erleichterte Communication. An bombensichern Unterkünften fehlt es nicht. Hierzu sind namentlich zu rechnen: die Caserne, im Kronenwerk und die weiten Räume der „Excavations," die leicht in solche umgeschaffen werden können. Das „Victualing-Depot" (Magazin für Lebensmittel) und das Lazareth sind sehr bedeutend. Ein wichtiger Umstand ist noch, daß sich auf den Hauptpunkten der Halbinsel Casernen befinden. So giebt es z. B. eine auf dem Plateau von „Windmill-Hill," das mit der Almeida zwei wichtige Sammelplätze für die Garnison bildet. Ob diese Casernen und die übrigen angeführten Militair-Etablissements bombenfest sind, vermag ich nicht anzugeben. Die sehr unbedeutende „Royal-Dockyard" liegt außerhalb der Stadt an dem kleinen „New-Mole," unweit „Europa-Point." Innerhalb dieser Mole können die größten Kriegsfahrzeuge ankern; für bedeutendere Reparaturen besitzt dies See-Etablissement keine Mittel.

Hier dürfte wohl der Ort sein, einen gedrängten Abriß der Belagerung Gibraltar's, während des amerikanischen Befreiungskrieges, einzuflechten.

Nachdem Gibraltar bereits seit dem 16ten Juli 1779 von der Seeseite blockirt worden war, begann der spanische General-Lieutenant Martin Alvarez de Sota Mayor im folgenden Monate die fast 2200 Schritt von der Festung entfernten Linien auf dem Isthmus, so wie auch die auf ihren Flanken gelegenen Forts, Santa Barbara und San Felipe, wieder in Stand zu setzen. Um diese Zeit bestand die gesammte Besatzung Gibraltar's aus 5382 Mann, während sich das etwa ebenso starke spanische Lager im Anfange

Octobers auf 16 Bataillons und 12 Escadrons, zusammen etwa auf 14,000 Mann belief *). Am 12ten September eröffnete der englische Gouverneur Elliot das Feuer gegen die feindlichen Arbeiten. Man überzeugte sich aber sehr bald, daß sich die schweren Bomben zu tief in den Sand des Neutral-Ground eingruben, um erheblichen Schaden thun zu können, und ging deshalb auf den Vorschlag des Capitain Mercier ein, 5½zöllige Granaten aus Vierundzwanzigpfündern zu schießen, was allerdings bessere Resultate lieferte. Monate vergingen, ehe die Spanier die Batterien in ihren Linien vollendet hatten, so daß der 19te Januar 1780 herankam, ehe sie die erste derselben demaskirten, während die übrigen erst am 21sten schußfähig waren **). Sie lagen sämmtlich in der westlichen Hälfte der Linien, zwischen der Mitte derselben und Fort San Felipe. Die Zahl der darin aufgestellten Geschütze belief sich schon am 25sten auf mehr als 100, worunter 40 Mörser in 7 bis 8 Mörser-Batterien. In diesen Tagen traf die Flotte des Admiral Rodney ein, und führte der Besatzung, welche bereits seit Monaten mit dem größesten

---

*) Im März 1783 zählte die Festung:
521 Kanonen (davon 77 Zweiunddreißigpfünder,
149 Vierundzwanzigpfdr. u. Sechsundzwanzigpfdr.,
113 Achtzehnpfünder ꝛc.),
32 Haubitzen und
110 Mörser, zusammen 663 Geschütze.

**) Die ersten Schüsse von Seiten der Belagerer wurden am 10ten Januar vom Fort Santa Barbara gegen einen englischen Leichenzug auf dem Begräbnißplatze, hart unter dem nördlichsten Vorsprunge des Felsens gerichtet. Am 12ten that Fort San Felipe einige Schüsse gegen die Stadt, die jedoch keinen erheblichen Erfolg hatten.

Mangel kämpfte, die nothwendigsten Lebensbedürfnisse und eine Verstärkung an Truppen zu. Kaum hatte der Admiral das mittelländische Meer wieder verlassen, als auch die spanische Blockade wieder mit gewohnter Strenge eintrat. Nachdem ein Versuch, die zurückgebliebenen englischen Schiffe bei New-Mole durch Brander anzuzünden, mißglückt war, sannen die Spanier auf ein neues Mittel die Festung zu beunruhigen. Am 27sten Juni machten sie den ersten Versuch, die Stadt mit Kanonen- und Mörser-Booten zu beschießen, und wiederholten dieses Verfahren, das sich als sehr wirksam herausstellte, fast unablässig während der ganzen Belagerung *). Auf der Landseite waren sie dagegen weniger thätig, da sie erst im October mit neuen Angriffsarbeiten 6 bis 700 Yards = 750 bis 870 Schritt längs der Bai über ihre Linien hinausgingen, um hier in der Entfernung von 1100 Yards = 1370 Schritt von der „Land-Port" neue Batterien zu etabliren. Das Erscheinen der Flotte unter Admiral Darby, am 12ten April 1781, zog ein allgemeines Bombardement der Festung aus 114 Geschützen von schwerem Caliber (etwa 50 dreizehnzöllige Mörser, das übrige Sechsundzwanzigpfünder) von der Landseite nach sich, und machte wieder auf kurze Zeit der spanischen Blockade ein Ende. Ein anderes wichtiges Ereigniß in diesem Jahre war der

*) Im Juni 1781 wurde am Kopf der alten Mole eine Batterie von 1 dreizehnzölligen Mörser, 5 Zweiunddreißigpfündern und 1 Achtzehnpfünder etablirt, um sowohl die Kanonenböte in Respect zu halten, als auch das sehr weit entfernte feindliche Lager zu beschießen. Der Mörser erhielt eine Ladung von 28 bis 30 Pfund Pulver; die Rohrgeschütze wurden unter einem Winkel von 42° mit dem Bodenstück in den Sand eingegraben, und durch Stützen, Balken ꝛc. in dieser Lage festgehalten. Die Zweiunddreißigpfünder waren mit 14, der Achtzehnpfünder mit 9 Pfund geladen. (s. Drinkwater, pag. 167.)

Ausfall, welchen General Elliot am 27ten November unternahm, um die feindlichen Arbeiten zu zerstören und die Geschütze zu vernageln, was auch vollkommen und ohne großen Verlust gelang. Ein wichtiger Erfolg, wenn man berücksichtigt, daß der Feind erst im März 1782, also nach 4 Monaten, mit der Wiederherstellung der zerstörten Batterien zu Stande kam.

Mit dem Sommer des Jahres 1782 begann eine neue Aera der Belagerung, indem der Herzog von Crillon Ende Juni das Commando des nunmehr vor Gibraltar vereinigten spanisch-französischen Heeres übernahm, dessen Stärke, ohne die Reiterei, auf 45 (davon 8 französische) Bataillons Infanterie, 2 spanische Artillerie-Bataillons und 4 französische Artillerie-Compagnien angeschlagen wurde. Das Commando über die See-Streitkräfte erhielt der Admiral Moreno. Außer diesem und dem französischen Ingenieur Monsieur d'Arçon, der dem Herzoge zur Seite stand, und bald die Seele der ganzen Belagerung wurde, fanden sich zwei französische Prinzen, der Comte d'Artois und der Duc de Bourbon ein, um der Eroberung Gibraltar's beizuwohnen, der man jetzt mit der größesten Zuversicht entgegen sah. Der Herzog von Crillon ging auch wirklich frisch an's Werk, indem er schon in der Nacht vom 15ten auf den 16ten August die früheren Angriffsarbeiten durch eine 500 Yards = 620 Schritt lange Parallele bis an das mittelländische Meer verlängern und dieselbe wieder durch eine 1300 Yards = 1620 Schritt lange Communication mit den rückwärts gelegenen Linien verbinden ließ. Die östliche Hälfte dieser Tranchee wurde zu einer colossalen Batterie für 64 Rohrgeschütze eingerichtet. Den Raum bis zu dem alten Theile der Parallele füllten Mörser-Batterien aus.

Man hatte von Seiten der Festung diese drohenden Anstalten des Feindes schon lange genug unthätig mit angesehen, als endlich am 8ten September auf den Vorschlag des „Lieutenant-Governour's," General Boyne, ein sehr heftiges Feuer mit glühenden Kugeln dagegen gerichtet wurde. Diese erste Anwendung der glühenden Kugeln in größeren Massen wurde von dem besten Erfolge gekrönt. Dessen ungeachtet antwortete der Feind am folgenden Tage aus 170 Feuerschlünden (worunter 60 Mörser) vom Neutral-Ground, während ein Geschwader von 9 Linienschiffen, im Verein mit einer großen Anzahl von Kanonen- und Mörser-Booten, die Westfront angriff.

Nachdem am 12ten die große combinirte Flotte in der Bucht von Algeziras eingetroffen war, schritt man dazu, d'Arçon's Hauptangriffsplan in's Werk zu setzen. Auf seinen Rath hatte man nämlich schon seit dem Monat Mai daran gearbeitet, 10 große Schiffe (das spätere Flaggschiff Moreno's, die Pastora, war sogar ein Zweidecker) in schwimmende Batterien umzuwandeln, und glaubte dieselben völlig schußfest gemacht zu haben. Der See-Angriff am 13ten, welchen alle Batterien des Isthmus auf das Kräftigste unterstützten, lehrte jedoch das Gegentheil. Gibraltar blieb unerschüttert und die schwimmenden Batterien gingen in Flammen auf. Die glühenden Kugeln und Elliot's Festigkeit hatten die Festung gerettet. Wenngleich der Feind im October mit neuen Arbeiten gegen „Land-Port" vorging, so war doch seit dem 13ten September seine Kraft gelähmt, kein Nerv mehr in der Belagerung. Lord Howe traf um diese Zeit mit einer englischen Flotte ein, welche den Belagerten Truppen, Kriegsbedürfnisse und Lebensmittel zuführte. Der Feind sah

jetzt wohl ein, daß auf eine Einnahme der Festung durch den förmlichen Angriff nicht mehr zu rechnen sei, und nahm daher zu dem chimärischen Plane, die Nordfront des Felsens in die Luft zu sprengen, seine Zuflucht. Die in der Gegend des „Devils-Tower" in den Felsen vorgetriebene Mine war noch nicht zu Stande gekommen, als der Frieden von Versailles der Belagerung, welche 3 Jahre 7 Monate und 12 Tage gedauert hatte, ein Ende machte, worauf am 2ten Februar 1783 die Feindseligkeiten eingestellt wurden. Die Engländer hatten in diesem Zeitraume 205,328 Schuß und Wurf gethan; die Spanier 258,387. Der englische Verlust belief sich an Gebliebenen und Verwundeten auf 471 Mann, ward aber durch Krankheit und Desertion auf 1231 Mann gebracht. 53 Geschütze der Festung waren unbrauchbar geworden, während von den Spaniern angeführt wird, daß sie dreimal ihr Artillerie-Material erneuert haben sollen.

Wir verließen das „Signal-House," ritten den Berg hinab und unter seinem Kamm fort. „Saint Michels Cave," die Höhle, von der man einst fabelte, sie stände unterirdisch mit Afrika in Verbindung, und durch sie seien die Affen aus jenem Welttheil herüber gekommen, hatte ich wegen Kürze der Zeit aufgegeben, weil sie nur bei sehr umständlicher Beleuchtung gesehen werden kann. Als ich so auf Sir Alexander's schwarzem, spanischem Pony voranritt, hörte ich einen mir neuen schrillenden Ton; ich blickte auf, und vier hellbraune Affen flohen schreiend den Berg hinan; der eine trug sein Junges auf dem Rücken.

Nach dem Frühstück bei Oberst Brown wohnte ich den ersten Schüssen aus der 11' langen, neuen sechsundfünfzigpfündigen Kanone ohne Kammer bei, von denen erst vier in

Gibraltar angekommen sind, deren Zahl aber sehr bedeutend vermehrt werden soll. Vorher sah ich noch das Schießen der zehn Zweiunddreißigpfünder in der Batterie beim „Ragged-Staff." Sie feuerten zuerst mit Vollkugeln, dann mit Shrapnels, „Spherical case shot," gegen eine schwimmende, mit einer Flagge bezeichnete Tonne. Die Zünder brannten sehr egal. Die Sprenghöhe soll 40', das Intervall 100' sein. Beides wurde sehr regelmäßig eingehalten. Ein Shrapnel ging blind und einer krepirte im Rohr. Das Feuer dauerte etwa 10 bis 15 Minuten. Die Kugeln hielten wenig zusammen und streuten vortrefflich; Linie und Entfernung waren gut. Sie bohrten jedesmal die hölzernen Zünder nach der Entfernung aus; im Felde haben sie verschiedenfarbige für die verschiedenen Entfernungen. Der immens schwere Sechsundfünfzigpfünder ruhte auf einer Art hoher Rahm-Laffette, die sich um einen Drehbolzen, und, wegen ihrer Länge, auf zwei Zirkeln bewegte. An der Seite des Bodenstücks befindet sich eine Vorrichtung, durch welche die Grade markirt werden, und an der Seite des Kopfes ein Einschnitt, der damit korrespondirt. An der einen Laffettenwand ist ein hölzerner Index angebracht, der die Erhöhung der Seele angiebt. Er war unrichtig angepaßt, und scheint überhaupt sehr wandelbar zu sein. Die weiteste Tragweite dieses Geschützes soll, nach Nachrichten aus England, 8750 Schritt (7000 Yards) sein. Mit der höchsten Elevation, etwa 25°, die man bei diesem ersten Versuch erlangen konnte, war die größte Schußweite nach Schätzung 6250 Schritt (5000 Yards), nämlich 25 Secunden vom Blitz zum letzten Aufschlag der Kugel. Die Laffetten in Gibraltar sind meist von Eisen; Oberst Brown will sie aber im Kriege mit hölzernen, von denen er den nöthigen Vorrath besitzt, vertauschen,

weil die eisernen durch das Schießen ungemein schnell ruinirt werden, während sie auf den Wällen der Witterung sehr gut widerstehen. Die Geschützzahl zu Gibraltar gab er auf 650 bis 660 an.

Von dem Schießen der Artillerie ging ich mit dem Gouverneur nach der Caserne des 79sten Infanterie-Regiments, „the Cameron Highlanders," deren Zimmer, ähnlich denen in der Caserne der Marine-Infanterie zu Neapel, für sehr große Abtheilungen eingerichtet sind. Ueberall herrschte die vorzüglichste Ordnung. Die eisernen Bettstellen hat man wegen Raumersparniß zum Zusammenklappen eingerichtet, so daß das Fußende auf das Kopfende zu liegen kommt. Mir schienen die Schotten mit vielem unnützen Gepäck belastet, auch ihre in feste Falten genähten Plaids ganz nutzlos. Die Felltasche vor dem Bauch dient statt der ihren Kleidungsstücken fehlenden Taschen. In der Caserne fanden wir ein hübsch eingerichtetes Theater für die Mannschaft und eine äußerst elegante Meß für die Unteroffiziere.

Auf die Rhede zurückgekehrt, besuchte ich noch vor dem Diner des Gouverneurs, Capitain Pring am Bord des Thunderer. Nach Tische sah ich das 5te Regiment auf der Almeida exerziren. Schöne Leute, eine gute Haltung, viel Ruhe, große Egalität, Präcision und gute Richtung zeichneten das Regiment sehr vortheilhaft aus. Der Marsch, 108 Schritt zu 30" in der Minute, war sehr frei. Zum Tirailliren verwenden die Engländer ganze Kompagnien; einzelne Signale, als: Schwärmen, Chargiren u. s. w., sind dieselben wie bei uns; auch scheint das neue Reglement dem unsern zum Theil nachgebildet zu sein. Die Garnison von Gibraltar besteht aus dem 1sten Infanterie-Regiment, „the Royals" genannt, mit

CARTA

DEL

ESTRECHO DE GIBRALTAR.

Escala.

0 1 2 3 4 5 10 15

Millas marítimas.

Los puntos de sonda son pies de Burgos, 6p. = 1braza.

0 1 2 3 4 5 Millas marít.

Long. occid. 10' 0' (= 6° 11' 15" occ. Gr.) 10' 20' Longitud oriental 30' 40' 50' 1

H. Mahlmann fc.

blauen Aufschlägen, dem 5ten Infanterie-Regiment, „the Northumberland Fuseliers," mit grünen, dem 7ten, „the Royal Fuseliers," mit blauen, dem 48sten, mit gelben und dem 79sten Regiment, „the Cameron Highlanders," mit grünen Aufschlägen. Dazu kommen noch vier Artillerie- und zwei Sapeur- und Mineur-Kompagnien.

Ein kurzer Spazierritt mit Sir Alexander beendete den Tag. Englische Pferde habe ich hier gar nicht gesehen; die Offiziere reiten meist spanische Pony's oder kleine Berberpferde.

Von Gibraltar's dürrem Felsen, von seinen sonnendurch- den 15ten Juli.
glühten, schattenlosen Gestaden, ja selbst von dem heimathlichen Bord des S. Michele, schweifte der Blick unaufhörlich hinüber zu den in lichten Nebelflor gehüllten Bergen Afrika's. Und wie mächtig zog es mich an, diesen Schleier zu lüften, den Welttheil endlich zu betreten, den ich nun bereits tagelang vor Augen hatte! Ja, schon längst freute ich mich auf diesen Ausflug in's Land der Mauren, den die Phantasie mit den prächtigsten Farben schmückend, mir von Anfang an als einen der Lichtpunkte meiner Reise vorgespiegelt hatte; — mit Ungeduld harrte ich des Augenblicks, wo ich an Afrika's Gestaden, an seinen fernsten Grenzen, den geliebten Orient wie einen lang entbehrten Freund wieder begrüßen würde! Doch war es keineswegs leicht ein solches Vorhaben in's Werk zu setzen. — Es wurde viel hin und her, und her und hin überlegt, wie das Ding anzudrehen sei. Man schlug mir vor, ich sollte mich zuerst nach Tanger, dem Haupthafen des marocanischen Kaiserreichs wenden, und von dort quer durch's Land nach Tetuan reiten, was mit Eskorten möglich sei. Tetuan, sagte man mir, gäbe dem Reisenden recht eigentlich die beste Idee

von einem maurischen Orte, und der Gouverneur von Gibraltar, der vor einiger Zeit seinen maroccanischen Collegen daselbst besucht hatte, erbot sich sehr höflicher Weise mich mit den besten Empfehlungen zu versehen. Den Befehlshaber von Tetuan schilderte er als einen freundlichen Mann, der ihn sehr gastlich aufgenommen und ihm zu Ehren sogar ein glänzendes Jeridspiel von seinen Reitern habe ausführen lassen. Von Tetuan sollte nach Ceuta gesegelt werden, wo die arabischen und spanischen Vorposten sich gegenüber stehen.

So anziehend auch dieser Plan in jeder Beziehung war, so erforderte er doch im glücklichsten Falle mindestens 3 Tage. In dieser Zeit konnte sich aber der uns so günstige Ostwind leicht in Westwind verwandeln, und die Fregatte dann 8 bis 14 Tage zu Gibraltar festhalten; dies aber glaubte ich nicht verantworten zu können. Hierzu gesellte sich nun noch der Umstand, daß es uns gänzlich an einer Gelegenheit zur Ueberfahrt mangelte. Die Lizard, der einzige, kleinere britische Kreuzer, war gerade abwesend, und die spanischen Seeleute der Küstenfahrer machten der Quarantaine wegen Schwierigkeiten, der sie bei der Rückkunft in andalusische Häfen ausgesetzt wären. — Während nun alle mögliche Variationen auf obiges Thema überlegt und geprüft wurden, fand sich ganz unerwartet eine Gelegenheit. Capitain Ponsonby vom „7th of foot," lud mich nämlich auf die freundliche Vermittelung des Capitain Morittes, eines Adjutanten des Gouverneurs, der unsere Verlegenheit kannte, zu einer Lustfahrt nach Ceuta in seiner Yacht ein.

Wie freudig und dankbar dieses gütige Anerbieten angenommen ward, kann man sich leicht vorstellen, denn nun waren alle Schwierigkeiten gehoben, um so mehr, da ein Tag zu

dieser Excursion ausreichte. Der heutige ward zu diesem Ausfluge bestimmt.

Um 10 Uhr Vormittags sah ich Mr. Ponsonby's Cutter aus der königlichen Dock herausseglen und sich vergebens abmühen, in die Nähe der Fregatte zu gelangen; — er schien wie fest gebannt im Schatten des Felsens von Gibraltar, wo Böen und Windstille ihn fesselten. Ich ließ daher ein Boot bemannen, das uns ihm schnell entgegen trug. Wir gingen an Bord des Cutters, der, noch auf seinen Eigenthümer wartend, von den heftigen Windstößen alle Augenblicke unsanft auf die Seite gelegt wurde.

Kaum war Capitain Ponsonby mit noch einigen Freunden angelangt, so steuerten wir zuerst, einen großen Bogen gegen Algeziras hin beschreibend, durch die Bucht, und dann gerade auf den bläulichen Berg mit dem Castell von Ceuta zu. Rechts sahen wir in die Straße hinein, in der der Leuchtthurm von Tarifa *), der südlichste Punkt von Europa, inselartig heraufstieg, während links, hinter uns, der Fels von Gibraltar allmälig mehr und mehr die Gestalt einer Pyramide annahm. Der stärkste Strich der oceanischen Einfluthung, durch glatteres Wasser leicht zu unterscheiden, war bald passirt. Lange, dunkelblaue Wogen begannen, obgleich wir noch kein Reef in das große Segel genommen, den Cutter fast auf

*) Das Feuer von Tarifa ist ein Blick-Feuer, das sich in bestimmten Zeiträumen um seine eigene Axe dreht, sich regelmäßig dem Blick entzieht und dann wieder zum Vorschein kommt. — An unseren Küsten haben wir mehrere dergleichen. Z. B. würden sich ohne Zweifel die Gefahren des Felsens von Scylla bedeutend vermindern, wenn hier ein Blick-Feuer stünde, da die jetzige Leuchte von den Lichtern in den Ortschaften an der calabresischen Küste nicht zu unterscheiden ist.

unangenehme Art hin und her zu werfen. Die Berge Afrika's gingen allmälig, da sie alle bewaldet, aus einem lichten Blau in ein dunkles Grün über; auch traten die Felsen deutlicher an ihnen hervor. Die malerische Kette des über 2000' hohen, wolkenbedeckten Affenberges *), des Djebel-Zatute der Araber (Mons Abyla der Alten), — zeichnet sich durch schöne Umrisse wohlgefällig aus. Aus der Insel von Ceuta ward allmälig eine Halbinsel, denn ein hügeliger Rücken verband sie mit den Ausläufern des Affenberges. Auf diesem Rücken bemerkten wir einzelne schwarze und weiße Punkte, von denen stets zwei neben einander standen. Durch das Fernrohr sahen wir sehr bald, daß es die Hütten der sich gegenüber stehenden spanischen und maurischen Posten waren. Hart an der Küste, hinter dem rechten Flügel der spanischen Linie, lag ein für ein Piquet bestimmter Stall. Im Rücken der arabischen Posten gewahrten wir dagegen die Ruinen einer alten, mit Thürmen versehenen Mauer.

Seit Jahrhunderten besteht hier ein halber Kriegszustand, der bei der geringsten Veranlassung in offene Fehde überzugehen droht. Die maurischen Bewohner dieser Küste sind als die wildesten und feindseligsten ihres Stammes bekannt. Kein Boot wagt es daher in ihrem Bereiche zu landen. Ja, die jagdlustigen Engländer müssen sich sogar das Vergnügen versagen, die zahlreichen wilden Schweine zu jagen, die sich in den Wäldern des Affenberges aufhalten, denn die Mauren schießen auf jeden Europäer, der sich ihrem Gebiete nähert, gleichviel ob Spanier oder nicht. Erst vor Kurzem versuchte

*) Major von Cler vom preußischen General-Stabe giebt seine Höhe, nach selbst genommener Winkelmessung, zu 2200' an.

es eine Jagdgesellschaft aus Gibraltar, sich über diese Fährlichkeiten hinwegzusetzen, verließ die Yacht, die sie hinüber geführt, bestieg ein Boot und steuerte in eine einsame Bucht hinein. Hier erhielt sie jedoch einen so warmen Gruß aus den Flintenläufen einiger im Versteck liegender Araber, daß sie sehr froh war, ihren Cutter ohne weiteren Verlust wieder zu erreichen.

Die Unwirthlichkeit dieser Gestade war mit ein Grund, weshalb wir auf die Verlängerung unseres Ausfluges bis zum nahen Tetuan von Hause aus verzichten mußten. Den Landweg von Ceuta dorthin hielt man deshalb für unmöglich, weil der Einfluß des friedliebenden Gouverneurs von Tetuan sich nicht auf das zwischenliegende Gebiet erstreckt. Da Tetuan der einzige Punkt ist, dem man sich nähern und wo man landen darf, und sich außerdem kein Ankerplatz zwischen beiden Städten befindet, so wagte es bei dem herrschenden Ostwinde der Besitzer des „Hornet" seinerseits nicht, die Küste zu longiren.

Doch nun nach Ceuta zurück, denn wir waren ihm schon so nahe, daß uns der Berg mit dem Castell fast im Haken umfaßte. Zwischen diesem links in die See vorspringenden, oben abgerundeten, 300 — 400' hohen Hügel und den Ausläufern des Affenberges war nach und nach eine Reihe von sieben bis acht kleinen, in der Wurzel zusammenhängenden Kegeln entstanden, an denen sich das schneeweiße, ächt spanische Ceuta, eine flache Einbuchtung im weiten Halbkreise umschließend, fast großstädtisch hinaufbaute.

An die sieben Hügel der Stadt schließt sich, das verbindende Glied zwischen ihr und den höheren, dunkleren Bergen rechterhand bildend, jene verbrannte Höhe an, die Christenthum und Islam scheidet. Da die stumpfen Thürme fast gar

nicht hervortreten, so bildet von allen Gebäuden Ceuta's das rothe Lazareth oder Hospital mit seinem spitzen Giebel die auffallendste Erscheinung. Die Hügel über der Stadt sind zum Theil mit Laubholz bedeckt, zum Theil ziehen sich Reihen von hoch in die dunkelblaue Luft ragenden Aloëstengeln auf ihren Rücken hin. Im Orte selbst entdeckten wir, jedoch nicht ohne einige Mühe, zwei Palmen. Es fehlt Ceuta nicht an Leben, denn hinter der niedrigen Mauer am Quai sah man viele hundert gefesselte Galeerensklaven, in mehrere Haufen gesondert, sich bewegen. Sie scheinen unstreitig den größeren Theil der Bevölkerung auszumachen. — Nach einer Ueberfahrt von $2\frac{1}{4}$ Stunde ankerte unser schnellsegelnder „Hornet" auf der Rhede neben dem kleinen Cutter „Aline," auf welchem Capitain Morittes mit Mistreß Paget uns bereits vorangeeilt war.

Mr. Morittes und Graf Oriolla begaben sich gleich nach unserer Ankunft an Land, um alle Vorbereitungen zu treffen. Während dessen ward ein allgemeines „Luncheon" in der hübschen und comfortablen Cajüte des „Hornet" servirt, das die verschiedenen Seekranken wieder völlig herstellte und an dem auch Mistreß Paget Theil nahm. Graf Oriolla, der dieses Mal wieder sehr krank gewesen, kam gerade noch rechtzeitig zurück, um seinen ihm so nothwendigen Antheil zu erhalten. Nach dem Frühstück wurde sogleich das kleine Boot bemannt, und die fünf bis sechs Landungslustigen preßten sich hinein. Ich steuerte auf eine Art Brücke zu, an der rechterhand die Stelle lag, wo man aussteigen konnte.

Afrika's Boden war kaum betreten, als wir auch schon der nahe gelegenen Alameda fröhlich zueilten. Von diesem kleinen, auch hier wie überall, mit Bäumen eingefaßten Spaziergange aus, ja schon früher zwischen den Häusern hindurch,

hatten wir einen Blick auf das an der Bucht jenseits der Landzunge von Ceuta nach Tetuan zu gelegene Cap Negro. Dann gingen wir hinunter auf einen kleinen Platz. Hier hielt ein spanischer Artillerie-Offizier, ein wahres Bild des Elends; auch eine Anzahl Chasseurpferde stand bereit, die man hier, wie die Esel in Ems, zu billigen Preisen miethen kann. — Für ein Geringes durften wir sie besteigen. Unser militairischer Führer in einem abgetragenen, dunkelblauen Uniformsrock, einen schabigen, runden Filzhut auf dem Kopf, eine Reitgerte in der Hand, die den Mangel an jeglicher Waffe ersetzte; — unser Artillerie-Offizier vorauf, so ging es theils im Schritt, theils im Zuckeltrab auf den plumpen Cavalleriepferden durch die Stadt den Vorposten zu.

Die Straßen Ceuta's sind, wie man es so häufig in Holland sieht, mit ganz kleinen Steinen gepflastert, welche allerhand Arabesken oder Blumen darstellen. Daß dieses reinliche Pflaster bei unseren Engländern den Vogel abschoß, versteht sich von selbst. Ceuta liegt auf einer von West nach Ost streichenden, stark nach Süden ausgebogenen Landzunge. Die schmale, aus zwei bis drei vor einander liegenden Linien schlecht flankirter Werke bestehende Landfront hat ein starkes Profil und einen nassen Graben, der Ceuta zur Insel macht *). Mithin betraten wir das feste Land von Afrika eigentlich erst, nachdem wir über die ausgesucht holperige Zugbrücke mit unsern schwerfälligen Thieren glücklich hinüber gestolpert waren.

*) Ceuta wurde im Jahre 1415 von João I. von Portugal erobert, wobei sich dessen Söhne, und unter diesen besonders Don Henrique Navegador sehr hervorthaten. Später, 1570, fiel es mit Portugal an Philipp II. von Spanien. In der Revolution und beim Friedensschlusse 1668 verblieb es dieser Monarchie.

Hart vor der Landfront steigt die verbrannte, sehr dominirende Höhe an, auf der sich, die Zunge in ihrer Wurzel abschneidend, die spanischen Vedetten hinziehen. Der Stall, den wir schon von der See aus gesehen, blieb rechts an unserem Wege, in einer Vertiefung unfern des Strandes der nördlichen Bucht. Das Chasseur-Piquet lag in einem halben Bivouac; denn nur ein Theil der Pferde war untergebracht, die übrigen standen draußen gesattelt. Das Piquet hat 3 Posten vor sich, denen eben soviel maurische gegenüber stehen.

Wir wandten uns links im Galopp die Höhe hinan zu der mittelsten Vedette. Der Chasseur, denn die spanischen Posten stehen einzeln, nicht wie die Araber zu zwei und zwei, war abgesessen und stand vor dem bedeckten Stande seines Pferdes; — natürlich hatte er nicht gezogen. Etwa 20 Schritte ihm gegenüber lag die zeltförmige Hütte der Mauren. Der beste Beweis für das gute Vernehmen, das zwischen beiden Theilen herrscht, und das besonders dem leutseligen Benehmen des jetzigen Gouverneurs von Ceuta zugeschrieben wird, während noch vor einigen Jahren die Vorposten weit mehr „au qui vive“ gewesen sein sollen.

An der Thüre der Hütte stand ein unbewaffneter, in einen langen, weiten, mit Aermeln versehenen Mantel von wollenem, schwarz oder braun und weiß gestreiften Zeuge gehüllter, hager aussehender Araber mit bloßem Haupt. Er hatte sehr schwarze Augen und einen schwarzen, aber nicht sehr starken Backenbart. Vor der Hütte lag ein weißer, sackartiger Klumpen mit einer kegelförmigen Spitze an der Erde. Erst nach einigen Augenblicken entdeckte ich, bei näherer Untersuchung, unter dem spitzen Capuchon ein altes Gesicht mit weißem Barte, das ganz von demselben beschattet war, während der weiße Burnu alles

Uebrige bedeckte. — Ich fing an zu zeichnen, was den jüngeren Mauren neugierig zu machen schien. Diesen Umstand benutzte ich, mich ihm zu nähern. Er sah die Zeichnung an, und nun versuchten wir, uns, so gut es ging, auf türkisch, spanisch, italienisch u. s. w. zu verständigen. Auf meine Frage, wie ihm die Zeichnung gefiele, antwortete er als guter Moslim, denn es waren Menschen darauf abgebildet, sehr gerade heraus mit einem kurzen: „No," und setzte, weil er dies noch nicht für hinreichend hielt, auf gut türkisch ein deutliches: „Jock" hinzu. —

Ermuthigt durch diese liebenswürdige Offenheit, und da wir nun einmal „en train" waren, ging ich mit ihm in seine Hütte hinein. Das Loch zum Hineinkriechen war allerdings etwas niedrig ausgefallen; die Hütte zwar klein, aber dafür auch sehr reinlich, kühl und schattig. Einige fein geflochtene, länglich-ovale Strohmatten, die ihnen zur Unterlage dienen, ebenso ein paar tellerförmige, welche sie als Kopfkissen gebrauchen, lagen am Boden; dazu kamen noch mehrere breite Bretter von Kork, aus denen ich mir aber durchaus keinen Vers machen konnte. In dem hintersten Winkel lehnten die türkischen Flinten, dabei kauerten zwei winzige, schwarze Hündchen. Es amüsirte den Araber, daß ich mit ihnen spielte, und das Wörtlein „Kütschück" reichte völlig hin, ihm den Grund klar zu machen, weshalb sie mir so sehr gefielen. Linker Hand, gegen die Wand zu, noch ziemlich im Bereich der beiden jugendlichen Köter, lag eine Laute am Boden. Auch standen mehrere irdene Gefäße an der Erde, von denen eins mit Milch gefüllt war. Neben einer der Flinten entdeckte ich einen alten englischen Säbel mit schwarzer Lederscheide und „George Rex" auf dem Korbe, was den Engländern vielen Spaß machte.

Uns, die wir uns den Araber nie ohne sein treues Roß vorstellen konnten, mußte es auffallen, daß die maurischen Posten keine Pferde bei sich hatten. Sie schienen daher dem irregulairen Fußvolk anzugehören.

Ebenso, wie aus den Hütten der Maroccaner, ließ sich auch aus den Anstalten ihrer Gegner auf das Dauernde in dieser Vorpostenaufstellung schließen, die gewiß seit undenklichen Zeiten nicht verändert worden ist. Das Pferd des Spaniers stand unter einem schmalen, hölzernen Dache, zu dessen Seiten Strohmatten bis zur Erde herabhingen; für ihn selbst war, dicht vor dem bedeckten Stande seines Thieres, ein hölzernes Schilderhaus aufgestellt.

Die Aussicht von dem spanischen Posten war sehr malerisch und eigenthümlich. Im Vorgrund die arabische Hütte mit ihren originellen Bewohnern, dahinter, am Fuße der Höhe, die Ruinen der vorerwähnten alten Mauer mit ihren verfallenen Thürmen, dann die dunkele, blaugrüne Kette des Affenberges, die sich rechts in die See erstreckte, während man links an ihren Hängen ein einsames maurisches Oertchen gewahrte.

Von dieser mittelsten Vedette ging es in vollem Galopp zu dem spanischen Posten des linken Flügels, hart über der südlichen Bucht nach Tetuan zu. Die Aussicht von hier ist der eben beschriebenen ziemlich ähnlich. Das Dörfchen am Berge hat man grade vor sich, links springt Cap Negro in's Mittelmeer vor. Die maurische Hütte, in allem der vorigen gleich, lag hier ebenfalls nur 20 Schritte von dem spanischen Chasseur entfernt. Das Dach dieser zeltförmigen Behausungen ist, statt mit Stroh, mit den Wedeln derselben Zwergpalme bedeckt, die man schon so häufig bei Girgenti und Selinunt findet. Hier sollte ich auch den Zweck jener breiten Korkbretter kennen lernen.

Sie dienten zweien Arabern zum Sitze, die sich vor der Hütte auf ihnen niedergelassen hatten. Beide trugen weiße Burnu's; der eine, ein magerer Greis mit schwachem, weißem Barte, hatte den Capuchon übergezogen, der andere einen weißen Turban um den Kopf gewickelt. Da der Alte durch Zeichen aus mir herauszubringen suchte, ob ich nicht ein kleines Messer bei mir hätte, so zog ich mein Federmesser hervor und zeigte ihm, auf welche Art ich die Blätter aus meinem Zeichenbuche herauszuschneiden pflegte. Jetzt verlangte er es, ich gab es ihm, und nun entblößte er seinen linken Arm, um mir begreiflich zu machen, wie nützlich dies Instrument zum Aderlassen sei. Nach einer Weile vermißte ich es, der Alte hatte es noch; das war aber ganz natürlich, — er hatte es ja hübsch gefunden, und was der Türke lobt, das wünscht er zu haben; eine so zarte und doch so deutliche Bitte darf der höfliche Moslim nicht abschlagen, — so will es die Sitte.

In Gitomir, auf der Reise nach Wosnessensk, lernte ich diese Wahrheit zuerst kennen. Dort traf ich einige 100 Pferde kurdischer Reiter, die, vom Kaukasus kommend, als Ablösung für das muselmännische Regiment nach Warschau bestimmt, hier Ruhetag hielten. Der Stabsoffizier, der sie führte, veranstaltete, dem Prinzen August von Preußen und mir zu Ehren, ein Jeridspiel auf einem der Plätze der Stadt. Ein schöner, brauner Hengst fiel mir unter allen den gewandten Perser- und Tscherkessenpferden besonders auf. In der unschuldigen Absicht, seinem Herrn etwas Artiges zu sagen, lobte ich gegen ihn die Schönheit und Gewandtheit des Braunen. Dieser, ein muselmännischer Offizier, hatte nicht sobald meine Bewunderung für sein Thier vernommen, als er sich eilig herabschwang und mir das Roß am Zügel zuführte.

Darauf war ich nicht gefaßt. Ich deprecirte auf die höflichste Art, — wollte ihn nicht berauben u. s. w. — Da fing er an das Ding tragisch zu nehmen und sich im höchsten Grade beleidigt zu fühlen. Nur nach langen Auseinandersetzungen konnte er bestimmt werden, dieses so gütige und wohlgemeinte Anerbieten wieder zurückzunehmen. — Sultan Machmud verstand es vortrefflich diese Sitte des Landes zu benutzen. Er kam einst auf den Hügel von Candeli, lobte die Aussicht und den Kiosk, — und seitdem ist derselbe kaiserlich! Daher findet man denn auch fast überall, wo eine schöne Aussicht am Bosphorus und wo es gut wohnen ist, — die Frucht ähnlicher, großherrlicher Lobpreisungen, — ein in den kaiserlichen Besitz übergegangenes Lusthaus! — Wer also etwas preiset, der wünscht selbstredend es zu besitzen, und wem man etwas anbietet, der darf es nicht abschlagen. — Der gemüthliche Alte hatte mich auf seine Art höflichst um mein Federmesser gebeten, und zwar noch obenein, um der leidenden Menschheit damit zu helfen, ich hatte es ihm gegeben, und mich für einen Mann von Welt haltend, mußte er annehmen, daß ich es ihm geschenkt. — Wie unrecht that ich daher dem greisen Araber, daß ich in seinen Zügen eine gewisse Verschmitztheit wahrnehmen wollte, und ihn gar eines Diebstahls fähig halten konnte. Doch ich hatte die Sitte des Orients so ganz vergessen, daß ich mein Messer wieder verlangte. — Der Alte mochte wohl, seltsamer Weise, eine Ahnung davon gehabt haben, daß sein orientalischer Rechtstitel nicht so leicht volle Geltung bei einem Europäer finden würde, denn er hatte das Corpus delicti weislich bei Zeiten versteckt, und half mir nun danach suchen; — daß es nicht zu finden war, wird man sich leicht vorstellen können.

Da die mauriſchen Vorpoſten ſo wenig wachſam ausſahen, was noch der Umſtand beſtätigte, daß auch in dieſer Hütte die Waffen in einer friedlichen Ecke ſtanden, ſo konnten wir der Luſt, einen Verſuch zu machen, ob ſie uns wohl einige Schritte in das marocaniſche Gebiet hineinlaſſen würden, nicht widerſtehen. Eine Heerde weidete gerade hart hinter der Linie, — auf dieſe ritten wir zu. Aber noch hatten wir dieſelbe nicht erreicht, da trat der Hirte, mit der Flinte auf dem Rücken, hinter einer Höhe hervor, und die mauriſchen Poſten nahmen die Gewehre zur Hand und folgten unſerer Cavalcade mit den Blicken. Nachdem wir uns auf dieſe Weiſe durch den Augenſchein von den Schwierigkeiten, das Innere Afrika's zu erforſchen, überzeugt hatten, ritten wir nach Ceuta zurück, und begaben uns an Bord der Yacht, die gleich darauf den Anker lichtete.

Der anfangs ſchwache Wind ward allmälig wieder friſcher und ſchwellte bald anmuthig die hohen Segel der beiden leichten, gefälligen Cutter, die ſich graciös von den heranrollenden, langen Wogen ſchaukeln ließen. Auf der Felſenpyramide von Gibraltar ruhte noch immer jene düſtere Wolke, das ſichere Zeichen des herrſchenden und ſelbſt des herannahenden Oſtwindes. Zu den Füßen des Felſens leuchtete uns das Feuer des Thurmes von Europa-Point, jenes ſtrahlende Denkmal der Königin Adelhaid, entgegen, das den aus fernen Meeren kommenden Schiffer durch die herkuliſchen Säulen ſicher geleitet. Nach und nach kam der Mond herauf, und wie ein Silberband erglänzten die Waſſer der Straße, die Fluthen jenes Meeresarmes, der, eine trennende Kluft, zwei Welttheile ſpaltend, zugleich die azurne Brücke von einem Meere zum andern wölbt; — der goldene Bogen des Handels, der

Schifffahrt und des Reichthums, der sich von der alten, von der kleinen Welt des Mittelmeeres, die einst hier an den Säulen des Hercules ihre Grenze fand, kühn hinüber spannt zum endlosen Ocean, dessen ferne Gestade, vor dem unerschrockenen Seemanne fliehend, ihn immer weiter und weiter lockten, bis er jene unbekannte Welt entdeckend, stets neue Länder fand, die sich Europa's Cultur und Civilisation aufschließend, die reichen Producte ihres Bodens gegen die geistigen Schätze der alten Welt umtauschten, und noch heute dem forschenden Streben ihrer Bewohner stets neue Nahrung gebend, die Grenze des menschlichen Wissens immer weiter hinaus stecken! — Eine Fahrt von etwa zwei bis drei Stunden führte uns von Ceuta an Bord des S. Michele zurück. So endete unser „trip to Africa!"

Um den günstigen Ostwind nicht ungenützt vorübergehen zu lassen, nahm ich noch an demselben Abend vom Gouverneur von Gibraltar und seiner liebenswürdigen Familie Abschied. Lady Woodford sang gerade, als ich in das Zimmer trat, mit ihren Kindern spanische Lieder. Ueber die schmale Zugbrücke am Ragged-Staff erhielt ich Auslaß aus der Festung. Beim prachtvollsten, wahrhaft griechischen Mondschein, trug mich das Boot mit kräftigen Ruderschlägen in wenigen Minuten an Bord zurück.

den 16ten Juli. Bereits um 2 Uhr Morgens wurde die Gangspill am Bord des S. Michele unter Trommelschlag in Bewegung gesetzt. Noch lag finstere Nacht auf der Bucht von Algeziras *).

*) Die Bai von Algeziras ist wegen ihres Fischreichthums bekannt, obschon uns letzterer bereits viel weiter östlich in noch viel höherem

Es dauerte lange, ja die Morgendämmerung kam heran, ehe der letzte Anker „à pic“ gehoben war, denn wir lagen, wie schon erwähnt, in 19½ Faden, und zwar außerhalb des nördlichen der beiden Ankerplätze, welche die englische Admiralitätskarte angiebt. Auf diesem nördlichen Ankerplatz hat man den Kopf der alten Mole in O. S. O. ¾ S. in 8⅕ Cabellänge Abstand (2050 Schritt), und das spanische Fort S. Felipe in derselben Entfernung in N. O. ¾ O., bei einer Wassertiefe von etwa 9 Faden. Der südliche Ankerplatz findet sich in 8—10 Faden, der Kopf der neuen Mole 3¾ Cabellängen (etwa 950 Schritt) in S. O., und der Ragged-Staff eben so weit in O. N. O. ½ N.

Der Grund der Rhede enthält viele unsichere und felsige Stellen, und ist daher keineswegs durchgängig zum Ankerwerfen geeignet. Längs der ganzen Front von der „Dock“ bis „Old-Mole“ zieht sich, als Schutz gegen eine Landung und gegen die Annäherung größerer Kriegsschiffe, eine Bank

---

Grade aufgefallen war. Während des 1sten Juli zogen namentlich eine Menge Wallfische unsere ganze Aufmerksamkeit in der Nähe der Berge von Adra auf sich. Angesichts dieser hatten wir ein Schauspiel eigener Art. Von Zeit zu Zeit rissen dunkelblaue Furchen in dem silbergrauen Spiegel des Meeres auf, und daraus hervor kamen die Rücken und Flossen großer, schwarzer, sich wälzender Fische, die zuweilen Wasser aus der Nase spritzten; es war eine kleine Species Wallfische, von den Franzosen „Soufleurs“ genannt. In dem zweiten Cutter ging eine Jagdparthie dagegen ab, die dazwischen feuerte, was jedoch den Fischen nur eine momentane, kleine Unannehmlichkeit zu verursachen schien; doch entfernten sie sich. Bei Einbruch der Nacht befanden sich drei bis vier „Soufleurs“ neben dem Bord und rieben sich an dem Schiffe; dies scheint ein Hauptvergnügen für diese Fische zu sein, dabei schnarchten dieselben beständig, was ich aber selbst nicht gehört habe; man erkannte sie dagegen an dem weißlichen Lichte, welches sie in der See hervorriefen.

oder richtiger ein Felsriff hin, das gerade da beginnt, wo die schützende Steilküste aufhört, und sich im Norden als eine zusammenhängende Sandbank um die ganze Bucht herum fortsetzt. Aus diesem Grunde finden wir die Tiefe von 4½ bis 5 Faden (27 bis 30′) wohl die geringste, in die sich ein Linienschiff wagen dürfte, erst in bedeutender Entfernung von den Werken, und zwar in einem Abstande von pp. 2200 Schritt westlich von der am Ende des Dammes vor der „Land-Port" gelegenen „Bay-side-Barrier," dann pp. 1200 Schritt vom Kopf des „Old-Mole," und pp. 1050 Schritt vom Kings-Bastion. Westlich vor der nördlichen Hälfte der langen Curtine zwischen Kings- und South-Bastion liegt eine Dreifadenbank im Abstand von pp. 900 Schritt, wodurch sich innen ein schmales Fahrwasser bildet, das jedoch für Linienschiffe nicht passirbar ist, weshalb diese genöthigt sind, außerhalb der Bank, etwa 1300 Schritt vom Lande abzubleiben. Dem Ragged-Staff gegenüber findet man dagegen schon auf 450 Schritt 4½ Faden Tiefe, und bei Jumpers-Bastion auf 600 Schritt 5½ Faden, während Linienschiffe längs der New-Mole anlegen und in Rosia-Bay hinein laufen können, um sich dort aus den Magazinen mit Lebensmitteln zu versehen.

Wir haben bei den obigen Angaben natürlich nur die äußerste Grenzlinie der Tiefen von 4½ bis 5 Faden bezeichnen wollen, sind aber keineswegs der Meinung, daß eine feindliche Flotte, welche der Festung die Ehre eines scharfen, eisernen Grußes erzeigen wollte, auch bei den günstigsten Wind- und Strömungsverhältnissen hart an dieser Grenzlinie selbst hinsegeln würde. Die geringste Aenderung in den bezeichneten Umständen, die Schwierigkeit für die Lootsen, in dem Pulverdampf die Marken am Lande zu erkennen, ja, jede Havarie

könnte ihr leicht verderblich werden. Sie wird sich daher einige hundert Schritte außerhalb dieser Linie halten, wenn sie nur vorüberseglet; wollte sie ankern, so würde der Raum zum „Aufschweien" der Schiffe nothwendig in Anrechnung gebracht werden müssen. Dabei ist wohl zu berücksichtigen, daß jene Dreifadenbank, im Verein mit der $1\frac{1}{2}$ Cabellängen westlich von derselben gelegenen felsigen Stelle, leicht jede größere Flotte theilen würde, wenn die Schiffe, die es trifft, den Anker nicht mit Geschick in dem engen Raum zwischen beiden unsicheren Stellen zu werfen wissen, ohne sich dabei der Untiefe zu sehr zu nähern. Vielleicht geschah es mit aus dem Grunde, diesen Schwierigkeiten zu entgehen, daß sich der berühmte Angriff der zehn „Battering-Ships," wie die Engländer die in schwimmende Batterien umgewandelten Kriegsschiffe nannten, von denen die stärksten 1400 Tonnen maßen, unter dem spanischen Admiral Moreno am 13ten September 1782 auf den Theil der Stadtfront zwischen „Kings- und Montague-Bastion" beschränkte. Statt diese Fronte in brèche zu legen, wie es die Absicht war, erging es den armen Spaniern übel, indem sämmtliche Schiffe, trotz ihres als undurchdringlich gewähnten Panzers, ein Raub der Flammen wurden. Der 13te September war der Ehrentag der glühenden Kugeln, — doch nicht minder der britischen Seeleute, die, mit Gefahr des eigenen Lebens, ihren unglücklichen Feinden als rettende Engel erschienen und die Lebenden und Verstümmelten dem Flammentode entrissen! — Moreno hatte seine Schlachtlinie in der Entfernung von 1350 bis 1800 Schritt von den Werken, mithin in $4\frac{1}{2}$ bis 15 Faden geankert, und bei genauer Betrachtung der Karte scheint auch, mit Berücksichtigung der oben angeführten Verhältnisse, 1350 Schritt ($5\frac{1}{2}$ Cabellänge) von den

Werken, ziemlich die geringste Entfernung zu sein, in der eine Flotte sich der Festung würde gegenüberlegen können, eine Entfernung, in der der Zweiunddreißigpfünder der Linienschiffe, — denn nur von Linienschiffen kann es sich bei einem Seeangriff auf Gibraltar handeln, — gemeinschaftlich mit einigen achtundsechzig- oder achtzigpfündigen Bombenkanonen, noch eine vortreffliche Wirkung verspricht. Und vielleicht ist die Zeit nicht mehr fern, wo Linienschiffe und Fregatten zu einem noch schwereren, namentlich zu dem achtundsechzigpfündigen Caliber übergehen werden! — Daher die rege Thätigkeit der Engländer, die Seefront Gibraltar's durch eine neue Reihe von Batterien zu verstärken.

Die offene Rhede von Gibraltar gewährt, bei ihrer Lage an der Ostseite der an ihrer Einfahrt 4 See- *) = 1 deutschen Meile breiten und 6 See- = $1\frac{1}{2}$ deutsche Meilen in's Land greifenden Bucht von Algeziras, wenig Schutz gegen die heftigen Ost- und Weststürme, welche namentlich im Herbst, Winter und Frühjahr durch die Straße wehen. Daher soll es oft gerathener sein, jede sich darbietende Gelegenheit zu ergreifen, um vor dem Eintritt eines solchen Ereignisses unter Segel zu gehen und die Mitte der Straße zu gewinnen, wo Wind oder Strömung in die hohe See führen. Die kleineren Fahrzeuge finden hinter der alten Mole Schutz; diejenigen aber, die dort nicht unterkommen können, werden häufig von den Stürmen auf die berüchtigte „Punta Mala" geschleudert. Auch sind diese Stürme schon manchem großen Schiffe unheilbringend gewesen; so verlor auf dieser Rhede erst in neuerer Zeit eine

---

*) Eine Seemeile = einer Minute des Aequatorgrades, oder $\frac{1}{4}$ geographischen Meile.

amerikanische Fregatte alle drei Maste. Ja, schon zur Zeit der Belagerung, im Jahre 1780, versetzte ein heftiger Südweststurm die Flotte unter Sir George Brydges Rodney auf ihrem schlechten Ankerplatze, Rosia-Bay gegenüber, in die größeste Noth. Zwei Jahre später, im Herbst 1782, wurde eines der 47 Linienschiffe der combinirten spanisch-französischen Flotte, welche in dem entferntesten Winkel des Golfes zwischen Orange-Grove und der Rhede von Algeziras vor Anker lagen, von einem heftigen Orkane auf den Strand unter die Kanonen der Festung geworfen. Bei einem Südoststurm, im November 1796, riß das englische 74 Kanonenschiff, Courageux, auf der Rhede von den Ankern. Erst hart an den spanischen Batterien faßten dieselben wieder Grund; doch hier konnte der Zweidecker nicht bleiben, so lag er denn unter dicht gereeften Marssegeln, sich aus anderen Gründen nicht hinaus in den Ocean wagend, quer nach Afrika hinüber. Noch an demselben Abend ging er in der Dunkelheit auf den Felsen am Fuße des Affenberges verloren.

Die Südküste der Straße ist überhaupt sehr gefährlich, um so mehr, da die Rheden von Tanger und Ceuta durchaus keinen sicheren Zufluchtsort gewähren. Zwei Gefährten des Courageux kamen an jenem Tage gleichfalls in die größeste Gefahr. Der Culloden von 74 Kanonen trieb vor Anker, setzte Segel und entging mit genauer Noth den Gefahren der Perla, des berüchtigten Riffs, südlich vom Cap Carnero. Der Gibraltar von 80 Kanonen glaubte sich nicht mehr sicher bei dem furchtbaren Orkane, in den der Sturm am Abende ausartete, kappte die Cabeltaue, ging unter Segel und streifte die Bank von Cap Carnero oder Cabrita-Point, wie es die Engländer nennen. Ein Stück des Felsens drang in den

Boden des Linienschiffes, klemmte sich fest, brach ab, und der Gibraltar setzte ungehindert und ohne weitere Zufälligkeiten seine Reise fort!

Es war schon völlig Tag, als wir uns unter Segel befanden und wie gestern nach dem weißen Algeziras und dem verbrannten Cap Carnero hinüber lagen; denn während der Dauer des Ostwindes ist dieses der beste Cours, um den Böen vom Felsen zu entgehen. Die ersten Strahlen der Morgensonne trafen das freundliche Städtchen und die spanische Kriegsbrigg bei Isla Verde. Auf dieser Stelle war es, wo der tapfere Admiral Linois, unter dem Schutz von Strandbatterien, die sich durch Kanonenböte auf beiden Flanken an sein Geschwader anschlossen, einer feindlichen Uebermacht trotzte, und, gewiß ein seltener Fall, die Engländer unter Verlust eines Linienschiffes zurückschlug. Den Hügel von Cap Carnero mit dem Thurme darauf und die Perla umschiffend, und an der spanischen Küste hinsteuernd, um uns der Gewalt der Strömung zu entziehen, richteten wir jetzt unseren Lauf dem Ocean zu. — Da fiel der Wind fast gänzlich.

Die Strömung in der Straße von Gibraltar, diese beständige Einfluthung der Wasser des Oceans in das Mittelmeer, ist bekanntlich eine Abzweigung der nordafrikanischen Strömung, die ihrerseits gewissermaßen als der Schluß des großen atlantischen Strömungs-Cyclus betrachtet werden kann, der großartigen Wasserbewegung, die, aus dem indischen Ocean kommend, die Agulhas-Bank überfluthet und unter dem Namen des Capstroms in den atlantischen Ocean tritt, sich dann längs Afrika's Gestaden nördlich wendet, auf einige Zeit verschwindet und später in den Tropen als reißende Aequatorial-Strömung wieder auftaucht, ihre warmen Wasser an Cap Roque, an den

Mündungen des Amazonenstroms und Orinoco vorüber, durch's caraibische Meer in den Golf von Mexico führt, aus dem die Masse warmen Wassers durch die Bahamastraße als Golfstrom wieder heraustritt, pfeilschnell längs den Vereinigten-Staaten und gegen den Südrand der Bank von Newfoundland hinschießt, und sich dann wie ein Füllhorn gegen die Azoren ausschüttet. Man wird sich ferner erinnern, daß wir nördlich und östlich des Golfstromes, als Fortsetzung der allgemeinen östlichen Meeresbewegung, die arctische, die nordatlantische Strömung und den Wirbelstrom Rennell's finden, jene merkwürdige, rücklaufende Strömung, welche die biscayische Bucht durchzieht, und dann in nordwestlicher Richtung gegen die irische Küste zurückfluthet.

In dem südöstlichen Winkel dieser allgemeinen Bewegung des nordatlantischen Oceans, gegen den 45° nördlicher Breite, mit der sich die kalten Fluthen des Polarwassers vereinen, das wärmeren Regionen zueilt, und zu der sich zu Zeiten auch die überfluthenden Gewässer des Golfstromes gesellen, entsteht jene große Wasseranhäufung, aus der die nordafrikanische Strömung hervorgeht. — Zwischen dem Meridiane der Azoren und den Küsten Portugal's beginnend, läuft sie an den Gestaden Afrika's in südlicher Richtung hin, bis sie als Guineaströmung in dem Cul de sac des Golfs von Benin und der Bai von Biafra, dem Schlußstein der allgemeinen Meeresbewegung, ihr Ende findet.

Ein Theil der Gewässer dieses südlichen Stromes wird im Vorüberfluthen durch die Straße von Gibraltar abgelenkt, und wendet sich dem Mittelmeere zu, um das durch Verdunstung entweichende Wasser desselben zu ersetzen, und sich mit dem bei diesem Proceß zurückgelassenen Salze zu vereinigen.

Nach Rennell beginnt dieser Zug der oceanischen Wasser gegen das mittelländische Meer, etwa 130 Seemeilen westlich von den Küsten Europa's und Afrika's, zwischen dem 30 und 40° nördlicher Breite. Bei Cap St. Vincent soll er schon so stark sein, daß man einen frischen, günstigen Wind bedarf, um dasselbe zu umschiffen. In der Straße beträgt seine Schnelligkeit nach Spix und Martius 4 bis 5, und nach Capitain Smyth R. N. 2,4 bis 4,8 Knoten in der Stunde. Und wie manchen guten Segler hat schon der Strom bei Tarifa, wo seine Gewalt am größesten, gewendet, wenn es dem Winde an Kraft gebrach, ihm durch die Enge hindurch zu helfen!

Im mittelländischen Meere erstreckt sich die Strömung bis gegen Cap de Gata *); noch auf der Rhede von Malaga ist ihr Einfluß, wie ich mich selbst überzeugte, sehr fühlbar.

Durch die Vereinigung der salzigen Fluth des Oceans mit dem bei der Verdunstung im Mittelmeere zurückbleibenden Salze würde eine zu große Salzanhäufung in diesem Binnenmeere entstehen, wenn nicht für einen regelmäßigen Abfluß gesorgt wäre. Dieser Abfluß, der die nothwendige Ausgleichung zwischen dem größeren specifischen Gewichte des Mittelmeeres (1,03384) und dem geringeren des Oceans (1,02944) bewirkt, scheint beständig, und zwar als eine submarine Gegenströmung, durch die Straße stattzufinden. Als Beweis für die Richtigkeit

---

*) Bekanntlich ist Cap de Gata sehr schwer zu umschiffen; — die sardinische Sechzig-Kanonenfregatte „la Regina" brauchte auf ihrer Reise nach Brasilien zwei und zwanzig Tage, um de Gata zu doubliren. Nachdem an demselben 1sten Juli die „Souffleurs" ihre Abschiedsvisite gemacht, glaubte ich sie etwas später wieder zu vernehmen; — doch ich hatte mich geirrt, es war die Strömung, die sich während unserer Reise hier zum ersten Mal deutlich und plötzlich einstellte.

dieser Annahme führt schon Drinkwater in seiner „history of the late siege of Gibraltar etc.“ das Factum an, daß das Wrack eines bei Tarifa von einem Caper in den Grund gebohrten Holländers später auf der Rhede von Tanger wieder aufgetaucht ist, und daß man, wahrscheinlich dieser submarinen Strömung wegen, mit dem Senkblei in der Meerenge noch keinen Grund gefunden hat. — Schon das Gesetz der Rotation spricht für das Dasein einer westlichen Strömung, ebenso wie das Einströmen des schwarzen Meeres, das unausgesetzt im nordöstlichsten Winkel des Mittelmeeres durch den Bosphorus und die Dardanellen stattfindet, und der Druck, den die beständig zufließende Wassermasse der vielen Ströme ausübt, die sich in dieses große Binnenmeer der alten Welt ergießen. — Ja, man nimmt sogar an, daß bei dem ersten Durchbrechen der Säulen des Hercules das Mittelmeer sich in den Ocean ergossen hat; denn Europa und Afrika scheinen hier durch eine Landenge, ähnlich wie Afrika und Asien bei Suez, zusammengehangen zu haben, was man aus der Identität des Gesteins der Felsen von Gibraltar und Ceuta schließen will. Aber nicht allein in der Tiefe, sondern auch auf der Oberfläche bemerkt man eine, wenn auch nur sehr schwache Gegenströmung, die zum Theil eine Nebenwirkung der Hauptströmung zu sein scheint, und andererseits auch dem Einflusse der Gezeiten zugeschrieben wird. Der Hauptstrom der oceanischen Einfluthung, der nur die eine Bewegung gegen Osten kennt, hält bei einer Breite von 2,8 Seemeilen die Mitte der Straße, ihn begleitet auf beiden Seiten eine schmale, 2 Seemeilen breite Zone, deren Wasser schon dem Einfluß des sechsstündigen Fallens und Steigens ausgesetzt sind, das täglich an den Rändern des Oceans wahrgenommen wird, und an diese Zone reiht sich das

Wasserband, welches die Küsten der beiden Welttheile bespült, wo Ebbe und Fluth in vollständiger Regelmäßigkeit herrschen.

Um von dieser schwachen Gegenströnung Nutzen zu ziehen, halten sich die Fahrzeuge, welche dem Ocean zusteuern, wie es auch unsere Fregatte that, in geringer Entfernung vom Lande. Im Allgemeinen soll der Zug der Gewässer die Schiffe mehr gegen die Mitte, als gegen die Ränder des Canals treiben, wodurch viele Unglücksfälle vermieden werden.

Kein Schiff mit vierkantigen Segeln ist bei Gegenwind im Stande die Strömung in der Straße zu überwinden. Nur kleinere Fahrzeuge, mit Jaffel- oder lateinischen Segeln, ermöglichen es außer den Dampfschiffen, da sie bis zu 2 Strich näher am Winde liegen, als Raasegler, und mithin, einen spitzeren Winkel mit der Strömung bildend, derselben bedeutend weniger Fläche darbieten *). Bei Westwind kann daher keine

---

*) Ein Schiff mit vierkantigen Segeln, ein Linienschiff, eine Fregatte u. s. w., kann nicht näher als 6—5 Striche vom Winde liegen oder 67° 30′ — 56° 15′. Die sogenannte Linie beim Winde, welche die Flotten meistens zur Schlachtlinie wählen, beträgt daher 67° 30′, wogegen man beim Kreuzen oder Laviren, der schlechten Segler wegen und um die Ordnung nicht zu stören, häufig genöthigt ist, bis zu 7 Strich abzubleiben. Fahrzeuge mit Jaffel- und lateinischen Segeln, als: Schooner, Cutter, Lugger, Xebequen, Mistic's, mit einem Worte, was die Engländer mit „fore and aft vessels" bezeichnen, können sich näher als 5 Strich, ja, bis zu 4½ Strich, d. h. 50° 37′ 30″ der Windlinie nähern. Von einigen behauptet man sogar, daß sie dies bis auf 4 Strich, d. h. 45° bringen könnten, was jedoch illusorisch zu sein scheint.

Ein glänzendes Beispiel, welchen Vortheil ein solches „fore and aft vessel" bei Ueberwindung der Strömung hat, lieferte der Kapercutter „Buck" (cf. Drinkwater: Siege of Gibraltar, pag. 73), der dem gesammten Geschwader des Admiral's Barcelo glücklich entging, indem er der Strömung trotzte, während die ihn jagenden Spanier von derselben so bedeutend abgetrieben wurden, daß Capitain Fogg dennoch Gibraltar

Flotte aus dem Mittelmeere die Meerenge passiren, diese Meerenge, welche in allen Seekriegen Frankreich's und Spanien's gegen England die Flotten von Brest und den übrigen oceanischen Häfen von denen Toulon's, und die von Ferrol und Cadiz von den Geschwadern Carthagena's trennte! Was für ein wichtiger Alliirter gegen seine Feinde im Mittelmeer ist daher der Westwind für England! Während Britanien's Flotten in der Ferne Lorbeeren pflückten, vertheidigte der befreundete West den Eingang in den Ocean. Doch nicht selten hat der Verräther sich zum Feinde geschlagen; die ersehnten englischen Convoi's, welche dem verlassenen, ausgehungerten Gibraltar die nothwendigsten Lebensbedürfnisse zuführen sollten, rücksichtslos unter den Augen der Garnison an dem Felsen vorüber in's Mittelmeer hineingeblasen, und dafür die französischen und spanischen Escadern, die sich ihm vertraut, glücklich durch die Straße zu ihren Freunden geführt! — Zuweilen scheint allerdings der Westwind sie dabei etwas derb angepackt zu haben, — doch war es ja so gut gemeint! Mit besonders großem Eifer nahm er sich unter andern einmal, im Mai des Jahres 1799 (pag. 200. Vol. II. Nav. Hist. of Great-Britain, etc.), einer cadizer Flotte von 17 Linienschiffen an, welche wegen ihres mangelhaften Zustandes seines Schutzes besonders bedurfte, und blies sie so herzhaft durch die Straße, daß dabei 9 Linienschiffe, 1 Fregatte und 1 Brigg entmastet wurden und noch 2 andere Linienschiffe die Ruderpinne brachen!

So lange England die Straße festhält, ist jede Vereinigung der beiden großen Flotten Frankreich's gefährdet; hier

---

durch ein geschicktes Manöver, gepaart mit großer Unerschrockenheit, glücklich erreichen konnte.

liegt mithin der strategische Punkt für England's Seeoperationen. Viele blutige Zeugen sprechen für die Wahrheit dieser Behauptung; ich meine alle die Schlachten, welche in diesen Gewässern geschlagen worden: die unentschiedene Schlacht zwischen Rook und Toulouse auf der Höhe von Malaga anno 1704, Rodney's Sieg über Langara im Jahre 1780 auf der Höhe von Cap St. Vincent, Lord Howe's über Cordova 1782, westlich vom Cap Spartel, dann die berühmte Schlacht von St. Vincent unter Sir John Jervis, und endlich Nelson's Sieg bei Trafalgar. — Doch von allen Gefechten, welche in diesen Gewässern geliefert wurden, gehört keines so ganz hierher, so ganz der Straße von Gibraltar an, als die Schlacht von „Cabrita-Point." — Abends den 12ten Juli 1801 liefen zwei feindliche Geschwader aus der Bai von Algeziras aus. Admiral Moreno hatte kaum Cabrita doublirt, so fiel auch schon Sir James Saumarez auf ihn ab, und die Jagd begann vor einem immer frischer werdenden Ostwind. Zwanzig Minuten nach 11 Uhr p. m. eröffnete das vorderste Schiff der britischen Linie das Feuer gegen den Real Carlos von 112 Kanonen, der bald darauf in Brand gerieth. Ein anderer Spanier, San Hermenegildo, ebenfalls von 112 Kanonen, griff den brennenden Dreidecker, den er für einen Feind hielt, an. Doch ehe der San Hermenegildo seinen Irrthum gewahr ward, stand auch er in Flammen. So flogen denn, in ernster Mitternachtsstunde Europa's und Afrika's Gestade durch ihre auflodernde Gluth beleuchtend, beide Dreidecker kurz nach einander in die Luft; — und mit ihnen fanden 1700 Spanier, die sich eben noch bekämpft und jetzt erst wieder erkannt hatten, in den Flammen und in den Fluthen der Straße den Tod! — Um 7 Uhr

50 Minuten a. m. den 30sten, strandete der Venerable auf der Bank von San Pedro (Santi Petri), nördlich von Conil. Hiermit endete das Gefecht, das bei Cap Carnero begann, indem der Rest des combinirten Geschwaders glücklich Cadiz erreichte.

So wichtig für England das Festhalten der Straße in Kriegszeiten ist, so kann sich doch keine britische Flotte unter allen Umständen daselbst behaupten, da es der Meerenge an einem sicheren Hafen fehlt. Die Rheden von Ceuta und Tanger gewähren, wie wir bereits gesehen, wenig Schutz; besser sind die Ankerplätze in der Bai von Algeziras, deren Mängel wir jedoch ebenfalls kennen gelernt haben. Ferner bietet Gibraltar, außer einem großen Magazin für Lebensmittel (Victualling-office) und einem schönen Seehospital, nicht die Mittel für eine Flotte dar, ihre Havarien gründlich auszubessern und sich mit allem Nöthigen, unter anderm mit Trinkwasser in gehörigem Maaße zu versehen *). Der Kernpunkt für England's Macht im Mittelmeer bleibt daher immer la Valetta auf Malta, mit seinen prachtvollen, großartigen Häfen und den im Entstehen begriffenen wichtigen Etablissements für die Flotte. Gibraltar's Wichtigkeit wird jedoch steigen, wenn England hier ein großes Kohlendepot für seine Dampfflotten im Mittelmeer anlegt, und dies wird es thun müssen. Ja, welche ganz andere Stellung wird jetzt England als Beherrscherin der Meerenge einnehmen, wenn es bei einem ausbrechenden Kriege gegen Frankreich ein zahlreiches, kräftiges Dampfgeschwader permanent in der Straße stationirt; ein Geschwader, das bei jedem Winde die Meerenge in allen Richtungen durchkreuzen, bei Stürmen

*) Die vorhandenen Trinkwasser-Reservoirs (Watering-tanks) sind nicht bombenfest eingedeckt und daher leicht von der See aus zu zerstören.

leicht seinen Ankerplatz ändern, das sich der hereinbrechenden Gefahr mit größerer Leichtigkeit entziehen, daher auch dann noch ausdauern kann, wenn Segelflotten schon längst verloren sein würden! — Was für ein herrlicher Tummelplatz ist daher die Straße von Gibraltar für die Dampfflotten Britaniens!!

Haben sich die spanischen Kanonenböte aus der Bai von Algeziras gleich den dänischen des Sundes schon einen unsterblichen Namen gemacht, wieviel mehr wird man dereinst von den Dampfern Gibraltar's hören, die im Bunde mit den Windstillen, den Westwinden und der Strömung, noch so manchem feindlichen Geschwader die Durchfahrt verwehren oder verleiden werden! — Oder meint man etwa, daß die feindlichen Segelflotten am Schlepptau ihrer Dampffahrzeuge Gegenwind und Strömung überwinden werden? Selbst bei Windstille scheint dies fast unausführbar, wenn die Annahme, an der wir übrigens nicht zweifeln, richtig, daß der Strom 2,4 — 4,8 Seemeilen in der Stunde zurücklegt. Am 12ten Mai, wenige Tage nach unserer Aetna-Besteigung, befand ich mich am Bord der Devastation, einer der schönsten Dampffregatten der britischen Flotte, deren Maschinen der Capitain Henry zu 400 Pferdekraft angab, als dieselbe den Howe von 120 Kanonen und 2619 Tonnen, und den Thunderer von 84 Kanonen und 2279 Tonnen aus dem Hafen von Malta bugsirte; und zwar den Dreidecker mit einer Geschwindigkeit von 4 und den Zweidecker von 5 Knoten. Dabei war die See fast ganz glatt und die Brise gegen uns und kaum merklich. — Die kräftige Devastation ist daher kaum im Stande ein Linienschiff selbst bei Windstille durch die Straße zu schleppen, sie würde dasselbe höchstens auf seiner Stelle festhalten oder allerhöchstens mit der fast unmerklichen Schnelligkeit von 2,6 Knoten

fortbewegen können, während sie selbst an und für sich, ohne ein Schiff im Schlepptau, die Strömung mit der Geschwindigkeit von 6½ bis 7½ Knoten durchschneiden würde. Welche Ueberlegenheit übt also ein Dampfgeschwader in diesem Fahrwasser über jedes Segelgeschwader! Selbst, wenn es z. B. bei Anwendung noch kräftigerer Dampfschiffe, oder mit Hülfe eines, die Stille momentan unterbrechenden Lüftchens u. s. w. dem Feinde dennoch gelingen sollte, seine Segelflotten durch die Straße zu bugsiren, so bliebe die Ueberlegenheit der Dampfer bei Westwind und Windstillen nicht weniger eine Thatsache, deren Maaß jedoch von den jedesmaligen Umständen abhängig ist. Es kommt also für beide Theile hauptsächlich darauf an, von diesen Umständen den gehörigen Nutzen zu ziehen. Eine neue Aera für die Schifffahrt und den Seekrieg scheint sich vorzubereiten — man denkt daran den Linienschiffen Dampfmaschinen mit Archimedesschrauben zu geben, um sie bei Windstillen gegen die ungehinderten Anfälle der Dampfer zu schützen; Maschinen, kräftig genug, diese Colosse mit einer Schnelligkeit von 5 Knoten zu bewegen; doch auch dies würde nicht unter allen Umständen hinreichen, die Strömung mit der nöthigen Kraft zu überwinden. Mithin bleibt die Meerenge unter allen Verhältnissen recht eigentlich ein Tummelplatz für das Gefecht der Dampfschiffe, das allem Anschein nach gewissermaßen, man verzeihe mir den unseemännischen Vergleich, den harcelirenden Character der Kosackenangriffe, der Beduinenanfälle, vereint mit der Hartnäckigkeit der mörderischen Tiraillenrgefechte, auf das nasse Element übertragen, und die Seetaktik vielleicht einmal ebenso umgestalten wird, wie die irregulairen Haufen und Schwärme der Revolutions-Heere die steife Taktik der Landarmeen umgewandelt haben!

Ein durchaus neues Element bringen die Dampfschiffe in die Seeschlacht hinein; sie gewähren die Möglichkeit das Gefecht vorzubereiten, es einzuleiten, beschädigte Schiffe abzulösen und zu ersetzen. Bei Angriffen auf feste Plätze bieten sie die Mittel dar, einzelne Punkte der Linie durch herangeschleppte Linienschiffe nach Umständen zu verstärken, also der erste Begriff einer Reserve zur See; endlich sogar wird man durch ihre Hülfe in den Stand gesetzt, sich selbst bei bedeutenden Havarien einem überlegenen Feinde zu entziehen, in Fällen, wo dies sonst einem Segelfahrzeuge unmöglich gewesen wäre. Ja, die Dampfer werden sich in Fahrwasser wagen, welche jeder Kreuzer sonst zu vermeiden suchte; sie werden dieselben sogar aufsuchen, um sich unter Umständen eine Ueberlegenheit über ihren segelnden Feind zu verschaffen. Inselgruppen, mit ihren Windstillen und herumspringenden Böen, werden ihnen willkommen sein, Sandbänke, Klippen und Skären ihnen Schutz gewähren, die Stillen des Oceans ihnen ein unbegrenztes Feld der Thätigkeit eröffnen und die Strömungen der Meerengen sich mit ihnen gegen ihre Feinde verbünden! Nur zwei Dinge gehören nothwendig dazu, wenn sich diese sanguinischen Dampfideen realisiren sollen, nämlich die Archimedesschraube, da bei ihrer Anwendung die Dampfer unbeschadet dem feindlichen Feuer ausgesetzt werden können, und Kohlendepots in der Nähe ihres Kampfplatzes, so lange die Kohle ihnen noch unentbehrlich ist. — Gibraltar bildet das Kohlendepot, die Straße den geräumigen Tummelplatz; lernen wir seine Ausdehnung kennen. Auch diese ist nicht klein und zur Entwickelung bedeutender Streitkräfte geräumig genug!

Die Längenausdehnung der Straße von Gibraltar von Westen nach Osten beträgt $32' 20'' = 8\frac{1}{12}$ deutsche Meile,

ihre Mündung in das Mittelmeer zwischen Ceuta und der Spitze von Europa, 12′ 10″ = $3\frac{1}{24}$ deutsche Meile, und ihre breite Oeffnung nach dem Ocean zu, zwischen Espartel und Trafalgar, 23′ 10″ = $5\frac{19}{24}$ deutsche Meilen. Etwa in der Mitte der spanischen Küste springt die Halbinsel von Tarifa, die unter Lat. 36° 0′ 50″ N. *) gelegene wahre Südspitze Europa's, gegen die Mitte der Straße vor. Von Tarifa nach Cap Alcazar sind es 8′ 20″ = $2\frac{1}{12}$ deutsche Meile. Oestlich von dieser Linie bis zu der Linie zwischen Punta de Europa und Punta de la Almina (bei Ceuta) liegt die eigentliche Enge; gegen Westen erweitert sich letztere dadurch bedeutend, daß die spanische Küste nach Trafalgar hin plötzlich zurücktritt. — Die Stelle, wo Europa und Afrika sich am meisten nähern, ist zwischen Punta de Canales und Punta Cires; hier beträgt die Entfernung von Welttheil zu Welttheil nur 7′ 20″ = $1\frac{5}{6}$ deutsche Meile. Während die Südküste der Straße ihrer Riffe wegen gefürchtet wird, ist es die Nordküste wegen der

---

*) Für die vielen Reisenden, welche jetzt das Mittelmeer besuchen, mögen folgende Breitenvergleiche nicht ganz ohne Interesse sein:

Cap Spartivento	37°	56′	0″	N.
= Passaro	36	40	0	=
= Matapan	36	21	30	=
= Europa	36	6	20	=
Tarifa	36	0	50	=
Valetta	35	53	55	=
Cap Benlisa (Malta)	35	49	0	=

Die Nordspitze von Afrika, Cap Bianco (Tunis), liegt unter: 37° 20′ 0″ N., mithin 1° 2′ = 20 deutsche Meilen nördlicher als die Südspitze Europa's. Valetta auf Malta (35° 53′ 55″ N.) befindet sich pp. $1\frac{3}{4}$ deutsche Meilen südlicher als Tarifa, und pp. $21\frac{1}{2}$ deutsche Meilen südlicher als der nördlichste Punkt der afrikanischen Küste (cf. a complete Epitome of Practical Navigation etc. etc. by J. W. Norie 1840. Table LVI. pag. 297 seq.).

Sandbänke. Diese Bänke bilden zwei Gruppen; die eine liegt südlich zwischen Punta Paloma und westlich von Tarifa, die andere zwischen Trafalgar und Conil. — Doch kehren wir an Bord des S. Michele zurück! —

Einige Stunden waren vergangen, da wehte es wieder frisch aus Osten, und mit einer Schnelligkeit von 12,3 bis 12,5 Knoten flog die Fregatte unter einfach gereeften Marssegeln und den Untersegeln an dem südlichsten Punkte Europa's, an dem unter einem schräg ansteigenden Kegelberge gelegenen Oertchen Tarifa vorüber, quer nach Tanger zu, dessen Rhede wir aus dem Grunde uns näherten, um die vor dem ersten Hafen des Reiches liegenden fremden Kriegsschiffe besser zu unterscheiden, welche, dem Kaiser von Marocco gegenüber, den Forderungen ihrer Mächte durch ihre imponirende Gegenwart den gehörigen Nachdruck geben sollten.

Die Küsten Europa's hüllten sich in bläulichen Nebel, während das dunkelgrüne, bergige Afrika immer klarer, und seine schönen Umrisse immer schärfer und deutlicher wurden. Die beiden Säulen des Hercules, das weit vorspringende Gibraltar und die abgestumpfte Pyramide des Affenberges lagen in nebliger Ferne, als die äußerste, nur durch den schmalen, azurnen Meeresarm getrennte Vorhut Europa's und Afrika's, hinter uns. Bald verschwand jedoch das stolze, jetzt winzige Gibraltar, dieser Hüter und Schlüssel des Mittelmeeres, und es zeigte sich dafür in Nordwest, doch dem Auge schwer unterscheidbar, als Schluß der Nebel, welche an Europa's Stelle getreten, das hellblaue, sanft gewölbte Cap Trafalgar, wie eine flach gebogene, längliche Insel in den Ocean hineinragend; dasselbe Trafalgar, das Großbritanien die Herrschaft über die Meere verlieh. Hier war es, wo Lord

Nelson den Admiral Villeneuve endlich erreichte, den er, seit derselbe aus Toulon glücklich entkommen, zuerst durch das ganze Mittelmeer bis zu Egypten's Gestaden aufgesucht, ihn dann zur Meerenge hinaus bis Barbadoes und Trinidad, und wieder quer über den Ocean zurück bis zur Straße verfolgt, ihn hier nicht findend, die irischen Gewässer durchstreift hatte, und von dem Heimathsstrande sich abermals südlich wendend, ihn bei Trafalgar traf. Dieser beispiellosen Ausdauer wurde hier endlich ihr voller Lohn, Spanien's Seemacht auf immer zertrümmert, England's Feinde wurden vernichtet, und Nelson fand den schönsten Lorbeer des Kriegers — als Sieger zu enden! —

Hinter der bewaldeten Küste Afrika's erhoben sich in weiter Ferne die letzten blauen Spitzen des Atlas. Wir segelten an den Wäldern von Cala Baca vorüber und sahen hinter Cap Malabata den weiten Bogen der steilen, sandigen Küste, in deren Mitte sich das weiße, auf der Westseite der Bucht gelegene Tanger *) den Abhang hinauf zieht, und davor, auf der

---

*) Auch diese so wie einige später folgende geschichtliche Skizzen verdanke ich der freundlichen Vermittelung des Herrn Consistorial-Raths Dr. Pischon:

Tanger hat seinen Namen von der uralten Stadt Tingis, welche unfern der jetzigen Stelle der Stadt gelegen hat, aus welcher schon sehr früh von den Phöniziern Einwohner nach Spanien (Traducta) versetzt worden sind. Kaiser Augustus gab ihr, als sie sich gegen König Bogud von Mauritanien empörte, die Rechte einer eignen, freien Verfassung, und Kaiser Claudius, als er die ganze Landschaft in eine Provinz verwandelte, machte sie zur Hauptstadt der nach ihr genannten Provinz Tingitana. Nachdem sie vom Vandalenkönig Geiserich 429 und vom oströmischen Feldherrn Belisar 534 war erobert worden, blieb sie in den Händen der Byzantiner bis unter dem Chalifen Walid I. der berühmte Feldherr Musa Ben Nosair um 705 das Land Tanja unterwarf, die Hauptstadt Tanger eroberte und eine Besatzung von 10,000 Mann unter dem Feldherrn Tarik Ben Ziad hineinlegte,

den Nord- und Nordostwinden ausgesetzten Rhede, die fremden Kriegsschiffe. Der Jena, Comodore Turpin, setzte eben die

welcher von hier aus in Spanien landete. Seit 804 kam es unter die Herrschaft der Edrisiden, welche sich von Harun al Raschid losrissen, und blieb bei ihnen, bis die Ommaijaden aus Spanien, welche hier kurz vorher eine Schlacht verloren hatten, es mit dem ganzen westlichen Mauritanien (Magreb al Alsa) eroberten. Beim Zerfallen der Herrschaft der Ommaijaden stand es unter eignen Herrschern, von denen der letzte, der Greis Socra al Barqueti 1078 Schlacht und Leben gegen den Moraviden Jussuf Ben Tasfin verlor, worauf auch Tanja in Jussuf's Hände fiel. Als gegen die Moraviden die Muahedim (Mohaden) auftraten und Abd-el-Mumen Marocco belagerte, ging auch Tanger im Anfange des Octobers 1146 zu ihm über. Im 13ten Jahrhundert gerieth es in die Hände der Castilianer, von denen es der Merenide Abu Jussuf im September oder October 1273 erstürmte. Eine castilianische und genuesische Flotte zerstörte im Juli oder August 1291 die afrikanischen Schiffe, welche Sancho von Castilien angreifen wollten im Angesicht Tangers. — João I. von Portugal mit seinen drei Söhnen und seinem tapfern Feldherrn Pereira erstürmten Ceuta 1415. Als nun ein portugiesisches Heer von den Infanten Don Henrique und Don Fernando, Brüdern Königs Eduardo, angeführt, Tanger 1437 belagerten und von einem großen Heere der Marocceaner eingeschlossen wurden, konnten sie sich nur, durch Hunger gezwungen, freien Abzug gegen das Versprechen erkaufen, Ceuta den Marocceanern zu übergeben. Don Fernando mußte darum als Geißel zurückbleiben und blieb, weil die Reichsstände in die Abtretung Ceuta's nicht willigen wollten, bis zu seinem Tode in der Gefangenschaft zu Fez, wo er nach vielem erduldeten Elend am 5ten Juni 1443 den Märtyrertod starb und sich den Namen des standhaften Prinzen und des Heiligen erworben hat. In späteren Kämpfen gegen Afrika erstürmten die Portugiesen, unter der Regierung Königs Alfonso V., 1471 Arzila unter vielem Blutvergießen, worüber die Einwohner von Tanger so erschraken, daß sie ihre Stadt verließen, welche sogleich von den Portugiesen besetzt wurde. Als König Sebastian seinen großen Kriegszug gegen Marocco unternahm, landete er am 24sten Juni 1578 in Tanger. — Bei dem Regierungswechsel in Portugal 1640 blieb Tanger dem Hause Braganza, während Ceuta an Spanien überging. Als König Carl II. von England sich mit der Prinzessin Catharine von Portugal, der Tochter Johann's IV. von Braganza, vermählte, wurde ihm 1661 Tanger

Bramstengen und dann gleichzeitig mit der Fregatte l'Africaine, der Brigg le Cerf und einem, ebenfalls zu seinem Geschwader gehörigen großen Dampfschiff die Flagge. Seinem Beispiel folgte die spanische Fregatte la Cortez und die amerikanische Corvette (oder „Jack ass frigate"), welche beide den Commodore-Stander trugen. An der Stadt ziehen sich viele Strandbatterien hin, während eine hohe Mauer sie auf der Nordseite abschließt, welche von dem Gipfel der Höhen an den Strand hinab führt.

In Tanger selbst, das ganz europäisch aussieht, sind weder Kirchen, Moscheen noch Minarets zu unterscheiden; doch entdeckte ich auf den Höhen hinter der Stadt die Kuppeln einer Gruppe von Mesched's oder muselmännischen Capellen. Aber der Ostwind blies uns blitzesschnell an Tanger und dem in's Meer sich senkenden, grünen Hügel von Cap Spartel vorüber zur Straße hinaus. Bald waren Spartel und Trafalgar unter den Horizont hinabgesunken, da fühlten wir zum erstenmal die langen Wogen, welche die Fregatte in jene langsame, sanft schaukelnde Bewegung versetzten, die so gänzlich verschieden von der im mittelländischen Meere, uns den Eintritt in den atlantischen Ocean verkündete. Durch die Fenster der Cajüte sah ich hinter mir den weißen Schaum auf den azurblauen Wellen, die schon anfingen uns in langen, zusammenhängenden Linien zu folgen. Die Sonne brannte.

---

als ein Theil der Mitgift der Prinzessin überlassen. Da den Engländern die Unterhaltungskosten zu hoch kamen, demolirten sie den Ort 1684, worauf die Marocecaner wieder Besitz davon nahmen, es unregelmäßig wieder aufbauten und befestigten. Seit dieser Zeit ist Tanger in den Händen Marocco's geblieben und nur erst neuerlich durch das Bombardement des Prinzen von Joinville, am 6ten August 1844, wieder in der Geschichte genannt worden.

Um Mittag befanden wir uns in Lat. 36° 29′ N. und Long. 6° 18′ 36″ W. von Greenwich. Nachdem wir auf diese Weise ein Stück westlich gesegelt, um die Bänke von Trafalgar und Conil sicher zu umschiffen, setzten wir unsern Cours direct auf Cadiz.

Kaum mehr als eine Stunde war vergangen, als wir Cap Trafalgar wieder zu Gesicht bekamen. Ein grader, kurz und steil in die See abfallender Berg lag es rechts hinter uns, während die flache, sandige Küste Spanien's, mit einzelnen, niederen, bläulichen Bergen im Hintergrunde, sich in einer langen, eintönigen Linie, rechts neben uns (dwars ab an Steuerbord) und rechts vor uns (krahnbalksweise an Steuerbord), ähnlich unsern baltischen Küsten, ausdehnte, mit dem schneeweißen Cadiz endend, das mit seinen thurmartigen Giebeln oder burgartigen Häuseraufsätzen, seinen meist stumpfen, wenig hervorragenden Thürmen und der hohen, in der Mitte der Stadt sich moscheenartig emporwölbenden, gelben Kuppel seiner Cathedrale, den weißen Leuchtthurm vor sich, aus der dunkelblauen Fluth aufzusteigen schien.

Ein Sonntag in Cadiz.

Es war Sonntag. Ein Boot der Fregatte trug mich bereits um 10 Uhr zum nahen Thunderer hinüber, wo ich dem Gottesdienste beiwohnen wollte. Derselbe frische Ostwind, welcher uns am 15ten nach Ceuta hinübergeführt, hatte ihn in 7 Stunden von Gibraltar bis vor Cadiz geblasen. Bei meiner Ankunft fand ich die Mannschaft überall durch das ganze Schiff in einem Gliede aufgestellt. Diese Musterung, welche regelmäßig jeden Sonntag, und auf vielen Schiffen auch außerdem noch einmal in der Woche Statt findet, nennen die Engländer: „Mustering by Divisions.“ Capitain Pring zeigte mir auf diese Weise gleichzeitig mit den weiten Räumen seines schönen Zweideckers, seine auserlesene, 750 Köpfe starke Mannschaft, die, ausschließlich eines jüngst hinzugekommenen Zuwachses von 100 Mann, an der Beschießung von Akre und dem Angriffe auf Sidon (Seyda) thätigen Antheil genommen hatte. Das Schiff war durch und durch in einer musterhaften Ordnung und in einem kampffähigen Zustande. Noch im Laufe der Woche hatte ich bei einer Schießübung Gelegenheit, mich von der artilleristischen Geschicklichkeit der Bemannung des Thunderer zu überzeugen. Es wurden 6 Lagen auf 700 und 800 Yards (860 und 1000 Schritt) verfeuert, und auf jeder Entfernung einmal die Zieltonne mit der kleinen Flagge in den Grund gebohrt. Dabei schlugen die meisten Kugeln so

den 17ten Juli.

dicht bei dieser Tonne auf, daß dieselbe fast jedesmal besprützt wurde. So etwas von richtigem Treffen, eine so gute Richtung, eine so genaue Linie, ist mir nur selten vorgekommen. Ja, es fehlte nicht viel, daß man in Wahrheit sagen konnte, sie schossen fast so richtig mit Kanonen, wie mit der Büchse.

Dieses sind die segensreichen Früchte der Schule für See-Artillerie, welche nun schon seit einer längern Reihe von Jahren an Bord des „Excellent" etablirt ist. Jedes Linienschiff, jede Fregatte ersten Ranges und jedes größere Dampfschiff der britischen Flotte besitzt unter seinen Offizieren einen Lieutenant oder „Mate," welcher auf jener Schule gebildet, die artilleristische Ausbildung seines Schiffes leitet. Mr. Jenner hieß der „Gunnery-Lieutenant" des Thunderer, der hier auf so ersprießliche Weise diesem höchst wichtigen Dienstzweige vorstand. Ja, es war eine rechte Lust, wenn der letzte Wirbel von „Hearts of Oak" kaum verklungen, die Steuerbord-Geschütze „herausrennen" und sie von dem jungen, frischen Volk mit Kraft und Präcision laden, mit seemännischer Leichtigkeit und Gewandtheit fast spielend handhaben, und mit jenem Feuereifer bedienen zu sehen, dem man es anfühlen konnte, daß sich diese glänzend schwarzen Brummer bereits ein Recht auf die Achtung der Mannschaft erworben, und daß die Erinnerung der Tage von Akre und Sidon, und der Durst nach neuen Thaten in jeder Brust bei den wohl bekannten Klängen erwachte — bei den Klängen, welche einst den Thunderer beim herannahenden ernsten Kampfe durchwirbelt, welche so manchen tapfern britischen Seemann zum Siege, und so manchen schon von dieser Welt gerufen! —

Die beiden unteren Batterien des Linienschiffs sind mit zweiunddreißigpfündigen Kanonen und per Batterie mit vier

achtundsechzigpfündigen Bomben-Kanonen (zusammen acht Achtundsechzigpfündern) armirt. Die Deckbatterie des Vierundachtzigers besteht aus zweiunddreißigpfündigen Caronaden, welche noch auf 800 Yards (1000 Schritt) sehr richtig schossen. Die Pumpen neuerer Art können, wenn man will, allein in der Kuhbrücke unter der untersten Batterie (Orlop) bemannt und in Bewegung gesetzt werden.

Während unserer Wanderung durch das Schiff fragte ich Capitain Pring nach dem „Troop deck" für 1000 Mann, welches mir Mr. Oliver Lang, der Baumeister des Thunderer, zeigte, als ich denselben vor 10 Jahren zu Woolwich auf dem Stapel sah. Man hat dieses Deck gleich Anfangs wieder herausgenommen, da es die Circulation der frischen Luft verhinderte. Die Cajüten der Lieutenants und „young gentlemen" sind bequem und geräumig. In noch weit höherem Maaße gilt dies von der unter „der Kampanje" (Poop) gelegenen Cajüte des Capitains, welche mit vielem Geschmack und außerordentlichem „Comfort" eingerichtet war, wozu Mistriß Pring, die sich an Bord befand, wohl das Ihrige beigetragen haben mag. Die Gallerien am Spiegel des Zweideckers gaben dieser schwimmenden Behausung einen eigenthümlichen Reiz.

Nach beendeter Musterung sang der Bootsmann mit rauher Stimme, unter schrillender Begleitung des silbernen Pfeifchens: „All Hands rigg Church" („Alle Mann auf, takelt die Kirche zu")! und alsobald strömte das Schiffsvolk aus allen Luken herzu, und trug zusammengeklappte Bänke herbei, welche in vielen Reihen hinter einander, mit der Front gegen den auf dem „Quarter-deck" placirten Altar, aufgestellt wurden. Wir setzten uns mit den Offizieren zu beiden Seiten desselben,

und gegenüber nahm die Mannschaft auf den Bänken Platz. Grell sonderte sich, wie ein abgezirkeltes, viereckiges Beet, das Detachement der zugeknöpften Rothröcke von dem blauen Felde der ungezwungen da sitzenden „blauen Jacken" ab, die sich in ihrem einfachen und bequemen Sonntagsstaate recht behaglich zu fühlen schienen.

Es war ein schöner Sonntags-Morgen, kein Wölkchen am tief blauen Himmel, zu dem die dunklen Riesenmaste des mächtigen Thunderer emporstarrten. Die blendende Sonnenscheibe sandte ihre brennenden Strahlen auf die blondgelockte Schaar herab, die baarhaupt vor uns aufgereiht saß, den Blick auf das Gebetbuch gesenkt, Responsorien hersagend. Das Deck unter unseren Füßen erglühte; eine erdrückende Schwüle lag auf der, von flachen Küsten umsäumten Bucht von Cadiz, doch hie und da regte sich, kaum merklich, ein kühlendes Lüftchen, der erste Vorläufer des herannahenden, erquickenden Seewindes! — Leider konnte ich wegen des undeutlichen Organs des Caplans und wegen seines breiten, schottischen Dialects nur äußerst wenig von der Predigt verstehen. Nach einem vortrefflichen Frühstück bei Mistriß Pring kehrte ich an Bord des S. Michele zurück.

Die Bai von Cadiz*) kann man sich als ein kleines Haff vorstellen, wie wir deren so viele, doch in größerem Maaßstabe, an unseren Küsten besitzen, nur denke man sich ein Haff mit schöner Wassertiefe und mit einer sehr breiten, nach Westen sich öffnenden Mündung, an deren Südseite Cadiz und ihm gegenüber das Oertchen Rota liegt. Cadiz selbst taucht am

*) Zur genauern Orientirung ist der Karte der Straße von Gibraltar zugleich eine gleiche der Bai von Cadiz beigefügt.

Ende einer flachen, sandigen Nehrung aus der blauen Fluth auf, einer Landzunge, die sich vom Festlande in der Richtung von Süden nach Norden, oder richtiger von S. S. O. nach N. N. W. erstreckt, und sich dann unter einem scharfen Winkel nach Westen wendend, mit einem kleinen Haken in den Ocean vorspringt. Diesen Haken bedeckt die Stadt Cadiz mit ihren Festungswerken. Als Fortsetzung in westlicher Richtung schließt sich ein Riff daran, auf dem das niedere Fort San Sebastian mit dem Leuchtthurm vorgeschoben ist. Die schmale Landfront besteht aus einer Courtine mit 2 halben Bastionen mit vorliegendem Ravelin und Contregarden in trocknem Graben. Die Stadt umgiebt eine, dem Terrain angepaßte, zusammenhängende Casematte mit einer sehr breiten Plateforme für Geschützaufstellung darüber. Eine untere Reihe von Schaarten habe ich fast nirgends gesehen, vielleicht sind sie nur provisorisch zugemauert. Die Plateforme dient als allgemeiner Spaziergang; nur sehr wenige, schlecht gehaltene Geschütze stehen darauf. An einzelnen Stellen sind die Profile sehr bedeutend; so schätzte ich z. B. das Profil an dem Anschlusse des halben Bastions an die Bucht, da, wo eine Caserne in den Casematten angebracht sein soll, auf 70 bis 80′, als ich einst bei der Ebbe darunter hinweg ging. An anderen Stellen beträgt es etwa 30′; es richtet sich, wie gesagt, rein nach dem Terrain.

Da, wo die Nehrung mit dem Festlande zusammenhängt, und sich die „Torre Gorda," der erste der acht Thürme, welche sich längs der Küste bis Algeziras fortziehen, erhebt, beginnt die flache Südseite der Bai, eine große Ebene, von einem System künstlicher Gräben durchzogen, die durch stehen gelassene schmale Erdstreifen in ein Gewebe zusammenhängender, durch kleine Schleusen unter einander verbundener Quadrate

verwandelt sind. In diese Quadrate wird das Seewasser hineingelassen, und dann die Schleuse zugedämmt. Das Wasser verdunstet; schon etwa nach vier Wochen schöpft man das reine Salz ab und lagert es auf den stehen gebliebenen Zwischenräumen. Außerdem finden sich hier noch große Salzniederlagen in Form hoher, weißer Trapeze.

Mitten in dieser, der Salzgewinnung gewidmeten Ebene erheben sich auf einer plateauartigen Oase die Städte Isla de Leon oder San Fernando, berühmt durch seine Sternwarte, lieblich gelegen zwischen einigem Laubholz und einzelnen Palmengruppen, und San Carlo oder la Nueva Poblacion, dieses in der Geburt erstickte Riesenproject. Wie ein Bruchstück des Marktplatzes von Merico in „Nebel's illuminirten Steindrücken" steigen drei hohe Gebäude neben einander auf, eine große Caserne, eine unvollendete Kirche, und ein enormes Regierungsgebäude mit einer Säulenhalle davor; — doch sie stehen leer! — Oestlich davon liegt das Seearsenal „la Carraca," am jenseitigen Ufer eines breiten und tiefen Seearmes, der, dem südöstlichsten Winkel der Bucht entströmend, einen starken Bogen nach Süden und Osten beschreibt, ehe er bei der Inselfeste Santi Petri in den Ocean mündet. Dieser Rio de Santi Petri macht das Terrain, auf dem San Fernando und San Carlo liegen, und an das sich die Landzunge von Cadiz reihet, zur Insel. Den Puente Zuasco, östlich von Isla de Leon, den einzigen Uebergangspunkt über diesen Haupt-Canal, vertheidigt ein auf dem diesseitigen Ufer gelegenes geschlossenes Werkchen, eine Art gemauerter Tambour, während über die Brücke hinaus drei, ebenfalls in Stein aufgeführte Redouten vorgeschoben sind. Jenseits dieser Werke trifft man auf einen schmalen und kurzen Nebenfluß des

Seearmes, den der Puente de Espartero überbrückt. Ein verfallenes, schwaches Erdwerk bildet hier den Brückenkopf. Ueber diese Brücke führt der Weg zum nahen Cielana, dem Sommeraufenthalte der „Gadetanos," hinter dem sich ein Höhenzug erhebt, der mich unwillkürlich an die Potsdamer Hügel erinnerte. Zu beiden Seiten des Rio de Santi Petri zieht sich die weite Salzebene hin, welche mit ihren unpassirbaren, sehr breiten und tiefen Gräben mit schlammigem Grunde, die Insel, an deren letztem Ausläufer Cadiz gelegen, im Verein mit dem sie umgürtenden Seearm, von der Landseite unangreifbar macht. Gewiß hat dieses durchschnittene Terrain die ausdauernde Vertheidigung der Festung Cadiz gegen die Franzosen nicht wenig begünstigt! Vermittelst eines Fahrwassers von mindestens 4 Faden Tiefe (eine einzige kleine Stelle ausgenommen, wo man nur 21' hat) gelangt man von der Rhede zu dem, nahe der Mündung des Santi Petri in die Bucht, gelegenen Seearsenal, „la Carraca," das einem mit seinem Gewirr von verfallenen Gebäuden wie der verödete Pallast eines herabgekommenen, verschuldeten Großen erscheint. Mitten in dem breiten Canal lag ein wahres Bild des Jammers, der alterschwache „Soberano" von 74 Kanonen, eines der wenigen Trümmer, die Spanien aus dem Schiffbruche seiner vergangenen Größe gerettet, wie ein Kranker, der des Arztes harrt.

Ich fand die „Dry-Dock" bereit ihn aufzunehmen, in welcher das französische neunzig Kanonenschiff, „le Suffren," ausgebessert worden, nachdem es in Gemeinschaft mit fast allen Kauffahrern auf der Rhede von einem jener heftigen Windstöße, welche zuweilen in die Bai von Cadiz hineinstürmen, auf den Strand gesetzt worden.

Diese „Dry-Dock“ ist die einzige, deren Schleuse noch brauchbar; die der beiden andern sind verfault. Der Granit der drei Bassins hat allein den Stürmen der Zeit widerstanden. Ich zählte etwa fünf Bauplätze für große Schiffe. Sie waren ohne Bedachung (Cuff's), deren man in diesem warmen Clima nicht bedarf, wodurch bedeutende Unterhaltungskosten erspart werden. Einige wenige Geschütze lagen in guter Ordnung aufgereiht, und einiges Nutzholz im Schlamme eines Canals zur Aufbewahrung; außerdem scheinen nur wenige oder gar keine Vorräthe vorhanden. Vor der Eingangspforte in die „Carraca“ hielt ein zerlumpter, barfüßiger Matrose mit entblößtem Entermesser Wacht, wie denn überhaupt die wenigen Individuen, welche diese Einsamkeit noch einigermaßen beleben, mit dem kläglichen Zustande des Ganzen seltsam harmoniren.

Während, von unserem Ankerplatze gesehen, die flache Südseite der Bai von Cadiz mit ihren drei Ortschaften in blauem Nebel verschwamm, trat die Ostküste derselben desto deutlicher hervor. Auf dieser Seite wird die Bai, die mehrere kleine Einbuchtungen macht, von ächt märkischen Sandhügeln, die zum Theil bewaldet, umzogen. An diesen Hügeln liegen die Städte Puerto Real und Puerto de Santa Maria. Zwischen Santa Maria und Rota, das uns an dem letzten Ausläufer der im Bogen nach S. W. streifenden Sandhügel, weiß, wie alle diese Orte, entgegenleuchtete, ziehen sich einzelne Strandbatterien hin, unter denen das an einem Vorsprunge liegende Castillo de Santa Catalina das einzige bedeutendere ist. Hart bei Puerto Real springt eine ganz niedrige, daher von der Rhede nicht unterscheidbare Sandfläche nach Südwesten, gegen die gegenüber liegende Nehrung vor, die Bucht zu einem Canal einengend, und so das Haff in ein südlicheres, kleineres

und gleichzeitig seichteres, und in ein nördliches, größeres theilend, das die eigentliche Rhede bildet. Diese flache Halbinsel ist der berühmte Trocadero, der durch eine Linie, wie es mir schien schwacher Erdwerke, vom festen Lande getrennt wird.

Wie billig gedachte ich hier des Helden des Trocadero, dessen Gnade mir die herrliche Fregatte zur Disposition gestellt. Der König von Sardinien war der Erste auf dem Walle bei Erstürmung dieses Werkes, und erwarb sich hier den Titel eines „premier Grenadier de France.“ — In der Kehle des Trocadero befindet sich das kleine, geschlossene Castillo de Matagorda, und ihm gegenüber, jenseits des 4 bis 6 Faden tiefen Canals, auf einem Vorsprunge der Nehrung, das Castillo de Puntales, welches sich durch seine Vertheidigung einen Namen gemacht hat. Wenige hundert Schritte südlich davon durchschneidet das in der Kehle geschlossene, starke Fort San Fernando quer die von hier an immer schmaler werdende Nehrung ziemlich in der Mitte ihrer Längenausdehnung. Der schmale Grath der Landzunge erhält durch einen gemauerten Damm, der die Straße trägt, welche an der „Torre Gorda“ vorüber über San Fernando landein führt, einen festeren Halt, obgleich sich bei Erdbeben die Fluth dennoch über ihn hinweg in die Bucht ergießt. Um wenigstens für Fußgänger die Communication so lange als möglich offen zu erhalten, ist hier der Weg von breiten, 3 bis 4′ hohen, auf offenen Bögen ruhenden Mauern eingefaßt.

Wenden wir uns jetzt von dem weiten Cyclus der, die Bai von Cadiz umfassenden Küsten zu ihrer Einfahrt, so finden wir auf der Nordseite der Stadt eine Gruppe von Bänken und Riffen, welche sich über halbweg nach dem jenseitigen Ufer hinüber erstreckt. Die Gefahren der Puercas, der Cochinos,

des Frayle, der Galera und des Diamante standen unserem S. Michele noch bevor; sie mußten durchkreuzt werden, ehe die stolze Fregatte frei die Flügel schwingen konnte, die sie über den endlosen Azur zu der neuen Welt hinübertragen sollten!

Sehr verschieden von dem Vormittage war der Nachmittag des heutigen Tages. Schon um halb vier ging ich an Land, um einem Stiergefechte beizuwohnen. Wir durchschnitten quer die Mitte der Stadt, dem Gewühle folgend, und sehr bald gelangten wir von der Bai an das Ufer der See, wo der offene, achteckige, immense Circus steht, der für diese grausamen Spiele bestimmt ist. Die spanische, die weiße englische, die französische und die portugiesische Flagge weheten darauf.

Es war noch früh, als wir auf unserer Bank, ziemlich in den obersten Sitzreihen, Platz nahmen. Welch buntes Gewühl hatte die amphitheatralischen Sitze eingenommen, oder drängte sich, zum Theil noch unten, auf dem sandigen Schauplatz! Was für ein unaufhörlicher Lärm, was für ein gellendes Geschrei! Ja, das Volk ist wild und zügellos in der Torrida, und führt hier allein das Regiment; die armen Nationalgardisten haben wenig mitzureden.

Hat irgend ein harmloses Individuum das Unglück, dem Publicum aufzufallen, so wenden sich alle Blicke nach dem Punkte der Sitzreihen hin, wo es sich zeigt, — Alles gafft von unten herauf, und ein fürchterliches Geschrei und ein schrecklicher Lärm beginnt, bis man sich endlich beruhigt. Die Spanier wollen hier ganz Spanier sein; fast alle Männer, gleichviel aus welchem Stande, tragen hier Jacken, bunte, elegante Jäckchen mit Schnüren und breitem, farbigem Besatze, schwarze Jacken mit Schnüren von Schmelz, oder einfache weiße und gestreifte Zeugjacken, wie die niedern Classen, und

dazu stets den nationellen spanischen Hut. Die gemeinen Leute tragen die rothe Binde um den Leib. —

Das Publicum hat hier, wie gesagt, seine Launen; einmal, sagte man mir, zwang es einen Fremden, die gelben Glacee-Handschuh auszuziehen, und einen andern, sich zu entfernen, weil ihm sein eleganter Frack nicht zusagte. Heute fehlte es nicht an Fremden, denn von den Kreuzern auf der Rhede hatten sich die Offiziere zahlreich eingefunden. Am vollzähligsten und kräftigsten war der Thunderer repräsentirt, denn außer einem großen Theile seines Stabes, Capitain Pring an der Spitze, hatte sich auch eine gehörige Anzahl vierschrötiger, britischer Matrosen bequem auf den Sitzreihen niedergelassen. Auch Mistriß Pring durfte nicht fehlen, und zeigte sich an der Seite ihres Gemahls, nachdem sie nicht ohne Mühe ihre Zweifel über den entheiligten Sonntag niedergekämpft! Unter uns saßen zwei Franzosen. Der Aspirant de première classe kam zuerst, setzte sich, zog die gelben Glacee-Handschuh, und zwar ohne incomodirt zu werden, an, holte eine französische Zeitung aus der Tasche hervor, probirte zu lesen, bekam Zerstreuungen durch das Lärmen, und setzte sich endlich auf die Zeitung. Der andere Franzose im Ueberrocke litt sehr von der Hitze, zog ein gelbes Schnupftuch aus der Tasche, und hing es sich nach der Sonnenseite über den Kopf. Wir warteten nämlich auf den Schatten, denn wir hatten unser „Schattenplätzchen" theurer bezahlen müssen, als wir es sonst gebraucht hätten; en attendant kletterten einige Kerle mit Erfrischungen über uns hinweg.

Aber die Hauptschaulustigen, ohne welche eine Torrida nicht wohl denkbar, sind die Frauen. Auf den unteren Sitzreihen wimmelt es von rothen, gelben und verschiedenfarbigen

Shawls, doch die rothen herrschen vor, und ein Gewirr von Fächern bewegt sich unaufhörlich vor ihnen hin und her; eben so wenig bleiben die Köpfe, über welche die Tücher gezogen sind, einen Moment ruhig. Dies sind die Frauen der niedern Stände, die nicht selten kleine „Würmer" auf dem Arme tragen, welche so allmälig an dieses Schauspiel gewöhnt werden, und mit der Muttermilch gleichsam die Lust an diesem grausamen Vergnügen einsaugen. Auf den obersten Bänken, von einem kleinen Dache beschattet, sitzen die zarten Schönen der höheren Cirkel; diesen zarten, ganz in schwarze Kanten gehüllten Wesen mit den feurigen, dunklen Augen, dem glänzenden Rabenhaar, diesen Damen, die keine Fliege tödten sehen können, ohne in Ohnmacht zu fallen, geht es nie toll genug her, ja, sie können kaum einen Freudenschrei zurückhalten, wenn der Stier dem armen Pferde den Bauch aufgeschlitzt, so daß ihm alle Eingeweide blutend bis zur Erde herabhängen.

Welche Auswahl von Fächern sieht man in der Torrida von den eleganten Abanicos jener zarten Schönen bis zu den grellen, papiernen der niedern Classen! denn selbst die Bettelfrauen verstehen mit spanischer Coquetterie den Fächer zu gebrauchen. Und Abanicos giebt es von allen Größen; — ich habe sie auf den unteren Sitzreihen bis zu 3′ Höhe gesehen, so daß ganze Familien sich dahinter verbergen konnten.

In einer Tribüne hatten die ersten Municipal-Beamten Platz genommen, und darunter auf ebener Erde versammelten sich, gleichfalls in einer abgeschlossenen Loge, die „Espadas" in ihren reich mit Gold und Silber gestickten spanischen Costümen und hellfarbigen Mänteln, Gestalten, wie wir sie so häufig über unsere Bühnen schreiten sehen.

Da hörte man auf einmal ein lautes Geklingele und ein anhaltendes Lärmen; — Alles räumte den Kampfplatz unten, und linker Hand öffneten sich die Schranken. Fünf „Picadores," in zwei Gliedern formirt, die beiden Reserve-Nummern im zweiten Gliede, lauter große, vierschrötige Männer, alles Kerle von Stahl und Eisen, ritten in den Kampfplatz ein, gefolgt von den vier Maulthieren, bunt mit roth und gelben Fähnchen und Bändern geziert, die bestimmt sind, die todten Pferde fortzuschleppen. Gegenüber traten die Espadas, den berühmten Montes, den „Matador" an ihrer Spitze, mit den, gleich ihnen im alt-spanischen Costüme mit Schuhen und Strümpfen gekleideten „Bandelieros" in die Mitte des Platzes vor und verneigten sich gegen die mittlere Tribüne, während die „Picadores" ihre, mit ganz kleinen Spitzen versehenen Lanzen senkten. — Da schmetterten die Trompeten! Die Espadas und die Bandelieros, mit den langen, bunten Tüchern unter dem Arme, zogen sich hinter die hölzernen Blendungen zurück, die zur Deckung der vielen, zu den Sitzreihen führenden Thüren angebracht sind. Die Picadores mit den enormen, breitkrämpigen, tellerförmigen Hüten von weißgrauem Filz mit kleinem, rundem Kopfe, in ihren reich gestickten Sammetjacken, haben die Beine ganz mit Eisenschienen umwickelt, und einen oder zwei eiserne Ringe um den Leib; über dies Alles sind die, mit den gelbledernen Stiefeln und großen Sporen ein Kleidungsstück bildenden gelbledernen Hosen gezogen, was dem Untergestelle dieser schweren Reiter eine unbeschreibliche Plumpheit verleiht. Dazu die viereckigen, großen, blassen oder braunen Gesichter mit den buschigen, schwarzen Augenbrauen — ich weiß nicht warum — aber die Picadores erinnerten mich alle in ihrer ganzen Gestalt an den Sänger Blume als „Bertrand"

in „Robert der Teufel.“ — Sie ritten auf Mähren, die den Philistern auf unsern Jagden nichts nachgeben, weder an Alter, noch abschreckendem Aeußern. Drei Picadores mit eingelegter Lanze stellten sich rund herum in gleichen Entfernungen, den Rücken hart gegen die Bande, auf.

Die Trompeten schmetterten auf's Neue, die Thüre unter der Tribüne öffnete sich, und in vollem Galopp sprengte der Stier in den Kreis hinein. Einen Moment stutzte derselbe, dann lief er auf einen Picador zu, der ihn ruhig erwartete, holte sich einen Lanzenstich, glitt am zweiten Picador vorbei und warf den dritten in den Sand. So ging das Spiel lange fort. Die Picadores haben einen schweren Stand, denn dürften sie angriffsweis verfahren, so hätten sie es leichter. Mit dem Vieh aufgewachsen, — ihre eigentliche Bestimmung ist nämlich, das Vieh wie die mit Spießen bewaffneten Bauern, welche nach Kosackenart die Campagna di Roma auf ihren muntern Rößlein durchtraben, von einem Orte zum andern zu treiben, — sind sie von Jugend auf gewohnt, mit den Stieren umzugehen. Fällt einer dieser Leute, so kann er wegen der Schienen schwer wieder aufstehen, und fast immer liegt das Pferd auf ihm. Alsdann laufen die Bandelieros flink in den Kreis und necken den Stier, der ihnen meist wüthend folgt, mit den rothen oder bunten Tüchern. Doch da er jedesmal gegen das Tuch stößt, so riskiren sie wenig, sie hätten denn das Unglück, bei den schnellen und kurzen Wendungen zu fallen. Unterdessen hilft man „dem Manne von Stahl und Eisen“ unter seinem Gaul hervor.

Der ganze Witz besteht darin, daß recht viele Pferde drauf gehen. Das erste Schlachtopfer war ein unglücklicher Schimmel, der niedergeworfen wurde, noch ein Weilchen zuckte und

dann alle Viere von sich streckte. Ist ein Pferd blessirt, d. h. ordentlich getroffen, so reitet der Picador hinaus und läßt ihm die Augen verbinden, dann geht es wieder weiter. So haben wir namentlich einen armen Schimmel gesehen, dem die Gedärme gewiß eine halbe Stunde lang bis zur Erde hingen. Der Reiter spornte ihn immer, ohne es vielleicht selbst zu merken, grade in die Gedärme hinein, so daß der Mist herumspritzte; denn das arme Thier witterte es jedesmal, wenn der Stier auf ihn zukam, und versuchte sich den wiederholten Stößen des Gegners zu entziehen; ja, als dieser, — es war einer der letzten Stiere, die heute in den Schranken erschienen, — selbst nicht mehr angreifen wollte, so rückte der Picador ihm auf den Leib, und hielt vor ihm still, um ihn zu reizen. Doch, trotz aller erneuerten Stöße, wollte der arme Schimmel nicht verenden, bis er endlich dennoch zusammenbrach.

Zum Glücke für die unter's Pferd fallenden Picadores theilen die Stiere den Fehler mancher Feldherren, und verschmähen es oder verstehen es nicht, ihren Sieg zu verfolgen. Nur ein- oder zweimal sah ich den gehörnten Sieger wieder umdrehen, um seinem Schlachtopfer den Gnadenstoß zu versetzen; ein paar unglückliche Braune traf dies harte Loos!

Auch die Bandelieros verfolgt der Stier nur ein paar Schritt weit. Läßt seine Kampflust nach, so wird Alles unruhig, man hört klingeln, Alles lärmt durch einander, auch die Damen ereifern sich und rufen „fuego“ und die Männer schreien: „noch einen paxito“ (eine Paraphrase für „Lanze“). Endlich bricht Alles in den allgemeinen Jubelruf aus: „der brave Stier!“ Er hat sich ermannt! Da liegt der Picador und der Gaul schleppt sich nur noch auf drei Beinen. Doch mit diesem letzten Stoß ist alle seine Wuth verraucht; mit dem

Stiere will's nicht mehr gehen, er hat alle Luſt verloren, denn er blutet heftig unter den Mähnen und am Halſe. Da fällt die Muſik ein. Die Bandelieros haben ſich mit kurzen Stöcken bewaffnet, an deren einem Ende ein, mit einem Widerhaken verſehener Stachel angebracht iſt. Dieſe, mit ausgeſchnittenem, weißem oder buntem Papier umwickelten Stäbe hoch über dem Haupte ſchwingend, laufen ſie grade auf den Stier zu, zwiſchen ſeine Hörner hinein, und ſtechen ihm den Stachel von vorn in den Hals, in dem Augenblicke, wo der auf's Neue zur höchſten Wuth entflammte Gegner eben das Haupt zum Stoße ſenkt, um ihnen den Leib aufzuſchlitzen. Der Stier läuft nun wie raſend vorwärts, doch die Bandelieros haben den Körper weislich von der Seite gehalten und ſpringen hinter die Blendungen.

Zuweilen befeſtigen ſie auch eine Art Schwärmer und glühende Stäbe im Fleiſche des Thieres, auf die ich mich jedoch nicht deutlich beſinnen kann. Dieſe Marterwerkzeuge ſind es, welche die aufgeregten Schönen, von grauſamer Luſt entflammt, herbeiwünſchen, wenn der Ausruf „fuego, fuego!“ ihren Roſenlippen entſtrömt, während ihre funkelnden, ſchwarzen Augen Flammenblicke voll Zorn und Verachtung auf den entkräfteten gehörnten Helden der Arena hinabſenden.

Immer neue Bandelieros ſind bereit, ſich dieſen ſchönen Augen gefällig zu zeigen, und die vom Stier abgeſchüttelten Stacheln durch neue zu erſetzen, damit ſeine Wuth nicht zu ſchnell verraucht.

Zum dritten Male erſchallt die Muſik! der dritte und letzte Act hebt an. Montes, der berühmte Montes, dieſer Liebling des ſpaniſchen Volkes, der Erſte unter allen Espadas der Halbinſel, tritt, in grüner Jacke, dem Stier mit

gezogenem Degen entgegen, und hält ihm seinen krapprothen, mit weißer Borte verbrämten Mantel vor; im Moment, wo das wüthende Thier den Mantel annehmen will, stößt er ihm den Degen zwischen die Hörner, da, wo die Mähnen aufhören, in den Kamm hinein. Der Stier sinkt auf's Hintertheil zusammen, fällt dann auf die Seite, und Montes, der Erste seiner Kunst, wird mit Beifallsbezeigungen überschüttet. Die schwarzen Mantillas wogen hin und her, die begeisterten Damen wehen mit den Schnupftüchern, und die Herren werfen dem Sieger, während er herumgeht, sich gegen das Publicum zu verbeugen, von den obersten Gallerien ihre Hüte zu, die er sehr geschickt auffängt und mit großer Gewandtheit ihren Eigenthümern wieder hinaufwirft. Montes selbst hatte, ehe er den Stier aufsuchte, sein schwarzes Sammetbarett einem Bekannten zugeworfen und erhielt es jetzt zurück.

Gleich darauf wurde ein zweiter Kämpe mit breiter Stirn und mächtigem Gehörn, doch von kleinem Körperbau, in die Arena gelassen, und dasselbe Stück wieder durchgespielt, bis so acht Schlachtopfer gefallen waren. Das erste derselben, obgleich es bei uns für kein sehr starkes Thier angesprochen worden wäre, schien dennoch das kräftigste, denn die andern waren noch weit schwächer.

Mit jedem neuen Stiere wuchs unsere Spannung, und bald fingen wir an, ihnen gleich bei ihrem ersten Auftreten ihren Character an der Stirn anzusehen. Das Publicum war durchaus nicht befriedigt, denn die Thiere wollten nicht recht anbeißen, oder wußten vielmehr nicht, was sie aus dem Ganzen machen sollten. Einige Male volontirte Montes als Bandeliero mit großem Muth und Geschick. Er stellte sich vor den Stier hin und sah ihn an, und der Stier schien sich

wirklich vor ihm zu fürchten. Ein anderes Mal hielt er sich an seinem Schweif und ließ sich von ihm herumzerren oder gab ihm einen Fußtritt von vorn zwischen die Hörner. Aber nur bei den kräftigeren Stieren trat Montes mit dergleichen Späßen hervor, bei den schwächeren blieb er davon. Einmal hätte das wüthende Thier ihn beinahe gehabt, denn Montes strauchelte und fiel, aber durch ein glückliches Geschick brach in demselben Augenblick auch der Stier durch einen Fehltritt hinten zusammen.

Als die Torrida beendet, lagen drei todte Pferde im Circus, aber funfzehn Pferde wurden im Ganzen das Opfer des heutigen Spieles. Das Publicum war sehr mißvergnügt, denn es hatte sich auf wenigstens vierzig Schlachtopfer dieser Gattung gespitzt!

Im Anfange zitterte ich für das Leben der Picadores, denn ich wußte nicht, daß sie gepanzert, doch bald sah ich, daß ihnen nichts geschah, bis auf zwei, die abgeworfen, aber nur so leicht verletzt wurden, daß sie, ruhig an der Wand lehnend, dem fernern Treiben der Torrida zusehen konnten. Dagegen erkannte ich bald, daß sich hier das ganze Vergnügen hauptsächlich um ein Pferdegemetzel dreht, daß Stier und Menschen nur Nebensachen.

Das Stiergefecht macht im Ganzen einen unangenehmen Eindruck auf das Gemüth, man ärgert sich unwillkürlich über das grausame Spiel, und das nach Blut lechzende Volk, das gierig auf dasselbe hinab starrt, und sich dabei oft wie ein Besessener gebärdet, widert einen an. Dies Gefühl des Unwillens, des Abscheus, das im ersten Augenblick die ganze Seele erfüllt, stumpft sich allmälig ab; das Mitleid wird nach und nach von der aufregenden Spannung überboten, in die einen der tobende Kampf versetzt; man nimmt Partei für und

wider, ja man kann sich von einem gewissen krampfhaften Interesse, das einen momentan erfaßt, nicht ganz freisprechen, von einem Interesse, das leicht in ein Wohlgefallen übergehen könnte. — Doch das bessere Gefühl gewinnt wieder die Oberhand und man schaudert zurück vor diesen sich immer auf's Neue wiederholenden Scenen blutdürstigen Gräuels, die in dem pochenden Busen der feurigen Spanierinnen eine, mit jedem Augenblicke sich convulsivisch steigernde, fast an Wollust grenzende Sympathie erregen. Mit fieberhaft glühenden Wangen und sprühenden Blicken schauen sie aus dem schwarzen Kanten-Rahmen ihrer, über das Haupt gezogenen Mantillas heraus, alles um sich her vergessend, stürmen sie abwechselnd Beifall, — ermuntern den Stier durch lauten Zuruf, oder träumen sich mitten in den Gefahren der Arena an die Seite ihrer Helden; jeder Stoß des Unthiers, auf den gefeierten Matador gerichtet, macht sie erbeben, und dennoch können sie der folternden Lust nicht widerstehen, hinab und immer wieder hinabzublicken, bis der Stier, von der sichern Hand des Espada getroffen, sich dort unten zu ihren schönen Füßen wälzt!

Durch enge Straßen und über kleine Plätze folgten wir der Menge zur Alameda, die, von schönen Bäumen beschattet, sich am Ufer der Bai hinzieht. — Die Trachten, welche man in Cadiz sieht, sind von denen durchaus nicht verschieden, die uns im übrigen Spanien begegnen; dagegen fiel es uns auf, daß alle Landleute der hiesigen Gegend völlig unbewaffnet gehen. Zwischen den schlanken, schwarzen Frauengestalten und ihren Mayo's, welche die Promenade belebten, zwischen dem südlich lebendigen Gewühl, lustwandelten, nach den Nationen getheilt, die See-Offiziere in ihrer einfachen blauen, fast bürgerlichen Tracht, die allen denen gemein, welche, dem

schwankenden Element angehörend, sich auf festem Boden mehr als Fremdlinge fühlen. Soldaten in ihren bunten Uniformen, nach französischem Schnitt, sah man wenig, wie überhaupt in Cadiz, denn die ganze Garnison gab man, außer der Miliz, auf ein einziges Infanterie-Bataillon von 600 Mann an; allerdings ein starkes Mißverhältniß, wenn man die Größe und Wichtigkeit des Platzes bedenkt.

Doch wer ahnet wohl unter den jungen, eleganten Herren im modischen Frack, die den allgemeinen Spaziergang durch ihre Gegenwart zieren, eben jene Studenten, welche jetzt zur Zeit ihrer Ferien eine Stunde des Tages daran wenden, in abentheuerlichen Costümen die Straßen von Cadiz zu durchziehen, öffentlich an den Straßenecken nach dem Tacte des Tambourins, von Haufen gaffenden Volks umstanden, groteske Tänze aufführen, und dann, wie gemeine Bänkelsänger, im Kreise herumgehen, sich auf diese Weise das Geld für ihre Studien zusammenzubetteln!

Ein Theil der schwarz verhüllten Damenwelt hatte sich auf den Seitenbänken, unter dem Schatten der Bäume, niedergelassen, um die Abendkühlung zu genießen, um ungestört zu flüstern, ruhig zu beobachten, oder sich von den Vorübergehenden bewundern zu lassen. Die Abanicos jener Doña's waren in beständiger Bewegung, und die andalusischen Augen hinter denselben wetteiferten an Feuer mit den goldenen Strahlen der Abendsonne, welche das leichte Laubdach der Bäume, das die Alameda und ihr Getreibe überschattet, die See und die fernen Küsten von Santa Maria mit glühendem Purpurlicht übergossen. — Dies Augen- und Fächerspiel scheint ihr halbes Leben — und welche Grazie entwickeln sie dabei! — Auf allen Alameda's ist es dasselbe: in den breiten Alleen Malaga's, unter

den schattigen Bäumen und den sprudelnden Springbrunnen Granada's, in dem herrlichen Thale zu den Füßen der Nevada, oder zu Sevilla, in dem romantischen Sevilla, wo beim Silberschein des Mondes die schönen, schwarzen Frauengestalten auf hohem Balcone, oder in den offenen Hausthüren sitzend, den Reden ihrer Anbeter lauschen, während man durch die Gitterthüre und den schmalen Flur in den kleinen erleuchteten Hof dahinter blickt, mit der Säulenreihe ringsum, wo die Hausbewohner beim Plätschern der Fontaine gesellig bei einander sitzen, und hie und da der Ton einer Guitarre zu unsern Ohren dringt — überall dieselben Frauen und dasselbe Fächer- und Augenspiel der jugendlichen Señorita's, wie der schönen Doña's — hier in Cadiz ebenso, wie überall in Andalusien! — Doch, die Alameda von Cadiz hat einen eigenthümlichen Reiz, denn neben dem bunt wogenden Gewühl der Menge gewährt sie uns gleichzeitig den Blick auf das Meer, auf das beständig wechselnde Element, das brausend heranwogt, und sich am Fuße des Bollwerks bricht, auf dem wir wandeln. Das Rauschen der Brandung, dieser harmonische Klang, dem man Stunden lang lauschen kann, ohne seiner müde zu werden, dieses Geflüster des Oceans, das in zürnendes Toben und Donnern überzugehen droht, und dann wieder in sanften Schwingungen kaum hörbar zu uns dringt, — das Rauschen der Brandung schlägt an unser Ohr und fesselt uns mitten in dem Gewühl, wie eine geliebte Stimme, die zum Herzen dringt!

Von der Alameda begaben wir uns in's Theater, die Oper „Lucretia Borgia" auf italienisch zu hören. Es macht einen sonderbaren Eindruck, daß alle Logen des nicht sehr geräumigen Hauses, namentlich der Holz-Plafond derselben, scharlachroth angestrichen sind.

Der herrlichste andalusische Mondschein versilberte bereits die Spiegelfläche der Bai, als wir auf die Rhede zurückkehrten. — Zwischen unserer, in sechs Faden liegenden Fregatte und dem noch innerhalb derselben geankerten Thunderer, zeigte man uns den Ankerplatz, von dem der „Suffren" damals durch den heftigen Südweststurm gerissen wurde. Die Weststürme hält man hier allgemein für die gefährlichsten, obgleich die Rhede zuweilen im Sommer von so heftigen Oststürmen heimgesucht wird, daß die Schiffe ihre Anker schleppen und in den Ocean geblasen werden.

Die Desertas und Madeira.

Die Sonne war bereits im Sinken, als um 6 Uhr Abends den 29sten Juli.
die vier einzelnen Berge Porto Santo's in N. W. 17° W. rechts vor uns, im Abstande von 38 Seemeilen, aus den Fluthen auftauchten, in welche sich vor 4 Tagen das dunkle Cap Trafalgar, jener niedere, scharfe Vorsprung — das letzte Land Europa's — mit Einbruch der Nacht begraben hatte, während grade das Geläute des Vesperglöckleins die Mannschaft zur Abendandacht rief. Zwei dieser Berge waren klein und spitz, und machten bunte Reihe mit den beiden andern, welche größer und mützenförmig erschienen. Im Süden begann der Reigen mit einem Hügel der ersteren Gattung, um im Norden mit einem mützenförmigen Berge zu schließen. Die beiden mittelsten Erhebungen verbanden sich bald darauf durch einen Rücken, der zwischen ihnen dem Ocean entstieg. — Da tauchte die goldne Sonnenscheibe in's Meer hinab, übergoß Porto Santo mit glühendem Abendroth, während das vor uns ausgebreitete, niedere Land der Desertas eine blaue Färbung annahm. Zwischen beiden senkte sich ein dunkles Gewölk auf den Horizont herab, in welchem man Madeira zu unterscheiden glaubte.

Bei angenehm kühler Luft, und nachdem es am Morgen ein wenig geregnet, war der Himmel überhaupt heute reich an schönen Wolkenbildungen, die, nach dem beständigen blauen

Himmel, den wir im mittelländischen Meere gehabt, für uns einen eigenen Reiz hatten. Kurz darauf, nachdem man um 4 Uhr Nachmittags den ersten Schimmer Porto Santo's vom Vormars entdeckt, kamen uns Vögel zu Gesicht, diese Vorboten des nahen Landes, welche auch Spix und Martius die Nähe Madeira's verkündet hatten. Der Wind, der seit unserer Abreise von Cadiz fast beständig aus W. und N. geweht, war gestern nach kurzer Stille nach N. O. umgesprungen, und begünstigte heute, bis in die sternhelle Nacht hinein, unsere Fahrt im vollsten Maaße.

den 30sten Juli. Mein erster Blick fiel am folgenden Morgen auf die schroffen, langgestreckten Felsinseln der Desertas, welche, eben von der aufgehenden Sonne beschienen, im prachtvollsten, rosigen Colorit rechts neben der Fregatte riffartig aus der dunkelblauen See emporstarrten. Hinter ihnen zeigte sich das duftig blaue Madeira, wie ein flach gewölbter, länglicher Berg mit etwas ausgezacktem Gipfel, der allmälig von der Rechten zur Linken hinter den Desertas fortzurücken schien. Um 5 Uhr früh peilten wir die letztern in N. W., und zwar im Abstande von etwa 3 Seemeilen. Mit der aufsteigenden Sonnenscheibe verlor sich das liebliche Rosenroth, welches über diese starren Felsen ausgegossen war, und verwandelte sich in jene eigenthümliche dunkelrothe Färbung, welche diese Inseln auf so merkwürdige Weise characterisirt.

Denke Dir zwei colossale, längliche Rubine, an die sich ein kleinerer schließt, in einer Reihe von S. nach N. in die Saphirschale des Oceans gestreut, so hast Du das Bild der Desertas, wie es den Bewohnern der höheren Regionen erscheint, welche auf ihrer luftigen Bahn aus unsern kalten

Zonen Hesperiens Gefilden zufliegen; das Bild des Rubingeschmeides, das sich vor unsern Blicken hinzog, bespühlt von der saphirnen Fluth, welche unser Kiel durchfurchte!

Bogia (Bujio), die südlichste dieser Inseln, hat von allen Seiten große Aehnlichkeit mit Capri, und wechselt eben so häufig ihre Form, nur scheint sie mehr in die Länge gedehnt. Den gewissen Einbug in der Mitte des oberen Contur's, welcher jenen Wächter an der Einfahrt in den Golf von Neapel stets kenntlich macht, haben beide gemein. Ein Canal von 60 bis 300 Faden Tiefe und 1 bis 1½ Seemeilen Breite, trennt Bogia von der größesten der drei Desertas. Obgleich frei von Klippen und Untiefen, ist diese Durchfahrt dennoch gefährlich, da das überhöhende nördliche Ufer den Schiffen den Wind benimmt. Die größere Insel bildet einen langen, langen, scharfen Grath, der bis auf einzelne kleine Einschnitte und Unebenheiten, in einer ganz geraden Flucht fortstreicht. Durch einen zweiten, aber schmaleren Canal geschieden, taucht, in einer Linie mit den beiden andern Inseln, das kleine flache Eiland Ilheo Chaõ, gleich einer tafelförmigen Felsplatte kaum über die Oberfläche des Meeres empor. Nördlich davon, mithin rechts daneben, erblickten wir ganz deutlich vom Verdeck aus, ein Schiff, welches auf uns zu zu kommen schien. Allerdings bewegte es sich nicht, doch dies fiel uns bei der herrschenden Windstille nicht auf. Wenige Augenblicke nachher saß ich in der prächtigen, geräumigen Cajüte am Spiegel der Fregatte, und befragte meinen Horsburgh über die Desertas, dieses Seemanns-Orakel, das ich eben erst vom Capitain, dem ich es geliehen, zurückerhalten hatte, und was fand ich da? — daß unser vermeintes Schiff nichts anders, als ein pyramidenförmiger Fels

sei, den schon so mancher vor uns für ein Fahrzeug unter Segel gehalten!

Die ganze Ausdehnung der Desertas beträgt nach James Wyld's Karte der Insel Madeira und ihrer Dependenzien u. s. w., Charing Cross East 1835, $8\frac{1}{4}$ See-, also etwa 2 deutsche Meilen. Madeira stand jetzt bereits mit seinem abgerundeten, sanft ansteigenden Berge über dem Canal zwischen den beiden Hauptinseln; um 7 Uhr schob es sich hinter Bogia, und um 8 Uhr trennte es sich linker Hand völlig von den Desertas ab. Da das schwache Lüftchen, welches sich zu Zeiten, die Stille unterbrechend, aus W. N. W. vom Lande her erhob, den San Michele eher noch in seinen Fortschritten hemmte, als seine Reise nach Funchal begünstigte, so proponirte Capitain d'Arcollière, in der Hoffnung auf eine reiche Ausbeute an Vögeln und Fischen, eine Expedition nach Bogia, deren Südspitze die Fregatte unterdessen doubliren sollte, um uns jenseits derselben wieder aufzunehmen. Freudig gingen wir auf diesen Vorschlag ein — da erklang das silberne Pfeifchen, und der Ruf des Bootsmanns erscholl: „Arma il terzo Canotto!" Der dritte Cutter ward ausgehißt, Flinten, Zeichenbücher, Schroot, Wein, Trinkwasser, Leinen zum Fischfang, Brot, Apfelsinen, Patronen u. s. w. wurden in das Boot hinabgeschickt, und der Capitain, wir drei deutschen Gefährten, nebst Hauptmann Bellegarde von den Regi Navi (von der Marine-Infanterie), unserem Zoologen, sprangen, sogar das tägliche Frühstück verschmähend, hastig nach. Der Cutter stieß ab, entfernte sich mit kräftigen Ruderschlägen von seiner schwimmenden Heimath, und steuerte der Insel zu, welche uns jetzt ihre schmale Seite zuwendete. Es schien Ebbe zu sein, denn aller Anstrengung zum Trotz blieb das

Boot fast auf derselben Stelle, wie von unsichtbarer Macht gebannt. Glücklicherweise gebrach es uns nicht an Zeit, da auch die Fregatte, ungeachtet sie alle Leinwand beigesetzt hatte, nur kaum merklich auf ihrem weiten Bogen um Bogia fortrückte.

So hatte ich denn Muße genug, nutzlose Betrachtungen über die sonderbare rothe Farbe der Inseln anzustellen, welche mich nicht wenig intrigirte, und deren Grund ich vorläufig in Blumen oder Moosen suchte, mit denen ich sie bedeckt wähnte. Unser Boot ruderte und ruderte, doch kamen wir der Insel immer nicht näher, deren uns zugekehrte, schmale Seite sich als ein zerklüfteter Fels darstellte. Jetzt zeigten sich viele Seevögel, meist Möven, über dem Cutter und fern über der Insel, oder ließen sich von den langen Wogen des Oceans schaukeln, auf denen sie sich behaglich niedergelassen hatten. Einen entenartigen Vogel dieser letzteren Gattung, Peterel genannt, schoß Graf Bismark; außerdem fielen einige weiße Seeschwalben mit hellrothem Schnabel und Füßen als Opfer des heftigen Kleingewehrfeuers, das wir auf sie machten. Alles drängte sich in dem schwankenden Boote oder stieg auf den Bänken herum, um seinen Schuß anzubringen. In eine Rauchwolke gehüllt, näherten wir uns dem Felsgestade. Endlich, endlich langten wir unter den hohen Felsen der Desertas an. Welch ein Anblick! Welches Bild vulkanischer Kraft und Thätigkeit, vulkanischer Hebung und Entstehung! Welchem schauerlichen submarinen Feuerschlunde, welcher Spalte der Erdrinde sind diese ausgeglühten Lavariffe entstiegen, die vor uns stehen so starr, so zerklüftet, als seien sie eben erst erkaltet, und so roth gebrannt, als glühten sie noch. So war denn auf einmal das Räthsel der Farbe gelöst! — An mehreren Stellen stürzte der

Fels in carmoisin- oder zinnoberrothen Lavawänden senkrecht ab, deren Farbe mich lebhaft an die ausgeglühten Lavastücke erinnerte, welche man hie und da unter dem Krater des Aetna findet. Auf diesen prachtvollen, rothen Mauern ruhten, ohne alle Regelmäßigkeit lagernd, dunklere oder schwarze Horizontalschichten, welche ihrerseits oft wieder durch vereinzelte Streifen einer orangefarbenen, erdigten Masse getrennt wurden. An anderen Stellen waren die Felswände bis unten schwarz gefärbt. Hier bestanden sie aus einem Gemenge schwarzer Körner, das uns eben so sandähnlich erschien, als jene orange Schichten. Oft bildete der Fels nur eine hohle, schlackige Kruste, deren Oberfläche ab und zu eingestürzt war. Durch die so entstandenen Löcher drang das Tageslicht von oben in die Höhlen hinab, in welche gleichzeitig von unten die See hineintrat. Doch nicht allein am Fuße des Felsens, sondern auch hoch oben, wo die zerklüfteten Wände in den blauen Aether hineinstarrten, erblickte man ähnliche röthliche Krusten, welche in sich zusammengebrochen erschienen, wie denn Alles hier zerglüht aussah und zerschmolzen, so recht wie die ausgebrannten Schlacken vulkanischen Wirkens!

An vielen Stellen waren schmale, graue Adern in diesen feuerfarbenen Massen hinaufgestiegen, und hatten sich, eine dicke, immense Kruste bildend, über die Oberfläche der Insel ausgegossen. Dieses graue, harte Gestein schien mir dieselbe Lava zu sein, mit der Rom und Neapel gepflastert sind: so basaltähnlich, daß man nicht weiß, ob man Lava oder Basalt vor sich hat. Ich suchte nach Säulen, und fand einige der grauen Adern fast säulenartig zerklüftet; es fehlte nur die Regelmäßigkeit der Seiten. — Große, graue Basalt- oder Lavablöcke mit eingesprengtem Olivin waren über den Strand

ausgestreut; an einigen derselben glaubte ich Spuren eines schwarzen, schlackenartigen Ueberzuges zu entdecken.

Kaum war unser Boot gelandet, als sich diese vulkanische Einöde auf mannigfache Weise zu beleben begann; denn einmal angekommen, fand jeder genug zu thun. Das blanke Messer in der Hand, verfolgten die Matrosen zwischen den Blöcken allerhand Seethiere, unter andern rothe Crustaceen, auf italienisch Granchi, die sich schnell davon machten, und kleine, schwarze, stachelige chatons de mer, während einige von uns überall am Strande herumstreiften, und in den Klüften hinaufkletterten. Unterdessen schossen die Andern Seeschwalben oder fingen Fische, von denen es auf dem klaren Grunde, 10 bis 20' unter dem Boote, in reichster Fülle und Farbenpracht wimmelte. Da sah man rothe und gelbe, ganz kleine und etwas größere Fische sich regen und durch einander schillern im schönsten magischen Schmuck. Doch die herrlichste Ausbeute des Fanges war, außer einem großen, aalartigen Fisch (Muraena), ein buttähnliches, lila Fischlein, dessen Flossen so wundervoll blau gefärbt waren und ganz so metallartig glänzten, wie die Flügel der blauen Kolibri's auf dem Berliner Museum. Jetzt wandte ich mich vom Strande ab, und kletterte, in der Hoffnung, den von Möven umschwärmten Gipfel des schroffen Felseilandes zu erreichen, wohin es mich mächtig zog, in einer steilen Schlucht über loses Geröll aufwärts: da riefen mich einige Schüsse auf Seekälber wieder hinab. Leider gingen sie fehl und verscheuchten die Thiere, wodurch ich des Vergnügens beraubt wurde, diese Seeungethüme in der Nähe zu sehen. Dagegen sah ich die schwarze Flosse des Hayfisches, dieses geschwornen Feindes der Menschheit, aus der blauen See hervorragen, der sogar, wenn er dem Schiffe folgt, den Schwerkranken den Tod bringen

soll. Als wir in Cadiz einliefen, wollten die Seeleute einen Hayfisch erblickt haben, und wenige Tage darauf, noch ehe wir den Hafen verließen, starb uns ein kranker Matrose. Das verfehlte denn auch nicht seinen Eindruck bei der abergläubischen Mannschaft. Wohl ein Dutzend Hayfische zeigten sich kurz nach einander, doch von jedem kam immer nur die Rückenflosse zum Vorschein. Unsere Schüsse brachten sie stets zum Untertauchen, schienen ihnen aber sonst ebenfalls keinen merklichen Schaden zuzufügen. Nachdem wir ihnen eine Zeit lang die Kreuz und Quere mit dem Boote gefolgt waren, und nun wieder der Fregatte zuruderten, hörten wir plötzlich einen Schrei. Allgemeine Stille! — Ein zweiter Ruf! — Alles lauschte gespannt! Länger konnte ich dem Drange meines Herzens nicht widerstehen, und schnell brannte ich zur Antwort meine beiden Flintenläufe los. Im Boote ward Niemand vermißt, doch wurde die Bootsmannschaft nachgezählt, und siehe da — es fehlte kein theures Haupt! Die Matrosen behaupteten zwar, die Seekälber hätten so geschrieen, aber bald erkannten wir ganz deutlich eine menschliche Stimme. In der Erwartung, einen abschreckenden, halbverhungerten Robinson Crusoe, ein wahres Bild des Entsetzens, vom sichern Tode zu erretten, wendeten wir das Boot und steuerten wieder der Küste zu. Mein elfenbeinernes Opernglas durchspähte alle Klüfte und die vielen größeren und kleineren Höhlen des Felsens — allein leider vergebens. Endlich entdeckte ich zuerst einen Mann, dann zwei Leute unten in einer sehr entfernten Höhle am Ufer — doch nach und nach überzeugten wir uns, daß es nichts als ein paar weiße Felsen waren. — Da hörten wir wieder rufen! Welcher Unglückliche mag auf dieses wüste, unwirthbare Eiland verschlagen sein, welcher Zufall ihn hergeführt haben! —

Bogia hatte wieder die Gestalt verändert; eine Felspyramide trat links an der Insel hervor, als wäre es die von Capri, die wir so oft gesehen, und schon färbte der Spiegel der hohen Felsen die See wieder blutig roth, da erblickten wir plötzlich zwei Schaafe, welche hoch oben an der Felswand entlang gingen, bald noch ein drittes, und dann zwei weiß gekleidete Männer ganz oben in einer Höhle. — Nun sahen wir, daß es Hirten waren; aber warum hatten sie uns nachgerufen? Glaubten sie etwa, daß wir ihnen ein Schaaf entwendet, oder thaten sie es nur, um uns zum Besten zu haben? — Das Letztere schien uns das Wahrscheinlichere, denn sie ließen uns ruhig nach der Fregatte rudern, ohne uns weiter zu belästigen. — So waren wir denn um unsere interessante Robinsonade gekommen! Wovon aber mögen die Schaafe hier fett werden, da wir fast gar keine Spur von Vegetation, außer ein paar Hände voll herba glaciata *) und einige weiße Blümchen auf der Insel fanden!

Als wir uns der völlig still liegenden Fregatte näherten, warf sich Graf Oriolla, den Hayfischen zum Trotz, in's Meer und schwamm an Bord. Gleich darauf ward uns der Genuß, unsere heutige reiche Ausbeute an Fischen beim heitern Mahle zu verzehren. Bei Sonnenuntergang hatten wir die Desertas hinter uns und Madeira nördlich, während die

*) Herba glaciata ist das Mesembryanthemum crystallinum (Eiskraut). Nach Broussonet benutzten die Guanches die geriebenen Saamen desselben als ein Surrogat für Mehl zu ihren gewöhnlichen Speisen. In Spanien, wo die Pflanze unter dem Namen Barilla Moradena bekannt ist, wird sie in ziemlicher Ausdehnung cultivirt, um aus ihr das Alkali für die Glashütten zu gewinnen. Der Export der Asche der Pflanze, die aus ihr auf den canarischen Inseln erzielt wurde, erreichte nach derselben Autorität einen Werth von 600,000 Franks.

Fregatte sich am Mittage unter 32° 19′ 2″ nördlicher Breite und 16° 29′ 25″ westlicher Länge von Greenwich befunden hatte. Wir brachten denselben dagegen am Lande zu, wo es uns wohl warm, doch nicht so drückend schwül wie in Spanien und Italien vorkam. Die Nacht war wundervoll, eine herrliche Sternennacht! Durch die Kanonenpforte in meiner Cajüte erblickte ich die Cassiopeja ganz tief am Horizont — auch das langgestreckte Madeira unterschied ich in duftiger Ferne. Einzelne Gestirne spiegelten sich in der See, die zuweilen stark leuchtete — sie war spiegelglatt, kein Lüftchen regte sich. Es ist sonderbar, daß in der Nähe dieser Inselgruppe die Windstillen so häufig sind, obgleich man jeden Morgen, wie Horsburgh sehr richtig sagt, die Wolken sich über Madeira thürmen sieht, die den Landwind bringen, ihn aber nur 3 bis 4 Meilen in See senden, so daß er uns hier nicht erreichte. Eben diese Windstillen waren der Grund, weshalb der Capitain sich südlich der Desertas hielt, denn in dem Canal zwischen den Inseln und Madeira können sie leicht, in Verbindung mit den herrschenden Strömungen, bei der Nähe des Landes gefährlich werden; um so mehr, da unter den senkrechten Wänden beim „Brazen-head" (Cabo do Garagão, d. h. des Seevogels) und an vielen andern Stellen der Küste kein Ankerplatz zu finden ist.

den 31sten Juli. Am Morgen war Messe und das Wetter so still, daß wir den Vormittag ungefähr auf derselben Stelle zubrachten, wie gestern, und uns am Mittage noch in 32° 5′ 15″ nördlicher Breite und 16° 39′ 36″ westlicher Länge von Greenwich befanden. Erst etwa zwischen 4 und 5 Uhr erreichte uns der Landwind, gegen den wir nun ankreuzten. Madeira wurde

nach und nach deutlicher, man unterschied schon die Risse, Einschnitte und Thäler in den Gebirgen. Bereits gestern hatten wir einzelne Häuser an den Bergen gesehen, die sich jetzt vermehrten, und noch vor Sonnenuntergang konnte man Funchal erkennen *).

Schon in aller Frühe steuerte die Fregatte grade auf den Ankerplatz bei Funchal zu. Etwa um 7 Uhr wurden die Bramsegel geborgen, man warf das Loth, und hielt sich fertig, den Anker fallen zu lassen. Da wurde der Wind plötzlich still, der S. Michele hatte die Grenzlinie zwischen dem schwachen See- und Landwind erreicht, und befand sich jetzt auf dem Punkte, wo beide sich gegenseitig paralysirten. Wir blieben daher in einem unaufhörlichen Brassen, denn kaum war gebraßt, so drehte der Wind, die Segel lagen back, und es mußte umgebraßt werden. Der Capitain des portugiesischen Acht-Kanonen-Schooners „Esperanza," der sardinische und der preußische Consul kamen während dessen an Bord. Um halb 10 Uhr endlich führte uns ein günstiger Windstoß grade auf den gewünschten Ankerplatz, den uns der portugiesische Capitain bezeichnet hatte, wo wir, die Citadelle frei im Westen vom „Loo-rock", den Steuerbordanker in 44 Faden fallen ließen **). Jetzt hatten wir Zeit das paradiesische Eiland von der Rhede aus anzustaunen, denn erst um 12 Uhr erwartete ich den Militair- und den Civil-Gouverneur der Insel, welche sich den 1sten Aug.

*) Zur nähern Verständigung der Configuration von Madeira ist der Karte von Teneriffa eine kleine Nebenkarte von Madeira beigefügt.

**) Man vergleiche James Horsburgh's India Directory, Vol. I. pag. 8. & 9.

sehr höflicherweise hatten ansagen lassen. Die Gebirgskette vor uns trug ganz den Character der Gebirge Genua's und der Seealpen bei Villefranche und Ventimiglia; die pittoresken Bergformen, die scharfen Umrisse, die vielen Schluchten, Wasserrisse und kleinen Thäler, die sich zum Theil jähe bis an den Strand hinabsenken, — Alles erinnerte mich an die reizenden Hänge der „Riviera," nur mit dem Unterschiede, daß das frische Grün hier fast bis zu den rauhen Gipfeln hinanreicht.

Am Fuße des Gebirges, und zum Theil schon am Anberg, liegt — beherrscht durch seine Citadelle, das Forte do Pico, das im Nordwest von steiler Höh' auf die Stadt hinabblickt — das hübsche, reinliche Funchal, sich weit ausdehnend unten am Strande der flach geschweiften Bucht. Funchal zeichnet sich aus durch das viele Grün zwischen seinen spitzen, nordischen Dächern, unter denen das Fernrohr hier und da eine schwarze Cypresse, die Krone einer vereinzelten Palme, oder eine uns neue Erscheinung, das hellgrüne Riesenblatt der Banane, zur Seite des rothen, baumartigen Oleander, erkennt. Hoch an den Bergen hinauf reichen die einzelnen weißen Häuschen, als wären die Hänge mit unzähligen hellen Pünktchen bestreut. Doch über Alles erhaben, wie auf der Spitze einer Pyramide, liegt in dem letzten Grün das weiße Kirchlein Nossa Senhora do Monte mit seinen beiden Thürmen, auf dem schmalen, gewölbten Grath, zwischen zwei scharf eingeschnittenen Schluchten. Mitten aus der Stadt ragt unten der dunkle, viereckige Thurm der Cathedrale, mit scharfer Spitze, hervor, während sich unter den Häusern am Strande das große, weiße Gebäude, der Gouvernements-Pallast, auszeichnet, leicht kenntlich an dem aus der Mitte der Mauer vorspringenden, nicht einmal

die Höhe des Daches erreichenden Thürmchen. Nicht weit davon steht ein hoher, dünner, cylindrischer Thurm, dem man seine prosaische Bestimmung, als Krahn zu dienen, kaum ansehen kann. Auf der Westseite der Stadt sondert sich der „Loo-rock" (Forte do Ilheo), ein schwarzer Fels im Meere, mit der darauf liegenden Batterie, von dem kurzen Absturz, mit dem die sich links über Funchal sanft wölbenden grünen Hügel und abgerundeten Kuppen gegen die See endigen. An diesem Absturz der Ponta da Cruz sind die ribbenförmigen Basaltsäulen deutlich zu erkennen. Noch weiter links, im fernen Westen, über dieses Cap hinaus, sieht man die dunkle, senkrechte Wand, die colossale, schwarze Mauer der Ponta do Sol vorragen, mit der der Kamm der hohen Gebirgskette Madeira's sich jählings in den Ocean stürzt. Eben so ist der hohe, waldgekrönte, gewölbte Berg, der sich rechts von Funchal, in Osten erhebt, senkrecht gegen die See abgeschnitten. Auch hier steht der rothe Fels zu Tage und senkt sich in Terrassen als Cap Brazenhead gen Osten in's Meer hinab. Die Strandbefestigung Funchal's beginnt mit einer Batterie von ein paar Geschützen schon westlich des detaschirten Forte do Ilheo. Im Ganzen erkennt man, den „Loo-rock" abgerechnet, durch das Fernrohr 5 Küstenbatterien, die am Ostende der Stadt mit dem Forte S. Jago, von drei Terrassen, endigen.

Nach dem Besuche der beiden Gouverneurs ging ich an Land, ihnen meinen Gegenbesuch zu machen. Trotz meines ausgesprochenen Wunsches, das Incognito zu halten, und obgleich die preußische Flagge nicht gehißt war, bemannte der portugiesische Schooner die Raaen, und feuerte mit der Loo-rock-Batterie gleichzeitig den Salut. Viel Volks hatte sich am Strande versammelt und begleitete mich bis zu dem bastionirten

Eingange des Gouvernementsgebäudes, wo die Wache im Gewehr stand. Die beiden Herren kamen mir bis zur äußeren Treppe entgegen und führten mich durch den Saal, in dem die Portraits ihrer Vorgänger, von Zarco dem ersten Gouverneur an, aufgehängt waren, in ein kühles Gemach, in welchem das Bild der Königin hing.

Wer denkt bei Zarco's Namen nicht der Entdeckung Madeira's, welche bekanntlich in die Blüthezeit Portugal's fiel, wo Don Henrique von seiner Villa am Cap San Vincent herab die überseeischen Bestrebungen seines Vaterlandes leitete, und einen großen Theil seiner Einkünfte als Großmeister des Christordens dazu verwendete, jene Entdeckungsreisen in's Leben zu rufen, die so heilbringend für die Wissenschaft wurden! Des Infanten Blick richtete sich zuvörderst auf die Westküste von Africa; es gelang seinen Landsleuten nach vielen Anstrengungen das gefürchtete Cabo de Não zu umschiffen, sie drangen bis Cap Bojador südwärts, das nun seinerseits für längere Zeit die Grenze der Schifffahrt wurde. Da erboten sich zwei Hofleute des Prinzen: João Gonsalvez Zarco und Tristão Vaz Texeira, die bereits bei der Einnahme von Ceuta unter den Augen des Infanten rühmlich gefochten hatten, und von denen der erste durch ihn selbst dort zum Ritter geschlagen worden war, zu der kühnen Fahrt um das gefürchtete Vorgebirge. Im Jahre 1418 traten sie ihre Reise an, erreichten jedoch Africa's Küsten nicht, sondern wurden durch einen heftigen Sturm nach einem unbekannten Eilande verschlagen, dem sie aus Dankbarkeit über ihre Rettung den Namen Porto Santo gaben. Hier siedelten sie sich an und standen von ihren weiteren Plänen ab. Don Henrique, voller Freude über die neu entdeckte, fruchtbare und wasserreiche

Insel, sendete sogleich Colonisten dahin. Schon längst hatte eine wolkenähnliche Gestalt am fernen Meereshorizont Zarco's und Texeira's Aufmerksamkeit gefesselt, da sie ihre Lage nie veränderte. Beide segelten eines Tages dieser Richtung zu, und fanden eine größere, waldreiche, unbewohnte Insel, deren Ufer sie am 8ten Juli 1419 bei der Camara dos Lobos betraten, und die sie wegen ihres Holzreichthums „Madeira" (zu deutsch „Holz") nannten. Die Insel wurde später durch den Infanten in die beiden Capitanias: Camara dos Lobos und Machico getheilt, deren jede einem der beiden Entdecker untergeordnet wurde. João Gonsalvez Zarco nahm mit seiner ganzen Familie den Zunamen da Camara, nach seiner Capitania Camara dos Lobos an, und gründete Funchal. Da die Dichtigkeit des Gehölzes den Anbau sehr erschwerte, ließ er die in der Nähe Funchal's gelegenen Wälder anzünden. Der Brand griff um sich und verzehrte nach siebenjähriger Dauer fast alles Holz der Insel; aber die Asche befruchtete das Land. Das Getreide trug im Anfange sechzigfältig, und mit dem vom Brande verschonten Holze, das von vorzüglicher Beschaffenheit war, wurden Portugal und noch manche andere Länder versorgt. Don Henrique verpflanzte das Zuckerrohr aus Sicilien und Wein aus Cypern nach Madeira, und beide gediehen vortrefflich. Als König Duarte den Thron bestieg, beschenkte er seinen Bruder, den Infanten, am 26sten September 1433 mit den Inseln Madeira, Porto Santo und Desertas für die wesentlichen Dienste, die er seinem Vaterlande geleistet, und den Christorden mit „allem Geistlichen" dieser Gruppe unter dem 26sten October desselben Jahres. Seit dieser Zeit ist Madeira immer in dem unbestrittenen Besitze der Krone Portugal geblieben und gehört fortwährend zu den

schönsten Ländern derselben. Nur im Jahre 1835 haben die Engländer, um rückständige Hülfsgelder von Portugal zu erpressen, auf kürzere Zeit die Insel besetzt.

Der gegenwärtige Militair-Gouverneur ist der Oberst Noronha, der, wenn ich nicht irre, zugleich das hier stehende 11te Linien-Bataillon commandirt. Der Civil-Gouverneur, welcher, wie sein College, die Excellenz hat, nennt sich Dr. Correa, und war früher Advocat. Beide bezeigten sich äußerst zuvorkommend und artig gegen mich.

Ein großer Haufe Volks geleitete mich zum Hause des Herrn Hasche, eines Hamburgers, der zur Zeit das preußische Consulat verwaltete. Hier hatten wir uns mit einigen Offizieren der Fregatte Rendez-vous gegeben, um nach Nossa Senhora do Monte zu reiten.

Zwischen Mauern steigt der Saumweg kühn den jähen Hang hinan, an dem hoch oben das weiße Kirchlein uns entgegen leuchtet. Von der Mittagssonne hell beschienen, glänzt es wie ein heller Stern am kühlen Waldessaum; schaut mild und friedlich hinab auf das lachende Thal, auf die grünen Weinberge, auf die Pergolas und Rebendächer, welche den Abhang beschatten, auf die reizenden Gärtchen, die in tropischer Ueppigkeit prangend sich am Fuße der Lehne unter das frische Grün des Weins mischen, auf die vielen Landhäuser, die reizenden Quintas, die weiß wie die Flocken des ersten Schnees hinein geschneit sind mitten in diese duftigen Gefilde, und in den rankenden Pflanzen zu hängen scheinen — auf die Villa manches reichen Briten, neben der der Fächer einer Pinie sich in der Seebrise entfaltet, oder die dunkle Cypresse sich feierlich ernst erhebt — auf das liebliche Funchal endlich, das, den Fuß des Berges säumend, sich in den Fluthen des azurnen

Oceans zu baden scheint, des Saphir-Meeres, in dem der glühende Himmel des Südens sich spiegelt.

Doch was ist's, das vor Allem den Blick so magisch fesselt, das uns so fremd anblickt, wie ein Traumbild aus fernen Wunderlanden? — Die Fülle der Bananen ist es, die in den Gärten zur Seite des Weges wuchern und der Gegend einen nie gesehenen Reiz verleihen. In Gruppen dicht gedrängt sieht man sie bei einander stehen, diese Repräsentanten der Giganten-Vegetation der heißen Zone, wie Fremdlinge, die fern der Heimath brüderlich zusammenhalten. Ihre schildförmigen Blattcolosse bilden ein immenses, saftig grünes Dach, das tiefe Schatten auf den Boden wirft. — Doch sie bewegen sich, diese Schatten, der frische Seewind rauscht, labende Kühlung fächelnd, in diesen Blättern, sie in viele Federchen bis zu den Blattstielen spaltend. Zuweilen wechseln die Mauern neben uns, die jedoch das freie Umschauen nie behindern, mit Hecken ab. Und was für Hecken! Rothe Hecken von Rosen, Fuchsia und duftendem Heliotrop. Wenn sich auch dann und wann der Brombeerstrauch unter sie mengt, wird man doch reichlich entschädigt durch den prachtvollsten, baumartigen Oleander, der in nie gesehener Schönheit an der Straße prangt. Hie und da hing, wie ein Thautropfen, die weiße Glocke der lieblichen Datura zwischen den Ranken, oder neigte sich voll Anmuth auf uns herab! — Ja, auch Passionsblumen sogar haben einige von uns in dieser Blumenpracht entdeckt! —

Mit jedem Schritte, den man höher kömmt, nimmt die Aussicht an Schönheit und der Bergpfad an Steilheit zu. Man läßt den Rößlein die Zügel, sie klimmen emsig bergan, wenn auch zuweilen der Hinterhuf auf dem glatten Lavapflaster gleitet. Zwei hohe Drachenbäume stehen vor uns, und

viele blaue Hortensien erheben daneben ihr kugelförmiges Haupt am Eingange in den schattigen Garten des englischen Consuls. Wir reiten daran vorüber, und treten in einen Wald von Kastanien, Nußbäumen und Ahorn, der uns in seinen kühlenden, erfrischenden Schatten aufnimmt. Wir fühlen uns erquickt, sie weht uns heimathlich an, diese Waldeskühlung, belebt durch den erfrischenden Seewind und das murmelnde Bächlein, wir glauben uns nach unserm lieben Deutschland versetzt, da halten wir an dem Kirchlein Nossa Senhora do Monte. — Wir eilen die Stufen der breiten Treppe zur Terrasse hinan, wir schauen um uns — welche Aussicht! was für ein herrliches Bild! Der Blick gleitet den lieblichen Abhang hinunter auf die freundliche Stadt, auf die weite Bucht hinab, dort unten, 1774' unter uns, in die der „Loo-rock" gleichsam hineingebrockt erscheint. Erheben wir dann das Auge wieder zu dem fernen Meereshorizonte, so entdecken wir einen matten Schimmer der Desertas.

Das bescheidne, stille Kirchlein verlassend, dem die Engländer den Namen „the Mount-church" beigelegt haben, wandten wir uns wieder der heimathlichen Kühlung des nahen Waldes zu. Nach wenigen Minuten gelangten wir zu dem wahrhaft paradiesischen Garten des Mr. J. D. Webster Gordon, eines reichen Kaufmanns und Chefs eines der ersten Handlungshäuser von Funchal. Schon der reinliche, gut gehaltene Fußpfad verkündete die Nähe des Engländers, dessen Sorgsamkeit und Pflege sich bis in's kleinste Detail hinein aussprach, sobald wir die leichte Einzäunung passirt hatten, welche den Garten vom Waldsaume sondert. — Die Söhne des Hauses gesellten sich zu uns, auch ihr Erzieher, der jugendliche Mr. Andrew Picken, schloß sich der Gesellschaft

an, und ward unser Führer. Der prachtvollste Blumenflor und die reichste Auswahl an seltnen Pflanzen umgab uns. Bäume aus allen Welttheilen faßten die frischen, das Auge erquickenden „Greens" ein, oder stiegen aus ihnen in malerischen Gruppen und Bouquets auf. Europa hatte seine Edeltanne und seine Eichen geliefert, Neuholland eine Fülle von großartigen Banksias, auch America war nicht zurückgeblieben. Alle hatten würdige Repräsentanten ihrer Flora gestellt, die den Rahmen zu der herrlichen Aussicht bildeten, welche der der Mount-church an Schönheit nichts nachgiebt. Mistriß Gordon empfing uns sehr zuvorkommend in ihrem comfortablen Landhause, dem reizenden „Mount-house," und setzte uns von dem vortrefflichen Obste ihres Gartens, nebst Wein und Wasser vor. Dabei zeigte sie uns ein schönes Werk über Madeira, welches Mr. Picken herausgegeben, und ihr als Anerkenntniß für die wohlwollende Aufnahme gewidmet hatte, die er in ihrem Hause erfahren. Vor vier Jahren war Mr. Picken nämlich todtkrank an der Schwindsucht auf Madeira angelangt, wie denn überhaupt diese Insel schon seit Jahren, namentlich im Winter, ein Zufluchtsort für brustleidende Engländer ist, die von dem herrlichen, gleichmäßigen Clima ihre Heilung hoffen. Man giebt die Zahl dieser Kranken, welche sich durchschnittlich hier aufhalten, sehr verschieden zwischen 400 und 800 an. Bei unserem jungen, talentvollen Künstler ging die Hoffnung auf Genesung sehr bald in Erfüllung, so daß er den Unterricht der Kinder des Hauses übernehmen und die schönen Zeichnungen machen konnte, welche er später selbst mit Meisterhand auf den Stein übertrug.

Nach Funchal zurückgekehrt, fanden wir im Hause unsers Consuls ein treffliches Mahl bereitet, dem weder der berühmte

Dry Madeira noch der Malvasier der Insel fehlten. Auch Bananen setzte uns Herr Hasche vor; es waren die ersten, die ich in meinem Leben aß. Sie behagten mir hier durchaus nicht; bekanntlich muß man sich erst an diese Frucht gewöhnen, ehe sie mundet.

Nach dem Diner wurde ein zweiter Ritt, und zwar nach dem bewaldeten Berge auf der Ostseite der Stadt unternommen, wobei wir Funchal in seiner ganzen Länge durchziehen mußten. Die Bauart der Häuser ist sehr verschieden von der der spanischen Städte, und erinnerte mich an die Ansichten von Rio de Janeiro, welche der General-Consul Theremin herausgegeben hat. Die Dächer sind spitz und die Balcons, obgleich sie häufig vorkommen, scheinen doch kein ganz nothwendiges Erforderniß. Das Straßenpflaster besteht, wie in Ceuta, aus kleinen Steinen und bildet Arabesken vor den Hausthüren. Dabei herrscht überhaupt große Reinlichkeit im Orte. An einigen Stellen durchschneiden ausgetrocknete Bergströme, wie in Messina, die Stadt; schattige Alleen, meist von Ahorn, fassen sie ein.

Die Tracht der Bewohner Madeira's ist höchst einfach. Die Männer gehen in Hemdsärmeln, Tuchwesten und leinenen Hosen einher, den Wirbel bedeckt ein höchst komisches Käpplein von dunkelblauem Tuche, dessen, einem Rattenschwanze nicht unähnliche Spitze, einige Zoll hoch schopfartig in die Luft ragt, was dem Ganzen einen fabelhaften, fast chinesischen Anstrich verleiht. Die Frauen tragen dasselbe Käppchen, und dazu große Pelerinen von dunkelblauem oder scharlachrothem Tuche. Dagegen sieht man bei den Landleuten häufig dunkelbraune, gestrickte Mützen. — Die Gesichter der Bewohner Madeira's zeichnen sich meist eben nicht sehr vortheilhaft durch

starke Backenknochen aus. Auch die Frauen sind von diesem Fehler nicht frei und haben in der Regel auffallend starke Lippen. Sie können daher mit den schönen Spanierinnen keinen Vergleich aushalten *).

Wenn auch die Bettelei hier fast so gang und gebe ist, wie in Italien, so nimmt auf der andern Seite wieder die außerordentlich zuvorkommende Höflichkeit der Bewohner für sie ein. Wo man ihnen begegnet, ziehen sie stets freundlich das Käpplein, ja es geht so weit, daß, wenn ein Einwohner einen Fremden, gleichviel ob Herr oder Diener, zu Fuß antrifft, er ihm ohne weiteres sein Pferd anbietet. Fast möchte man glauben, daß die alte Höflichkeit sich nach und nach in diesen entferntesten Winkel Europa's zurückgezogen hat!

Die einzigen Fremden, welchen wir heut Nachmittag begegneten, waren einige kranke Engländer, die von den Bergen herabkamen. Der starke Verkehr mit England macht sich in jeder Beziehung geltend. Essen und Lebensart sind ganz englisch, eben so ist die englische Sprache fast von allen Classen der Einwohner gekannt. Ja selbst die Uniformen der Garnison erinnern, ihrem Schnitte nach, an die britischen Truppen. Das 11te Linien-Bataillon war dunkelblau mit gelben Kragen, die Artillerie dagegen dunkelblau mit roth. Nach der Zeit hat auch die ganze portugiesische Infanterie rothe Kragen und Aufschläge erhalten.

---

*) Die Insel Madeira ist 7½ deutsche Meilen lang und gegen 3 deutsche Meilen breit, und hatte auf einer Oberfläche von 16½ Quadratmeilen, nach dem Weimarschen genealogisch-historisch-statistischen Almanach vom Jahre 1844, 116,200 Einwohner, wovon auf Funchal, nach einer Angabe vom Jahre 1836, 15,200 kommen. In demselben Jahre hatte Porto Santo etwa 1600 Einwohner.

Unsere Pferde trugen uns sicher und schnell den Berg hinan, denn es hieß tüchtig zureiten, wenn wir das Ziel unserer Excursion noch bei Tage erreichen wollten. Dabei keuchte neben jedem Miethsgaul ein, mit einem hohen Alpenstock mit eiserner Spitze bewaffneter Insulaner einher, sich abwechselnd an dem Schweife des Thieres haltend, um sich mit fortschleifen zu lassen. Wenn auch diese Leute eine staunenswerthe Ausdauer und eine beneidenswerthe Lunge besitzen, wovon sie am heutigen Nachmittage gewiß eine vollgültige Probe ablegten, so kostet es einem doch jedesmal da, wo diese unglückliche Gewohnheit herrscht, eine Ueberwindung, ehe man sich zu einer schnelleren Gangart entschließt. Ein lustigeres Bild, als ihre schweißtriefenden Begleiter, gewährten die munteren, aus allen Weltgegenden zusammengeschneiten Rosse unserer heiteren Cavalcade. Graf Bismark tummelte einen schönen, feurigen, arabisch aussehenden Falben, Graf Viry thronte auf einem langen, aber hübschen, englischen Braunen, ein anderer riß, ohne sichtlichen Erfolg für die Verkürzung der „pace," an den starren Kinnladen eines heftigen Grauschimmels aus New-York, während mein rother Stock aus Sevilla auf dem Rückgrade eines spanischen Pony's tanzte, der, nicht ohne Mühe mit seinen hochbeinigen Gefährten wetteifernd, mich dennoch öfters siegreich an ihnen vorbei trug. — Der breite Saumweg führt ziemlich steil bergan. Ueberall kann man frei um sich schauen; wundervoll ist der Rückblick hinab auf Funchal und die Rhede!

Die Region der Bananen hörte bald auf, der Wein, die Aloë, der Cactus stellten sich ein; doch erreichen die beiden letztgenannten in Sicilien eine größere Höhe. Die Aloë soll namentlich hier gar nicht zum Blühen kommen, ja wir sahen nicht einen ihrer großartigen Blüthenstengel auf Madeira.

Dagegen stand links am Wege eine schöne Yucca mit einem enormen Blüthenstengel, der aus dem kurzen, dicken Stamme hoch in die Luft ragte, und tiefer unten, am Ausgang der Stadt, eine brasilianische Fichte. Hie und da zeigte sich das Zuckerrohr, das einst einen Haupthandelsartikel Madeira's ausmachte; auch die Kaffeestaude fehlte nicht.

Nach einem scharfen Ritte von etwa einer Stunde erreichten wir den waldbedeckten Rücken jenes Berges, der, im Osten der Stadt, ein Zweig des Hauptgebirgsstocks der Insel, weit gegen die See vorspringt. Hier oben, mitten in ächt deutschen Wäldern von Tannen, Buchen, Eichen, Kastanien und Ahorn, die hier in kräftigster Fülle gedeihen, liegt, etwa in gleicher Meereshöhe mit der „Mount-church," der Palheiro, das Ziel unseres Ausfluges, der Park des Don João da Camara, eines Nachkommen des oft genannten Zarco. Von diesem Berge herab erblickten wir Funchal zu unsern Füßen. Der „Loo-rock" lag davor in der See. Dicht dahinter entdeckte ich einen zweiten, kleineren Fels im Meere, zu dem eine Art Mole von der Küste hinüberführt, wodurch hinter dem Loo-rock ein kleiner Hafen entsteht, der das Landen der Boote sehr erleichtert. Auf der Rhede erkannten wir im letzten Dämmerlicht unsere Fregatte. Die andere Aussicht nach Osten über ein bewaldetes Thal, ebenfalls auf die See, ward durch die plötzlich eintretende Dunkelheit sehr gestört. — Der Ritt nach Funchal hinab durch die kühle Nacht war prächtig — wahrhaft romantisch. Besonders schön nahmen sich die Lichter aus, die wie unzählige Glühwürmchen hoch hinauf an den schwarzen Bergen flimmerten. Oben beim Abreiten war es so kühl, daß wir, wie in unserem Norden, die Röcke zuknöpfen mußten; doch je tiefer wir kamen, desto milder und tropischer wurde

die Luft. Hie und da schlug einer der friedlichen Insulaner in der offenen Thüre seines Hauses die Laute. — Um 9 Uhr erreichten wir den Strand, das Boot der Fregatte. Die See leuchtete etwas bei der Rückfahrt an Bord. Die Lichter an den Bergen nahmen sich, von der Rhede gesehen, fast noch malerischer aus, als vorher vom Lande.

den 2ten Aug. Der heutige Tag ward zu einer Excursion nach dem Curral das Freiras bestimmt, einem tiefen Felsenkessel, der, im Nordwesten von Funchal, ziemlich in der Mitte der vulkanischen Bergkette liegt, welche den Grath der Insel bildet. An dem jenseitigen, nordöstlichen Rande dieser kraterartigen Vertiefung steigt der, von Funchal nicht sichtbare, Pico Ruivo, der höchste Berg Madeira's, nach Bowdich's Messung, zu der Höhe von 5788′ über dem Meere an, während der Pico Arriero, im Osten desselben, sich nur bis zu 5110′ Höhe erhebt *).

*) v. Spix und v. Martius geben dem Pico Ruivo nur 5250′. — Zum Vergleich mögen die Höhen einiger Hauptvulkane der verschiedenen Inselgruppen des atlantischen Oceans folgen, wie dieselben in v. Buch's Werk über die canarischen Inseln angegeben sind.

Canarische Inseln (v. Buch, pag. 102 und 103).

Pico de Teyde — Teneriffa	11,206 Fuß.
Pico de los Muchachos — Palma	7234 =
Pico de las Nieves — Gran Canaria	5842 =

Inseln des südlichen atlantischen Oceans (v. Buch, pag. 343 bis 345).

Tristan da Cunha	7000 bis 9000 Fuß.
Green-Mountain — Ascension	2646 = 2694 =
Diana-Peac — St. Helena	2534 =

Azorische Inseln (v. Buch, pag. 336 und 341).

Pico — Pico; nach Tofiño (v. Humboldt, Relat. I., 93)	7561 =
nach Ferrer	6588 =
Pico de Vara — St. Michael	5000 =

Auf allgemeines Anrathen hatte ich die zeitraubende und weniger lohnende Besteigung des Pico Ruivo aufgegeben und mich zu dem Ausfluge nach dem gepriesenen Curral entschlossen, der denn auch in aller Frühe, von dem herrlichsten Wetter begünstigt, angetreten wurde.

Es war ein schöner, frischer Morgen, kühl wie bei uns, als wir am Landungsplatze die Pferde bestiegen, die Stadt durchstreiften, und unter dem Forte do Pico fortreitend, bald das Freie erreicht hatten. Eine außerordentlich malerische Ansicht gewährte Funchal mit dem steilen Pic-Fort im Vorgrunde. Auch auf dieser westlichen Seite ist die Vegetation so schön wie auf der andern, doch könnte das Land vielleicht noch regelmäßiger angebaut werden, als es bis jetzt geschieht. Auf den grünen Hügeln glänzten auch hier uns, doch mit Strohhütten abwechselnd, die kleinen, weißen, zerstreut liegenden Häuser freundlich entgegen. — Was für ein paradiesisches Eiland ist dieses Madeira, wo das herrliche, wunderbar gleichmäßige Clima die üppigste Vegetation, die prachtvollste Pflanzenfülle der verschiedensten Zonen dem vulcanischen Boden entlockt! — wo am Strande des dunkelblauen Meeres ein mildes, durch den Seewind gemäßigtes Tropen-Clima herrscht, das mit

---

Cap Verdische Inseln.

Vulcan von Fuego	7400 Fuß.
Pico San-Antonio — S. Jago	6950 "

Reihe der Antillen (v. Buch pag. 402 bis 405).

Dominica	5700 Fuß.
La Soufriere — Guadeloupe	5100 "
Morne-Garou — St. Vincent	4740 "
Montagne Pelée — Martinique	4416 "
Mount Misery — St. Kitts	3483 "
St. Lucia	1800 "

jeden Hundert Fuß verticaler Erhebung an labender Kühlung gewinnt, bis wir, in den Schatten deutscher Wälder gelangt, die energische, Geist und Körper erfrischende Luft des Nordens einathmen, und erquickt und gehoben durch den heimathlichen Eindruck der nächsten Umgebung, von nordischer Kraft auf's neue belebt und durchrieselt, den Blick auf Bananen, Palmen, Cactus, Agaven und Oleander hinabstreifen lassen, während der reichste, üppigste Weinbau an den zerrissenen, fruchtbaren Lavahängen wuchernd zu uns hinanklimmt! — Die mittlere Temperatur zu Funchal giebt Leopold v. Buch zu + 16°,40 R. an *). Der Winter der Hauptstadt Madeira's soll den italienischen an Wärme übertreffen, ihr Sommer dagegen kühler als der Sommer in London sein.

Nachdem man die ersten Hügelreihen, den Rücken des Pico da Cruz, überschritten, gelangt man bei Camara dos Lobos an das tief eingeschnittene Thal der Ribeira dos Soccorridos, eines jener ausgetrockneten Bergströme, dessen wild zerrissenes Bette gleich einer jähen Schlucht, wie mit eisernem Finger in die Hänge des Gebirges hineingekrallt erscheint. Beim Hinabreiten zu der neuen, steinernen Brücke, die sich kühn über den Abgrund wölbt, blickt man rechts, zwischen hohen Felswänden, in das obere, enge Flußthal hinein, das im Hintergrunde von einem schwarzen, zackigen Felsgebirge geschlossen wird, während zur Linken das Auge die Ribeira dos Soccoridos durch den lachenden Theil des Thales gegen die See hin begleitet, wo die Thalsohle mit Wein, hohem

*) Nach neuern Beobachtungen nur 15°,0 R., während die mittlere Temperatur des Winters 13°,0, und die des Sommers 16°,9 R. beträgt. Siehe Humboldt's Central-Asien, deutsch von W. Mahlmann. Theil III.

Rohre, mit Yams, einem der Hauptnahrungszweige der Bewohner Madeira's, und massigen Bananengruppen dicht bewachsen ist. Da, wo der nackte Fels nicht zu Tage steht, sind auch die Thalwände mit Pergolas von Wein überzogen. Aeußerst malerisch nahm sich dazwischen eine reizende Gruppe von Bananen aus, die wie ein ungeheures Bouquet aus einer hochgewölbten, schwarzen Felshöhle am jenseitigen Abhange hervorquoll. Das frische Grün der colossalen Blätter, die in pittoresker Verwirrung und dennoch voller Grazie, wild durch einander wucherten, contrastirte ganz eigen mit der schweren, finsteren Decke, die darüber hing.

Kaum hat man die Brücke passirt, so steigt man jenseits zu der Höhe des Estreito auf, wo Ortschaften den gepflasterten Saumweg einfassen. Auf den Balcons, an den Fenstern, unter den Weindächern, drängten sich die Neugierigen zusammen, unsere Caravane zu sehen.

Ueberall um Funchal und bis hier hinauf findet man schön gefaßte, sprudelnde Quellen und Brunnen, die den Reisenden erquicken. Der Saum des Kastanienwaldes ist erreicht, der Weg wird zum schmalen, holprigen Fußsteig, da sieht man zwischen den Schatten der Bäume hindurch eine Lehne vor sich. Kaum ist sie erstiegen, so erblickt man jähe unter sich einen Abgrund, einen kraterförmigen, großen Kessel, grün und schroff, lieblich und grausig, recht wie das schönste Schweizerthal. — Dies ist der Curral! Dort drüben, unten auf grüner Matte, an dem Felsvorsprunge, liegt ein Nonnenkloster.

An der waldigen Lehne frühstückten wir, tranken meines Bruders Gesundheit, zur Feier seines Geburtstages, und ritten dann nach Funchal zurück. Graues Regengewölk hatte uns von dem Rande des majestätischen Abgrundes vertrieben, dem

die Ribeira dos Soccorridos entströmt; einige Regentropfen ereilten uns dennoch; doch bald sahen wir wieder den blauen Himmel sich über uns in ungetrübter Heiterkeit wölben, und die Küste sich im vollsten Glanze ihrer Lieblichkeit zu unseren Füßen ausbreiten.

Am Nachmittage belebte die Ankunft zweier kleiner, britischer Kreuzer die Rhede. Kurz ehe wir uns im S. Michele zu Tische setzten, ankerte die Achtzehn-Kanonen-Corvette „the Satellite" hart neben uns, deren Bestimmung der stille Ocean war, und kaum war unsere Tafel aufgehoben, als neuer Kanonendonner die Ankunft der Sechzehn-Kanonen-Brigg „the Albatros" verkündete, welche 80 Mann über ihren Etat, darunter ein Heer von 14 „Youngsters" an Bord hatte, die auf dem Wege nach Westindien in Bermuda auf andere Schiffe des dortigen Geschwaders abgesetzt werden sollten.

den 3ten Aug. Ein Besuch an Bord des, gleich der Brigg überfüllten Satellite, und ein vortreffliches Luncheon das uns Capitain Fitzgerald Gambier vorsetzte, füllte den Vormittag angenehm aus. Das höfliche Anerbieten des Letztgenannten, mir mit der Corvette bis Rio das Geleit zu geben, nahm ich sehr gern an. Es war mir ein erneuter Beweis für die große Zuvorkommenheit, die ich überall von Seiten der britischen Befehlshaber auf meiner Reise erfuhr. Am Nachmittage gesellte sich ein drittes englisches Kriegsschiff zu den bereits auf der Rhede ankernden, die Cleopatra von 26 Kanonen, welche den neuen Gouverneur, General Sir William Gomm, nach Mauritius bringen sollte. Auch dieses Schiff wollte Rio berühren. Billigerweise darf ich auch ein französisches Kriegsdampfboot nicht unerwähnt lassen, welches eine große Anzahl

wilder Thiere vom Senegal nach Frankreich führte, und das wir schon bei unserer Ankunft hier vorfanden. — So lagen denn 6 Kriegsschiffe vor Funchal und nur 4 Kauffahrer — gewiß ein seltnes Mißverhältniß, und ein Beweis, wie sich fast alle Course zu den verschiedensten Flottenstationen hier schneiden.

Später, gegen Abend, ging ich auf der Ostseite der Stadt an Land. Hier begegneten mir zwei Palankins. Sie haben die Form einer mit Vorhängen versehenen Wiege ohne Räder; Frauen und Kinder saßen darin. Wagen kennt man hier gar nicht. Zum Transport bedient man sich statt ihrer ganz kleiner, mit Ochsen bespannter Holzschlitten, welche vortrefflich über die kleinen Pflastersteine hingleiten. — Bei meiner Rückkehr an Bord fand ich das Verdeck des S. Michele wie umgewandelt. Herren und Damen aus der Stadt hatten sich zu einem improvisirten Balle eingefunden, der sich allerdings mit dem prachtvollen Feste nicht messen konnte, welches der Admiral Graf Viry mir vor unserer Abreise von Genua am Bord der Fregatte gab, wo das breite Verdeck mit Flaggen und Lampen so reich verziert war, daß es manchen Ballsaal an Pracht und gewiß jeden andern an eigenthümlichem Reiz und romantischem Schimmer übertraf. Der Tanz war schon in vollem Gange, und allgemeine Heiterkeit herrschte trotz der allgemeinen Sprachverwirrung. Bei den meisten der schönen Insulanerinnen (ein Prädicat, auf welches nur wenige dieser Damen mit einigem Scheine von Recht Anspruch machen konnten) kam man mit englisch, französisch oder italienisch durch; einzelne verstanden nur unsere wenigen spanischen Brocken, andere, selbst auch diese nicht fassend, wollten portugiesisch angeredet sein, beschieden sich aber gern in Ermangelung dessen, wenn man nur recht anhaltend mit ihnen um

die Gangspill, dieses große Impedimentum, mit Glück, Ausdauer und Geschick herum zu walzen verstand, oder in den Touren des Contretanzes nicht fehlte. — In die harmonischen Klänge unserer fröhlichen Tanzmusik mischte sich das Gerassel der schweren Ankerkette eines großen Ostindienfahrers, der in der finstern Nacht neben der Cleopatra nach weiter Reise den Anker fallen ließ. — Um halb elf Uhr stieß das Bootgeschwader vom Bord der Fregatte ab, welches die heiteren Besucher und die fröhliche Damenwelt Funchal's ihren Behausungen wieder zuführen sollte.

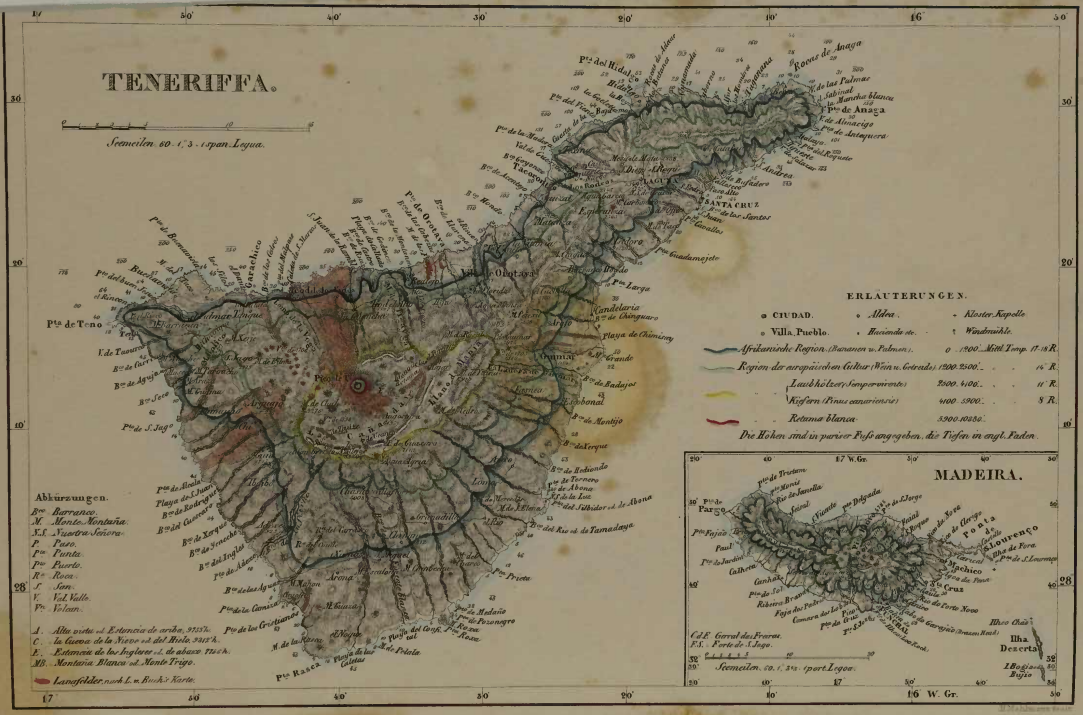
den 4ten Aug. Das lang ersehnte „Lisbon-Packet," dessen verzögerte Ankunft uns mehrere Tage hier zurückgehalten hatte, war endlich in der verflossenen Nacht, und zwar ohne Briefe für uns, angelangt. Wir verließen daher noch heute die Bucht von Funchal. Trotz der guten Ankerplätze, welche sie bietet, die namentlich während des in den Sommermonaten vorherrschenden Nordostwindes den trefflichsten Schutz gewähren, ist die Rhede den heftigen Südost- und Südweststürmen ausgesetzt. Diese gefährlichen Winde wehen vom November bis Anfangs März, und zwar am unheilbringendsten für die Schiffe vor Funchal in den ersten beiden der genannten Monate. Eine schwere See pflegt ihnen voranzugehen, welche gegen die Küste, begleitet von umspringenden Böen, heranrollt. Dann ist es grade noch Zeit, das Schiff unter Segel zu bringen und das Weite zu suchen, um nicht von dem nachfolgenden Sturme an den Felsen Madeira's zerschellt zu werden.

Unsere Abreise verzögerte sich bis zum Nachmittage, denn statt eines Ankers waren zwei einzudrehen. Am Morgen hatten wir nämlich, vor dem Steuerbord-Anker treibend, den

Backbord-Anker fallen lassen müssen. Dies verdoppelte die Arbeit der Mannschaft, auch erschwerte der unklare Steuerbord-Anker, dessen schwere Kette sich um einen seiner Flügel geschlungen hatte, und den wir nun umgekehrt an Bord hoben, die Arbeit nicht wenig. Eine heftige Böe, die urplötzlich von dem bewölkten Gebirge auf das Thal von Funchal und die Rhede herab blies, zwang uns, den Klüver zu setzen und die Fock fallen zu lassen und auszuholen, und, vor diesem einzigen Segel schnell dahin schießend, dem lieblichen Gestade Madeira's Lebewohl zu sagen. Der Satellite und der Albatros folgten unserem Beispiel. Eben so plötzlich, wie die Böe sich eingestellt hatte, verschwand sie auch wieder. Ein leichter, variabler Wind trat an ihre Stelle, bis wir endlich den Nordostwind faßten und unsern Cours steuern konnten. Mit gegeiten Bram- und Untersegeln erwarteten wir unsern neuen Gefährten, den Satellite, während die Brigg, sehr bald den Cours ändernd, ihren Lauf nach den Bermudas und Westindien richtete.

Ein hochgethürmtes, dunkles Gewölk drückte schwer auf Madeira. Immer riesiger stiegen anfangs die Felswände im Osten und Westen von Funchal zu den Wolken auf, bis nach und nach die ganze Insel im Nebel verschwand.

Der Pic von Teneriffa.


TENERIFFA.
Seemeilen 60 - 1 3 - 1 span. Legua.
ERLÄUTERUNGEN.
CIUDAD.
Villa, Pueblo.
Aldea.
Hacienda etc.
Kloster Kapelle
Windmühle.
Afrikanische Region. (Bananen u. Palmen). 0 1800. Mittl. Temp. 17-18 R.
Region der europäischen Cultur (Wein u. Getreide) 1200 2500. 14 R.
Lauchhölzer (Sempervivens) 2500 4100. 11 R.
Kiefern (Pinus canariensis) 4100 5900. 8 R.
Retama blanca. 5900 10850.
Die Höhen sind in pariser Fuss angegeben, die Tiefen in engl. Faden.
Abkürzungen.
Bco Barranco.
M. Monte, Montaña.
N.S. Nuestra Señora.
P. Paso.
Pta Punta.
Pto Puerto.
Roca.
S. San.
V. Val, Valle.
Vn Volcan.
A. Alta vista od. Estancia de arriba. 9753 f.
C. la Cueva de la Nieve od. del Hielo. 9312 f.
E. Estancia de los Ingleses od. de abajo. 7126 f.
MB. Montaña Blanca od. Monte Trigo.
Lanofelder nach L. v. Buch's Karte.
MADEIRA.
Seemeilen 60. 1 3 1 spanl. Legua.
16 W. Gr.
17 W. Gr.

Kaum waren 24 Stunden verflossen, seit wir die Insel Ma- den 5ten Aug.
deira aus dem Gesicht verloren, als bereits der Abend des 5ten August uns die Gebirge Teneriffa's ahnen ließ. Nachdem wir nämlich am Morgen in der Entfernung von 19 Seemeilen an den Pitons und Salvages, und zwar ohne sie zu sehen, vorübergesteuert waren, und uns am Mittage in 29° 33′ nördlicher Breite und 16° 23′ 36″ westlicher Länge von Greenwich befunden hatten, erblickten wir, nach einem für die Mannschaft des S. Michele höchst ergötzlichen, durch einen ergiebigen Scomber-Fang ausgezeichneten Tage, kurz vor sechs Uhr die Luft etwas trüber gefärbt unter dem weißen Gewölk, auf das wir zusteuerten. Mit dem Glase konnte ich, obgleich nur undeutlich, einen Abhang erkennen, der sich aus den Wolken von rechts nach links auf die Meeresfläche hinabsenkte. Der schwache nord-nordöstliche und östliche Wind, der uns hergeführt, verließ uns, die Fregatte schlingerte, durch die schlaffen Segel nicht mehr gehalten, etwas stärker als gewöhnlich, und die See leuchtete dazu.

Schon am frühen Morgen erkannten wir ganz deutlich den 6ten Aug.
den Abhang, den wir gestern kaum geahnet hatten, für den Abfall eines Berges, da er sich jetzt dunkel gegen den Nebel absetzte. Bald darauf senkte sich ein anderer Abhang, westlich des vorigen, in die See hinab.

So standen denn nun wirklich die mit Wolken bedeckten Gebirge Teneriffa's vor uns; — ein warmer, brauner Duft lag auf dem großartigen Felsgebirge, dessen Formen nach und nach immer deutlicher hervortraten und auf dem hoch darüber aufgethürmten Gewölk ausgebreitet, das als eine einzige, compacte Masse mit der schroffen Bergkette, auf der es lastete, den Fluthen des Oceans entstiegen zu sein schien. Wir näherten uns der Küste. Es war das Land bei Punta de Anaga (Punta di Naga), der Nordostspitze der Insel. Unfern derselben starrte ein pyramidaler Fels, la Mancha nach Leopold v. Buch's Karte, aus der See empor, während zwei der drei „Rocas de Anaga (di Naga)" dahinter zum Vorschein kamen. Gleichzeitig schimmerte uns, hoch an den Bergen, ein einzelnes, weißes Haus entgegen, das ich bald für die Vigie von „Atalaya" erkannte. — Das Gebirge, auf dem es gelegen, beginnt im Nordost der Einsattelung von Laguna, und zeichnet sich, wie Herr v. Buch sehr richtig sagt, durch seine „abentheuerlichen Formen" aus. Besonders gilt dies von seinen südlichen und südöstlichen Abfällen, zwischen Atalaya und la Santa Cruz. Es ist unmöglich, sich bizarrere Gebirgsformen zu denken, als die Natur sie uns hier vorführt. Die sonderbarsten Kegelberge, spitze, zackige Grathe, sieht man hier, die wie Messerrücken die scharf und tief eingeschnittenen Schluchten trennen, und sich, unter einander parallel laufend, in die See senken. — Der Bananenhain an der Mündung des Thales von Igueste entging schon um deswillen meinen Blicken nicht, da er mir durch unseres berühmten Landsmanns schätzenswerthes Werk über die canarischen Inseln, als ein Repräsentant der Vegetation Ostindiens, wohl bekannt war. Obgleich uns dieser Hain selbst nur wie ein kleiner, grüner

Fleck erschien, so konnten wir dennoch die Riesenblätter der Bananen durch das Fernrohr deutlich unterscheiden. Auch erblickten wir bald darauf San Andrea an der Mündung einer jener Schluchten. Während es mit den wenigen Bananen, die es beschatten, und mit dem kleinen Thurmfort, das es schützt, ebenfalls an Steuerbordseite der, die Ostküste entlang segelnden Fregatte liegen blieb, begannen wir vor uns la Santa Cruz mit seinen beiden hohen Thürmen, seinen Forts und flachen Dächern, ein ächt spanisches Städtchen, zu unterscheiden.

Noch war der scharfe Grath Teneriffa's, die Cumbra, in Nebel gehüllt, noch lagerte schweres Gewölk auf ihr und verdunkelte den Horizont; — da plötzlich durchbrach eine weißliche Pyramide diese auf einander gethürmten Massen, und hoch, hoch aus den Lüften, von seiner hehren, düsteren Wolkenburg herab, schaute, fast wie ein dreieckiger Hut gestaltet, der obere Kegel des colossalen Pic de Teyde stolz und mächtig auf uns hernieder; jener dem Ocean entstiegene Riesenvulcan, der die Kraft des Passats bricht und ihn aus seinen Wegen lenkt! — Links vom Pic ragte ein kleines Stück des Circus wie ein schwarzer Rücken über den Wolken hervor.

Dieses herrliche, von uns längst ersehnte Schauspiel dauerte nur einen Moment, — im Nu war es wieder verschwunden. Santa Cruz ward deutlicher. Wir beschlugen die Bramsegel, eine Weile darauf die drei Marssegel, der Besan wurde aus-, der Klüver niedergeholt — und dann der Anker in 30 Faden geworfen. Der Ankerplatz stimmte ziemlich mit Horsburgh's Angaben *) überein; dagegen ankerte gleichzeitig Capitain Fitzgerald Gambier mit der englischen

*) Horsburgh, India Directory. Vol. I. pag. 11.

Corvette so weit seewärts, daß er nicht ohne Besorgniß war, ob seine Anker auch bei dem felsigen Grunde halten würden.

La Santa Cruz macht, von der Rhede aus gesehen, gleich allen spanischen Orten, einen reinlichen Eindruck. Dicht an der Stadt zeigt sich einiges Grün, dazwischen gewahrt man einzelne Bananen, während neben dem einen der beiden Hauptthürme eine hohe, schlanke Palme weit über die Dächer hervorragt. Unfern davon steht ein weißes Haus, auf dem die spanische Flagge weht, wohl das Gouvernements-Gebäude; dicht davor liegt eine Batterie, welche an die kurze Mole stößt. — Im Ganzen zählte ich 5 bis 6 Batterien oder einzelne, zur Küstenvertheidigung bestimmte Werke, darunter einen Thurm und noch ein anderes kleines geschlossenes Werk auf der Nordseite der Stadt, welche erst nach dem verunglückten Angriff Lord Nelson's angelegt worden sein sollen. Dieser, trotz der hingebendsten Tapferkeit der britischen Seeleute und Soldaten fehlgeschlagene Landungsversuch am 25sten Juli 1797 ist geschichtlich merkwürdig durch die Opfer, die er forderte, die selbst dem Verlust in der kurz vorhergegangenen Schlacht von St. Vincent kaum nachstanden und ihn sogar in Bezug auf die Zahl an besonders geschätzten höheren Offizieren noch übertraf, die sich unter den Gebliebenen und Verwundeten befanden *). Gleich im ersten Augenblick sank, als die Spanier, die unter dem Schutz der Nacht schon auf ½ Kanonenschußweite herangeruderten Bootgeschwader erkennend, das Feuer aus 30 bis 40 Geschützen eröffneten, der begleitende Cutter, „the Fox," von 3 Kanonenkugeln (davon nur eine à fleur

*) Man vergleiche: The Naval History of Great Britain etc., by William James. Vol. II. pag. 56.

d'eau) getroffen, mit seinem Commandeur dem Lieutenant Gibson und 97 Mann, in die Tiefe. Admiral Nelson wurde, als er, aus dem Boot an's Land springend, den Degen zog, der rechte Arm zerschmettert. Bei der Eroberung des Molenkopfes fiel Capitain Bowen von der Terpsichore mit dem ersten Lieutenant seiner Fregatte. Nach einem sehr hartnäckigen Kampfe, nachdem man schon bis auf den Prado vorgedrungen, einen vergeblichen Versuch auf die Citadelle gemacht hatte, sah sich Capitain Troubridge genöthigt von dem Vorhaben abzustehen. Er erlangte dessenungeachtet von dem spanischen Gouverneur eine günstige Capitulation, die ihm eine freie Wiedereinschiffung zusicherte.

Auf der Landseite hat la Santa Cruz keine Vertheidigung. Hinter der Stadt, gegen Laguna, erhebt sich allmälig das Terrain. Einige Mühlen krönen diese Höhen. Laguna selbst ist von der Rhede aus nicht zu entdecken, dagegen erkennt man ganz deutlich das an dieser sanft ansteigenden Lehne gelegene Nuestra Señora de Gracia. Das Colorit dieser sanften Hänge ist ganz das warme, verbrannte Braun Malta's und Malaga's, während die oft erwähnten, sonderbaren Gebirge in Nordost, durch den spärlich auf ihnen wachsenden Cactus, eine dunklere, mehr grünliche Färbung, ähnlich den Bergen der schottischen Hochlande, annehmen. Gegen Osten verdeckte jenes heiße, das Auge blendende, weißliche Gewölk, das mir seit Gibraltar fast als ein Vorbote der Nähe Africa's erschienen, Canaria und die übrigen Inseln. Dazu kam noch eine drückende Hitze, wie wir sie in Madeira nicht empfunden; das reaumursche Thermometer zeigte auf der Rhede + 20°,0 im Schatten. Zwischen uns und dem Strande lagen einige wenige Schiffe, darunter eine Anzahl alter, morscher und plumper „Schoonerbriggs."

Als ich am Nachmittage auf einige Stunden an Land ging, um die Stadt zu durchstreifen und ein wenig in ihrer Nähe zu zeichnen, badeten sich bei dem Molo eine Anzahl nackter Jungen im schwarzen Schlamm der Ebbe und wateten im seichten Wasser um unser Boot herum. — Der Blick von dem Kopf der nur wenige Schritte langen Mole auf die sonderbaren Gebirge in Nordost ist sehr eigenthümlich. — Die Hauptstraßen der Stadt sind reinlich; von den entlegneren läßt sich jedoch nicht dasselbe rühmen. Die meist einstöckigen Häuser haben größtentheils flache Dächer; spitze sieht man seltener. Die Balcons sind nicht so allgemein, als in Spanien; statt ihrer laufen um einzelne Gebäude hölzerne Gallerien herum, was mich lebhaft an den Styl der Schweizerhäuser erinnerte. Sehr sonderbar, aber nicht eben sehr geschmackvoll, ist die Tracht der Frauen des gemeinen Volkes. Der runde, auf ein weißes, nicht immer ganz reines Tuch, das auf Schultern und Nacken herabfällt, gestülpte Männerhut von Stroh oder schwarzem Filz vermag es nicht, den Gesichtern dieser Weiber etwas von ihrer Häßlichkeit zu benehmen. Diese rohen, zänkischen Creaturen mögen wohl noch von den alten Guanches herstammen, von den Höhlenbewohnern, welche der erste Eroberer der Insel, Jean de Béthencourt, bei seiner Ankunft im Jahre 1403 hier vorfand *).

---

*) Die unter dem Namen der Inseln der Seligen oder der insulae fortunatae bekannten Inseln waren wahrscheinlich schon von den Carthagern bei ihren Schifffahrten an der Westküste Africa's entdeckt worden. Den Römern wurden sie erst nach der Zeit von Carthago's Zerstörung bekannt, und Statius Sebosus, welcher zur Zeit der cimbrischen Kriege lebte und ein Freund des Lutatius Catulus war, hat die erste Beschreibung davon gegeben, welche nur in dem mangelhaften Auszug des Plinius noch übrig ist. Die Fahrten nach

Eine unvermuthete Erscheinung waren für mich einige abgemagerte Kameele mit einem Höcker, welche mir in den

---

diesen Inseln waren nicht selten, und Pertorius wurde durch die reizende Schilderung, welche ihm Seefahrer von der Lage und Fruchtbarkeit derselben machten, so entzückt, daß er eine Zeitlang Willens war, sich dort mit seinen Anhängern anzusiedeln. Es waren vornehmlich zwei Inseln, welche als die glücklichen bezeichnet werden, Convallis und Planaria genannt, in welchen man das jetzige Teneriffa und Canaria (von den dortigen großen Hunden benannt) wieder erkennt. König Juba gab eine nähere Beschreibung dieser Inseln, welche uns aber auch nur in einem dürftigen Auszuge des Plinius übrig ist, und nennt Teneriffa Nivaria, vielleicht von dem ewigen Schnee, welcher den Gipfel ihres Pic bedeckt, dessen er aber nicht erwähnt.

Im Mittelalter wurden sie gegen Ende des 13ten Jahrhunderts von den Genuesen Ugolino Vivaldi und Tedisio Dorio entdeckt, später auch von castilianischen und portugiesischen Schiffen. Als ihre Bewohner werden die Guanches genannt, deren Cultur gerühmt wird. Im Jahre 1344 verlieh Papst Clemens VI. dem Prinzen Ludwig de la Cerda, aus dem Stamme Alfons X., welcher die Grafschaft Clermont in Frankreich besaß, die canarischen Inseln, und ernannte ihn zu ihrem Fürsten. Er forderte die Könige von Castilien, Portugal und Aragon auf, dem Prinzen zum Besitz dieser Inseln zu verhelfen, was nur die Folge hatte, daß Alfons XI. sein Recht an diese Inseln dem Prinzen abtrat, welcher aber keinen Beistand fand, den Besitz der Inseln selbst zu erlangen. Eine angegebene Eroberung derselben durch Spanier im Jahre 1316 kann daher nur sehr vorübergehend gewesen sein. Eine Eroberung eines französischen Abentheurers, de Béthencourt aus der Normandie, in den Jahren 1402, 1405 und 1417 bezieht sich nur auf die Inseln Lancerote und Fuertaventura.

Im Jahre 1432 hatte der berühmte Infant Henrique von Portugal eine Barke ausgerüstet und sie dem Hofjunker Gilianes übergeben. Dieser landete an den canarischen Inseln und machte bei verschiedenen Angriffen auf die Bewohner mehrere Gefangene, ohne doch festen Fuß auf der Insel fassen zu können.

Erst seit dem Jahre 1478 wurde eine bedeutendere Macht von Spanien aus gegen diese Inseln und namentlich gegen Teneriffa gesandt, und nach einem blutigen Kampfe bis 1497 wurden alle Inseln erobert. Die Ureinwohner (Guanchen), schöne, starke und tapfere Menschen vom

Straßen begegneten. Ich glaubte nicht dergleichen hier anzutreffen, da sie zu L. v. Buch's Zeit nur auf Lanzerote existirten. Außerhalb der Stadt sieht es etwas wüst aus, doch in den Gärten, dicht um dieselbe, stehen einzelne hübsche Palmen und Bananen, auch blühender Oleander. Man scheint hier viel den Cactus anzubauen; er kam jedoch kaum über der Erde hervor. In einer Schlucht an den Bergen lag ein Haus sehr malerisch zwischen Cypressen. — Ich kam mit Eintritt der Dunkelheit an Bord zurück. Die Nacht war schön und sternhell.

den 7ten Aug. Der prächtige, kühle Morgen, der uns die wohlgefälligen, langen Linien der Cumbra völlig von Wolken befreit, in leichtem, grauvioletem Duft zeigte, schien uns ein guter Vorbote für unsere heutige Expedition über Orotava auf den Pic, dessen höchste Spitze kaum merklich eben nur wie ein kleiner, weißer Punkt über jenem Grath hervorblickte. Bereits um halb sieben Uhr gingen wir an Land, und gleich nach Richardson's Hôtel, wo sich die kleine Gesellschaft in dem Bananenhofe mit dem

---

Stamme der Berbern, deren Hauptstadt das reizend gelegene Orotava an der Nordküste Teneriffa's war, wurden nur durch die überlegenen Waffen der Spanier, indem sie den Gebrauch des Eisens nicht kannten, unterdrückt und im 17ten Jahrhundert, vornehmlich auch durch die Inquisition, gänzlich ausgerottet. Noch jetzt findet man von ihnen in Felsenhöhlen merkwürdige, in Ziegenhaut genähte Mumien, welche aber an der Luft in Staub zerfallen.

Sehr merkwürdig ist, daß der Pic de Teyde, den die Guanchen schon Anfangs des 15ten Jahrhunderts heilig verehrten, von den Alten gar nicht erwähnt wird. Man vergleiche: Epitome de la Cronica del Rey D. Juan el Segundo por D. Joseph Martinez de la Puente. — The history of the Discovery and Conquest of the Canary Islands, translated from a Spanish Manuscript lately found in the Island of Palma. By George Glas. Lond. 1764. 4.

Springbrunnen versammelte. An unserem Ausfluge nahmen Theil vom S. Michele: Graf Viry und Lieutenant Mantica und von der Satellite: Lieutenant Egerton, Dr. Foster und der kleine Volontair von der 1sten Classe, Mr. Scowell. Der Doctor hatte als Arzt des „black Eagle" unsern König jüngst auf seiner Ueberfahrt nach England begleitet.

Nach kurzem Verweilen zog die Gesellschaft durch die noch unbelebten Straßen von la Santa Cruz hinaus in die verbrannte Ebene, die allmälig sanft gegen die Einsattelung von Laguna hinansteigt. Die breite, gepflasterte Straße überschreitet bald hinter der Stadt den Barranco de los Santos, und begleitet ihn dann ein Stück weit. Unter Barranco (sprich Waranco) versteht man hier das tief in den Fels gewaschene Bett eines Bergwassers oder eine scharf eingeschnittene Schlucht, einen ravin. In dieser Jahreszeit waren die Bäche in denselben meist ausgetrocknet. — Vom Wasser glatt abgewaschen lag der Basalt in dem Grunde des Barranco de los Santos klar zu Tage. Die schöne Straße hört an dem Lavastrome auf, der aus den Kegeln über Laguna am Ende der Cumbra kommend, sich hinab gegen die See wendet. — Unsere Pferde mußten ihn mühsam und vorsichtig überschreiten, ebenso ein bepacktes Kameel, das uns entgegen kam, obgleich seine Lava mir weniger uneben schien, als die des Vesuvs.

Am Anfang dieses Lavafeldes steht eine Mühle, und daneben ein ganz kleines, schwach besetztes, gemauertes Fort ohne Kanonen. Seine Bestimmung scheint wohl zu sein, im Fall einer überlegenen feindlichen Landung, der zum Abzug gezwungenen Garnison von Santa Cruz eine letzte, vortheilhafte Stellung auf der Ostseite der Insel zu gewähren und eventuell ihren Rückzug über das Gebirge nach Orotava zu decken.

Jenseits des Lavastroms beginnt die breite, gepflasterte Straße auf's Neue.

Die Vegetation nimmt etwas zu, wenigstens im Barranco de los Santos, wo Cactus und Aloë die Seitenwände überziehen. Auch stehen nahe am Wege einige von den geraden, stockähnlichen Cactus, die jedoch ebenso wenig wie die anderen Stauden dieser Gattung die gewohnte Höhe erreichen. Es wird allmälig grüner und die ersten Bäume zeigen sich wieder, seit den Gärten von la Santa Cruz. — Einzelne Häuser stehen am Wege. Wir ritten an der Kirche Nuestra Señora de Gracia vorüber, wohin eben die Einwohner der umliegenden Gehöfte wallten, denn es war Sonntag. Einige Buden waren davor aufgeschlagen, ich verstand die Arrieros: „es sei heute das Fest der Kirche." — Die Gegend wurde immer eigenthümlicher; rechterhand hatten wir in 6 bis 7 sich hinter einander fortziehenden Reihen jene Berge, mit abentheuerlichen Formen und von verschiedener Färbung, die sich gegen die See und die Einsattelung senkten, gegen die Ebene, in der Laguna vor uns lag, während sich links von uns die Eruptionskegel am Ende der Cumbra erhoben, deren Ausbrüche wahrscheinlich der Erhebung des Pic vorhergingen, ja, die vielleicht die Gegend bezeichnen, in der derselbe zuerst aus dem Meeresgrunde hervorbrechen wollte, bis er erst später, weiter südlich und westlich, seinen Zweck erreichte.

Wir ritten in das 1620' über dem Meere gelegene Städtchen Laguna ein, das einen freundlichen, belebten Eindruck auf uns machte. Es erinnerte mich wieder lebhaft an Nebel's Steindrücke von Mexico, namentlich galt dies von dem Marktplatz. — Die Sonntags-Costüme sind sehr originell; der hohe, runde Hut herrschte bei beiden Geschlechtern

wieder vor, doch hatten die Frauen heute Kopf und Nacken in feine, glänzende Tücher von weißer oder zeisiggelber Wolle, mit breitem, weißem Seidenbesatz gehüllt, und gestreifte, reinliche Kleider angezogen. Die Männer dagegen schienen es kalt zu finden, obgleich die Sonne schon hoch am blauen Himmel stand, denn sie hatten noch ihre wollenen Decken um, die oben mit einer Schnur um den Hals anschließen, und unten, wie die Bettdecken, mit einem schmalen Streif von dunkler Farbe durchwirkt sind, während wieder andere lange Pelzjacken oder schwere, zum Theil mit Pelzkragen versehene Mäntel trugen, wie sie bei uns gebräuchlich. Weniger frostig zeigten sich die Bauern oder Arrieros, welche bereits die Decken abgeworfen. Ein weißes Hemd, eine bunte, meist roth und schwarz gestreifte Weste, leinene Hosen, deren eines Bein bis auf die halbe Lende heraufgestreift war, oder bunte, nach spanischer Sitte an der Seite aufgeschnittene Beinkleider bildeten ihren einfachen Anzug. Auch ein paar elegante Spanierinnen in schwarzen Mantillas begegneten uns, die eben in die Kirche gingen. — Die Frauen sind hier hübscher, als in la Santa Cruz, eine Bemerkung, welche wir überhaupt auf der ganzen Nordwestseite Teneriffa's machten. Laguna hat meistens einstöckige Häuser mit hölzernen Balcons oder Gallerien. Auf einigen flachen Dächern sah auch ich hie und da einzelne Hauslauch-Pflanzen vielleicht die Ueberbleibsel jener „Sempervivum-Dächer," die Herr v. Buch hier antraf.

In der Ebene, ein kleines Stück außerhalb der Stadt, hielten wir an, um zu frühstücken. Der Platz war hübsch gewählt. Auf der einen Seite hatten wir die Cumbra-Abfälle, über die eben die Spitze des Pic hervorblickte, und auf der

andern das Oertchen Laguna mit seinem hohen, dunklen Thurm und der langen Reihe von Windmühlen mit Segeltuchflügeln rechts daneben, mitten in dem sanften, flachen Kessel, oder der Terraintülle, welche die Cumbra von den abentheuerlichen Gebirgsketten in Nordost der Insel trennt. Ueber die Höhen, hinter Laguna fort, sah man die See und, ganz leicht hingeworfen, die schönen Umrisse von Gran Canaria. — Jene lange Reihe von Windmühlen erwähnt Herr v. Buch, weil an ihnen sich im October die Verwandelung des Nordostpassats in Nordwestwind deutlich kund giebt.

Von hier ging der Ritt durch eine kahle Gegend oder sparsame, grüne Maisfelder, um die Abfälle der Cumbra herum. Rechts vor sich sieht man den Ocean und die andere Küste Teneriffa's, während man unter sich, am Ende der gegen die See geneigten Ebene, die kleinen Orte Tacaronte und Tegueste erblickt, bis man zu dem Brunnen von „Agua Gareia" gelangt, wo die Pferde getränkt werden. Hinter dem trogartigen Brunnen öffnet sich eine enge, dunkle Schlucht, der das klare Bergwasser entströmt. Das jenseitige hohe Ufer des Baches wird von schönem Laubholz, zwischen dem einzelne Palmen das stolze Haupt erheben, beschattet. Je mehr man sich der Nordwestküste nähert, je üppiger wird die Vegetation.

Schon lange hatte ich das hohe Heidekraut gesucht, von dem mir einst Herr v. Buch erzählte; jetzt erst bemerkte ich schlechter Botaniker, daß die jungen Fichten am Wege nichts als dergleichen waren! Gleich darauf sahen wir in einen Baranco hinab, dessen Ränder dicht mit solchen oft 20′ hohen Erica-Bäumchen bestanden waren. Die Gegend wird lieblicher. Der Abhang von der See bis zu den bewölkten, waldigen Bergen der Cumbra ist mit Wein, Feigenbäumen, einzelnen

Orangen und Lorbeerbäumen bedeckt, während gegliederte Euphorbien die Ränder des Weges überziehen. Die Vegetation nimmt bis Matanza *) mit jedem Schritt an Fülle und Mannigfaltigkeit zu. Hier erst erreicht sie ihren Gipfel, indem unzählige, schlanke Palmenstämme zwischen den andern Bäumen und Sträuchern einzeln empor steigen und sie mit ihren reichen, graciösen Kronen überragen — ein Wald von Palmen ist es nicht, doch wollte man sie vereinigen, so könnte man einen großen, schönen Wald aus ihnen machen! Madeira möchte ich die Bananen-Insel, Teneriffa dagegen die Palmen-Insel nennen. — Obgleich grausamer Weise einzelnen Palmen die Kronen abgehauen oder ihnen die Zweige über dem Kopfe zu einem in die Höhe stehenden Bündel zusammengebunden sind, fehlt es dennoch nicht an den prächtigsten, vollsten Kronen.

Man überschreitet mehrere Barranco's, an deren Wänden die Tosca, der Tuff, deutlich zu erkennen, reitet durch das Dorf la Vittoria **), von da wieder hinab und abermals durch

---

*) „En suivant notre route au port de l'Orotava, nous passâmes par les jolis hameaux de Matanza et de Victoria. Ces noms se trouvent réunis dans toutes les colonies espagnoles; ils contrastent désagréablement avec les sentimens de paix et de calme qu'inspirent ces contrées. Matanza signifie boucherie ou carnage et le mot seul rapelle à quel prix la victoire a été achetée. Dans le nouveau monde, il indique généralement la défaite des Indigènes; à Ténériffe, le village de Matanza a été fondé dans un lieu où les Espagnols furent vaincus par ces mêmes Guanches que, bientôt après, on vendit comme esclaves dans les marchés de l'Europe." Cf. Voyage au nouveau Cont. par Alex. de Humboldt. Tom. 1er. Chap. II. pag. 113.

**) Durch die Schlacht bei Vittoria unterwarf Don Alonzo de Luga die Insel Teneriffa, und legte gleich darauf, am 25sten Juni 1495, den Grund der neuen Stadt San Cristoval de la Laguna. Man vergleiche v. Buch: Physikalische Beschreibung der canarischen Inseln, S. 123.

einen Baranco, bis man die Lehne von Santa Ursula erreicht. Eine Allee 20′ hoher, gelbblühender Aloës faßt den Weg ein, der zu dem Palmenhügel hinauf führt, auf dem das Dorf liegt. —

Bisher war das Auge nur der wenig gekrümmten Küstenlinie bis Puerto Orotava gefolgt; — jetzt wendete der Weg sich scharf links, um den Ausläufer jenes Berges herum, der uns bisher alle weitere Aussicht benommen, und plötzlich an den Rand eines steilen Abfalls gelangt, blickten wir in die lachende, blühende Ebene hinab, die sich zu unsern Füßen ausbreitete. An ihrem Saum, gegen das im Osten in die Wolken aufsteigende 6 — 7000′ hohe Gebirge der Cumbra und des Circus, erglänzte, von der glühenden Mittagssonne freundlich beschienen, das weiße Städtchen Villa Orotava. Unsere jungen, frischen Arrieros gaben die melancholischen, spanischen Lieder auf, und Alles rief: „la Villa, la Villa!“ — Im Norden begrenzt die herrliche Fläche eben jener Berg, der, hoch oben in der Cumbra wurzelnd, sich von einer ihrer Kuppen, dem 5658′ hohen Pereril, wie eine grade Linie schräg gegen Santa Ursula herab senkt, während er von Süden gesehen, als ein steiler, ungeheurer Absturz erscheint. Ihm gegenüber, die reizende Ebene im Süden einfassend, erhebt sich der schroffe Tigayga, der sich ebenfalls, gleich einer colossalen Mauer, aus den Wolken gegen die azurne Fluth hinabzieht, welche den Westrand des lachenden Thales bespült. — Hier liegt Puerto Orotava zu den Füßen zweier Eruptionskegel, die von Weitem fast wie Maulwurfshaufen erscheinen; auf seiner Rhede schaukelten sich 2 bis 3 Schooner.

Wir stiegen in die Ebene hinab. Wenn auch hie und da sich unter das unbeschreiblich frische Grün gelbe Maisfelder

mischten, — denn seit Agua Garcia war der Mais nicht mehr grün, wie bei Laguna, — erschien uns dennoch die prächtige Ebene mit ihren lachenden Fluren, ihren endlosen, schattigen Pergolas, die fast unter der Last des wuchernden Weines erliegen, ihrem Kastanien- und Lorbeersaum, der sich gen Osten an den sanfteren Hängen der Gebirge hinanzieht — wie der reichste, üppigste Garten. Brombeerhecken fassen den Weg ein, ein paar kräftige Repräsentanten des Pinus canariensis stehen zur Seite und werfen ihre Schatten über ihn hin. Sind auch die Palmen in dem lieblichen Thale verschwunden, um in den Gärten Orotava's erst wieder zu erstehen, so findet der Reisende doch reichlichen Ersatz dafür in den abentheuerlichen, höchst sonderbaren Gestalten einiger großen und schönen Drachenbäume, an denen er vorüber reitet. Mir stehen diese wenigen Drachenbäume um so deutlicher vor der Erinnerung, als sie die einzigen sind, denen ich je auf meinen Reisen begegnet.

Zwischen Gartenmauern nähert man sich der Stadt Orotava, die sich malerisch einen sanften Hügel hinanbaut. Prachtvolle Bananen, die ersten, die uns seit Santa Cruz wieder zu Gesicht kamen, überragen diese Mauern mit ihren Riesenblättern und beugen sich in hohen, schattigen Bögen darüber hin. Es war 3 Uhr des Nachmittags, als wir in dem engen Hofe der „Fonda," nahe bei der Kirche, von unsern müden Pferden absaßen. — Ich machte noch vor dem Essen einen kleinen Spaziergang, und hatte die Freude, einen ungeheuren Drachenbaum im Garten der „Casa Franqui" zu entdecken *);

*) Man vergleiche: Voyage de Humboldt et Bonpland, 1re Partie, tome I., pag. 117. Die Höhe schien Humboldt 50 — 60', der Umfang an der Wurzel war 45'.

eine enorme Palme stand als Pendant an der andern Seite des Hauses; Büsche von dunkelrothen Rosen und rothem Oleander im Vorgrund, untermischt mit dem frischen Hellgrün der schönsten Bananenblätter, gaben dem Bilde seine Vollendung! — Nach dem Diner gingen wir, und wie kann es auch in spanischen Landen anders sein, auf die wenig belebte Alameda, eine breite, von schönen Bäumen beschattete Terrasse. Der Blick auf die Stadt hinab ist sehr malerisch; leider war die Sonne bereits untergegangen und der Pic, der dem Ganzen die Krone aufsetzen muß, verschleiert. Den Rest des Abends verlebten meine Gefährten in dem Cirkel der schönen Doña Ines de Lobo, bei der sie der Oheim der Dame, ein gewisser Don Balthasar, ein Mitbewohner unserer Fonda, eingeführt hatte. Sie unterhielten sich vortrefflich und tanzten bis spät in die Nacht hinein. Der kleine Mr. Scowell und ich hüteten das Haus!

den 8ten Aug. Der durchschwärmten Nacht zum Trotz, wurden bereits um halb sieben Uhr die Thiere bestiegen. Meine Gefährten hatten sich heute sämmtlich mit Maulthieren beritten gemacht, ich allein war meinem muntern Isabellen treu geblieben. So zog die kleine Caravane durch die blühende Ebene Orotava's, aus der die erquickendsten Morgendüfte in den blauen Aether aufstiegen, dem Pic zu, dessen gelblichweiße Spitze, links vor uns, hinter dem Gipfel des Tigayga hervorragte. Weiter links benahmen uns die uns zur Seite begleitenden Berge der Cumbra alle Aussicht, so daß der Pic mit dem sich schräg gegen die See senkenden Abfall des Tigayga, vor uns scheinbar eine Masse bildend, ganz das Ansehn gewann, wie die rechte Seite des Aetna. — Kurz hinter Orotava durchritten

wir den breiten Barranco de San Antonio, der aus den Kastanienwäldern der bis zum Gipfel grün bewachsenen Cumbra herabkömmt. Hohe Kastanienbäume, Erica und Lorbeer beschatten die Ränder dieser von senkrechten, schwarzen Wänden eingefaßten Schlucht. Der Rückblick auf Orotava, — auf die lachende Ebene, begrenzt durch den steilen Berg von Santa Ursula, der sich von der See bis an die Cumbra heranzieht, gehört zu den malerischsten, die man sich denken kann!

Von hier an führt der Weg längere Zeit schräg auf die Berge zu, über Felder und an Weinbergen fort, an einzelnen Gruppen kleiner Hütten vorbei, bis zum Saum des Gehölzes. Es ist ein niederes Gehölz von Erica- und Lorbeersträuchern, in das man tritt, die kaum die Höhe eines Mannes zu Roß erreichen; sehr verschieden von den schattigen, hochstämmigen Wäldern, in denen der Barranco de San Antonio seinen Ursprung nimmt. Doch das frische Grün des Lorbeer erfreut das Auge und entschädigt für Vieles. — — Man reitet lange darin fort, und überschreitet manchen kleineren oder größeren Barranco. Ihr glatter, meist schwarzer Felsboden erinnerte mich lebhaft an die, vom Bergwasser glatt gewaschene Lava, dicht über dem kleinen Hause des Baron v. Waltershausen, am Ende der Waldregion des Aetna. Schon gestern am Barranco de los Santos fiel mir diese Aehnlichkeit auf.

Die Luft ward nach und nach kühler. Ohne es zu merken, waren wir bereits ein gutes Stück gestiegen; statt des verschwundenen Lorbeers mischte der duftende Brezo sein fahles Grün mit dem dunkleren der immer niedriger werdenden Ericasträucher. Da kamen allmälig die der Meeresfläche entstiegenen, jetzt frei im Raume schwebenden Nebel und Wolken an dem Tigayga herauf; ich sah mich um: eine riesenhafte, dunkle

Wolkenwand stand senkrecht einige tausend Schritt weit hinter mir. Ihr unterer Rand berührte die Ericawaldung an der Berglehne zu meinen Füßen und entzog Orotava mit seiner sanft ansteigenden Ebene und die See meinen Blicken. Hoch oben am Saum der riesigen Wolkenwand sah hie und da ein schmaler, dunkelblauer Streif vor, den ich, obgleich nicht ohne Mühe, für den durchschimmernden Seehorizont erkannte. — Je höher wir stiegen, je mehr gewannen wir die Aussicht auf ein ähnliches, wolliges oder welliges Wolkenmeer, wie wir es jüngst auf dem Aetna erblickten. Der schmale Reitpfad führt an den oberen Hängen der Cumbra unter einem theilweis zusammengestürzten Kegel von rothem und gelben Bimsstein fort, den unsere Führer „Hajar" nannten, und gelangte, allmälig ansteigend, kurz ehe er die obere Grenze der Ericazone erreicht, zu einem Geröll wild über einander gestürzter Lavablöcke. Auf diesen von der Sonne warm beschienenen Blöcken ließen wir uns nieder, um zu frühstücken.

Zum ersten Mal sonderte sich der Pic deutlich von dem Tigayga. Ein riesenhafter Kegelberg, an Gestalt dem oberen Kegel des Aetna ähnlich, an Größe ihn aber beiweitem übertreffend, ragte der Teyde hoch über die mit Lavageröllen übersäete Lehne hervor, die sich vor uns erhob. Seine Seitenwände stiegen sanft an, wie die des Schneekoppenkegels; die linkerhand rundete sich ein wenig nach oben zu und markirte hierdurch den Absatz, wo der Piton, jenes Kegelchen von weißlichem Bimsstein beginnt, das von hier wie ein auf den großen Kegel gesetztes, weißes Käpplein erscheint. Die rechte Wand des Piton bildete dagegen mit der rechten des Pic eine zusammenhängende Linie, die nach ihrer Basis zu schroffer herabfällt, als senkte sie sich in eine Schlucht, welche die Lehne

vor uns unseren Blicken entzog. Weiter rechts, durch einen Zwischenraum von der Basis des Pic deutlich geschieden, erhob sich mit einer kurzen Ansteigung der Tigayga, als sei er demselben Thale entstiegen, der, je mehr man sich ihm nähert, ein um so schrofferes Ansehen gewinnt. — Während der mächtige Pic sich wie eine grünlichschwarze Masse, an der sich wieder Streifen und Risse von verschiedenen Nuancen herabziehn, dunkel und scharf gegen den Aether absetzte, senkten sich linkerhand, damit grell contrastirend, jene Felder gelben Bimssteins an dem unteren Theile seines großen Kegels in breiten Streifen herab, sich gleichsam ausschüttend über den runden, sandigen Rücken des Monte Trigo *), der sich hier an den Fuß des Berges lehnt; blendend wie Ströme weißen Sandes, die sich in ein Sandmeer ergießen. —

Bei brennender Hitze ward nach einer halben Stunde wieder aufgebrochen. Bald ließen wir das jetzt kaum noch 3 bis 4′ hohe Heidekraut hinter uns; mit ihm verschwand alle Vegetation bis auf die Retama blanca der Cumbra, die von jetzt an unsere einzige Begleiterin ward. — Wir mußten uns in der Gegend des Portillo befinden. Ich fragte die Arrieros, doch sie wollten von einer solchen Benennung nichts wissen. Lag es noch vor uns, oder war es vielleicht gar unser Frühstücksplatz selbst gewesen? ich weiß es nicht zu sagen. Bald war kein Zweifel mehr; es mußte bereits passirt sein, denn der Llano de las Retamas **), zu den Cañadas gehörend, war

*) Monte Trigo, auch la Montaña blanca. Berthelot, II. 1. pag. 89.

**) Nach v. Buch's Werke, pag. 185., kommt die Retama, das Spartium nubigenum (Geniste, Pfriemenkraut) nie unter einer Höhe von 5900′ und nie über einer Höhe von 9700′ vor. „Der Weg über

erreicht *). Eine weite, gelbe Bimssteinebene lag vor uns, aus der der dunkle Pic de Teyde immer riesiger in die tief blaue Luft empor stieg. Er hatte eine andere Gestalt gewonnen. Ein schroffer, oben breit abgestumpfter 4 — 5000′ hoher Kegel mit steilen Seitenwänden ragte er in colossaler Majestät über das wogende Bimssteinmeer herein, dessen feinkörnigen, sonnendurchglühten, vom Weiß, durch's Gelb in's Braune, ja bis in's helle Roth spielenden Sand mein Isabell mit den einsinkenden Hufen aufwühlte. — Alles, ja der schwarze Pic selbst, hatte hier einen wärmeren Ton angenommen, so brannte die Sonne auf dem Llano in einer Höhe von 6—7000′ über dem Oceane **).

Gleich wie das geblendete Auge auf großen Schneeflächen leicht den Maaßstab für Hohes und Tiefes verliert, so konnten auch wir die Höhe der blendenden Bimssteinwellen nicht ermessen, die uns umgaben. Aehnlich den langen Schaumlinien, die sich oft auf den Gipfel der heranrollenden Wogen des bewegten Oceans bilden, zogen sich zusammenhängende Grathe von rothen, zackigen Lavafelsen auf dem Rücken dieser Bimssteinhügel hin, während hie und da spitze Kegel von verworrenem Lavageröll gleich erstarrten Spritzern aus dem Sandmeer hervorragten. Von der ausgeglühten Fläche, von der vul-

---

die Cumbre von Orotava nach Guimar setzt dem Strauch die nordöstlichen Grenzen. In großer Menge in der Cañada unter dem Kegel des Pic, welche daher Llano de las Retamas heißt."

*) La masse entière du Teyde s'élève à 3030 pieds au-dessus du plateau des Cañadas. Berthelot, II. 1. pag. 317.

**) Nach Capitain Vidal's Angabe liegt die Spitze des Pic unter 28° 17′ nördlicher Breite und 16° 39′ westlicher Länge. Horsburgh, India Direct. etc. Vol. I., pag. 11.

canischen Basis des Teyde, schweifte unwillkürlich der geblendete Blick an dem colossalen Vulcan in den Aether aufwärts, sich an dem magischen Dunkelblau des Himmels zu laben.

Man reitet, so schien es mir, zwischen erkalteten Lavaströmen hin, deren Thäler der Bimsstein ausfüllt. Der Piton, der anfangs hoch aus der oberen Abstumpfung des Kegelberges heraustritt, wird, je mehr man sich ihm nähert, und je mehr dadurch die Breite der oberen Fläche des Vulcans zunimmt, immer kleiner, bis er endlich ganz darin untertaucht. Jener sandige Rücken, den wir von unserm Frühstücksplatz aus links am Fuße des Pic gewahrten, liegt, nach und nach zum Hügel, ja fast zu einem Berge geworden, vor uns. Bald ist er erreicht. Unsere ermüdeten Thiere klimmen an seiner Bimssteinlehne hinan; einzelne, große Basaltblöcke liegen zur Seite. Jetzt endlich stehen wir an dem Fuße des schwarzen Kegelberges. In Zickzacks, zwischen scharfen, schwarzen Obsidianglasblöcken, wie sie L. v. Buch bezeichnet, den Kegel hinanreitend, gelangten wir, mit einer letzten Ansteigung von kaum ein paar hundert Fuß, um halb drei Uhr zu der Estancia de los Ingleses *), dem bekannten, von schwarzen Felsblöcken wohl geschützten Bivouacsplatz. Somit war das heutige Tagewerk vollendet.

Beim Hinaufreiten hatte ich wohl bemerkt, wie mit dem Betreten der Bimssteinebene sich die Berge der Cumbra hinter uns schlossen und sich an andere reihten; eben so wenig war es mir entgangen, daß wir den Ursprung, die Wurzel des Tigayga umritten hatten, und doch war mir der Circus, der den

---

*) Nach v. Buch, pag. 100, liegt die Estancia abaxo oder de los Ingleses 7756′ über dem Meere.

Fuß des Pic auf der Südwest-, Süd- und Ostseite ringförmig umgiebt, noch nicht so klar vor Augen getreten, als ich es der Karte nach erwartet hatte. Ich stieg daher noch am Nachmittage ein Stück an dem schwarzen Kegel aufwärts. — Wie soll ich beschreiben, was ich da sah! — Ich blickte hinab auf den langen, violeten Rücken der Cumbra, der mit seinen Auszackungen, links und rechts Buchten und Vorgebirge in dem weißen, wolligen Wolkenmeer bildete, während er sich sanft gegen den Llano de las Retamas herabsenkte. Rechts an diese sanften Cumbra-Hänge reihte sich — die Einfassung der Bimssteinebene fortsetzend — eine lange, oben gerade abgeschnittene, felsige Wand. Mit jedem Schritt, den ich höher zwischen den Obsidianen des Kegels aufstieg, sah ich den nahe an 2000′ hohen Mauercoloß sich mehr und mehr um die Basis des Pic herumbiegen, während sein oberer Umriß, die gerade Linie verlassend, einzelne Kuppen zu bilden begann. Ich erkannte den Circus — das mächtige, halbkreisförmige Stück des Erhebungskraters, das allein allen späteren Ausbrüchen des Riesenvulcans getrotzt — ich erkannte den Circus mit seinen horizontalen Schichten, die zuweilen wie kleine Terrassen, richtiger noch wie schmale Stufen erscheinen, und hoch oben an seiner Wand sich hinziehend, das schmale, weiße Trachytband, den Silberstreif von Angostura. — Ich senkte das Auge. Schnell glitt der Blick die jähe Lehne hinab, auf der ich stand, über das großartige, schwarze Gewühl der spitzen, glasigen Obsidianblöcke fortgleitend, das sich tief unten zu meinen Füßen in wilder Verwirrung auf zwei abgerundete Rapillkuppen ausschüttete. Mit dem Saume des schwarzen Obsidianfeldes grell contrastirend, wölbten sich, aus dem Gelben in's Röthliche spielend, diese Hügel hart an der Basis des

Pic aus der tiefer liegenden, gelben Bimssteinebene empor. Diese untere Fläche, der Boden des Erhebungskraters, dem einst der Teyde entstiegen, ist mit schwarzen Blöcken und rothen Lavafelsen übersäet; überall starren Grathe und Kegel aus ihm auf, zwischen denen sich einzelne Lavaströme durchwinden. Rechts unten, hart unter dem höchsten Absturz des Circus, stehen noch die dunkelrothen, im Vorfließen erkalteten Wellen eines mächtigen Stromes, denen man das Streben nach Vorwärts noch anfühlen kann. Ueber diesen schauerlichen Heerd vulcanischer Schrecken, über diese Riesenmauer hinweg, die sich einst aus der bodenlosen Tiefe des Oceans erhob — weit über dies Alles fort, warf der riesige Pic mit sinkender Sonne seinen bläulichen Schatten, gleich einer colossalen Pyramide, über die Nebel hin, die an die Stelle des Meeres getreten.

Noch hatte der wunderbare Schattenriß jenes herrliche, blaue Gebirge nicht erreicht, dessen Fuß sich in dem Nebel verlor; noch lagen die prächtigen, alpinischen Formen der Kette Gran-Canaria's — desselben Eilandes, das einst achtzig Jahre lang der spanischen Weltherrschaft ruhmvoll getrotzt! — in schönster Klarheit vor mir ausgebreitet!

Je höher ich, einen Streifen schwarzen Gerölls benutzend, an dem Kegel aufstieg, je mehr erhob sich mein gespenstiger Begleiter auf seinem Nebelmeer, bis dieser König der Schatten selbst Canaria gänzlich bedeckte. Da ward es Nacht. — Die Feuer der Estancia waren der Fanal, der mir auf meinem abschüssigen Felspfad entgegen leuchtete und mich zu den Gefährten zurückführte. Graf Oriolla wurde vermißt, als ich bei ihnen anlangte.

Wie wir alle von der schauerlich großartigen Natur mächtig angezogen, hatte der Graf am Nachmittage gleichzeitig mit

mir die Estancia verlassen. Während ich oben am Abhange zeichnete, verlor ich ihn bald aus dem Gesicht. Kühn und ausdauernd, wie immer, und gewohnt nie etwas halb zu thun, klomm er den Kegel hinan, die Geheimnisse des Berges zu erforschen. Um halb acht Uhr, kurz nach Sonnenuntergang, erreichte der Graf den Kraterrand. Aber der Rückweg war nicht so leicht; fast die ganze Nacht irrte er zwischen den Geröllen und scharfen Felsblöcken in der Finsterniß umher; jeder Fehltritt konnte ihm verderblich werden in den zerklüfteten Laven. Wie groß war daher seine Freude, als er, an den Steinen umhertappend, die erste Spur der Vegetation wieder unter seiner Hand fühlte. Dies erste Stückchen Moos, diesen ersten Hoffnungsschimmer, steckte er zu sich, um ihn zum Andenken an diese grausige Nacht zu bewahren. Er kam immer tiefer und tiefer am Kegel herab; schon hatte er es aufgegeben die Gefährten wieder zu finden, da erblickte er hoch über sich unsere helllodernden Feuer. Es war halb ein Uhr, als Graf Oriolla bei uns eintraf. Auf's höchste ermattet von seiner einsamen Picbesteigung — vielleicht der abenteuerlichsten, die je unternommen worden — sank er neben uns nieder. Unsere Freude war groß — wenigstens die der noch Halbwachenden — den Grafen endlich wieder in unserer Mitte zu sehen! All unser Rufen war umsonst gewesen, und wer je den Pic bestiegen, wird es begreifen, daß es unmöglich war, den Gefährten in der Dunkelheit noch in den Obsidian- und Lavafeldern aufzusuchen.

Die Sterne funkelten so wundervoll am Himmelszelt, wie in jener Nacht, als wir den Aetna hinanritten. Das Feuer neben mir warf, dem Verlöschen nahe, seinen matten Schein auf meine Gefährten, die in tiefem Schlaf um mich her lagen,

und auf die Felsmassen, die uns wie die Wände eines Gemaches umgaben, während einsam, wie eine Oase in der Wüste, der Beleuchtungskreis einer zwischen den nahen Blöcken emporlodernden Flamme die regungslose Gruppe unserer, in ihre wollenen Decken gehüllten Praetieos und Arrieros beleuchtete, und so den einzigen, hellen Punkt in der uns umgebenden Finsterniß bildete. Feierliche Stille herrschte in der Natur!

Schon fast ein halbes Jahrhundert ruht der Teyde von seiner Arbeit *)! Er schläft einen langen Schlaf — doch wer weiß, wann er wieder erwachen wird, und wer kann ihm alles Leben absprechen! — Es war eine herrliche Nacht, 7756′ über dem Oceane! Die Luft war wohl kühl, aber durchaus nicht kalt.

Nach kurzer Nachtruhe wurde bereits um zwei Uhr ge- den 9ten Aug.
weckt, und um halb drei bei Sternenschein der Marsch zu Fuß angetreten. Leider war Graf Oriolla zu erschöpft und zu sehr der Ruhe bedürftig, um uns begleiten zu können. Wir folgten anfangs ruhigen Schrittes, im losen Bimsstein ansteigend, den Zickzacks eines Fußpfades, und gelangten etwa nach einer Stunde nach Alta vista, demselben Punkte, wo ich gestern Abend den Tag hatte scheiden sehen. Alta vista liegt 9753′ über dem Meere, am Rande des Malpays del Teyde, jenes

*) Die jüngste Eruption, die ebenfalls an der Seite des Pic aufbrach, fand im Jahre 1718 statt und zerstörte einen großen Theil der Weinberge am Fuße. Den 17ten Juni 1798 brachen tief unten am westlichen Fuße des Chahorra, und fast am Ende der Circusumgebungen, vier Kegel auf. Die Lava erreichte die Felsen des Circus und verbreitete sich in der Cañada.

großen Feldes wild über einander gestürzter Obsidianblöcke, das sich, hoch oben am Kegel des Pic beginnend, bis zu dem Bimssteinberge unter der Estancia herabsenkt.

Hier hört jede Spur eines betretenen Pfades auf. Von Block zu Block, über unzählige Spalten und Klüfte springend, rückte die Gesellschaft, einer dem andern dicht folgend, nur sehr langsam über das schwarze Meer der Obsidiane vorwärts. Man sah nicht wo man hintrat. Unzählige Male glitt der Fuß auf den Spiegelflächen der Laven, oft galt es, sich auf der glasigen Kante eines wankenden Blockes zu balanciren, bis der Vordermann festen Fuß gefaßt oder einen neuen Sprung gewagt hatte, der ihm dann nachgethan werden mußte. Wir hielten öfters einen Moment an, um uns von der Anstrengung zu erholen. Sie war doppelt fühlbar, da eine beständige Anspannung dazu gehörte, um nicht zwischen die schneidenden Obsidiane hinein zu gleiten. Allmälig fing der Tag an am östlichen Himmel zu dämmern; mit ihm wurde das Klettern auf den Blöcken leichter, denn jetzt wußte man doch, wo man seinen Fuß hinsetzen konnte.

Ein großes Stück des riesigen Kegels war bereits erklommen, da sahen wir, während die Sterne noch an dem hellblauen Himmel standen, hoch über dem colossalen Circus fort, den rosigen Streif der Morgenröthe schimmern. Dicht über diesem rosenfarbenen Saume zog ein Stern meine besondere Aufmerksamkeit auf sich. Statt nämlich, etwa wie eine Sternschnuppe, senkrecht herunter zu fallen, blieb er in einer ruckweisen, schnellen Bewegung in horizontaler Richtung. Ich rief meinen Gefährten zu, die das sonderbare Phänomen jetzt ganz so sahen, wie es mir erschien. Wir blieben stehen. Durch's Fernrohr betrachtet, wurden aus dem einen zwei

durch einen geschlungenen Schweif verbundene Sterne, deren Bewegung ganz dieselbe war, wie sie sich dem bloßen Auge darstellte. Auch an anderen Sternen entdeckten wir durch das Fernrohr eine ähnliche, aber schwächere Schwankung, die jedoch dem bloßen Auge nicht sichtbar war. — Wir suchten uns diese sonderbare Erscheinung durch unser erhitztes Blut zu erklären, das durch die beschwerliche, anstrengende Ueberschreitung des Malpays sehr in Wallung gerathen war. — Bei Gelegenheit der Beschreibung dieses Phänomens sei es mir anzuführen erlaubt, daß wir außerdem während der Nacht eine Anzahl Sternschnuppen fallen sahen, an denen wir jedoch keinen solchen Schweif erkannten, wie er an ihnen oft in diesen Breiten sichtbar sein soll. — Uebrigens war das Hin- und Herfliegen jenes Sterns in der Nähe des Horizontes durchaus nicht mit den Bewegungen einer Sternschnuppe zu vergleichen *).

---

*) „Tandis que nous gravissions sur les laves brisées du Malpays, en nous aidant souvent des mains, nous aperçûmes un phénomène d'optique très-curieux. Nous crûmes voir du côté de l'est de petites fusées lancées dans l'air. Des points lumineux, élevés de 7 à 8 degrés au-dessus de l'horizon, paroissoient d'abord se mouvoir dans le sens vertical; mais peu à peu leur mouvement se convertissoit en une véritable oscillation horizontale, qui duroit pendant huit minutes. Nos compagnons de voyage, nos guides même, furent surpris de ce phénomène, sans que nous eussions besoin de les en avertir. Nous pensâmes au premier coup d'œil que ces points lumineux, qui voltigeoient çà et là, étoient l'indice de quelque nouvelle éruption du Grand Volcan de Lancerote. Nous nous rappelâmes que Bouguer et La Condamine, en montant sur le volcan de Pichincha, avoient été témoins de l'éruption du Cotopaxi: mais l'illusion cessa bientôt, et nous reconnûmes que les points lumineux étoient les images de plusieurs étoiles agrandies par les vapeurs. Ces images restoient immobiles par intervalles, puis elles sembloient s'élever perpendiculairement, se porter de côté en descendant,

Endlich war das ſteile Obſidianfeld überſtiegen. Ein Fußſteig führte uns zwiſchen demſelben Geſtein durch eine kleine, kraterförmige Vertiefung hindurch, an deren jenſeitigen Rand auf das ſchmale, nach Berthelot's Angabe 10,992′ über dem Meere gelegene Plateau, die Rambleta, gelangt, wir hart am Fuße des uns hell entgegen leuchtenden Piton's

---

et revenir au point d'où elles étoient parties. La durée de ce mouvement étoit d'une ou de deux secondes. Quoique dépourvus de moyens assez précis pour mesurer la grandeur du déplacement latéral, nous n'en observâmes pas moins distinctement la marche du point lumineux. Il ne paroissoit pas double par un effet de mirage, et il ne laissoit aucune trace lumineuse derrière lui. En mettant, dans la lunette d'un petit sextant de Troughton, les étoiles en contact avec le sommet élancé d'une montagne de Lancerote, j'observai que l'oscillation étoit dirigée constamment vers le même point, c'est-à-dire vers la partie de l'horizon où le disque du soleil devoit paroître, et que, faisant abstraction du mouvement de l'étoile en déclinaison, l'image revenoit toujours à la même place. Ces apparences de réfraction latérale cessèrent long-temps avant que la clarté du jour rendît les étoiles entièrement invisibles. J'ai rapporté fidèlement ce que nous avons vu pendant le crépuscule, sans entreprendre d'expliquer un phénomène si extraordinaire, que j'ai déjà fait connoître, il y a douze ans, dans le journal astronomique de M. de Zach. Le mouvement des vapeurs vésiculaires, causé par le lever du soleil, le mélange de plusieurs couches d'air dont la température et la densité sont très-différentes, contribuoient sans doute à produire un déplacement des astres dans le sens horizontal. Nous voyons quelque chose d'analogue dans les fortes ondulations du disque solaire lorsqu'il rase l'horizon: mais ces ondulations excèdent rarement vingt secondes, tandis que le mouvement latéral des étoiles, observé au Pic, à plus de 1800 toises de hauteur, se distinguoit facilement à la simple vue, et paroissoit excéder tout ce que l'on a cru pouvoir regarder jusqu'ici comme un effet de la réfraction de la lumière des astres. Sur le dos des Andes, à Antisana, je me suis trouvé, au lever du soleil et pendant une nuit entière, à 2100 toises de hauteur, mais je n'ai rien aperçu qui ressemblât à ce phénomène." — Cf. Voyage aux régions équinoxiales du nouveau continent, par A. de Humboldt. Tom. 1er. Chap. II. pag. 125.

standen. Es war dreiviertel auf fünf Uhr. Wollten wir daher den Gipfel des Pic noch vor Sonnenaufgang erreichen, so durften wir nicht weilen. Ohne uns also die kleinste Rast, die geringste Erholung von den Anstrengungen des Malpays zu gönnen, nahmen wir einen tüchtigen Anlauf, diesen letzten 800' hohen Kegel zu erklimmen. Trotz des mit jedem Tritt nachgebenden, losen Bimssteins, in dem das Ansteigen ähnlich beschwerlich ist, als das auf dem Vesuv, gelangten wir in einem Zuge, Dank sei es den einzelnen, kaum über dem Bimsstein vorsehenden Grathen trachytischen Gesteins, bis zur halben Höhe des Piton *). Hier hielten wir erschöpft an, um die Sonnenscheibe aus der See auftauchen zu sehen, da es nicht mehr möglich war die Spitze des Vulcans vor ihrem Aufgange zu erklettern.

Obgleich das Thermometer in diesem Moment noch +3°,9 R. zeigte, fühlten wir dennoch etwas Kälte an den Fingern. Die Luft kam mir dagegen beim Ersteigen des Aetnakegels feiner vor, als sie es in diesem Augenblick war; doch hatte sie mir um „Alta vista" und ein Stück von da aufwärts etwas dünner als hier oben geschienen.

Etwa eine Viertelstunde nach Sonnenaufgang, um halb sechs Uhr, erreichten wir den Kraterrand und erstiegen sogleich die auf der Nordostseite gelegene höchste Spitze desselben. — Hier war die Wärme bereits auf +5°,0 R. gestiegen. — Unser erster Blick fiel über den unbedeutenden Krater, eine kleine, flache Vertiefung mit felsigen, richtiger steinigen Rändern, hinweg auf das Wolkenmeer im Norden und Westen

*) Nach v. Buch beträgt die Höhe des Piton 800 Fuß.
Nach v. Humboldt = = = = = 504 =
Nach Berthelot = = = = = 438 =

der Insel, über das sich der scharf begrenzte, pyramidenförmige Schatten des Riesenvulcans in immenser Ausdehnung erstreckte!

Denke Dir die „Schaafe," die Du so oft hoch am blauen Himmel über Dir siehst, denke sie Dir 4—5000′ zu Deinen Füßen, aber dicht zusammen geschoben zu einer weißen, wolligen oder kleinwelligen Fläche, deren Ränder sich am Saume der dunklen Azurkuppel des Himmels bis zum Niveau Deines Auges erheben, und Du hast einen Begriff von jenem Wolkenmeer, über das der Teyde seinen schwärzlichen Schatten warf, dessen großartige Umrisse sich heute noch schärfer und deutlicher markirten, als gestern. Der lange, obere Grath der röthlich beleuchteten Felswand von Palma hatte das Wolkenmeer durchbrochen, während die übrige Insel sich unsern Blicken entzog. La Gomera war nur zur Hälfte sichtbar, und erschien als ein flacher, länglicher, dabei scharf articulirter Hügel mit gebogenem Rücken, während ein leichter, ihre westliche Hälfte verschleiernder Wolkenflor, wieder den Uebergang zu jenem weißen, wolligen Gewölk bildete. Noch über die Gomera hinaus, kam, dem Auge kaum kenntlich, ein unbestimmter, dunkelbläulicher Grath in weiter Ferne aus den Wolken hervor — das war Ferro! Ferro *), diese Erinnerung aus der Kindheit, Ferro, das so innig verschmolzen ist mit unseren ersten geographischen Eindrücken und Begriffen! Dieses kleine Eiland im weiten Ocean, von dessen Meridian oft noch heute unsere

---

*) Palma, d. h. Pico de los Muchachos, ist . . . 75 Seem. vom Pic von Teneriffa entfernt.

Ferro	75	Seem. dgl.
Canaria, d. h. Monte del Pozo de las Nieves,	58	= =
Gomera	27	= =

Geographen die Länge beginnen lassen, wenn es auch für alle anderen Nationen und für die nomadisirenden Bewohner des Oceans bereits in das Meer der Vergessenheit getaucht, schon längst den Sternwarten der beiden Weltstädte hat weichen müssen.

Senkte man das Auge und folgte mit den Blicken dem grün bewachsenen, welligen Westabhang des Teyde mit seinen strahlenförmig auslaufenden Riefen oder Schluchten bis an's blaue Meer, oder blickte man an dem Abfall des Tigayga hinab nach Icod el alto, so sah man den florartigen, untern Saum des massigen Wolkenmeers, bald Puerto und Villa Orotava verschleiernd, bald sie auf Momente unserm Anblick freigebend, mit der Küstenlinie Teneriffa's spielen. Doch blieb die Gegend von Garachico, der einst so blühenden Hauptstadt, mit ihrem von der Lava verschütteten Hafen, dem einzig guten der Insel, durch graue Nebel unsern Blicken hartnäckig entzogen. Der azurblaue, in's Violete spielende, scharf gegliederte Grath Teneriffa's, die Cumbra, lag in ihrer ganzen Länge, tief zu unsern Füßen, frei über dem Gewölk und den Nebeln stehend, wie gestern. Nach la Santa Cruz zu blickte man wieder ein Stück schräg unter die Nebel, und auf dem kleinen Fleck blauen Wassers, der frei blieb, erkannten wir deutlich die Fregatte und die Corvette unter den andern auf der Rhede liegenden Schiffen! — Unsern Blick nach der Gegend erhebend, wo eben die Sonne aufgetaucht war, sahen wir von edlen, aus langen Linien und scharfen Ecken und Kanten zusammengesetzten Umrissen umzogen, den grathartigen Rücken der blauen Gebirgskette Canaria's hoch über die grauen Nebel hervorragen, die in einzelnen Flocken, in abgerissenen, kleineren oder größeren Feldern auf der tief blauen See im Osten Teneriffa's

schwammen. Unten, am Fuß des Pic, blickten wir hinein in den weiten Halbkreis der Felswände des Circus und auf die Bimsstein- und Lava-Ebenen der Cañadas, die den Fuß des Vulcans auf dieser Seite umgeben. — Darüber hinweg folgte unser Auge der Küstenlinie der Insel um Punta de Abona, Punta Rora und Punta Rasca herum zu den steilen, in der Richtung auf die Westspitze Punta de Buenavista gelegenen Bergen jenseits San Jago. Wenige Schritte nach Westen, den Kraterrand umgehend, schauten wir hinab in den größeren und etwas tieferen Krater des 9276′ hohen Chahorra *) und auf den uns zugekehrten, von den Bimssteinen des Pic wie mit gelbem Sande bestreuten Abhang dieses Zwillingsvulcans, wie ihn L. v. Buch bezeichnet, den nur eine kleine Einsattelung von dem Teyde trennt.

Es war ein herrliches Panorama, das uns umgab! Der Centralvulcan, auf dem wir standen, zu seinen Füßen das Feld der Verwüstung, dem er entstiegen, umsäumt von den lachenden Fluren des lieblichen Teneriffa, und im Kreise ringsum all' die vulcanischen, einzeln dem Ocean entstiegenen Inseln, die alle in ihm, in dem Teyde, ihren gemeinsamen Herrscher erkennen. Er ist der Fixstern, sie sind die Monde! Ihr Feuer, ihre Eruptionen sind alle sein Werk!

Warum ergreift es uns noch so viel gewaltiger hoch oben am Kraterrande eines mächtigen Vulcans, als wenn wir den schwindelnden Gipfel einer Alpe betreten? Gehoben fühlen wir uns hier, wie dort — Alles ist großartig und majestätisch um uns her, der Erde sind wir entrückt, dem Himmel, dem

---

*) Chahorra, auch Pico viejo oder Pico quebrado. Berthelot, II. 1. pag. 89.

unendlichen, dunklen Azur, dem reinen Aether fühlen wir uns näher, denn wir athmen die reine, verdünnte Luft, zu rein fast für uns unvollkommene Wesen — allen diesen wonnevollen Gefühlen können wir uns auf der Spitze des Urgebirges, auf der Firne ungetheilt hingeben, während auf dem Gipfel des Vulcans warme Schwefeldämpfe diese Wonne trüben. Diese beständig unsere Wange streifenden Abgesandten einer schauerlichen, unterirdischen Macht erinnern uns jede Minute, daß wir auf der dünnen Kruste einer von den Feuern der Tiefe aufgeblähten Blase stehen, uns auf dem Gipfel einer sich über den Schauern und Schrecken eines Feuerschlundes wölbenden Glocke befinden! die Alpe ist todt — der Vulcan lebt! — Und wie belebt sich der Pic, wenn wir auf seinem Gipfel stehend an das großartige Bild seiner Entstehung denken, das uns L. v. Buch so einfach und doch so ergreifend schildert *)!

Zuerst stieg, nach der Ansicht dieses geistreichen Geognosten, von den vulcanischen Kräften im Schooße unseres Planeten gehoben, der ringförmige Circus, als voller Kreis aus den Tiefen der Erde durch's Meer empor. Keine Spalte in der bedeckenden Kruste findend, waren nämlich die hier wirkenden, unterirdischen, einen Ausweg suchenden, durch den Widerstand der oberen Basalt- und Conglomeratschichten nur noch verstärkten Kräfte zur unaufhaltsamen Riesengewalt angewachsen, welche sich, jetzt selbst die Erdrinde spaltend und diese auf dem Meeresgrunde lagernden basaltischen und Conglomeratschichten mit sich empor an die Oberfläche reißend, diesen gewaltigen Erhebungskrater schuf, durch den sie entwich.

*) Siehe v. Buch ꝛc., pag. 220. 236. 237. 326.

Betrachtet man den Circus näher, so scheint er im Trachyt aufgebrochen zu sein, und die bedeckenden, basaltischen Schichten auf die Seite geschoben zu haben. Diese große, erhobene Masse fiel aber wieder zurück und verschloß bald die nur für eine solche Kraftäußerung gebildete Oeffnung. Es entstand kein Vulcan; noch war die fortdauernde Verbindung des Innern mit der Atmosphäre nicht eröffnet. Diese herzustellen, den Dämpfen einen regelmäßigen Abzug zu geben, erhoben sich nun aus dem colossalen Erhebungskrater der Pic de Teyde und der Chahorra, vereint als ein einziger, in einen Basaltmantel gehüllter, ungeheurer Trachytdom, die ganze Masse auf einmal, wie ein Gewölbe über innere Kräfte, welche sich hier den Ausweg bahnen und ihn endlich auch durch die Krater finden. Alle Bestrebungen aus dem Innern sind nach dieser Esse gerichtet, und da der zusammenstürzende, obere Theil derselben, leicht mehr Widerstand leistet, als einzelne Punkte am Abhang, besonders wenn in die Höhe gehobene Lavamassen die Oeffnung, wie ein Zapfen, verstopfen, so brechen dort die Dämpfe, Rapillen und Laven am Umfang heraus.

Auf der Nordwest- und Nordseite haben solche Seiten-Ausbrüche den Circus niedergerissen, Obsidianströme sind in ungeheuren Massen auf der Nordwestseite nach Icod los Vinos hinab in's Meer geflossen, während man im Westen, am Fuß des Chahorra, jene braunen Eruptionskegel bemerkt, von denen Cordier ungefähr 80 in der Richtung auf Garachico zählte. Wohl Beweis genug, was hier für ungeheure Kräfte zusammenwirkten, den Erhebungskrater, diese erste Vormauer gegen die Fluthen des Oceans, wieder nieder zu werfen!

Der Krater des Pic ist kein Feuerschlund mehr, sondern

nur noch eine Solfatara von etwa einer halben Stunde im Umfang und einer zwischen 100 und 160′ wechselnden Tiefe *). Fast beständig entsteigen Schwefeldämpfe diesem warmen Becken oder brechen an den Seiten des Kegels hervor, jedoch nicht in stärkerem Maaße, als bei dem Aetna. Dennoch haben diese schwefelsauren Dämpfe den rosenroth gefärbten, den Kraterrand bildenden Trachytfelsen, die jedoch, wie oben bemerkt, kaum Felsen zu nennen sind, ihre Härte benommen. Im Innern des Kraters findet man abgebröckelte Steine und Felsstücke, welche sie von den Rändern abgelöst zu haben scheinen. An allen Gegenständen, die man hier oben berührt, macht man sich die Finger weiß mit einer klebrigen Auflösung, welche Alles überzieht, und die ebenfalls wohl den Einflüssen dieser Dämpfe zuzuschreiben sein mag. Der Boden der Solfatara ist warm, an einzelnen Stellen sogar heiß, dessenungeachtet kann man bequem überall darin umhergehen. — Das ganze Becken hat eine gräulichgelbe Färbung, woran gleichfalls der Schwefel Schuld zu sein scheint, der hier häufig in den schönsten Crystallen anschießt.

Den Felsblock auf der höchsten Spitze des Kraterrandes im Nordost ersteigend, trank einer nach dem Andern auf das Wohl der drei Herrscher, deren Unterthanen sich hier oben vereinigt hatten: auf das Wohl der Königin von England, unseres geliebten Königs und des Königs von Sardinien, — in einer Höhe von 11,430′ (nach Borda's trigonometrischer Messung) über dem Meere, während der Westwind der obern Regionen, der Gegenstrom der östlichen Passate des Oceans,

*) Den Durchmesser des Kraters bestimmt Berthelot (I. pag. 162) zu 600′, und seine Tiefe zu 120′.

uns den Dampf entgegentrieb *). Der Wind kam über Palma her, und vielleicht ein klein wenig nördlich davon, so daß wir ihn mit dem Aufgangspunkte der Sonne, dem Ostpunkt vergleichend, für West-Nord-West hielten, während in la Santa Cruz Nordost oder noch etwas nördlichere, also dem Passat sich nähernde Winde wehten. So hatten wir denn auch dieses bekannte, wenn auch nur von wenigen Glücklichen erlebte Phänomen practisch kennen gelernt — es an der eigenen Wange erprobt!

Um uns nicht dem losen Bimssteinsande preiszugeben, stiegen wir wieder auf den kaum hervorstehenden, einzelnen Grathen trachytischen Gesteins, die uns auch hinauf geholfen hatten, bis zum Fuß des Piton herab, den wir in einer halben Stunde erreichten, und von da, in der brennendsten Sonnenhitze vom Durst gequält, wohl eine Stunde lang über das schräge, schwarze Feld glasiger Obsidianblöcke, „el Malpays," hinunter, bis endlich die Stimme unserer „Practicos" weithin erschallte: „la Cueva, la Cueva, agua, agua!" — La Cueva del Hielo oder de la Nieve ist eine 20′ tiefe Höhle in dem Obsidianglasfelde, in der man immer frisches Wasser, Eiswasser findet, denn an den Rändern war die

---

*) Die Höhe des Pic beträgt:

Nach Cassini	15,804	par. Fuß.
= Feuillier	13,278	= =
= Borda's Barometermessung	11,856	= =
= v. Buch's Karte, als arithmetisches Mittel aus zwei Borda'schen Messungen	11,624	= =
= Horsburgh	11,539	= =
= Borda's trigonometrischer Messung	11,430	= =
= Alexander v. Humboldt	11,424	= =
= Bouguer	9,846	= =

Eiskruste deutlich zu sehen. — Als wir uns hier erfrischten, bemerkten wir, daß einer der Gesellschaft, der junge Graf Biry, sich zwischen den schlüpfrigen Blöcken verirrt hatte. — Die Führer waren ungehalten, daß der „Caballerito" allein vorangegangen, standen aber dem Grafen Bismark bei, ihn zu suchen. Er ward auch sehr bald wieder aufgefunden.

Etwas tiefer als die „Cueva" hören die Blöcke auf, und mit ihnen die Leiden des Malpays; man findet einen Fußsteig und die ersten Retamas. Einige Leute aus Orotava kamen uns entgegen, die Eis in der 9321' *) über der See gelegenen Cueva suchten, um es nach la Santa Cruz zu bringen. — Bald darauf — um neun Uhr — langten wir wieder bei der Estancia de los Ingleses an, wo uns ein gutes Frühstück, sogar ein Theil der für die Expeditionen im Innern Brasilien's bestimmten cadizer Chocolade im gekochten Zustande erwartete. — Schon gestern Abend hatten wir Capitain Fitzgerald Gambier, den Commandeur des Satellite, in der Estancia erwartet, der von la Santa Cruz aus auf einem kürzeren Wege als wir, und zwar über die Cumbra dahin gelangen wollte; allein selbst jetzt bei unserer Rückkunft war er noch nicht bei der Estancia eingetroffen, und somit alle Hoffnung geschwunden, ihn noch in unserer Gesellschaft zu sehen. Der Verabredung gemäß wollten wir nach der gemeinsamen Piebesteigung sämmtlich den Rückweg über die Cumbra einschlagen. Dieser erste Plan mußte jedoch aufgegeben werden, da unsere Führer den Weg nicht kannten und die des erwarteten Capitains dem Uebelstande nicht abhelfen konnten.

---

*) Nach v. Buch's Karte.

So gern wir den Weg über den langen, basaltischen Rücken kennen gelernt hätten, so fügten wir uns doch um so leichter darin, da dieser Pfad bei der brennenden Hitze, nach der eben vollendeten Excursion zum Krater, und bei seiner viel bedeutenderen Länge, weit beschwerlicher gewesen wäre, als der kürzere, gemächlichere Rückweg nach Orotava, den wir jetzt einschlugen. Der Capitain der Corvette hatte, wie wir später erfuhren, den Weg über die Cumbra aus ähnlichen Gründen aufgebend, schon am gestrigen Abend Orotava erreicht. Hier fand er jedoch weder Maulthiere, noch Führer für seine weitere Reise, und hatte sich daher genöthigt gesehen, von der Besteigung des Pic gänzlich abzustehen.

Die Sonne brannte heiß, der Himmel war dunkelblau, der Pic stand in seiner ganzen Majestät, „ein Gebirge auf dem Gebirge," hinter uns, als wir, den Saum der Erica-Waldung erreichend, von ihm und dem schönen, heitern Tage Abschied nehmend, uns unter das feuchte Wolkenmeer hinabsenkten, das von nun an schwer über unserem Haupte hing. — Es war vier Uhr, als ich, mit Graf Oriolla der Gesellschaft folgend, — ich hatte mich auf dem Llano de las Retamas beim Zeichnen aufgehalten — in Villa Orotava anlangte, und zwar mit dem kleinen Umwege an den Bergen entlang, den man stets beim Herunterreiten zur Erleichterung der Thiere einschlägt. Nach dem Diner kam Abends die Alameda abermals an die Reihe; auch besuchten die Andern wieder jene Gesellschaft der Doña Ines.

den 10ten Aug. Anderen Tages ritten wir um sieben Uhr früh aus Orotava, und trabten munter über die Ebene hin, denn heute brauchten wir, mit dem Wege bekannt, uns nicht an die

Arrieros zu binden. Von der Höhe von Sta. Ursula erkannte ich, am Nordwestende der Insel, deutlich die lichteren Berge Gomera's, die wie ein Vorgebirge über den Ausläufern des Tigayga hinweg, sich rechts in die See vorschoben. Palma, die regnigte Insel unter den Canarien, war dagegen wieder mit seinen 7000′ hohen Bergen unsern Blicken durch Nebel entzogen, obgleich es unmittelbar vor Orotava in geringer Entfernung liegt; — nur vom Gipfel des Pic sah man seinen felsigen Rücken die Wolken durchbrechen. Die schönen Palmen und die blühenden Aloës erfreuten uns wieder an den reichen Abhängen nach Matanza zu, und Agua Garcia ward, wie das erstemal zum Haltpunkt erwählt. Wir gingen heute dem klaren Bächlein nach bis in die enge Schlucht hinein, wo dickstämmige, 30—40′ hohe Ericabäume, durch Lianen verschlungen, sich mit stattlichen Lorbeerbäumen vereinen, ein reizendes, kühles und schattiges Fleckchen zu schaffen, das vielleicht nur in den Urwäldern des neuen Continents seines Gleichen finden mag. — Dr. Foster und mein Diener, der die nöthigen Medicamente mit sich führte, fanden hier Gelegenheit, einen übermüdeten Arriero wieder in's Leben zurückzurufen.

Hinter Laguna begegneten wir mehreren Kameelzügen. Auf einigen saßen zwei oder drei Reiter; dabei gingen die Thiere einzeln, d. h. sie waren nicht durch Stricke, wie man es so häufig in den Straßen Smyrna's sieht, mit ihrem Vorder- und Hintermann in der File verbunden. Obgleich vielen unter uns die Kameele keine neue Erscheinung mehr waren, so hatte doch keiner je auf einem solchen gesessen, daher wurde die erste Gelegenheit ergriffen, diesen Wunsch zu befriedigen. — Wir ritten alle ein Stückchen auf diesem Schiffe der Wüste, und zwar immer drei auf einmal, uns in Ablösungen folgend.

Im Bananenhofe von Richardson's Hotel zu la Sta. Cruz trennte sich die kleine Reisegesellschaft.

Merkwürdig war uns die drückende Hitze, die wir in der Stadt und ihrer Umgegend empfanden, da wir auf der Nordwestseite der Insel fast gar nicht davon gelitten hatten. — Ein Diner, das ich dem Commandeur und den Offizieren des Satellite an Bord der Fregatte gab, beendete den Tag. Eine ziemlich schlecht aussehende spanische Kriegsbrigg hatte sich in der Zwischenzeit auf der Rhede eingefunden; sie schien zur Zeit der einzige königliche Kreuzer in den Gewässern Teneriffa's zu sein *). —

den 11ten Aug. Um sechs Uhr des Morgens wurden Bramraaen gekreuzt **) und Marssegel gesetzt, und um ein viertel auf

---

*) Teneriffa hatte, nach der Zählung vom Jahre 1812, etwa 70,000 Einwohner, auf 41,4 Quadratmeilen.

Die sieben bewohnten unter den canarischen Inseln (mit Einschluß von Teneriffa) haben nach derselben Angabe auf 152,5 Quadratmeilen eine Gesammtsumme von circa 194,000 Einwohnern, während eine officielle Zählung vom Jahre 1836 letztere zu etwa 200,000, eine Schätzung aber für das Jahr 1829 (nach Mac Gregor) bereits 230,000 angiebt, mithin im Durchschnitt 1530 Seelen auf die Quadratmeile, wogegen auf Teneriffa über 2000 auf eine Quadratmeile kommen: etwa die Bevölkerungsdichtigkeit der Provinz Preußen, in der That aber für die bewohnten Theile der Insel viel bedeutender, und mindestens zwei- bis dreimal so groß.

Zur Vergleichung diene folgende Angabe des Weimarschen genealogisch-historisch-statistischen Almanachs vom Jahre 1844, nach welcher

die Azoren auf 54 Quadratmeilen . . . . . 214,300 Einwohner,
die Cap Verdischen Inseln auf 79,31 Quadratm. 65,000 =

haben, was für jene eine Bevölkerung von 4000, für diese aber nur von 820 Einwohnern auf die Quadratmeile ergiebt.

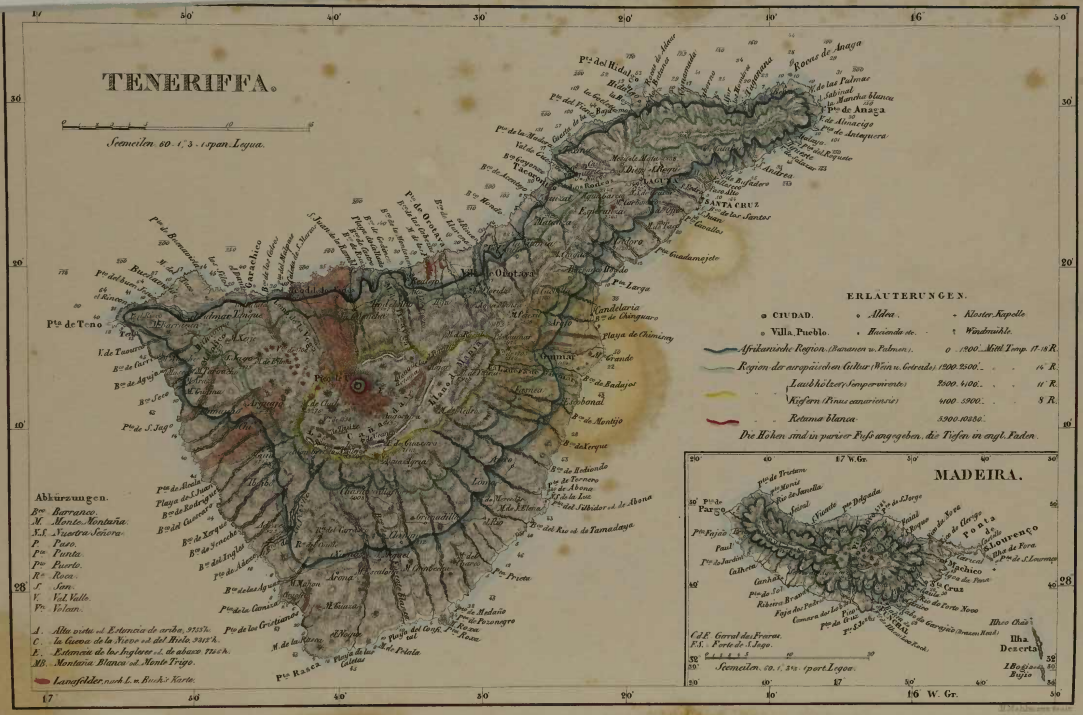
**) Röding's Wörterbuch der Marine hat keinen bündigen deutschen Ausdruck für: „croiser les perroquets," oder: „crossing top gallant sail yards."

sieben Uhr Bramsegel und Klüver gehißt, die Untersegel ausgeholt und der Anker gehoben. Die Corvette erwartete uns schon unter Segel. — Wir steuerten nach S. S. O., bis wir nach sehr kurzer Zeit einen frischen Nordostwind (zwischen N. N. O. und O. N. O.) faßten, der uns schnell längs der Südostküste Teneriffa's hinführte. Gran Canaria war auch heute von der See nicht zu sehen. — Dagegen schien Teneriffa eine lange, hohe, zusammenhängende Gebirgslinie zu bilden, über die der zugespitzte Kegel des Pic *) nur eben hervorsah. Himmel und See wetteiferten in den verschiedensten Nuancen der blauen Farbe; der Himmel spielte fast in's Graublau, so hell war er heute; der Ocean dagegen erschien im tiefsten Azurblau. Ein gräulicher Lilahauch übergoß, fast in's Röthliche spielend, die Gebirge der Insel, die, je südlicher wir kamen, sich desto mehr zu einer flachen Pyramide zusammenschoben, deren Spitze der Pic bildete, der nun, in dem alles überziehenden Dufte, mit der vorderen Kette nur einen Berg auszumachen schien! — Lange ruhten unsere Blicke auf diesem Bilde; es war unser Abschied von dem Lande: wie wird das Land aussehen, das uns zuerst wieder zu Gesicht kommen wird? — Wird es den Vergleich aushalten mit dem Pic de Teyde? — mit jenem Riesenberge mitten im Ocean, an dem im Herbst sich die Kraft des Nordostpassats bricht, indem er den obern Luftstrom, der dem Aequator entsteigt, von seinem Gipfel hinabzieht zu seinen Füßen, und ihn so den Winter hindurch über das Meer

*) Nach Alexander von Humboldt ist der Pic noch in einer Entfernung von 1° 57′ 22″ oder 29⅓ deutschen Meilen sichtbar. Der Montblanc dagegen, 14,811 par. Fuß hoch, ist noch in einem Abstande von 33¼, und der Chimborazo, 20,100 par. Fuß hoch, in einem solchen von 38⅞ deutschen Meilen sichtbar.

fortstreichen macht! — — Doch wenige Stunden noch, und jede Spur des Landes war verschwunden. Die stolze Fregatte fühlte sich in ihrem Elemente und durchschnitt es schnell in der Richtung S. 62° 30′ W. um die Höhe der Cap Verdischen Inseln zu gewinnen! — Um Mittag befanden wir uns in 27° 35′ 0″ nördlicher Breite und 16° 37′ 36″ westlicher Länge von Greenwich, mithin hatten wir bereits 56 Seemeilen zurückgelegt. Die Nacht war klar und schön, doch rollten wir stärker als gewöhnlich.

Rio de Janeiro.


TENERIFFA.
Seemeilen 60 - 1 3 - 1 span. Legua.
ERLÄUTERUNGEN.
CIUDAD.
Villa, Pueblo.
Aldea.
Hacienda etc.
Kloster Kapelle
Windmühle.
Afrikanische Region. (Bananen u. Palmen). 0 1800. Mittl. Temp. 17-18 R.
Region der europäischen Cultur (Wein u. Getreide) 1200 2500. 14 R.
Lauchhölzer (Sempervivens) 2500 4100. 11 R.
Kiefern (Pinus canariensis) 4100 5900. 8 R.
Retama blanca. 5900 10850.
Die Höhen sind in pariser Fuss angegeben, die Tiefen in engl. Faden.
Abkürzungen.
Bco Barranco.
M. Monte, Montaña.
N.S. Nuestra Señora.
P. Paso.
Pta Punta.
Pto Puerto.
Roca.
S. San.
V. Val, Valle.
Vn Volcan.
A. Alta vista od. Estancia de arriba. 9753 f.
C. la Cueva de la Nieve od. del Hielo. 9312 f.
E. Estancia de los Ingleses od. de abajo. 7126 f.
MB. Montaña Blanca od. Monte Trigo.
Lanofelder nach L. v. Buch's Karte.
MADEIRA.
Seemeilen 60. 1 3 1 spanl. Legua.
16 W. Gr.
17 W. Gr.

Das Geplätscher einer in die Stückpforte meiner Schlafcajüte hereinspritzenden See riß mich schon vor fünf Uhr aus meinen süßen Träumen. Mit einem Sprunge auf den schwankenden Boden hinab, entwand ich mich der sanft wiegenden Haugematte und eilte das Fenster zu schließen, damit sich dieser erste nasse Gruß der Art, der meinem Zimmer auf der langen Reise geworden, nicht wiederholen möchte. Als ich auf das Verdeck hinaus trat, hatte man eben zwei Reefe in die Marssegel gestochen und die Bramsegel festgemacht, auch steuerten wir wieder den alten Cours. Nachdem nämlich bereits gestern, oder richtiger schon in der Nacht vom 3ten zum 4ten, ein ost-nord-östlicher, später nordöstlicher, ja nord-nordöstlicher Wind, mit einem Worte der um Cabo Frio herrschende, an die Stelle des Südostpassats getreten war, — nachdem wir im Laufe des gestrigen Tages die Linie ohne magnetische Declination passirt hatten, welche am Cabo Frio, ähnlich dem ersten magnetischen Meridiane vorüberstreicht, den vor drei Jahrhunderten einst Columbus zu seinem großen Erstaunen 100 Leguas westlich von Flores entdeckte, und der nachmals auf seine Veranlassung einen sehr wesentlichen Einfluß auf die Grenzlinie äußerte, welche der Papst zwischen den neuen Entdeckungen und Erwerbungen der Kronen Spanien und Portugal festsetzte, — änderten wir, um uns von dem Lande zu entfernen, dessen Nähe wir jetzt

den 5. Septbr.

mit Gewißheit ahnten, noch vor Mitternacht unsern Cours, und machten bei frischem Winde und wogender See bis heute früh um vier Uhr einen Schlag nach Süden *).

Alles war gespannt, Cabo Frio zu sehen. Schon bei Sonnenaufgang glaubten Einige Land zu entdecken, doch erst zwischen zehn und eilf Uhr zeigte sich der erste Schimmer desselben. Nach und nach kamen die Conturen einer Bergreihe, obschon ganz verwischt, zum Vorschein, später schloß sich links, gegen Westen, ein Kegelberg daran; Cabo Frio war dagegen nicht zu unterscheiden, doch bezeichnete ein dunkler Schimmer, der gegen Osten das Gebirge fortsetzte, die Gegend, wo diese scharfe Ecke des großen Continents von Südamerika gesucht werden mußte. Unser Besteck ergab den Ort des Schiffes am Mittag in 23° 20′ südlicher Breite und 42° 40′ 15″ westlicher Länge von Greenwich, und die Lage der Einfahrt in die Bai von Rio in N. W. 38 Seemeilen vor uns; die Bergkette dagegen, an der wir hingesteuert waren, als die Gebirge bei Cabo Negro im Abstande von 24 Seemeilen in fast nördlicher Richtung.

Wind und See hatten sich gelegt, Bovenbramsegel waren schon eine Weile gesetzt, und unser neuer Cours nach N. W. gestattete uns nachgerade Leesegel luvwärts zu führen. Die Temperatur der Luft und der See waren beide gleich auffallend niedrig; die letztere hatte ihr Azurblau verloren und es mit einem lichten, fahlen Grün vertauscht. Ein milchiger, bläu-

---

*) Am Morgen des 4ten Septembers war die Variation nach der Angabe des „Masters" (Piloto) des S. Michele, Herrn Vian, noch 5° W., und nachdem wir uns um Mittag in 21° 32′ 33″ südlicher Breite und 39° 25′ 59″ westlicher Länge befunden, hatten wir bereits bei Sonnenuntergang 0° 45′ östliche Variation.

licher Nebel benahm der Atmosphäre in der Nähe des Horizontes einen Theil ihrer Durchsichtigkeit; man sah die hohe Küste nur wie durch einen Schleier.

Die Essensstunde, — ein wichtiger Moment des Tages an Bord, — war heute früher gelegt worden als sonst, denn um vier Uhr konnten wir ja schon vor der Einfahrt sein! — Als wir nach dem Diner wieder oben kamen, hatte bereits ein Theil der Mannschaft die bunten und Tuchhemden mit weißen Hemden und Hosen vertauscht, und alles war beschäftigt, dem Takelwerk das Ansehen der Reise zu benehmen, die Decks abzufegen, alles Metall glänzend zu putzen, die Kanonen zum Salutiren in Stand zu setzen und den Anker klar zu machen. Die Offiziere erschienen einer nach dem andern in voller Uniform, so daß das Deck des S. Michele vor all' dem ungewohnten, festlichen Glanze kaum wieder zu erkennen war. Ich eilte, mich zu einer Gruppe Neugieriger zu gesellen, die sich um und auf dem Bugsprit und vorn auf der Schanzkleidung eingenistet hatte; ja hoch über uns, auf den Raaen des Fockmastes, saßen sogar noch einige weiße Gestalten.

Alles starrte die sonderbaren Formen der bergigen Küste an, die in immenser Ausdehnung, von West nach Ost vor uns ausgebreitet lag*). — Ganz links stieg ein kleiner Kegel aus der See als Insel herauf; daran reihten sich rechts ein paar andere Inselchen, wie Punkte, und dann folgte das wunderbare Gebirge, dessen Umrisse einen auf dem Rücken liegenden Riesen nachzuahmen schienen. Der Riese dient den Schiffen nach langer Reise zum sichern Merkmale der Einfahrt in

*) Zur nähern Verdeutlichung ist eine Karte der Bai, und eine andere von der Provinz Rio de Janeiro, beigefügt.

den Hafen von Rio, diesen König unter den Häfen! — Den Kopf des „Gigante" mit ungeheurer Habichtsnase und aufgesperrtem Munde, bildet der steile Fels, die „Gavia" (das Marssegel) genannt, dem die britischen Seeleute den weit bezeichnenderen Namen „Lord Hood's Nose" beigelegt haben. Die Hände sind über den Magen gefaltet: die beiden Spitzen der Tijuca, den Pico do Papagayo und die andere, rechts daneben, welche zusammen: „os dous Irmãos" (die beiden Brüder) genannt werden, nimmt man als solche an; doch heute verschwanden sie fast im Nebel. Die emporstehende Kniescheibe ist der spitzige „Corcovado" (der Bucklige), und den immensen Fuß bildet der „Zuckerhut", „Pão de Assuear," ein mächtiger Felskegel, der seinem Namen Ehre macht. Rechts zu den Füßen des schlafenden Wächters, hart an der steilen Wand des „Pão de Assuear", liegt die schmale Einfahrt, vor der sich die kleinen, rundlichen Inseln vorschieben, auf deren einer, der „Ilha Raza" (flachen Insel), ein Leuchtthurm steht. Hinter dieser Gruppe läuft eine steile, schroffe Bergreihe fort, oder vielmehr eine Reihe einzeln stehender, an ihrem Fuß zusammengewachsener Berge, von den sonderbarsten, aber stets schönen und edlen Formen, gebogene Rücken, isolirte Kegelberge oder zwei durch einen Grath verbundene Kegel, welche, die Küstenlinie gen Osten fortsetzend, sich in der Richtung nach Cabo Frio zu im Nebel verlieren. — Einige Schooner kreuzten vor der Küste.

Zuerst nur dem Fernrohr sichtbar, doch sehr bald auch mit dem bloßen Auge zu erkennen, lagen jene Wunder der Tropenvegetation vor uns ausgebreitet, die uns in Büchern und Zeichnungen sonst oft an das Fabelhafte zu streifen schienen. Wohin man nur blickte, waren alle Gebirge mit dichtem Walde bedeckt. Folgte das Auge ihren Umrissen, so zeigten

sich hoch, hoch über den Wald emporragend, einzelne schlanke Palmen; Baumformen traten über die riesige Pflanzendecke der Berge hervor, wie der Europäer sie nie gesehen: Bäume mit vollen, gigantischen Kronen, oder solche, welche leicht aufgeschossen, die dünnen Arme ausbreitend, bizarre Zweige, gleich Schierlingsstauden, in die Luft streckten; — und dennoch ist es unmöglich, sich einen Begriff von der Grazie der Gebirgs-Conturen zu machen, welche durch jene pittoresken, gen Himmel strebenden Riesenbäume beständig auf das anmuthigste und wunderbarste unterbrochen werden! Glatte, schwarze Felswände bilden an einzelnen Stellen die hohen, steilen Seiten der Berge, oder ragen als starre Spitzen und Kegel in die Luft. Ein schmaler Saum weißen Sandes zieht sich, von der See bespült, am Fuße der Berge hin.

Jene vor der Einfahrt des Golfes gelegenen Inseln, jetzt dicht neben uns, so dicht, daß wir das Rauschen und Brüllen der Brandung am Strande hören konnten, welche an die schräg ansteigenden, weißen Felsplatten hinanrollte, die diese Eilande umgürten, sind mit dichtem Laubholz bedeckt; wundervolle Palmen stehen darauf und allerhand Gestrüpp und Pflanzen dazwischen, die uns neu waren. — Auf diesen lieblichen Inseln trat uns erst die ganze Fülle und Pracht der Tropennatur näher. Von einem solchen Pflanzengewirr, von einem solchen Dickicht hat Der keinen Begriff, der nie bis zu der heißen Zone gedrungen! — An den Bergen des festen Landes konnten wir dagegen nach und nach ganze Palmenwälder entdecken, deren Kronen der Passat nach Westen gebeugt hatte; ja einzelne Berge waren durchgehends mit hochstämmigen Palmen überzogen, während an den nackten Felsen die dünnen Cactusstangen hinanklommen. Canoas mit Negern darin ruderten an

den Inseln hin. Ein großer schwarzer Vogel, der erste Urubú (Cathartes A-Ura), der uns zu Gesicht kam, flog mit ausgebreiteten Flügeln schreiend hoch über uns fort. — Alles, alles war neu; Alles anders, als wir es je gesehen! — Nur einen Gedanken hatten wir, nur ein Gefühl durchzuckte unser Innerstes: daß dies Land vor uns nicht Europa sein konnte; — eine innere Stimme rief es uns zu: war es America, war es Indien, war es Brasilien, gleichviel, doch Europa war es nicht! — Dies war der erste Eindruck America's: Alles, alles schien uns fremdartig und wunderbar!

Wir segelten zwischen der oben angeführten Inselgruppe hin; das gab ein schönes Bild! Die Berge der Küste rechter Hand, — darunter namentlich ein steiler Berg, eine schroffe, schwarze Felswand, an der man sogar schon die Wasserrisse erkannte, — verschoben sich mit jenen Inseln zu einem reizenden Gemälde, voll der herrlichsten, üppigsten Tropenvegetation. — Kaum war die Inselgruppe durchschnitten, als sich ganz deutlich vor uns die Einfahrt in die Bai aufthat.

Die Gebirge rechter Hand senkten sich allmälig als schroffer Felsgrath von O. nach W. gegen dieselbe hinab. Am Ende des Rückens, doch durch eine schmale Felsspalte von ihm gesondert, springt das weiße Fort Sta. Cruz in die Einfahrt vor. Ihm gegenüber steigt der glatte Felscoloß des Pão de Assucar fast senkrecht aus den Fluthen auf; hinter demselben kommt eine kleine, grüne, inselartige Landspitze, mit einer Biegung im Rücken, zum Vorschein; doch sind die Forts S. João und S. Theodosio, welche sie trägt, kaum zu erkennen. Im Hintergrunde der Bucht ist das Ufer flach und stellt sich als eine Reihe niedriger, bläulicher Inseln dar. — Etwas links, in der westlichen Ecke des Golfes, erkennt man auf einem

weiten, mehrere Terrassen bildenden Vorsprunge, die Stadt Rio de Janeiro, rechts dahinter den Mastenwald der im Hafen liegenden Schiffe, und noch weiter rechts, mehr gegen die Mitte der Bai, die Kriegsschiffe auf der Rhede.

Die sardinische Flagge wehte schon lange von unserer Gaffelspitze; jetzt erkannte man mit dem Fernrohr auch auf Sta. Cruz das grüne Banner Brasilien's, mit dem auf der Spitze stehenden gelben Viereck darin. — Der immer schwächer werdende Wind und der ausgehende Strom ließen uns nur allmälig vorrücken. Vor der Stadt unterschieden wir bereits zwei kleine, hinter einander liegende, befestigte Eilande; das nächste war das Fort Lagem, das andere, größere: Villegagnon. — Die Stadt und die Rhede wurden deutlicher. — Ein americanischer Schooner, der britische Commodore und der Malabar waren zu erkennen, bald auch unser Gefährte, der Satellite, der, schon vor Anker, eben den Salut feuerte.

Die Sonne war im Sinken; der Zuckerhut stand gerade, wie ein aufrecht stehender Daum, riesenhaft links neben uns, während die Gebirge der westlichen Seite, aus denen er gegen die Einfahrt hervortrat, sich in ein Gewirr der abenteuerlichsten Formen zusammengeschoben hatten. Ein dunkles, kräftiges Blau färbte die Kegel, Nadeln und Spitzen in den vordern Reihen, während die dahinter liegenden einen mehr grauvioleten Ton angenommen hatten. — Doch wie soll ich einen Begriff von jenen sonderbaren Bergformen geben! — sie machten denselben Eindruck, wie die Decorationen zu einer Zauberoper, bei denen sich jeder sagt: „so etwas kann in der Natur nicht vorkommen!"

Es war etwa fünf Uhr, als die Brise uns dicht am Fort Sta. Cruz verließ. Wir befanden uns so nahe, daß wir

die Kanonen und Soldaten genau unterscheiden konnten. Auch die Häuser in Rio wurden schon deutlicher. Jeder der beiden terrassenartigen Absätze in der Stadt endete rechter Hand mit einem länglichen Gebäude mit zwei Thürmen, den Klöstern Sta. Thereza und S. Bento. Der Zuckerhut, links von uns, nahm seine frühere Form wieder an, nur sah es aus, als hätte man oben an der senkrechten Wand ein Stück herausgeschlagen. — Ein kleines brasilianisches Dampfschiff schwamm an uns vorüber, aus der Bucht hinaus, und mehrere mit Negern besetzte Fischer-Canoas gingen hinein. Schreiende weiße und schwarze Wasservögel zogen über uns fort. — Da sank die blutige Sonnenscheibe hinter dem mit feuriger Gluth übergossenen Gebirge des Corcovado hinab, und warf einen kupferrothen Schein auf die Wasserfläche an der Einfahrt. Der britische Commodore feuerte den Retraiteschuß, und die Escadre strich die Flaggen und Bramraaen. Um diese Zeit stellten sich der sardinische und bald nach ihm der preußische Consul, Herr Theremin, an Bord der Fregatte ein. Den letzteren hatte ich kurz vor meiner Abreise kennen gelernt; er hatte Berlin erst nach mir verlassen. — Rio ist seine zweite Vaterstadt, da er hier den größten Theil seiner Jünglingsjahre verlebt, und nun zum Manne gereift, die frühern Consulats-Geschäfte seines Vaters bereits seit zehn Jahren übernommen hat. Nach der ersten Freude des Wiedersehens drückte derselbe sein Bedauern aus, daß ich, bei dem herrschenden Nebel, eine der Hauptschönheiten des prächtigen Golfes nicht sehe, da derselbe die 3 — 4000′ hohe Serra dos Orgãos unsern Blicken entzog, welche mit ihren zackigen Gipfeln den Hintergrund des großartigen Gemäldes der Einfahrt bildet. Also das ganze Orgelgebirge fehlte noch, um das Bild zu vollenden. — Doch

dessen bedurfte es nicht; denn der Gesammteindruck des heute Gesehenen, der näheren Umgebung der Bai, war schon so überwältigend, daß die glühendste Phantasie nichts mehr hinzu zu denken vermochte. Sie wagte nicht mehr die Schwingen zu regen, wo Alles zum Staunen, zur Bewunderung hinriß. Nie hat ein Anblick mich so mächtig ergriffen; — selbst der des lärmenden, großartigen Neapels, mit seinem rauchenden Vesuv und seinem wundervollen Golfe, verschwindet dagegen; selbst die orientalische Herrlichkeit Constantinopels, wo weiße Kuppeln und schlanke Minarets stolz auf reizenden Hügeln thronen, wo Cypressenwälder die Gräber der Moslim beschatten, und das Alles belebende blaue Band des Bosphorus, von Serais, Hissars und zahllosen Ortschaften gesäumt, sich lieblich zwischen Asien und Europa hindurchschlängelt, — selbst Constantinopel riß mich nicht so hin, wie der erste Eindruck von Rio de Janeiro! — Weder Neapel, noch Stambul, noch irgend ein Ort der mir bekannten Erde, selbst die Alhambra nicht, kann sich an magisch-phantastischem Zauber mit der Einfahrt und dem Golfe von Rio messen! — Es enthüllen sich Wunder vor unseren Augen, die wir auf Erden nicht geahnt. Jetzt war es uns klar, warum einst die ersten Entdecker diesem Lande den Namen „die neue Welt" gegeben! —

Man erwartete den Wind, um den nahen Ankerplatz zu erreichen. Alles stand bereit an den Brassen, denn schon längst war das Commando: „Divisioni a posto" gegeben. — Graf Oriolla und der Consul Theremin gingen eben mit dem dritten Cutter nach Rio ab, — da ward es plötzlich finster. Kein Wind war zu spüren, doch auf den leisesten, kaum merklichen Hauch, erging stets das Commando zum Brassen, und der gellende Ton der begleitenden Pfeife gab das Maaß dazu an.

An einem etwas weiter in die Bai hineinliegenden „Hulk," dem brasilianischen Wachtschiff, wie man mir sagte, erkannte man endlich, daß wir vorrückten. Alles war gespannt auf den Moment des Ankerns, Alles gelangweilt durch den schwachen Hauch, der uns momentan ganz zu verlassen schien. Da hörten wir die Musik an Bord der englischen Escadre und das dumpfe Geläute der Glocken — der erste Ton, der vom Lande zu uns herüberklang, schlug feierlich ernst an unser Ohr. — Hoch über den gespenstigen Bergen zur Linken, standen die vier Sterne des südlichen Kreuzes, unter den beiden funkelnden, die es so leicht finden helfen. — Vor uns zog sich linkerhand eine helle Illumination hin; Licht an Licht reihte sich hier längs des Ufers von Botafogo nach Rio. Gerade vor uns war dunkle Nacht, und mehr rechts erblickte man die lange Reihe der Lichter von Praya grande. Der Geruch des Landes drang bis zu uns; er erinnerte mich lebhaft an Jona (Icolmkill), wo ich vor zehn Jahren an den Gräbern von Funfzig Königen stand. — Ein dumpfer Lärm, das Geräusch der Stadt, wurde von unsern Ohren mehr geahnet, als gehört. Der Hulk lag schon ein Stück hinter uns; ich stand ganz vorn und sah in die dunkle Nacht hinein: selbst von den Schiffen auf der Rhede war nichts zu ahnen; da auf einmal riß, wie es schien, die Geduld, denn ich hörte Capitain Scoffiero's Stimme; die Pfeifen klangen, und alle Segel wurden auf einmal gegeit — „Fondo!" — doch ein „Stopper" hielt noch den Anker — das Beil half nach, mit einem lauten Krach stürzte er hinab, und hell auf leuchtete der Schaum, den sein Fall erzeugt hatte. — Auf: „arriva Gabbieri" drängte sich alles die Wandten hinauf, die Segel zu bergen. Es mochte etwa acht Uhr sein, als wir uns in 18 Faden vor Anker fanden. Nach einer

Viertelstunde waren die Raaen parallel gebraßt, und alles so weit in Ordnung, daß man die Mannschaft auseinander gehen lassen konnte. — Ich eilte hinunter, die lang ersehnten Briefe zu lesen, und kam erst um eilf Uhr wieder auf's Verdeck, mich an dem schönen Sternenhimmel zu erfreuen.

Alles war still! War es uns nicht, als wären wir, statt von einem Welttheile auf den andern, von einem Weltkörper auf den andern versetzt worden? Wenn nun schon auf ein und demselben Planeten die Natur eine so ganz andere sein kann, wie groß und mannigfaltig muß sich da nicht erst die wunderbare Herrlichkeit des Schöpfers auf den Millionen Welten offenbaren, die im unendlichen Himmelsraume kreisen! — Welch' mächtigen Eindruck hatte schon heute der erste Anblick Ameriea's auf uns gemacht, und wie vieles Neue erwartete uns noch hier!

Da stand ich nun an dem Saume des ungeheuren Continentes der neuen Welt, der noch wie ein tiefes, unergründetes Geheimniß, wie ein großes Räthsel vor mir lag! Die Phantasie erwachte wieder, sie malte mir die Einsamkeit der endlosen Urwälder aus, sie bevölkerte dieselben mit den uns Europäern so anziehenden Gestalten der wilden Menschen, und führte mir die reißenden Thiere vor, welche darin hausen. Ich ahnte tausend Fährlichkeiten und Abenteuer, zwei Dinge, die ihren verlockenden Reiz, ihre Anziehungskraft auf ein jugendliches Gemüth nie verfehlen, und dennoch war mir wehe um's Herz, als wäre ich von einem lieben Freunde heut geschieden, wenn ich an den herrlichen Ocean zurückdachte, auf dem ich so glückliche Tage verlebte! — Doch der Weg zur Heimath, zu den Lieben, führt ja wieder über die azurblaue Fluth zurück!

den 6. Septbr. Als ich erwachte, fiel mein erster Blick auf das Fort Boa Viagem *), welches auf der Ostseite der majestätischen Bai von Rio de Janeiro, einen pittoresken Felsvorsprung, einen Felsblock krönt, der inselartig, hart am Strande der lieblichen, weit sich öffnenden Bucht „Sacco de S. Francisco" wie in das Wasser hinein gebrockt erscheint. Im Hintergrunde zogen sich jene sonderbaren Kegelberge der Ostküste fort, hinter denen sich gerade die feurig glühende Sonnenscheibe eben so blutig, wie sie gestern untergegangen, die hellgrünen Fluthen der Bai mit einem schillernden Orangeschein übergießend, erhob. — So schön, so lieblich dieses Bild auch war, dessen Rahmen die Kanonenpforte in meiner Schlafcajüte bildete, so trieb's mich doch aus dem engen Zimmer hinauf in das Freie.

Wir lagen dicht neben dem Fort Villegagnon, das sich auf einer glattgewaschenen Felsplatte erhebt, an der die schäumende Brandung rauschend hinanrollt, neben dem reizenden Eilande, wo über den Festungswerken und Häusern hinweg die riesigen Wedel der Cocos-Palmen sich voll Grazie neigen, mithin so recht im Mittelpunkte, um all' die Herrlichkeiten dieses Wundergolfes überschauen zu können. Schon der Name dieser Inselveste deutet auf ihren französischen Ursprung. Nicolas Durand de Villegagnon war ein kühner Seemann, der einst die Königin Maria von Schottland auf seinem Geschwader glücklich durch die englischen Kreuzer hindurch, von Leith um Schottland herum nach Frankreich führte. Später trat derselbe mit dem Vorschlage hervor, eine französische

*) So genannt nach einer darauf befindlichen Wallfahrtskirche für Seeleute: „Nossa Senhora de Boa Viagem," was soviel bedeutet, als: Notre Dame du bon voyage.

Colonie in America zu gründen, und erlangte Coligny's Fürsprache, indem er ihm als den eigentlichen geheimen Zweck des Unternehmens die Gründung eines überseeischen Zufluchtsortes für die Hugenotten angab. Durch den Einfluß des Admirals gelang es ihm, von Heinrich II. die nöthigen Schiffe zu erhalten, mit denen er im Laufe des Jahres 1556 glücklich in der Bai von Rio de Janeiro anlangte, wo er auf demselben Eilande, das jetzt seinen Namen trägt, ein hölzernes Fort aufführte, welches er, seinem Beschützer zu Ehren, Fort Coligny nannte. Einen günstigern Punkt für eine Colonie konnte das Häuflein Hugenotten nicht wohl finden; auch waren die Zeitumstände ihnen in keiner Beziehung entgegen; denn obwohl der Golf von Nitherohy bereits im Jahre 1532 von Martim Affonso de Souza, der selbigen, ihn für die Mündung eines großen Flusses haltend, Rio de Janeiro taufte, aufgefunden worden war, hatten die Portugiesen sich doch bis jetzt nicht dort angesiedelt. Die Eingebornen waren gegen dieselben feindlich gesinnt, daher leicht von den Franzosen zu gewinnen, und überdies konnte endlich das Gewissen der Protestanten sich wenig beschwert fühlen bei einem Eingriffe in die vermeinten Rechte Portugal's auf diese Länder, welche sich einzig und allein auf einen Machtspruch des Papstes gründeten *).

---

*) Nachdem Christoph Columbus im Jahre 1492 zu seinem großen Erstaunen 100 Leguas westlich der Azoren die Linie ohne magnetische Declination aufgefunden und mit der Insel Guanahani zugleich den vierten Erdtheil entdeckt hatte, entstand neben der Hoffnung, es werde nun gegen Westen hin noch viel mehr Land aufgefunden werden, zugleich die Besorgniß, daß es über diese Entdeckungen zu großem Streite kommen möchte. Da setzte bekanntlich Papst Alexander VI. am 4ten Mai 1493 durch eine Bulle fest, daß alle bereits entdeckten und noch zu entdeckenden Inseln und Festländer, welche von einer Linie 100 Leguas (leuces) südlich

Die neue Colonie, — „la France antarctique," wie sie der französische Uebermuth bereits getauft hatte, — versprach den besten Erfolg, und die darauf gesetzten Hoffnungen wären auch wahrscheinlich in Erfüllung gegangen, wenn Villegagnon nicht zum Verräther an den Seinen geworden wäre. Durch den Cardinal de Guise gewonnen, warf er den Deckmantel des Calvinismus von sich, und begann nunmehr seine früheren Glaubensgenossen auf das grausamste zu verfolgen, so daß der größere Theil derselben sich nach Frankreich einschiffte. — Vier Jahre lang ließen die Portugiesen die Franzosen im ungestörten Besitz der Bai; im Jahre 1560 aber griff sie der Gouverneur Mem de Sa in ihren Verschanzungen an, und vertrieb sie, trotz des Beistandes der Tupinambas und Tamoyos, von der Insel, führte die Artillerie fort, und zerstörte die Werke. Die überlebenden Franzosen flüchteten zu den Tamoyos, mit denen sie noch lange Zeit gemeinschaftlich die Portugiesen bekriegten. — So weit die kurze Geschichte des Forts Villegagnon!

Nur mit flüchtigen Zügen vermag ich das prachtvolle, entzückende Panorama anzudeuten, das sich vom Verdeck des

---

und westlich der Azoren und der Cap Verdischen Inseln, nach Osten lägen, dem Königreiche Portugal, die aber, welche von dieser Linie westlich aufgefunden würden, dem Königreiche Castilien angehören sollten. Den Grund, warum diese große oceanische Grenzscheide, statt durch Corvo oder Flores, die beiden westlichsten Inseln der Azoren, 100 Meilen von dieser Gruppe gezogen wurde, findet Alexander von Humboldt eben in jenem oben genannten magnetischen Meridian des Columbus. — Vergl.: Examen critique de l'histoire de la Géographie du nouveau Continent etc., par Alexandre de Humboldt, Tom. III. pag. 45 — 56. Diese Demarcationslinie konnte Brasilien nie erreichen, wenn nicht die portugiesischen Geographen Nuñez und Teixeira dasselbe um viele Grade zu weit östlich angegeben hätten. Vergl. v. Feldner's Reisen ꝛc., Th. I. pag. 6.

S. Michele meinen Blicken darbot; — zu schildern wage ich es nicht, denn ich fühle mich nicht im Stande, ein Bild davon wiedergeben zu können, das nur einigermaßen an das Original erinnert. Und dennoch steht gewiß in den lebhaftesten Farben Jedem das Panorama von Rio de Janeiro vor Augen, der es je geschaut.

Die Bai von Nitherohy *) (Nietheroy), so lautet ihr jetzt wieder eingeführter, alter, indianischer Name, erstreckt sich 20 See- oder 5 deutsche Meilen, in der Richtung von S. nach N. in's Land hinein, sich biruförmig bis zu der Breite von 18¾ See- oder pp. 4¾ deutschen Meilen erweiternd. Gegen Süden verengt sie sich dagegen zu einem schmalen, etwa 4 See- = 1 deutschen Meile langen Sunde, vermittelst dessen sie, wie durch einen Hals, mit dem Ocean in Verbindung tritt. Alle diese pittoresken Bergformen, zwischen denen wir gestern hindurch gesegelt, gruppirten sich jetzt, die hohen Ufer jenes Sundes bildend, auf das malerischste um die Einfahrt, die sich nun weit hinter der stolzen Fregatte zusammenschob. Auf der Westseite begann die Gruppe mit der zweiköpfigen Tijuca, welche, von der Rhede aus gesehen, sich in südwestlicher Richtung, vom Ufer des Golfes, auf breiter Basis langsam ansteigend, im Hintergrunde erhebt. An diese reiht sich der schön geformte, gebogene Rücken des vorwärtsstrebenden Corcovado mit seinen Vorbergen, hinter denen man die Gavia mit dem horizontal abgeschnittenen Felsblock auf ihrem Gipfel entdeckt. Dann folgt der Zuckerhut als Schlußstein dieses Gebirges, das man sich wohl im Allgemeinen als

*) Das Wort bedeutet: „verstecktes Wasser;" hy, Wasser, nithero, versteckt.

zusammenhängend mit der, die Südküste Brasilien's begleitenden Serra do Mar vorstellen kann, welche sich aus S. Paulo in die Provinz Rio de Janeiro, sich mannigfach verzweigend, hinüberzieht. Diesem westlichen Gebirgsstock (denn im engern Sinne ist seine Erhebung mehr als eine isolirte zu betrachten) treten auf der Ostseite des Sundes die letzten Ausläufer des östlichen Hochlandes der Provinz Rio de Janeiro entgegen. Unter den vielen Kuppen und Kegeln auf dieser Seite der Einfahrt macht sich besonders ein hoher, steiler Bergrücken, der an den Enden von zwei Kegeln (Pico und Lyons Head) überragt wird, bemerkbar. Er erhebt sich über dem Fort Sta. Cruz, und trägt das verfallene Fort do Pico, welches jenem gegen das Land den Rücken deckt. Diese Erhebungen im Osten erstrecken sich bis zu dem Flusse Parahyba do Sul. Ihr Abfall nach der See folgt der Küste nur bis zur Lagoa de Saquarema. Von hier ab begleitet er dieselbe in größerer Entfernung, bis er in der Gegend zwischen S. Fidelis und Campos dos Goaytacazes den untern Lauf jenes Stromes erreicht. Westlich dieser Linie breitet sich dieses Hochland, im Norden stets durch den Parahyba begrenzt, weit über den größten Theil der Provinz Rio de Janeiro aus. — Auf der Nordseite der Bai steigt die Serra dos Orgãos an, den Golf von Rio von dem Parahyba scheidend, an dessen linkem Ufer bereits das gold- und diamantenreiche Gebirgsland von Minas Geraes beginnt, dessen höchste Berge sich bis zu etwa 5600′ über das Meer erheben *). Die malerische Kette des Orgelgebirges bildet dagegen die höchste Erhebung in dem Hochlande der Provinz

*) Der Itambé hat, nach H. Mahlmann's Karte von America, Berlin 1835, 5590 par. Fuß.

Rio de Janeiro, und streicht, analog der allgemeinen Richtung desselben, von S. W. nach N. O. Von ihren Hängen fließen dem nördlichen Ufer der Bai von Nitherohy zahlreiche Bäche zu, doch ergießen sich die Hauptzuflüsse, der Rio Macacú und Rio de Iguassú, in die nordöstliche und nordwestliche Ecke des Golfes, wo zwei breite Ebenen an denselben herantreten, welche die Orgãos von den andern Erhebungen der beiden Ufer eine Strecke weit scheiden.

Auch heute entzog sich die Serra, da die Luft immer noch neblig war, hartnäckig unseren Blicken, so daß die Nordseite des Golfes wie gestern als eine Fläche mit sehr vielen vorliegenden Inseln erschien, unter denen man deutlich den langen Rücken der Ilha do Governadõr erkannte. Und dennoch waren alle anderen Berge und Hügel, welche die Bai umgeben, im schönsten Morgenduft, von unserm Ankerplatz aus in voller Klarheit zu überschauen.

Doch steigen wir jetzt von den Höhen an den Strand hinab; denn hier finden wir den eigentlichen Glanzpunkt des Gemäldes! — Am nordöstlichen Fuße des Gebirges, überragt von dem Corcovado und der Tijuca, die gleich luftigen Phantasiegebilden von steiler Höhe herabschauen, da, wo die Westküste der Bai, ihre anfangs nördliche Richtung verlassend, sich scharf gegen Westen wendet, mit anderen Worten, da, wo der schmalere Sund endet, und die Erweiterung des mächtigen Golfes ihren Anfang nimmt, erhebt sich das großartige Rio de Janeiro *) (a muita leal e heroica Cidade de São Sebastião

*) Rio de Janeiro hat nach der Angabe des Weimarschen genealogisch-historisch-statistischen Almanachs für das Jahr 1844, 160,000, nach dem Diccionario geographico do Brazil vom Jahre 1845 aber 170,000 Einwohner, worunter sich 60,000 Brasilianer, 25,000 Fremde und 85,000 Sklaven befinden.

do Rio de Janeiro) mit seinem Meer von Dächern, von Kirchen, Klöstern und Thürmen, die pittoresken Terrassen, die flachen, kurz und steil abstürzenden Plateaus, und die felsigen Vorsprünge dieser scharfen Ecke überdeckend, dabei gleichzeitig ein weites, liebliches Thal, eine lachende Ebene landeinwärts zwischen anmuthigen Hügeln ausfüllend, — wahrhaft wie eine ächte Kaiserstadt, voll huldvoller Anmuth und hehrer Majestät!

Mit seinen zahlreichen Vorstädten umklammert Rio fast auf mehr als zwei Seiten (der Nord- und Ostseite) den pittoresken Corcovado, in dessen Schluchten selbst die sich anschließenden Ortschaften malerisch hinansteigen. Längs des Strandes sehen wir von der Hauptstadt bis zum Zuckerhut sich Haus an Haus reihen und in den Fluthen der Bai sich spiegeln; es ist das weiße Band der Vorstädte Largo da Ajuda, Praya da Gloria, Cattete und Praya do Flamengo, welches sich bis zu dem reizenden Botafogo ohne Unterbrechung fortzieht, das jene romantische Bucht umgiebt, deren schmale Mündung sich hart am Fuße des Zuckerhuts öffnet. Unter den Hügeln zunächst der Stadt und nahe am Strande springen der Signalberg und der liebliche Bananen- und Palmenhügel, mit dem weißen Kirchlein Nossa Senhora da Gloria, am meisten in's Auge. Der Signalberg, auch Morro do Castello genannt, ist ebenfalls mit Bäumen und Häusern besetzt, darunter die älteste Kirche von Rio, S. Sebastião. Fast beständig steigen bunte Flaggen an dem auf den Gipfel des Hügels gepflanzten Maste und seinen „Raanocken" auf, um die ankommenden Schiffe zu signalisiren.

An der Nordspitze von Rio tauchte die befestigte Schlangeninsel, Ilha das Cobras, aus den Fluthen auf. Sie erscheint

wie ein steiler Felsvorsprung, auf dem sich große Gebäude erheben, und bildet, von unserm Standpunkte gesehen, mit der übrigen Stadt, und namentlich mit der dahinter liegenden steilen Höhe von S. Bento, nur eine einzige Masse. In dem Winkel zwischen der Ilha das Cobras und der Ostseite der Stadt befindet sich der Ankerplatz für die Küstenfahrzeuge, meist Sumacas, eine Art Schoonerbriggs, ähnlich denen, wie man sie zu la Sta. Cruz de Teneriffa sieht. Hinter diesem Eilande, d. h. auf seiner Nordseite, ist die Rhede für die Kauffahrer; auch ragten einige hohe Maste, welche Kriegsschiffen anzugehören schienen, darüber hervor. Das Seearsenal, vor dem sie geankert waren, befindet sich auf der Nordseite von S. Sebastião, am Fuße des Klosters S. Bento; das Landzeughaus liegt dagegen hart an der Südostecke der Stadt, an der in die Bai vorspringenden Ponta do Calabouço, fast am Fuße des Morro do Castello. Zwischen dem S. Michele und der Stadt ankerten die englischen Kriegsschiffe, und zwar auf der eigentlichen Rhede. — Zweimastige Postboote, „Falúas" genannt, mit hohen lateinischen Segeln, und mit Schwarzen bemannt, durchkreuzen die Bai nach allen Richtungen, auch lange Canoas von Negern gerudert, oder ganz kleine dergleichen, in denen höchstens ein bis zwei Farbige sich schaukeln lassen, beleben im Verein mit den vielen ein- und ausgehenden Schiffen und den taktmäßig rudernden Booten der fremden und brasilianischen Kreuzer, auf das mannigfachste die schöne Wasserfläche des Golfes. Alle Stunden geht ein kleiner Dampfer und unzählige Male des Tages segeln Falúas nach dem gerade gegenüber liegenden, $3\frac{1}{2}$ Seemeile (noch keine deutsche Meile) entfernten Nitherohy hinüber, einem freundlichen Städtchen, welches sich am Fuße lieblicher Hügel längs des Strandes der

kleinen, flachgeschweiften Bucht von Praya grande ausbreitet *). Die Spitze mit dem Fort Gravatá bei S. Domingos, welche, den Sund bis auf etwa 2 Seemeilen (pp. ½ deutsche Meile) verengend, gegen Rio vorgreift, trennt die Bucht von Praya grande von dem südlich gelegenen, anmuthigen Golfe, „Sacco de S. Francisco" oder „the Three Fathoms Bay" genannt, über den ich vorher aus meiner Cajüte die Sonne hatte aufgehen sehen. — Noch schmaler als zwischen Rio und Gravatá ist der Sund bei der Einfahrt zwischen Sta. Cruz und S. Theodosio, wo seine Breite nur $1\frac{1}{5}$ Seemeile (also etwas über ¼ deutsche Meile) beträgt. Nahe der Einfahrt, doch ein wenig nach innen zurückgezogen, liegt das Inselfort „Lagem" mit seinen submarinen Gefängnissen, während Villegagnon etwa $2\frac{1}{2}$ Seemeile ($\frac{5}{8}$ deutsche Meilen) von Sta. Cruz, und noch keine ganze Seemeile von der Stadt entfernt ist. Unter den übrigen Eilanden nenne ich nur die Ilha do Governadōr, die größte, und Paquetá, die viel besuchte; — denn der Golf von Rio enthält einen Archipel von etwa 80 Inseln, welche, wie die umliegende Küste, in dem herrlichsten, frischesten Grün prangen! —

Schon vor neun Uhr Morgens setzte die auf der Rhede liegende brasilianische Kriegsbrigg die preußische Flagge, und salutirte dieselbe mit dem üblichen königlichen Gruß von 21 Kanonenschüssen. Etwa eine Stunde darauf ward vom Offizier der Wache das Boot gemeldet, das mich an Land bringen sollte — es war mir ordentlich wehmüthig um's Herz,

---

*) Praya grande (großer Strand) ist der Collectivname für sämmtliche Ortschaften, welche sich längs des Strandes dieser Bucht hinziehen. Nitherohy bildet mithin einen Theil von Praya grande und wurde eine Zeitlang „Villa real da Praya grande" genannt.

mich, wenn auch nur auf einige Monate, zu trennen von dem schönen Schiffe, an dessen Bord ich so glückliche Tage verlebt, und von einem so liebenswürdigen und so seemännisch-tüchtigen Offiziercorps, das sich in jeder Beziehung einen so hohen Anspruch auf meine dankbare Achtung erworben hatte. — Wir stießen ab. Der S. Michele und das britische Geschwader bemannten die Raaen, die Kanonen krachten ihren schallenden Gruß, in den sich das Hurrah-Geschrei und das „E viva!“ der Mannschaft mischte; hoch auf wirbelte der Pulverdampf, überragt von Kreuz und Adler auf weißer Flagge, die hoch in den Lüften flatterten, während zwischen den vor der Seebrise fliehenden Rauchsäulen hindurch die liebliche, von duftigen Bergen überragte Küste uns in immer wechselnden Bildern entgegen lächelte.

Ich stieg unweit des kaiserlichen Schlosses bei Rua fresca, hart am Largo do Paço dem Hotel Pharoux gegenüber, an's Land; der hohe, obeliskartige Brunnen „Chafariz do Largo do Paço“ blieb mir zur Rechten. Einige Neugierige hatten sich eingefunden, die Wagen standen bereit, und schnell rollten wir davon. Wohin man nur blickte, fast nichts als Neger und Mulatten! Sie bilden augenscheinlich die überwiegende Zahl der Einwohner, und wenn mir auch der Anblick der Neger hinreichend aus dem Orient bekannt war, so hatte ich doch nie eine solche Masse von Schwarzen zusammen gesehen, die, durch die zahllose Menge der gemischten Menschenracen noch vermehrt, dem Ganzen einen höchst eigenthümlichen Stempel aufdrücken. Im starken Trabe durchflogen wir einige sehr belebte, ziemlich breite Straßen, deren Häuser mit ihren hohen Dächern mich wiederum an Madeira erinnerten; während die Läden in diesem Theile der Stadt mir weniger

auffielen, was auch sehr erklärlich, da wir keine der Hauptstraßen passirten.

Nachdem wir erst ein Stück mitten durch die Stadt gefahren, wandten wir uns links gegen Süden, längs der oben angeführten Häuserreihe am Strande entlang, immer den Vorstädten folgend. Ueber die Gartenmauern am Wege ragen die ungeheuern Kronen der Cocos-Palmen und die Riesenblätter der Bananen herüber, während man durch die Gitter und Gartenthüren den reizendsten Blumenflor erblickt. — Doch eben diese Gärten benehmen einem bald die Aussicht nach der See. Der schroffe Zuckerhut lag vor uns, zu unserer Rechten der Corcovado. Da bogen wir rechts ab in ein Gartenthor hinein; eine kurze, dunkle Mangoallee, deren dicke Kronen sich fast zu einem Bereeau über uns schlossen, führte bis an die gemauerte Terrasse, auf der sich, an einen buschigen Hügel gelehnt, das hübsche, elegante Gartenhaus erhob, welches für mich gemiethet worden war.

Es ist unmöglich, sich eine reizendere Lage vorzustellen, als die der „Chacara das Mangueiras" oder „a Mangueira," wie diese Villa nach den prächtigen, schwarzgrünen Mangos genannt wird, die ihrer Avenue jenen eigenthümlichen Stempel des Ernstes verleihen. Der Blick von der Terrasse, von der mit vielen Fenstern versehenen Veranda oder dem nach Osten und Norden gerichteten Eckbalcon herab, ist unübertrefflich schön. Zwei schwarze, massige Cypressen erheben sich auf der Terrasse, da, wo die Treppe nach der Mangoallee hinabsteigt. An den Ecken stehen zwei Lauben; Blumenbeete, zwischen denen sich schmale Pfade schlängeln, füllen den übrigen Theil dieses engen Plateau's aus. Ueber Gärten, Häuser und Bäume hinweg erblickt man den schmalen, lang gedehnten, blauen Streifen der

Bai. Zwischen den beiden Cypressen hindurch, und über den dunkelgrünen Teppich der hochgewölbten Kronen der Mangoallee fort, zeigt sich, wie in einen dunklen Rahmen gefaßt, der es von der übrigen Aussicht trennt, das Bildchen, auf dem das Auge so gern ruht: der Fels von Boa Viagem, mit ein paar lichtblauen Hügeln dahinter und einer kleinen und größeren Palme davor, die das Haupt voll Grazie beugen. Zur Rechten der südlichen Cypresse übersieht man die bergige Ostküste bis über Sta. Cruz hinaus. Daran schließt sich die Halbinsel von S. Theodosio, wo der kleine Wasserspiegel der Bai von Botafogo seinen Anfang nimmt; daran der Felskegel des Pão de Assucar, der über den von schlanken Palmen und allerhand anderen hochstämmigen Bäumen unterbrochenen Contur des Morro do Flamengo hervorragt, dessen bewaldete Hänge wiederum zum Theil in Felswänden gegen das schmale Thal, südlich neben dem Landhause, herabstürzen. Zur Rechten des Zuckerhuts kommt, ebenfalls über den Kamm jenes vorliegenden Hügels, der schön geformte Rücken eines Berges zum Vorschein, der durch einen Sattel mit diesem Kegelberge selbst zusammenhängt. Das enge Thal im Süden ist mit Häusern ausgefüllt, deren Dächer und Giebel zwischen den Laubbäumen und den sonderbaren, gleich umgekehrten Palmenwedeln hoch in die Luft strebenden, vom Winde bewegten Zweigen der nordamericanischen Fichten *) hervortreten. Im Vorgrunde, neben den zu der Villa gehörenden Stallungen, prangt, im frischesten Grün, eine dichte Bananengruppe; dagegen fehlen hier die Palmen fast ganz.

---

*) So nannte man mir diesen Baum, der erst seit einigen Jahren in den Gärten um Rio gezogen werden soll.

Wenden wir nun den Blick wieder gen Osten zu den dunkeln Cypressen, und folgen von Boa Viagem der jenseitigen Küste, der Bai gegen Norden, so zeigt sich uns zuerst Praya grande, eine lang gedehnte Reihe weißer Häuser vor lichtblauen Hügeln, gleich einer Perlenschnur auf Türkiß-Grunde, begrenzt durch den Morro da Armaçaõ. Weiter links verschwindet der Azurspiegel des Golfes hinter den hohen Häusern und Bäumen des diesseitigen Ufers, zwischen denen sich niedere Hügel anmuthig wölben, die Rio größtentheils unsern Blicken entziehen, und der Hauptstadt den erfrischenden Hauch der Viraçaõ, der kühlenden Seebrise rauben, welcher in diesen heißen Gegenden nicht allein als ein Labsal, sondern fast als ein Lebenserforderniß, wenigstens für uns Europäer, betrachtet werden kann. Nur der Signalberg, dem bei völlig klarem Wetter die blauen Orgaõs als Hintergrund dienen, sieht über einer Einsattelung zwischen diesen Hügeln hervor, aus denen ein hoher, langer Bergkamm steil aufsteigt, der sich an die Hänge des Corcovado schließt, und das wundervolle Thal im Norden einfaßt, das, links neben der Mangueira mündend, im Süden von den waldigen Hängen begrenzt wird, auf deren letztem Ausläufer jenes Landhaus erbaut ist. — Auch diese Hügel gehören zu den Vorbergen des Corcovado, der, mit seiner scharfen, felsigen Spitze Alles überschauend, im Hintergrunde des Thales steht, während seine Wälder sich bis auf die Sohle desselben herabsenken. An diese schließt sich eine Wiese; dagegen füllt den übrigen Raum bis zur Mündung des Thales der prachtvollste Bananenhain aus, den man sich nur denken kann. Nie sah ich einen ähnlichen! — Jener lange Bergrücken, der dieses liebliche Thal im Norden begrenzt, bildet, obwohl nur wenig geschweift, dennoch eine edle Linie,

über welche die so oft erwähnten sonderbaren Baumformen, und namentlich viele einzelne Palmen, sich scharf gegen den dunkeln Tropenhimmel absetzend, hervorragen. Seine Lehne ist nur zum Theil bewaldet; hie und da stürzt sie in Felswänden oder malerischen Absätzen und Terrassen ab, auf denen einzelne, zum Theil recht stattliche Gebäude sich zwischen frischen Gärten erheben. Unten aus dem Bananenhain steigt eine hohe, prachtvolle Palme auf; mehrere andere erheben ihr Haupt dagegen nur zu geringerer Höhe. Doch vor allem belebt auf wunderbare Art die hochgewölbte, gleich einer colossalen Blume im röthlichen Violet, ja fast in dem herrlichsten Carmoisin prangende, alles überragende Krone eines mächtigen Baumes dieses zauberische Bananenthal, das sich in all' seiner exotischen Herrlichkeit und tropischen Fülle an der Nordseite der Villa hinzieht, und namentlich aus den Fenstern meines Schlafzimmers gesehen, ein kaum zu beschreibendes Bild gewährt, welches ich jetzt täglich vor Augen hatte!

Kaum war ein gemeinschaftliches zweites Frühstück genommen, als sich der Minister der Auswärtigen Angelegenheiten, Aureliano de Souza e Oliveira Coutinho, und der Mordomo des Kaisers, Paulo Barboza da Sylva, einstellten, mich im Namen Sr. Majestät zu morgen um zehn Uhr zur Audienz und gleichzeitig zu der an demselben Tage stattfindenden Feier des Jahrestages der Unabhängigkeit Brasilien's einzuladen. Als sich die Herren entfernt hatten, konnte ich dem Triebe, all' die vielen Wunderdinge in der Nähe zu schauen, nicht mehr widerstehen — es zog mich zu mächtig hinaus in's Freie! Der kleine Hügel hinter dem Hause war im Nu erklettert. Auffallend großblättrig kam mir beim

Hinansteigen der Glimmer in dem Granite des Felsens vor, der den steilen Abhang dieser Höhe bildet.

Die Aussicht von hier oben ist fast noch schöner, als die aus der Villa. Schon von der Terrasse sieht man jedes Schiff ein- und auslaufen; doch von hier kann man dieselben noch tiefer in die Bai hinein verfolgen, auch die Einfahrt noch deutlicher überblicken.

Ich wollte hineindringen in das Dickicht, in das Gestrüpp, das die hinter mir ansteigende Lehne bedeckte, um an die Palmen und alle die bizarren Bäume zu gelangen; allein umsonst! — die Schlingpflanzen ließen mich höchstens zehn Schritte vorwärts thun; — so kam ich nur bis zu einem völlig behaarten Baume, der mich nicht wenig in Staunen versetzte. Ich raffte einen Knüttel auf und stieg hinab auf die Wiese, die unten an die Bananen stieß. Sie war von kleinen Berieselungsgräben durchschnitten, in deren Schlamm ein Trupp nackter Neger, um dieselben zu reinigen, herumwatete, während ein daneben sitzender fauler Weißer, mit großem Strohhut und einem Stock in der Hand, ein Gesicht dazu machte, als thue er noch zu viel bei der Mittagswärme. — Mitten auf der Wiese erhob sich eine Gruppe sonderbarer Bäume mit einem kleinen Gärtchen dabei. Dort flatterten die schönsten großen Schmetterlinge herum. Einen schillernden, azurblauen Schmetterling mit schwarzer Einfassung, Aërnauta nestor (Granatensegler), werde ich nie vergessen. — Dann trieb's mich zu jenem rothen Baume, der etwa da steht, wo der Weg nach Laranjeiras abgeht; ich sah, daß seine Blätter carmoisin, und daß die Tausende von Blüthen auf ihm violete Blumen waren. Nach Herrn Lippold's Meinung ist es eine Nissolia, dunkler, violeter als die Sapucaja.

Auf dem Wege zur Vorstadt von Rio kam ich an vielen halbnackten, schwarzen, in einem Bache stehenden Wäscherinnen vorbei. Viele Neger begegneten mir, auch viele mit Maulthieren bespannte Miethswagen, von schwarzen oder braunen Kutschern in blauem Rock mit rothem Kragen und hohen Stiefeln geführt. Diese Livree erinnert an die alte preußische; sie ist auch preußischen Ursprungs, denn der Major a. D., v. Suckow, der Besitzer aller dieser Fuhrwerke, stand früher im Kaiser Franz Grenadier-Regiment. Er verließ nach den Kriegsjahren unseren Dienst und trat in die deutsche Legion in Brasilien über, nahm dann den Abschied, als sich dieselbe auflöste, und zog sich nach Rio zurück, wo er dies Miethsfuhrwerk errichtete und den ganzen Pferde- und Maulthierhandel der Hauptstadt an sich brachte: — daher keine Reise in's Innere, keine Fahrt in der Stadt, kein Spazierritt, ohne Herrn v. Suckow! — Häufig trugen die vorübergehenden Neger Glaskasten mit Krämerwaaren darin zum Verkauf auf dem Kopfe; oft auch Zuckerrohrbündel. Sehr sonderbar, fast lächerlich sind die singenden und brüllenden Töne, mit denen sie ihre Waaren ausbieten. — Das Rauschen der Brandung zog mich von meinem geraden Wege ab, ich freute mich zu sehen, wie nahe die See meinem Hause war!

Nach dem Diner ging ich mit Herrn Theremin den Caminho novo, zu dem mein Gartenhaus gehört, entlang, und folgte ein Stück weit der Straße, die derselbe kurz vor Botafogo bildet, bis wir durch eine Biegung links bei der Häuserreihe von Praya do Flamengo an die Bai gelangten. Hier lagen ein paar aus ausgehöhlten Baumstämmen gefertigte Canoas, mit denen die Neger die Bucht beschiffen. Vom

Strande aus erstiegen wir den kleinen Hügel, hinter dem der Zuckerhut hervorragt, den Morro do Flamengo, an dessen Abhange ein Steinbruch, Pedreira de Botafogo genannt, in den glimmerreichen Granit gesprengt ist. Negersklaven waren beschäftigt, einen großen Stein vermittelst schwerer Eisenstangen zu bewegen. Sie sangen dazu ein Lied, um den Rhythmus anzugeben: aber dies schien die Hauptsache zu sein, denn die halbe Zahl europäischer Arbeiter hätte ohne die mindeste Anstrengung dasselbe geleistet. Am Abhange des Morro do Flamengo standen eine Masse ananasartiger Pflanzen (Tillandsien), doch ohne Früchte, und einzelne hohe, eckige Cactusstangen. Der Blick von seinem Gipfel auf den Golf von Rio de Janeiro ist wundervoll.

Zu unseren Füßen öffnete sich die schmale Einfahrt in die Bai von Botafogo, welche, einer ungeheuren Spalte gleich, den Morro von der gegenüber stehenden schroffen Wand des Pão de Assucar trennt. Auf steilem Pfade stiegen wir an das Ufer dieser kleinen, abgeschlossenen Bucht hinab. Still und romantisch lag sie da, ein wahres kleines Paradies! Ein Halbkreis von eleganten Landhäusern, mit schönen, blumenreichen Gärten, faßt sie auf der Nord- und Westseite ein, während sie auf den anderen Seiten von der üppigsten tropischen Waldnatur und den schönsten Bergformen umgeben ist. Im Osten steigt der Zuckerhut wie ein riesiger, gen Himmel weisender Finger auf; ihm gegenüber schaut die überhängende Nadel des Corcovado drohend von schwindelnder Höhe auf den ruhigen, einem Landsee gleichen Spiegel der Bucht hinab. Botafogo ist ein europäischer Badeort am Rande der Urwälder, ein Seebad, und der Sommeraufenthalt der Diplomaten.

Wir traten den Rückweg an. Als die blutige Sonnenscheibe hinter den Bergen hinab sank, schlossen sich die Blätterchen einer hohen, am Wege stehenden Mimose, während der Kanonenschuß des Commodore von der Rhede zu uns drang, mit dem die britische Escadre in demselben Moment Flaggen und Braunraaen strich. — War das nicht ein schlagender Beweis für die vielgepriesene, erstaunenswerthe Regelmäßigkeit in allen Naturerscheinungen der Tropen?

Der kurze Weg zu dem Landhause führte uns abermals durch die Straße des Caminho novo. Orangefarbne Blumen, hier Trombetas genannt, überzogen stellenweis, kleinen Feuerlilien gleich, die hohen Gartenmauern, hinter denen wieder die Kronen der Palmen und die zerrissenen Bananenblätter zum Vorschein kamen. Fast vor allen Häusern steht der geradstämmige Melonenbaum, Mamoeira (Carica Papaya), ein Baum, der eine Menge grüner und gelber, runder Früchte trägt, die fast wie ein Traubenkartätschenschuß aussehen, beschattet von einem kleinen, gewölbten Dach großer, handförmiger Blätter.

Von Botafogo bis zu meinem Hause geht man keine Viertelstunde; dennoch war es bereits finster, und die Cicaden schrillerten schon, als wir in der Chacara das Mangueiras ankamen. Der Ton, den diese brasilianischen Sängerinnen von sich geben, zerreißt das Ohr; ich kann ihn nur, versteht sich en miniature, mit dem unangenehmen Pfeifen eines abgehenden Dampfwagens auf Eisenbahnen vergleichen. —

Vor dem Schlafengehen trat ich nochmals auf die Terrasse hinaus und durchstreifte die Mangoallee, die fliegenden Leuchtkäferchen zu sehen, die auf den Wiesen an beiden Seiten des Weges blitzten. Ihr Licht erinnerte mich lebhaft an die

Glühwürmchen, welche in Italien so häufig den Reisenden umschwärmen, und namentlich an einen Abend, wo ich sie in großer Zahl in den Schluchten bei Salerno wie Sternchen herumirren sah; hier traten sie aber in solchen Massen auf, daß mir die Wiese erschien, als blickte ich in die phosphoresecirende See. —

Ehe ich zu der Beschreibung des morgenden Tages, zu der Feier des „Dia da Independencia do Brasil," übergehe, sei es mir zur näheren Verständigung der Wichtigkeit dieses Festes verstattet, die Geschichte Brasiliens, dieses so umfangreichen Kaiserthums, im Auszuge den Augen des Lesers vorzuführen.

Sieben Jahre waren seit der ersten Reise des Columbus verstrichen, als Vicente Yañez Pinzon, der den kühnen Weltenentdecker als Befehlshaber der Niña auf dieser ewig denkwürdigen Fahrt begleitet hatte, im December 1499 wiederum von Palos mit vier Caravellen, welche er im Verein mit seinem Neffen Arias ausgerüstet, auf neue Entdeckungen aussegelte. Er lief die Cap Verdischen Inseln an, wandte sich dann südlich und westlich, passirte die Linie, die noch kein Spanier vor ihm durchschnitten, erblickte am 26sten Januar 1500 den länglichen, abgerundeten, aus den Cocos-Wäldern der Küste vorspringenden, mit einem kurzen Höcker endenden

Palmenhügel von Cabo S. Agostinho, das er Cabo de Consolacion nannte, und ward so der erste Entdecker Brasiliens. Hierauf wandte er sich nördlich und gelangte, stets der Küstenlinie folgend, an der Mündung des Amazonenstroms vorüber, bis zum Orinoco, von wo er jedoch mit Verlust zweier Schiffe, nach Europa zurückkehrte. — Doch ehe Pinzon die heimathlichen Gestade erreichte, hatten die Portugiesen bereits von diesem neuen Festlande Besitz genommen, das, wie schon bemerkt, der Papst Portugal zugesprochen hatte. Kaum war nämlich Vasco de Gama, nach Auffindung des Seeweges um das Cap der guten Hoffnung nach Indien, glücklich in den Tejo eingelaufen, als der König Dom Manoel auch schon ein zweites, nach Indien bestimmtes Geschwader ausrüstete, und den Oberbefehl über dasselbe dem Fidalgo Pedro Alvarez Cabral ertheilte. Große Feierlichkeiten gingen der Abfahrt der Flotte, die am 9ten März stattfand, vorher. Cabral richtete ebenfalls seinen Lauf zuerst nach den Cap Verdischen Inseln, um sich daselbst mit den nöthigen Wasservorräthen zu versehen, und hielt sich dann westlich, die Stillen zu vermeiden, welche Diaz und Gama aufgehalten hatten. So geschah es, daß Stürme und Strömungen die portugiesische Escadre so weit westlich führten, — nach ihrer Schätzung 660—670 Legoas von den vorgenannten Inseln, — daß sie am dritten Osterfeiertage, den 21sten April, Massen von Seetang, die ersten Anzeichen des Landes, erblickten, und nachdem sie bereits am folgenden Morgen die ersten Vögel, „so man Fourabucho's nennt," gesehen, entdeckten sie an demselben Tage, Mittwoch Abends, den 22sten April, Land, „und zwar einen großen Berg, sehr hoch und zugerundet, und anderes Gebirge südlich von ihm, und Ebenen voll Waldung." Diesen Berg nannte

Cabral: Monte Pascoal (Osterberg), und das Land, welches er für eine Insel hielt: Ilha da Vera Cruz (vom wahren Kreuze) *).

Am 23sten April ankerten hierselbst die Portugiesen einer Flußmündung gegenüber, sahen sich aber am folgenden Morgen genöthigt, des stürmischen Wetters wegen, Segel zu setzen. Sie steuerten 10 Legoas nordwärts die Küste entlang, und liefen hier, unter 16° 27′ südlicher Breite, in einen großen, sichern Hafen ein, den sie „Porto Seguro" nannten, welchen Namen er noch bis auf den heutigen Tag führt. Nach kurzem Aufenthalte, und nachdem einige Male am Lande Messe gelesen, dabei den Wilden zinnerne Kreuzchen um den Hals gehängt und ein großes Kreuz am Strande aufgerichtet worden, setzte Cabral am 5ten Mai die Reise um's Cap nach Calicut fort, schickte aber Gaspar de Lemos mit der Kunde dieser unerwarteten Entdeckung gleichzeitig nach Lissabon ab. Vier Schiffe von Cabral's Geschwader gingen auf dieser Fahrt um's Cap verloren, und mit ihnen der Entdecker des Vorgebirges der guten Hoffnung, Bartolomeo Diaz, selbst.

Schon im folgenden Jahre, 1501, sendete König Dom Manoel den Amerigo Vespucci, welchen er für seine Dienste von Castilien gewonnen, mit drei Segeln nach dem neuen Lande, dessen Küsten dieser unter 5° südlicher Breite (bei Cabo Roque) zuerst erblickte, und bis zum 52° südlicher Breite (etwa bis zur Einfahrt der Magelhães-Straße) verfolgte.

---

*) Vergl. den Bericht des Pedro Vaz de Caminha an den König Dom Manoel über die Entdeckung Brasiliens in v. Feldner's Reisen ꝛc., Th. II. pag. 159—200. — Nach Southey, History of Brazil, nannten die Portugiesen Brasilien zuerst: „Ilha da Santa Cruz."

Nur noch 4° weiter nach Süden, und die Südspitze Amerika's wäre schon damals entdeckt gewesen *)!

Gleich anfänglich hatten die Portugiesen bei einer Landung unter 8° südlicher Breite, in der Gegend des heutigen Pernambuco, den gräßlichen Anblick, einen ihrer Landsleute vor ihren Augen braten und auffressen zu sehen; — gewiß ein trauriges Schauspiel! und noch betrübender, daß jetzt, nach drei Jahrhunderten, bei einigen Völkerstämmen Brasiliens jene schreckliche Sitte noch fortbesteht! — Sechszehn Monate dauerte diese erste Reise, auf welcher Amerigo Vespucci wohl Pinzon's Cabo de Consolacion, dem er den Namen S. Agostinho gab, aber weder den Hafen von Porto Seguro, noch das von Cabral aufgerichtete Kreuz wieder auffand. Dagegen soll er, nach Einigen, schon damals die Bahia de Todos os Santos entdeckt haben, wovon jedoch Southey in seinem berühmten Werke über die Geschichte Brasiliens nichts erwähnt.

Bereits im Jahre 1503 wiederholte Vespucci die Fahrt, und gründete unter 18° südlicher Breite und 35° westlich vom Meridian von Lissabon (auf der Höhe der Abrolhos, in Espirito Santo), die erste Niederlassung auf brasilianischem Boden. Er erbaute hier ein Fort, dem er 24 Mann, die einzigen Geretteten von der Mannschaft seines verloren gegangenen Admiralschiffes, als Besatzung, und 12 Kanonen zur Vertheidigung gab.

Kaum war die Südsee von den Spaniern entdeckt worden, als dieselben auch sogleich ein Geschwader absendeten, um den Zusammenhang derselben mit dem Atlantischen Ocean zu erforschen, besonders aber, um den Portugiesen hierin zuvorzukommen. Bei dieser Gelegenheit geschah es, daß Juan Diaz

---

*) Cap Hoorn liegt unter 55° 58′ 40″ südlicher Breite.

de Solis im Jahre 1515 durch Zufall die Mündung des La Plata entdeckte, dessen Ufer sehr bald von den Spaniern colonisirt wurden. Auch die Franzosen suchten schon in dieser ersten Zeit Handelsverbindungen mit Brasilien anzuknüpfen; und Franzosen waren es, nach Southey, welche die herrliche, unter 13° südlicher Breite gelegene Bahia de Todos os Santos im Jahre 1516 auffanden, von der jedoch die Portugiesen unter Christovão Jaques fast gleichzeitig und dauernd Besitz nahmen.

In den ersten dreißig Jahren nach der Entdeckung der Ilha da Vera Cruz zeigten die Portugiesen wenig Interesse für das neue Land; sie scheinen jährlich nur zwei Schiffe mit Auswanderern dahin gesendet zu haben, die Holz und Papagaien als Rückfracht nahmen. Erst nach Ablauf dieser Zeit schritt Dom João III. dazu, die Colonie in Capitanias zu theilen, deren jede eine Küstenstrecke von 50 Legoas erhalten sollte, was jedoch nachher nicht so genau befolgt wurde. Viele und große Ländereien, die sich bis 50 Legoas weit in's Innere erstreckten, wurden an einzelne Familien und Personen als Kronlehne (zu Manneslehn) vergeben, und zwar mit fast unumschränkter Herrschaft, selbst über die Eingebornen. Da das von Madeira hier eingeführte Zuckerrohr trefflich gedieh, legten sie Zuckerplantagen an, welche sie neben den einheimischen Sklaven, die man sich durch Sklavenjagden oder durch Gefangennehmung im Kriege verschaffte, durch Negersklaven aus Congo oder Angola bebauen ließen. Gleichzeitig führten sie Schleichhandel mit europäischen Manufacturwaaren nach den spanischen Silberländern.

Im Allgemeinen fand die Colonisation nur wenig Anklang bei den Portugiesen, da theils die ersten Ansiedelungen nicht den

schnellen und guten Fortgang hatten, den man erwartete, theils die gleichzeitigen, wichtigeren und umfassenderen Eroberungen alle Blicke nach Indien und Afrika lenkten, wo Gold und Edelsteine die Colonisten anzogen, die das als arm gewähnte Brasilien allerdings noch nicht darbot. Daher verstanden sich denn nur die verwiesenen Juden und Verbrecher, obgleich, namentlich die letztern, ungern dazu, nach Brasilien auszuwandern, weil ihnen hier nicht, wie in Indien durch die blutigen, ruhmvollen Kriege, die Gelegenheit wurde, sich durch Auszeichnung vor dem Feinde wieder „rehabilitiren" zu können.

Wenngleich das neue Land arm an kostbaren Mineralien war, so zeigte es dagegen eine große Mannigfaltigkeit und Fruchtbarkeit an Producten des Pflanzenreichs. Namentlich war es ein Farbeholz, das zuerst die Aufmerksamkeit der neuen Besitzer in hohem Grade auf sich zog. Amerigo Vespucci hatte dasselbe bereits nach Portugal gebracht, und nannte es: „Vereino." Auch schon früher kannte man ein Farbeholz unter dem Namen „Brasil," „Bresil" und „Bresilje," welches man aus Ostindien holte, wo es, nach einem älteren nubischen Erdbeschreiber, der es „Batram" nennt, auf Sumatra wächst. Sei es nun, daß man jenen ostindischen Namen auf das in Südamerika gefundene Farbeholz übertrug, oder daß, wie Andere vermuthen, das Holz des Ibiripitanga, welches diese glühendrothe Farbe giebt, vom Worte „braza," (glühende Kohle oder Feuerglut,) oder dem französischen „brasiller," (einen Feuerschein von sich geben,) seinen Namen entlehnte, — gewiß ist jedenfalls, daß dieses Farbeholz schon sehr früh den Namen „Brasil" führte, und daß hieraus der jetzige Name des Landes „Brasil" (Brasilien), und zwar schon zur Zeit des Königs Dom Manoel, entstanden ist. Im Jahre 1530 nannte der

Engländer William Hawkins, der dies Land besuchte, und einen eingebornen König mit nach London zurückbrachte, dasselbe „Brazil." Hundert Jahre später führte noch ausschließlich der mittlere Theil Brasiliens, wo die ersten Niederlassungen lagen, diesen Namen.

In dem vorerwähnten Jahre 1530 legte Duarte Coelho Pereira an der Stelle, wo früher eine französische Factorei gestanden hatte, den ersten Grund zu dem nachmaligen Pernambuco. Bei dem Anblick der Stätte soll er entzückt ausgerufen haben: „O linda situaçam para se fundar huma Villa!" („Welch' schöne Lage, um eine Stadt zu gründen!") und daher der Name Olinda entstanden sein. In diese Zeit (1531) fällt auch die Anlage der ersten größeren und festeren Niederlassung in dem südlichen Theile von Brasilien, die Gründung von S. Vicente an dem schönen Golfe von Santos, durch den Generalcapitain Martim Affonso de Souza, derselbe, der, wie wir gesehen, in dem nämlichen Jahre die Bucht von Rio de Janeiro auffand. Er pflanzte das Zuckerrohr, und führte die Viehzucht ein. — Weniger glücklich war der Fidalgo Pedro de Goes, der, ebenfalls im Jahre 1531, ein Land von 30 Legoas Küstenausdehnung zwischen S. Vicente und Espirito Santo angewiesen erhielt. Er segelte zur Mündung des Parahyba do Sul, wo er die Goaytacazes fand, mit denen er zwei Jahre in Frieden lebte, dann aber mit ihnen in Krieg gerieth und durch sie vertrieben wurde. — Zehn Jahre später fällt die kühne Fahrt des Spaniers Francisco Orellana, der zuerst auf dem Rio das Amazonas von Peru bis zur Mündung hinabschiffte. Doch hiervon mehr an einem andern Orte.

Wir kommen jetzt zu einer Hauptbegebenheit in der Geschichte Brasiliens. Bisher fehlte es den Bestrebungen der

Portugiesen in Südamerika an Einheit, den vielen Generalcapitainen an einem gemeinsamen Oberhaupte, dem Lande an einem Mittelpunkte. Diesem Mangel abzuhelfen, schickte Dom João III. Thomé de Souza als seinen Statthalter (Capitão Geral) nach Brasilien, bekleidete ihn mit richterlicher und bürgerlicher Gewalt, und setzte ihn über alle Generalcapitaine. Gleichzeitig befahl er, an der großartigen Bahia de Todos os Santos die neue Hauptstadt Brasiliens zu erbauen, und nannte sie: S. Salvadör. Thomé de Souza langte Anfangs April 1549 am Orte seiner Bestimmung an. Auf drei Schiffen führte er 1000 Mann (wovon 400 Degradados, Verbrecher) mit sich hinüber; das Geschwader befehligte der von den Goaytacazes verjagte Pedro de Goes. Doch wichtiger als all' dieses Kriegsvolk und all' diese Reisige war ein kleines, bescheidnes Häuflein von sechs Männern, das den General-Gouverneur von Portugal aus begleitete, — die ersten Jesuiten nämlich, die den Boden Brasiliens betraten, an deren Spitze der Pater Manoel de Nobrega als der vornehmste und ausgezeichnetste stand. Dom João III., in seinem Herzen ein frommer, wenn auch bigotter Monarch, dachte vor allem daran, seine neuen heidnischen Unterthanen der Wohlthaten des Christenthums theilhaftig werden zu lassen. Als Freund und Verehrer Loyola's und eifriger Beschützer der Gesellschaft Jesu, eröffnete er derselben mit Freuden die weiten Grenzen seines überseeischen Reiches, und lud sie ein, die hirtenlosen Heerden zu weiden, die noch in der Nacht des Unglaubens einherzogen, die finsterer war selbst wie der Schatten ihrer endlosen Urwälder! — Der mehr als hundertjährige Aufenthalt der Jesuiten in diesem Lande war für dasselbe nicht ohne heilsame Folgen. Mit eiserner Beharrlichkeit wirkten sie hier für die Erziehung

der Jugend, nahmen sich der armen, unterdrückten und zertretenen Eingebornen an, und schützten dieselben gegen die grausamen Verfolgungen und die Sklaverei der Portugiesen. Dabei suchten sie den Indianern Vertrauen einzuflößen, sie an feste Wohnsitze zu gewöhnen und nach und nach zu civilisiren, ja die früheren Heiden und ihre Nachkommen in eine tüchtige Wehr gegen ihre noch wilden Nachbarn umzuschaffen. Mit jedem Jahre breiteten sie das Netz ihrer Missionen weiter und weiter aus, Menschlichkeit und Cultur in Gegenden tragend, wo ohne ihr Zuthun vielleicht heute noch die Wilden sich unter einander befehden und auffressen würden. Auf der anderen Seite aber ist nicht zu leugnen, daß die Motive ihrer Handlungsweise wohl nicht immer die reinsten gewesen sein mögen; auch war ihr schädlicher Einfluß in so fern nicht zu verkennen, als sie dem Geist der weißen Bevölkerung Fesseln anlegten, die Eingebornen mehr oder weniger in der Unmündigkeit zu erhalten wußten, und die freiere Entwickelung des Volkes niederzuhalten verstanden. Was nun endlich ihr Wirken, vom christlichen Standpunkte aus betrachtet, anbelangt, so fragt es sich, ob sie bei ihren Bekehrungen auf das Aeußere, auf die Form, oder auf den Geist sahen, und da mag es denn allerdings wohl schon damals mit der Heidenbekehrung nicht sehr viel besser gegangen sein, als heute noch in vielen Gegenden Brasiliens, wo die Taufe rein zu einem Unterwerfungsact unter die Krone herabgewürdigt wird, und von einer Belehrung über die Bedeutung derselben keine Rede ist! —

Stadt und Festung S. Salvadör stiegen schnell aus der Erde empor; die Tupinambas, der mächtigste Stamm der Ureinwohner, der einen großen Theil der Küste inne hatte, half selbst an dieser seiner Zwingherrin bauen! — so daß

bereits im Jahre 1552 der erste für Brasilien ernannte Bischof, Dom Pedro Fernandez Sardinha, seinen Sitz in Bahia nehmen konnte. —

Werfen wir jetzt einen flüchtigen Blick auf die Ureinwohner Brasiliens! — Ein Chaos von Namen und sich widersprechenden Angaben tritt uns beim Ueberschreiten der Grenzen dieses unsichern Gebiets entgegen, wir fühlen den geschichtlichen Boden unter unsern Füßen wanken! — Als die Portugiesen Brasilien entdeckten, bewohnten Völker eines Stammes fast ausschließlich die Ostküste des Landes. Dies waren die unter sehr verschiedenen Namen vorkommenden Tupi-Völker, deren gemeinsame Sprache heute noch den Küstenbewohnern von S. Paulo bis Pará verständlich ist. Die Jesuiten zogen in ihrem Verkehr mit den Eingebornen großen Nutzen aus dieser, wegen ihrer allgemeinen Verbreitung sogenannten lingoa geral *), und haben uns unter andern die vortreffliche, von dem Pater Jozé de Anchieta verfaßte Grammatik derselben hinterlassen. Zu dem Tupi-Stamme gehörten, neben vielen andern, die Tupinambas (Tupinambazes) und die Tamóyos in der Provinz Rio de Janeiro. Einer der wenigen, vielleicht der einzige fremde Stamm, der an der Ostküste zwischen den Völkern der „lingoa geral" wohnte, waren die oben angeführten Goaytacazes. Die Ebenen des untern Parahyba do Sul, wo jetzt die Stadt S. Salvadór steht, heißen bis auf den heutigen Tag nach ihnen „os Campos dos Goaytacazes." Von diesem jetzt längst verschollenen Volke scheinen die Coroados, die Coropós **),

*) Southey, History of Brazil, Vol. I. pag. 225. Spix und Martius, Th. III. pag. 1093.

**) Southey, Vol. III. pag. 599 u. ff.

und vielleicht auch die Puris *) herzustammen, die heute noch in der Nähe des genannten Flusses angetroffen werden. — Bei den Tupi-Völkern fanden die ersten Europäer noch die Sage vor, daß diese große Nation vom Innern gegen die Küste gezogen sei, und ein anderes großes Volk, die Tapuyas, dessen Horden vor ihnen die Küste innegehabt hätten, vom Meeresstrande nach dem Innern zurückgedrängt habe. Während nun die Tupi-Stämme durch die Verfolgungen der Portugiesen allmälig immer mehr gelichtet wurden, sammelte sich eine große Volksmenge der Tapuyas im Innern an, parallel mit dem Küstenstriche von der Mündung des Rio de S. Francisco bis Cabo Frio, und überschwemmte auf's neue die Küstengegenden unter dem gefürchteten Namen der Aymorés. — Eine andere Meinung macht die Aymorés, die Vorfahren der Botocudos, — welche uns der Prinz von Wied im zweiten Bande seines berühmten Werkes über Brasilien so ausführlich und auf eine so höchst interessante Weise beschrieben hat, — zu einem Volke des Südens, was ihre größere Statur bestätigen soll, und findet in ihrer Sprache so bedeutende Verschiedenheiten von den Tapuyas, daß sie ihnen jede Verwandtschaft mit denselben abspricht. — Dies ist die Meinung Southey's, dessen Angaben wir bis jetzt gefolgt sind **). Der portugiesische Schriftsteller Vasconcellos theilt, im Gegensatz zu dem Gesagten, alle Völkerschaften Brasiliens in zwei Classen, in Indios mansos (zahme Indier) und Tapuyas, d. h. wilde, den Europäern feindliche Horden. Zu den erstern rechnet er alle Tupi-Völker, zu den letztern, deren Sprachen übrigens unter sich sehr

*) v. Feldner's Reisen u. s. w., Th. I. pag. 38.

**) Southey, Vol. I. pag. 281 u. 378.

verschieden sind, alle übrigen *). Somit fallen denn auch die Goaytacazes **) und die Aymorés mit ihren Abkömmlingen unter diesen Begriff, der mit der Zeit immer mehr ausgedehnt wurde. — In einem andern Punkte jedoch vereinigen sich all' die verschiedenen Meinungen, nämlich darin, daß die wilden Horden im Verlaufe der Zeit vor den Verfolgungen und Sklavenjagden der Portugiesen immer mehr und mehr von den Küsten gegen das Innere zurückgewichen sind, und daß namentlich die letzten Spuren der Tupi-Völker sich jetzt tief landein, an den Ufern des Amazonenstroms, vorfinden ***). Wahrlich, eine seltsame Erscheinung! Welche endlose, mühevolle Völkerwanderung, so in kleinen Horden den mit undurchdringlichem Urwalde bedeckten Continent mit Weib und Kind quer zu durchziehen! Welcher Gegensatz zu den Reiterschaaren der Hunnen, Gothen und Tartaren! —

Doch wir sind dem Laufe der Ereignisse um Vieles vorausgeeilt; nehmen wir daher den Faden der Geschichte wieder auf. — Der Ausgang der Expedition Villegagnon's, die Vertreibung der Franzosen von der Inselveste im Golfe von Nitherohy ist schon früher erwähnt worden; ebenso, daß der Ueberrest derselben sich mit den Tamóyos gegen die Portugiesen verband und dieselben viele Jahre hindurch bekriegte. Zu diesem Unheile für Brasilien gesellte sich ein neues, nämlich der

*) Southey, Vol. I. pag. 378 Anm. — Spix und Martius, Th. II. pag. 752. — Maximilian Prinz zu Wied-Neuwied, Reise nach Brasilien ꝛc., Th. I. pag. 28 u. 35. — Denis, Résumé de l'histoire du Brésil, pag. 10 — 39.

**) Maximilian Prinz zu Wied-Neuwied, Reise u. s. w., Th. I. pag. 119 u. ff.

***) Spix und Martius, Th. I. pag. 213 — 215, und Th. III. pag. 1061. — Denis, Résumé de l'histoire du Brésil, pag. 36.

erste wüthende Einfall der, die erdrückten Tupi-Völker vor sich her schiebenden Aymorés in die portugiesischen Niederlassungen in Ilheos und Porto Seguro (1560). Ein schweres, finsteres Geschick hing wie ein düsteres Gewölk über Brasilien, bis der Sieg des S. Sebastians-Tages, 1567, dasselbe zertheilte. Die Sieger, Mem de Sa und sein treuer Gefährte Nobrega, der, wo es galt, gleich allen Gliedern seines Ordens, keine Gefahr kannte und stets willig das Leben in die Schanze schlug, gründeten in demselben Jahre Rio de Janeiro, und nannten es, ihrem sieggebenden Schutzpatron zu Ehren, S. Sebastião. — Drei Jahre später, nach dem Tode jener beiden großen Männer, wurde Brasilien in zwei General-Capitanien getheilt; Luiz de Brito erhielt den Norden mit S. Salvadór, und Dom Antonio Salema den Süden mit der Hauptstadt S. Sebastião. Diesem Letztern war es vorbehalten, den vereinigten Franzosen und Tamóyos den Todesstoß zu geben. Acht bis zehntausend Mann blieben auf dem Platze oder wurden gefangen genommen. Die Doppelherrschaft dauerte, zum Glück für die Colonie, nicht lange, denn schon nach wenigen Jahren ging eine Generalcapitainsstelle ein.

Die Vereinigung Portugals mit Spanien (1580) hatte, wie für das Mutterland, so auch für seine Colonien und Brasilien die traurigsten Folgen; ja, Spanien schien recht absichtlich diese große und schöne Besitzung seines unterjochten Nebenbuhlers zu vernachlässigen. Außerdem sah sich Brasilien, als spanische Colonie, bald von den Feinden seines neuen Herrn bedroht und gebrandschatzt! — Englische Freibeuter, unter Fenton, Withrington, Cavendish und Lancaster, trieben in den letzten Jahrzehenden des sechszehnten Jahrhunderts mit mehr oder weniger Glück ihr Wesen an seinen Küsten.

S. Vicente, Santos, das Reconcavo (Bahia) und Recife (Pernambuco) wurden von ihnen verheert, während im Anfange des siebzehnten Jahrhunderts (1612) Franzosen unter Rasilly und Ravardière sich in Maranhaõ festsetzten, und dort auf einer Insel an der Meari-Mündung eine Stadt anlegten, die sie, ihrem Könige zu Ehren, St. Louis nannten, die aber schon drei Jahr darauf der Portugiese Jeronymo Albuquerque eroberte. In demselben Jahre gründete der Capitaõ Mor Franeisco Caldeira de Castello Branco, Nossa Senhora de Belem (das heutige Pará), am südlichen Ausflusse des Rio das Amazonas. Einige Jahre früher (1608) war bereits Ceará zu einer Capitanie erklärt worden. —

Doch diese geringen Fortschritte der Colonisation konnten Brasilien nicht für die Verluste entschädigen, welche ihm aus dem nun folgenden Kriege mit Holland, dem gefährlichsten Feinde Spaniens und seiner Colonien, erwuchsen. Kaum hatte sich 1622 die holländisch-westindische Compagnie gebildet, als sie auch schon zwei Jahr darauf einen Hauptschlag gegen Brasilien führte. Die Namen Willekens, Piet Hein und Vandort finden wir an der Spitze der See- und Landstreitkräfte, die ihren Lauf auf Bahia richteten, und sich fast ohne Schwertstreich S. Salvadörs bemächtigten. Schon der folgende März erblickte eine spanisch-portugiesische Flotte, unter Don Fadrique de Toledo und Dom Manoel de Menezes, von 66 Schiffen mit 12,000 Mann Landungstruppen an Bord, vor der Bahia de Todos os Santos, eine Armada, so groß, wie noch keine vor ihr je die Linie passirt hatte. Trotzdem, daß die Holländer die Werke von S. Salvadör bedeutend verstärkt hatten, trotz der 92 Geschütze auf den Wällen — das neue Fort am Strande schoß glühende Kugeln — und der 10 Kriegsschiffe

im Hafen, sahen sie sich durch eine unter den Truppen der Besatzung ausgebrochene Empörung bald gezwungen, dem Feinde die schöne Eroberung zurückzugeben. — Nicht lange, so erschien die holländische Flagge wieder siegreich in diesen Gewässern; der kühne Piet Hein lief zweimal in die Bai von S. Salvadōr (1626), trotz des stärksten feindlichen Feuers, hinein, und zwar das erstemal mit seinem Admiralschiffe allein, das dabei zu Grunde ging, aber durch die Wegnahme von 12 feindlichen Fahrzeugen sattsam gerächt ward. Auf der Heimkehr fiel die Silberflotte Mexico's in seine Hände. — Vier Jahre später vereinigte Holland eine neue, mächtige Expedition bei den Inseln des Cabo Verde unter Hendrik Loncq und dessen Admiral, Peter Adrian, die einen zweiten Hauptschlag gegen Brasilien führen sollte; — sie bemächtigte sich Pernambuco's (1630), das von jetzt ab der Hauptwaffenplatz der Holländer wurde. Im Laufe der nächsten fünf Jahre fielen die Provinzen Pernambuco (Itamaráca), Paraḥyba und Rio grande do Norte in ihre Hände; auch Porto Calvo in Alagóas hatten sie besetzt, aber wieder verloren.

In diesem Zustande fand Graf Johann Moritz von Nassau die holländischen Besitzungen in Brasilien, als er im Jahre 1637 hier den Oberbefehl für die Vereinigten Niederlande übernahm. Er bemächtigte sich sogleich Porto Calvo's wieder, gründete Fort Moritz am S. Francisco, machte einen Einfall in die Provinz Sergipe del Rey und unterwarf noch in demselben Jahre die Provinz Ceará. Mit eben solcher Thätigkeit und so glücklichem Erfolge unterzog er sich in der Zwischenzeit, die er meist in Recife zubrachte, den wichtigen Geschäften der Landesverwaltung. Dem völlig gesetzlosen Zustande der Colonie, dem zügellosen Leben der

Einwanderer wurde ein Ende gemacht, und den vielfältigen Betrügereien, den groben Mißbräuchen gesteuert, durch welche die Einkünfte des Landes bisher geschmälert worden waren. Die verlassenen Zuckerpflanzungen wurden als Staatseigenthum erklärt und verkauft, Anbau und Colonisation auf jede Weise begünstigt, ja selbst die verjagten Portugiesen aufgefordert, ihr früheres Eigenthum, jedoch unter holländischer Botmäßigkeit, wieder in Besitz zu nehmen. Städte, Festungen und Brücken wurden angelegt, Kirchen und Paläste erbaut, Gärten und Plantagen entstanden, — besonders viel geschah für Pernambuco, — während auf der andern Seite der große Statthalter mit eben so regem Eifer für Kunst und Wissenschaft wirkte.

Wenn auch im Jahre 1638 das Kriegsglück dem Grafen weniger hold als in dem vorhergehenden war, — seine Pläne auf S. Salvadōr scheiterten nämlich nach vierzigtägiger Belagerung gänzlich, — so konnte er dennoch mit Stolz und Wohlgefallen hinblicken auf die mächtige Colonie, die, Dank seinem starken Arme, bereits über sechs Provinzen: Sergipe, Alagóas, Pernambuco, Parahyba, Rio grande do Norte und Ceará ihre Macht ausbreitete. Der Krieg ward von jetzt an mehr zur See als zu Lande geführt, und bestand meistentheils in einem Verheeren der gegenseitigen Küstenstriche und Hafenorte, bis 1640 ein großes, unerwartetes Ereigniß, die Trennung Portugals von Spanien, demselben für einige Zeit ein Ende machte. Joaõ IV. von Braganza schloß nämlich, bald nachdem er den Thron Portugals bestiegen hatte, mit den Holländern einen Waffenstillstand auf zehn Jahre, den diese jedoch bereits 1641 durch die Wegnahme von S. Luiz de Maranhaõ brachen. — Der Graf von Nassau hatte kurz vor

seiner Abberufung, 1644, noch den Schmerz, diesen wichtigen Platz den Portugiesen überlassen zu müssen. Mit der Abreise des Grafen fehlte der holländischen Niederlassung das mächtige Haupt, der starke Arm; an die Stelle der weisen Mäßigung, mit der jener große Statthalter das Land regiert hatte, traten Erpressungen aller Art, welche die Beamten der Compagnie sich erlaubten, und welche, im Verein mit dem Religionshaß gegen die ketzerischen Holländer, die Portugiesen allmälig zur Empörung reizten. So brach denn schon im folgenden Jahre ein allgemeiner Aufstand in dem holländischen Brasilien aus, an dessen Spitze Joaõ Fernandez Vieira stand, mit dem sich bald auch der neue General-Gouverneur Francisco Baretto de Menezes verband. Das Glück wandte den Holländern von nun an den Rücken. Einen Hauptstoß gab aber ihrer schon schwankenden Sache die unglückliche Schlacht in den Bergen von Guararapi bei Pernambuco, 1648, und nachdem sich zu all' diesem Unglück in Südamerika noch der mit Cromwell begonnene Krieg gesellt hatte, sahen sie sich mit dem Verluste ihres Hauptplatzes Recife, 1654, gänzlich aus Brasilien verjagt. Doch überließ Holland alle seine Ansprüche auf dieses Land der Krone Portugal erst im Haager Tractat, 1661, nachdem es unterdessen reiche Eroberungen in Ostindien gemacht hatte, gegen eine Summe von vier Millionen Cruzaden.

Wenn auch durch Auferlegung von Frohndiensten mancherlei Aufregungen unter den Eingebornen entstanden, und die Anlegung der, den Schleichhandel begünstigenden Colonie S. Sacramento am Rio de la Plata, Buenos-Ayres gegenüber (1679), zu langwierigen Zwistigkeiten mit Spanien führte, so kehrte doch endlich, nach Unterdrückung der dreißigjährigen

holländischen Invasion, einigermaßen die Ruhe in Brasilien wieder ein. Mit ihr trat ein mächtiges Interesse, das lange im Hintergrunde gestanden, von Neuem hervor, nämlich die Erforschung der Schätze, welche das Innere des Landes barg. — Bisher waren es die Paulistas gewesen, — eine aus Weißen und Eingebornen und Abkömmlingen von beiden (Mamelucos) gemischte Bevölkerung, die in der Umgegend von S. Paulo eine Art von unabhängiger Republik bildete, — welche, nach Gold suchend, das Innere durchstreiften und bis zu den Grenzen von Mato Grosso und Goyaz vorgedrungen waren. In dem letzten Jahrzehend des siebzehnten Jahrhunderts begann nun ebenfalls die portugiesische Regierung, und zwar nicht ohne Hoffnung auf günstigen Erfolg, zu demselben Zwecke Expeditionen in's Innere des heutigen Minas zu senden. Eine derselben traf mit einer Schaar Paulistas zusammen, und wie es scheint, entdeckten beide Expeditionen gleichzeitig, fast gemeinschaftlich die reichhaltigen Goldlager, welche eine so bedeutende Quelle des Reichthums für Brasilien wurden. Nach langen Kämpfen zwischen Portugiesen und Paulistas gelang es endlich im Jahre 1709 der Regierung, die neue Capitanie von Minas Geraes und S. Paulo zu gründen, aus der jedoch erst im Jahre 1720 zwei besondere Capitanien gebildet wurden.

Seit der Vertreibung Villegagnon's war Rio de Janeiro von Kriegsstürmen und fremder Invasion verschont geblieben; da nahmen jetzt, nach mehr als 140 Jahren, die Franzosen ihre Absichten wieder auf. Im Jahre 1710 ankerte Mr. du Clerc an der Barre von Guaratyba, 27 See- (etwa $6\frac{3}{4}$ deutsche) Meilen westlich von der Einfahrt der Bai von Rio de Janeiro, schiffte sich mit einigen tausend Seesoldaten aus, und marschirte sieben Tage lang durch die Wälder gerade

auf die Hauptstadt. Er drang von der Westseite in Rio ein, ward aber überwältigt und gefangen genommen. — Bereits am 12ten September des folgenden Jahres *) forcirte der berühmte du Guay Trouin, vom Nebel begünstigt, mit 7 Linienschiffen und 4 Fregatten die Einfahrt von Rio de Janeiro, jedoch nicht ohne bedeutenden Verlust, den er selbst auf 300 Mann angiebt. Er bemächtigte sich am folgenden Morgen, nachdem er die Nacht hindurch die Stadt bombardirt hatte, mit 500 Mann der Ilha das Cobras, landete dann noch 2750 Mann Truppen und Seeleute, und errichtete sogleich eine Batterie auf der Insel, ja die Unthätigkeit des portugiesischen Gouverneurs, Francisco de Castro de Moraes, erlaubte ihm sogar, eine andere auf einer Halbinsel am Ufer selbst anzulegen. In der Nacht vom 20sten zum 21sten September eröffnete er, während eines heftigen, von Gewittern begleiteten Sturmes, ein so mörderisches Feuer auf die Stadt, daß er sich bereits mit Tagesanbruch ohne Schwertstreich im Besitz derselben sah.

Wohl erkannte du Guay Trouin die Schwierigkeit seiner Lage und die Unmöglichkeit, sich, trotz der eiligen Capitulation sämmtlicher Forts, mit seinem kleinen Häuflein auf die Dauer hier behaupten zu können; dennoch wollte er die Bai nicht verlassen, ohne alle Früchte seines Sieges gepflückt zu haben. Es gelang ihm, den schwachen portugiesischen Gouverneur, der eine Meile von der Stadt ein verschanztes Lager bezogen hatte, durch Drohungen dahin zu bringen, daß derselbe eine sehr bedeutende Contribution zu zahlen sich verpflichtete. Der Vertrag wurde redlich erfüllt, obgleich schon am Tage nach dem

*) Vergl. Eugène Sue, Histoire de la marine française, Tom. V. pag. 304, und Southey, History of Brazil, Vol. III. pag. 113.

Abschlusse desselben bedeutende Verstärkungen im portugiesischen Lager, unter dem Befehle des Gouverneurs von S. Paulo und Minas, Antonio de Albuquerque Coelho de Carvalho, anlangten, welcher jeden seiner 1500 Reiter einen Infanteristen hinter sich hatte auf's Pferd nehmen lassen. Somit sahen die Franzosen sich genöthigt, Anfangs November wiederum sich einzuschiffen, und am 13ten November, mit reicher Beute beladen, die Bai zu verlassen.

Nachdem im Jahre 1728 die ersten Diamanten in der Provinz Minas aufgefunden worden waren, wurden die Bergwerke, die Gold- und Diamantenwäschereien, und die Erhebung des Zolles in den Handelsstädten und Stapelorten (Registos) des Innern, das Hauptaugenmerk der Regierung; wogegen aber für die Civilisation des Landes sehr wenig geschah. Die Jesuiten schnürten die Bande immer fester, mit denen sie die Einwanderer fesselten und die Eingebornen in der Unmündigkeit erhielten, während die reichen Großen auf den Ländereien, die ihnen die Krone verliehen hatte, mit immer steigender Willkür herrschten, und Abenteurer, mit Erlaubniß der Regierung, die Eroberung unbekannter Landstriche auf eigne Kosten unternahmen. Dies führte nicht allein zu mancherlei blutigen Kämpfen mit den Wilden (z. B. mit den Botocudos, 1767), sondern legte auch allmälig den Grund zu dem Hasse der gebornen Brasilianer gegen die Portugiesen.

Wir treten jetzt in die Zeit ein, wo der berühmte Minister Pombal in Portugal wirkte. Er war es, der die übermächtig gewordenen Jesuiten (1760) vertrieb, und 1763 den Sitz des Vicekönigs von Bahia nach Rio de Janeiro verlegte. Nach seinem Sturze und des Königs Dom Jozé Tode wurde, beim Friedensschlusse von S. Ildefonso, 1777, S. Sacramento

an Spanien überlassen, dagegen die Insel Sta. Catharina wieder erworben, und die Punta de Castillos, wie es schon einmal im Vertrage von Madrid, 1750, ausgemacht worden war, als südlichster Grenzpunkt Brasiliens festgesetzt.

Mit dem Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts, mit der Verlegung des Sitzes der königlichen Familie von Portugal nach Rio de Janeiro, beginnt eine neue Aera für Brasilien. — Als am 29sten November 1807 die Avantgarde des Marschall Junot auf den Höhen von Lissabon erschien, schiffte sich der Prinz-Regent Dom João (später Dom João VI.), der bekanntlich im Namen seiner wahnsinnigen Mutter, Dona Maria I., die Zügel der Regierung ergriffen hatte, in dem letzten Moment, der ihm noch blieb, auf einer Flotte von 8 Linienschiffen, 4 Fregatten und 12 Briggs nach Brasilien ein. Ein englisches Geschwader begleitete ihn. Nachdem ein Sturm die Flotte zerstreut und theilweise zum Einlaufen in Bahia genöthigt hatte, ankerte dieselbe am 7ten März 1808 glücklich auf der Rhede von Rio de Janeiro.

Mit der Ankunft der königlichen Familie ward plötzlich die Colonie von dem Gängelbande des Mutterlandes, von den Fesseln befreit, in denen Portugal dieses überseeische Feenland bisher gefangen gehalten hatte. Vor allem trug hierzu bei das berühmte, schon unterm 28sten Januar 1808 erlassene königliche Dekret, welches die seit hunderten von Jahren geschlossenen Häfen Brasiliens den Schiffen aller Nationen öffnete. Die Industrie wurde von nun an freigegeben, eine Nationalbank, ein Obertribunal für Justiz- und Finanz-Angelegenheiten errichtet, eine Akademie der Künste, eine andere der Medicin dekretirt, die erste Druckerpresse gegründet, die reichhaltigen Schätze der königlichen Bibliothek dem Studium des Publikums

dargeboten, mit einem Worte, wissenschaftliche Anstalten wurden in's Leben gerufen, und gleichzeitig in der Verwaltung und Gesetzgebung mancherlei Verbesserungen eingeführt. Das Nationalbewußtsein begann zu erwachen: neues, frisches, selbstthätiges Leben regte sich durch das ganze Land, der Wohlstand hob sich schnell, und die veralteten Sitten wurden abgelegt. Die Fremden, denen bisher das Betreten des brasilianischen Bodens fast gänzlich untersagt war, stellten sich jetzt in großer Zahl ein, ebenso sammelten sich Schwärme von vornehmen Portugiesen, unter ihnen auch mancher Glücksritter, um den Hof ihres angestammten Fürstenhauses, dessen Glanz der brasilianischen Prunkliebe schmeichelte, und dessen Freigebigkeit die Nation sehr für sich einnahm, wenn auch trotzdem auf der andern Seite die Eifersucht zwischen Brasilianern und Portugiesen mit jedem Tage zunahm. Ja, selbst die Erhebung Brasiliens zu einem Königreiche, gleich Portugal und Algarvien (1815), konnte dieser Eifersucht nicht gänzlich steuern, was der Aufstand, welcher 1817, — im zweiten Jahre der Regierung Dom João VI., der seiner Mutter Dona Maria I., 1816, gefolgt war, — in Pernambuco erregt, aber bald gelöscht wurde, auf's unzweideutigste bethätigte. Als zwei Jahre nach der Huldigung (Aclamação) des Königs (5ten Februar 1818), im August 1820, die Revolution in Portugal ausbrach, fand dieselbe jenseits des Oceans, — und wie konnte es wohl anders sein in einem Lande, das rings um sich her die altspanischen Colonien in vollem Aufruhr erblickte, des Beispiels nicht zu gedenken, das bereits im vorigen Jahrhundert die Vereinigten Staaten dem ganzen Continent von Amerika gegeben, — so mächtigen Anklang, daß bereits am 26sten Februar 1821 der Kronprinz Dom Pedro de Alcantara, 23 Jahr alt,

im Namen seines Vaters dem aufgeregten Volke der Hauptstadt die königliche Zustimmung zu der Constitution, welche die portugiesischen Cortes machen würden, erklärte, und Dom João VI. sich hierauf am 24sten April nach Lissabon einschiffte, nachdem er den Kronprinzen zum Regenten von Brasilien und zu seinem Statthalter ernannt hatte.

Der Prinz-Regent sah sich sehr bald in der verwickeltsten Lage. Die Provinzen, durch ein Decret der Cortes in Lissabon dazu aufgefordert, fingen an, mit denselben selbstständig zu verhandeln, so daß Dom Pedro factisch nur über Rio de Janeiro und die zunächst angrenzenden Provinzen zu gebieten hatte. Hierzu gesellte sich der Bankerott der Bank, und, um das Maß voll zu machen, erschienen immer neue Dekrete der Cortes, welche, aus Eifersucht auf das wachsende Ansehen des Prinz-Regenten, die wichtigsten, dem Lande vom Könige Dom João verliehenen Behörden und Anstalten aufhoben, Dom Pedro aufforderten, nach Portugal zurückzukehren, und sogar Truppensendungen nach Pernambuco und Rio befahlen. Diese übereilten und gewaltsamen Maßregeln reizten zum Widerstande, die Parteien traten sich immer schroffer gegenüber, und so bedurfte es nur noch von Seiten der Gewalthaber in Portugal des Verbotes der Waffen- und Munitionseinfuhr nach Brasilien, um die mächtige Colonie dahin zu bringen, daß sie sich gänzlich und für immer von dem Mutterlande lossagte! Dom Pedro ließ sich, am 3ten Mai 1822, von der Municipalität der Hauptstadt bewegen, an die Spitze des Aufstandes zu treten. Am 7ten September desselben Jahres, gerade auf einer kleinen Reise nach der Provinz S. Paulo begriffen, erklärte er an den Ufern des Rio Ypiranga Brasilien für unabhängig, und nahm an seinem Geburtstage, den 12ten October 1822, auf dem Campo de

Sta. Anna, den Titel eines „Emperador Constitucional e Defensor perpetuo do Brasil“ an. Bereits am 1sten December fand die Kaiserkrönung statt, während gleichzeitig eine Versammlung zusammen berufen wurde, um eine Constitution für das Reich zu entwerfen. Lord Cochrane, der früher die Flotte von Chili geführt hatte, wurde zum Uebertritt in brasilianische Dienste bewogen, denn eine Seemacht that dem neuen Staate vor allem Noth, um die Portugiesen von den Küstenplätzen zu vertreiben, das ausgedehnte Littorale für die Sache des Kaisers zu gewinnen, die Ruhe daselbst herzustellen, und das Land vor den Unternehmungen des Mutterlandes zu schützen. Cochrane organisirte in größter Eile ein Geschwader von 1 Linienschiff, 4 Fregatten, 1 Corvette und 2 Brandern, hißte seine Flagge auf dem Dom Pedro I. am 21sten März 1823, verließ Rio den 3ten April und kehrte den 9ten November wieder dorthin zurück, nachdem er die portugiesische Flotte geschlagen, Bahia, Maranhão und Pará dem Kaiser unterworfen und sich überzeugt hatte, daß die ganze Küste des Reichs von feindlichen Truppen gesäubert war.

Unterdessen hatte die constituirende Versammlung noch keineswegs den Verfassungsentwurf zu Stande gebracht; dagegen fing sie allmälig an, eine gefährliche Haltung, eine drohende Stellung der Regierung gegenüber anzunehmen, was den Kaiser veranlaßte, dieselbe am 13ten November gewaltsam aufzulösen. Schon am 26sten November ward eine neue Commission niedergesetzt, welche auch bereits Anfangs Januar 1824 einen vom 11ten December 1823 datirten Constitutionsentwurf dem Kaiser vorlegte, der mehr mit dessen Wünschen übereinstimmte, und am 25sten März von ihm beschworen wurde. Die meisten Provinzen traten der neuen Verfassung bei, nur der Norden

machte, durch Pernambuco's Beispiel verleitet, eine Ausnahme, indem mehrere Küstenprovinzen nördlich dieses Platzes sich erhoben, um eine „Confederaçaõ do Equador“ mit republikanischer Regierungsform zu bilden; doch General Francisco de Lima und Lord Cochrane stellten die Ruhe abermals bis zum November wieder her. Am 29sten August 1825 erfolgte der Friedensschluß mit Portugal, das nun auch seinerseits die Unabhängigkeit Brasiliens anerkannte.

Fast gleichzeitig zogen sich aber neue Wolken am politischen Himmel zusammen. In der Banda oriental (Montevideo) oder „Provincia Cisplatina,“ wie sie seit ihrer im Jahre 1823 erfolgten Einverleibung in das Kaiserreich genannt wurde, war ein Aufstand ausgebrochen, der zu einem Conflict mit dem benachbarten Buenos-Ayres führte, und zuletzt im Jahre 1825 in einen langwierigen, für Brasilien höchst kostspieligen und nicht eben glücklichen Krieg ausartete, der erst am 28sten August 1828 durch einen von England vermittelten Vertrag beendigt wurde, welcher die streitige Provinz für unabhängig erklärte, und ihr freistellte, sich nach Verlauf von fünf Jahren entweder an eine der beiden streitenden Parteien anzuschließen oder ein selbstständiger Staat zu bleiben. Montevideo (Uruguay) wählte später, wie es vorauszusehen war, das Letztere! —

Seitdem am 6ten Mai 1826 die erste Sitzung der Kammern stattgefunden hatte, deren Mitglieder bereits 1824 nach der neuen Verfassung gewählt worden waren, wiederholten sich diese Sessionen alljährlich bis zum Jahre 1830, ohne daß ein Budget festgestellt und Mittel gefunden worden wären, der immer drohender werdenden Finanznoth zu steuern. Dabei wurde die Stimmung unter den Vertretern der Nation der kaiserlichen Regierung mit jedem Jahre abgeneigter. Theils

glaubten die Mitglieder der Opposition sich selbst persönlich verletzt, theils die Constitution durch die Maßregeln, welche die Regierung bei Unterdrückung eines Aufstandes in Pernambuco ergriffen hatte, gefährdet. Man sprach seine Unzufriedenheit damit aus, daß die Armee noch immer, trotz des Friedens, auf der alten Stärke erhalten wurde; besonders aber mißbilligte man die verfehlte Sendung der Tochter des Kaisers, Dona Maria da Gloria, — zu deren Gunsten derselbe seine Ansprüche auf den portugiesischen Thron aufgegeben hatte, — nach Europa, und die Ausgabe der bedeutenden Summen, die in ihrem Interesse, und somit für eine rein portugiesische Angelegenheit, verwandt worden waren. Ja, man ging noch weiter: man beschuldigte den Kaiser Dom Pedro sogar, er sei in seinem Herzen mehr Portugiese als Brasilianer! —

Die Kammern wurden am 3ten September aufgelöst, aber auf den 8ten schon wieder zusammenberufen. Jetzt erst gelang es, das Budget festzustellen *)! Die Ausgaben wurden auf das Nothwendigste beschränkt, der Stand der Armee und der Flotte bedeutend herabgesetzt, und ein neuer Strafcodex erlassen. — Die liberale Partei hatte diesmal vollständig in

---

*) Der Gothaische genealogische Hofkalender für das Jahr 1846, giebt für das Rechnungsjahr vom 1sten Juli 1843 bis 1844, nach dem vom Finanzminister der Kammer der Abgeordneten vorgelegten Bericht,

die Ausgabe zu . . . . . 27,894,922,543 Reis,
die Einnahmen dagegen zu . . . . . 20,500,000,000 =

an, mithin blieb immer noch ein Deficit von . . 7,394,922,543 Reis.

Ein Durchschnitt der Jahre 1826 bis 1829 ergab als jährliche

Ausgabe . . . . . 19,271,645,000 Reis,
Einnahme . . . . . 13,808,928,000 =

wonach seit den letzten 15 Jahren eine bedeutende und fast gleichmäßige Zunahme in beiden Posten stattgefunden hat.

beiden Kammern die Oberhand gewonnen. Dazu kam noch die Nachricht von der französischen Juli-Revolution, welche nicht wenig dazu beitrug, die gefährliche Aufregung des Landes zu steigern. Besonders war es die Provinz Minas Geraes, wo sich die meisten Symptome der Unzufriedenheit zeigten, was den Kaiser bewog, an der Hand seiner zweiten Gemahlin — der liebenswürdigen Prinzessin Amélie von Leuchtenberg, mit der er sich im October 1829 ehelich verbunden hatte, drei Jahre nach dem Tode seiner ersten Gemahlin, der Erzherzogin Leopoldine, welche ihm einen Sohn und zwei Töchter hinterlassen — sich persönlich nach dieser Provinz zu begeben. Der kalte Empfang in Ouro Preto (früher Villa Rica) veranlaßte den Kaiser, nach kurzem Aufenthalte die Rückreise anzutreten. Die Rückkunft des Kaisers wurde von der portugiesischen Partei durch Festlichkeiten aller Art gefeiert, was zu Reibungen mit den Gegnern führte, welche jedoch den Kürzern zogen. Durch diese Niederlage ihrer Partei auf's höchste gereizt, versammelten sich zwanzig in der Hauptstadt anwesende Deputirte, und erdreisteten sich, in einer frechen Adresse dem Kaiser die heftigsten Vorstellungen zu machen. Die Entlassung des Ministeriums war die Folge; — aber gleichzeitig damit und trotz dieser Maßregel, offener Aufruhr in Minas, S. Paulo und Bahia! — In dem ganzen Reiche fanden die revolutionairen Tendenzen mit jedem Tage mehr Anklang, und bald waren auch die Offiziercorps und die Truppen von dem Geiste des Aufruhrs ergriffen. Dom Pedro erkannte das Verzweifelte seiner Lage, er sah ein, daß er von seiner Festigkeit allein Rettung zu hoffen habe. Am 6ten April löste der Kaiser das Ministerium auf, dessen Zusammensetzung ihm nicht genügte, und umgab sich mit ihm ergebenen Männern; — allein es war zu

spät! Volkshaufen versammelten sich auf dem Campo de Sta. Anna und verlangten die Wiedereinsetzung des verabschiedeten Ministeriums. Um sechs Uhr Abends begaben sich drei Friedensrichter nach dem Pallaste von S. Christovão und trugen dem Kaiser das Begehren des Volkes vor. „Er wolle Alles für das Volk, aber Nichts durch das Volk thun," war die kräftige Antwort Dom Pedro's, die aber zugleich das Signal zur Bewaffnung der aufrührerischen Massen und zum offenen Uebertritt des Militairs unter Anführung des Generals Francisco de Lima zu der revolutionairen Partei wurde. Hiervon durch einen Adjutanten des Generals in Kenntniß gesetzt, ergriff der Kaiser Nachts zwei Uhr die Feder, und schrieb aus eigener Bewegung folgende denkwürdige Worte, die er diesem Offizier einhändigte, nieder: „Indem ich Gebrauch von dem Rechte mache, welches mir die Constitution giebt, erkläre ich hierdurch, daß ich freiwillig zu Gunsten meines geliebten Sohnes Dom Pedro de Alcantara entsagt habe. Boa Vista *), den 7ten April 1831, im zehnten Jahre der Unabhängigkeit Brasiliens." — Hierauf entließ er seine Minister, ernannte Jozé Bonifacio de Andrada zum Vormunde seiner Kinder, und schiffte sich an Bord des englischen Linienschiffs Warspite **) ein, um nie wieder den Boden Brasiliens zu betreten! —

Noch an demselben Morgen ward der noch nicht sechsjährige Dom Pedro II. de Alcantara unter großem Jubel des Volks als Kaiser proclamirt, und eine neue, aus drei

*) Gewöhnlich S. Christovão genannt.

**) Die Ueberfahrt machte Dom Pedro am Bord der britischen Sechsundzwanzig-Kanonen-Fregatte „the Volage;" die französische Corvette „la Seine" begleitete ihn.

Mitgliedern bestehende Regentschaft ernannt. Dieser folgte im Jahre 1832 eine ähnliche, worauf 1835 der bekannte Diego Antonio Feijo und nach ihm dessen Nachfolger, 1838, Pedro de Araujo Lima zum alleinigen Regenten ernannt wurde. Durch einen Beschluß beider Kammern aufgefordert, erklärte sich Dom Pedro am 23sten Juli 1840 mündig, und berief nun selbst ein neues Ministerium, zu dessen Mitgliedern Aureliano de Souza e Oliveira Coutinho gehörte, der dem jugendlichen Monarchen freimüthig die Gefahren eröffnete, die seinem von Parteien zerrissenen Reiche durch die republikanischen Tendenzen und Bestrebungen der verschiedenen Regentschaften gedroht hatten.

Wie schwierig in der That die ernste Aufgabe des Kaisers ist, kann man schon allein aus den vielfältigen Aufständen ermessen, welche seit der Abdankung Dom Pedro's I. in den verschiedenen Provinzen des Reichs ausgebrochen sind, und die zur Zeit meiner Anwesenheit in Brasilien zum Theil noch fortdauerten. Im Jahre 1835 fand die schreckliche Indianer-Revolution in Pará statt, in demselben Jahre brach der Aufstand in Rio grande do Sul aus, 1837 war der Negeraufruhr in Bahia, 1839 die Revolte in Maranhaõ, und 1842 erhoben sich Minas und S. Paulo *). —

Zu den letzten wichtigen Ereignissen gehörte die Krönung des Kaisers am 18ten Juli, die Einsetzung des Staatsraths

---

*) Alle diese Bewegungen sind jetzt gedämpft! Der Ruhm, die Ruhe in Brasilien wiederhergestellt zu haben, gebührt vor allem dem General Baron Caxias, aus der Familie Lima e Silva stammend, der zuletzt auch 1845 die Revolution in Rio grande do Sul unterdrückte, und für deren glückliche Dämpfung am 25sten März desselben Jahres vom Kaiser zum Conde de Caxias erhoben wurde.

am 21sten November 1841, die Umarbeitung des Strafgesetzbuchs, und vor Allem die Verlobung des Kaisers mit der Prinzessin Therese von Neapel *).

Wir beenden hiermit unsere geschichtliche Skizze, die leider weit ausgedehnter ausgefallen ist, als es ursprünglich in unserer Absicht gelegen hat; doch glaubten wir diese historische Brücke aufführen zu müssen, um den Leser zu dem nächsten Tage hinüber zu führen, der ohne das Verständniß der Vergangenheit weniger Interesse für ihn haben dürfte. — Hier möchte auch wohl der Ort sein, um uns noch einige allgemeine Andeutungen in Bezug auf das überseeische Kaiserreich zu erlauben. Die Verfassung von 1824 erkennt vier Gewalten an: die legislative, welche von der aus dem Senate und der Deputirtenkammer bestehenden Generalversammlung ausgeübt wird, die moderative und die executive, welche sich allein in den Händen des Kaisers befinden, und endlich die richterliche Gewalt, welche von den andern völlig getrennt ist. — Außerdem besteht seit 1834 in jeder der achtzehn Provinzen **)

*) Das zur Abholung der jungen Kaiserin nach Neapel bestimmte Geschwader verließ Rio Anfangs März 1843. Die Procurationsheirath fand am 30sten Mai 1843, die wirkliche Vermählung aber zu Rio am 4ten September desselben Jahres statt. Durch die Geburt des Kronprinzen Dom Affonso Pedro, am 23sten Februar 1845, ist die Erbfolge im Mannesstamme gesichert; bis dahin war Dona Januaria, jetzige Gemahlin des Grafen von Aquila, die muthmaßliche Thronerbin. —

**) Die Namen der funfzehn Provinzen, welche die Küste berühren, sind von Süden nach Norden: S. Pedro oder Rio grande do Sul — Sta. Catharina — S. Paulo — Rio de Janeiro — Espirito Santo — Bahia — Sergipe — Alagoas — Pernambuco — Parahyba — Rio grande do Norte — Ceará — Pianhy — Maranhão — Pará; — und die Namen der drei Provinzen des Innern: Minas Geraes — Goyaz — Mato Grosso. —

eine Provinzialversammlung, die deren Particular-Interessen wahrzunehmen hat. Jede Provinz hat einen Präsidenten als Verwaltungschef an ihrer Spitze; ihre Unterabtheilungen werden Comarcas (Bezirke) genannt, und diese zerfallen wieder in Freguezias (Kirchspiele).

Die Grenzen des Reichs hier beschreiben zu wollen, würde uns zu weit führen; wir bemerken nur, daß sich Brasilien gegenwärtig von 33° 47′ südlicher bis 4° 17′ nördlicher Breite, und von 34° 47′ bis 69° 59′ westlich von Greenwich erstreckt, und einen Flächeninhalt von etwa 130,000 geographischen Quadratmeilen, der ungefähr drei Viertheilen von Europa gleichkommt, bedeckt, während seine Bevölkerung, wenn man die im Zustande völliger Wildheit lebenden Indianer nicht mitrechnet, auf etwa fünf Millionen Menschen geschätzt wird *).

den 7. Septbr. Schon bald nach neun Uhr früh langte ein viersitziger, kaiserlicher Staatswagen, mit vier Maulthieren bespannt und

*) Officielle Angaben über die Bevölkerung des Landes sind, mit Ausnahme einiger wenigen Provinzen, gar nicht vorhanden, und die neuesten Schätzungen schwanken zwischen sieben und vier Millionen; ja nach v. Feldner, Th. I. pag. 43, scheint die Volkszahl aller Classen nicht viel über drei Millionen zu betragen. v. Roon (Grundzüge der Erd-, Völker- und Staatenkunde, Abth. III. Th. II. S. 1088. Berlin 1845.) giebt an, daß von der Bevölkerung etwa nur 35 Procent Freie und 65 Procent Sklaven sind, und daß selbige, ihren Hauptelementen nach, sich vertheilt wie folgt:

mit gallonirter Dienerschaft, vor meinem Landhause an. Die kaiserliche Livree ist grün mit Gold, die Vorreiter tragen steife Stiefeln und dreieckige Hüte, die Zügel und Leinen sind ebenfalls grün mit goldenen Sternchen. Ein Zug Linien-Cavallerie in dunkelblauen Collets mit rothen Kragen stellte sich auf, um die Eskorte zu bilden, und der Kammerherr de Werna Magalhães kam, mich zur Audienz zum Kaiser zu begleiten. Wir rollten schnell auf demselben Wege, auf dem wir gestern gekommen waren, zur Stadt. Die hohen doppelten Bögen der Wasserleitung, die mir von des General-Consuls Theremin Zeichnungen her bekannt waren, wölbten sich über der Straße vor uns; ebenso erkannte ich die schönen, zwischen den Häusern wuchernden Bananen, über welche der großartige Aquaduct hinwegführt. Dann ging's im flottesten Maulthiertrabe unter der Wasserleitung fort, mitten in die Stadt hinein. Das Gewühl auf den Straßen zeigte den großen Festtag an, den Tag, an dem sich vor zwanzig Jahren Brasilien frei gemacht hatte. — Die Cavallerie der Nationalgarde, grün mit gelben

---

1. Weiße (Brasilier, d. i. Kreolen, Portugiesen, Deutsche u. A.)		1,000,000.
2. Neger		3,116,000.
und zwar Freie	180,000.	
Sklaven	2,936,000.	
3. Mestizen und Mulatten		1,009,000.
und zwar Freie	600,000.	
Sklaven	409,000.	
zusammen		5,125,000.
Hierzu kommen:		
4. Indianer		1,990,000.
und zwar unterworfene	360,000.	
unabhängige	1,630,000.	
Daher die Gesammtbevölkerung des Landes		7,115,000 Seelen.

Kragen, formirte sich schon in den Straßen, während einzelne Reiter eben erst mit Hülfe ihres Negers aufsaßen. Jetzt gelangten wir an den weiten, etwas wüsten Platz Sta. Anna, auch Campo da Honra oder Campo da Acclamaçaõ genannt, derselbe, auf dem Dom Pedro I. zum Kaiser von Brasilien proclamirt wurde. — Allmälig kamen wir aus der Stadt wieder heraus. Die schöne Chaussee führt über einen weiten Sumpf und durch Schilffelder, die von bewaldeten Hügeln eingefaßt sind. An einem derselben, der rechts der Straße lag, sah ich einen senkrechten Granitfelsen, den breite Quarzadern zu durchziehen schienen. Große, schwarze Urubús umkreisten die Sümpfe. Dieses Wiesenthal wird von kleinen Seearmen oder Canälen bewässert, in welche das Wasser der Bai hineintritt, deren Spiegel ich auch nach einer Weile rechter Hand in einer offenen Gegend entdeckte. Auf einem steilen Absturz am Ufer erhebt sich ein großes weißes Gebäude, das Hospital „dos Lazaros" genannt. — Bald befindet man sich wieder zwischen Häusern und Gärten, und allerhand sonderbare Tropengewächse fesseln von Neuem die Aufmerksamkeit. Ein gewisser hoher Strauch, der sehr oft mehr wie ein stämmiger Baum erschien, zog wegen der prächtigen, scharlachrothen, selbst unsere Rosen an Größe übertreffenden Blumen, die er trägt, besonders meine Aufmerksamkeit auf sich: — es war eine baumartige Camelia. Die chinesischen Tapeten fielen mir dabei ein; denn früher hatte ich mich immer über die curiosen, darauf abgebildeten Malereien, über die fabelhaften Bäume mit Blumen aufgehalten: jetzt sah ich aber, daß dergleichen wirklich oft vorkommen.

Ein mit Flaggen gezierter, grüner Platz lag links am Wege, ein großes Zelt stand darauf, auch hatte sich ein zahlreiches Publikum eingefunden, und harrte einer Feierlichkeit,

welcher der Kaiser in Person beiwohnen wollte, und zu der ich ebenfalls geladen war, nämlich: der Grundsteinlegung zu einer kaiserlichen Stiftung für die verwaisten Töchter treuer Staatsdiener, welche etwa in einer Stunde stattfinden sollte. Einen Augenblick später bogen wir in die Grille eines Parks ein. Eine kurze Avenue führt gerade auf das kaiserliche Schloß von S. Christovão zu; ein zweistöckiges Gebäude mit zwei im Bau begriffenen Flügeln, — wohl ein Beweis, daß der Pallast für die Bedürfnisse der kaiserlichen Residenz nicht ausreicht, — davor ein großes Bassin mit einem Springbrunnen, lag vor uns. Zwei gebogene, äußere Treppen, auf denen sich Massen von Uniformen und Gallaröcken gruppirten oder herabbewegten, führen zum Haupteingange hinauf. Die sämmtlichen Minister und der Hof kamen mir bis unten an den Wagen entgegen, und geleiteten mich durch einige Zimmer zum Kaiser, der mich, in der Mitte des Audienzsaales stehend, sehr huldreich empfing. — Ich übergab Sr. kaiserlichen Majestät das Schreiben meines allergnädigsten Königs und Herrn und die Insignien des schwarzen Adler-Ordens. Der Kaiser nahm den Orden mit sichtbarer Freude entgegen, und drückte seinen Dank für das königliche Geschenk mit kurzen Worten aus: wie glücklich ihn dieser Beweis der Freundschaft seines königlichen Bruders mache; worauf Se. Majestät außerordentlich gnädiger Weise hinzufügten, daß Sie mich hiermit zum Ritter Allerhöchst Ihres Ordens vom südlichen Kreuze ernennten. Voll Freude über diesen großen Beweis kaiserlicher Huld legte ich den neuen Orden und das blaue Band sogleich an, und folgte dann dem Kaiser in ein entfernteres Zimmer, wo Se. Majestät sich mit mir niederließ, um sich auf die freundlichste Weise über den Zweck meiner Reise mit mir zu unterhalten.

Dom Pedro II., für sein Alter geistig außerordentlich vorgeschritten, dagegen körperlich vielleicht bis jetzt weniger entwickelt, ist von kleiner Statur, und trotz seiner Jugend eher stark zu nennen; sein Kopf groß, das Haar blond, die Züge wohlgebildet; sein blaues, sprechendes Auge drückt Ernst und Wohlwollen aus. Erst siebzehn Jahr alt, war sein Wesen gesetzt, wie das eines gereiften Mannes; dabei zeigt er viele Freude an der Wissenschaft, und hat in jeder Beziehung sehr gründliche Studien gemacht. Vor allem liebt er die Geschichte; aber auch andere Zweige des Wissens umfaßt er mit Interesse, unter andern die Botanik. Selbst in der Kunst, namentlich in der Malerei, leistet der junge Fürst bereits etwas Tüchtiges. Auch hierin spricht sich sein ernster Character, sein Interesse an allem Großen und Edlen aus, denn er pflegt die Portraits der großen, in der Geschichte berühmten Regenten, deren Vorbilde er nacheifert, zum Gegenstand seiner Darstellung zu wählen.

Schon um sechs Uhr Morgens steht der Kaiser auf, um sich mit allen Kräften den Staatsgeschäften zu widmen. In der Zeit, welche ihm übrig bleibt, beschäftigt der junge Monarch sich besonders mit Lesen, wobei ihn sein vorzügliches Gedächtniß trefflich unterstützt. Es liegt ein schönes, edles Streben in dem jugendlichen Gemüth des Herrn, sich immer mehr für seinen hohen, aber schweren Beruf auszubilden, — ein Streben, dem man Achtung und Bewunderung zollen muß. Welch' ein Glück für dieses schöne Land, einen Regenten an seiner Spitze zu sehen, der seine Bestimmung richtig erkennt, und den ernsten Willen hat, seine Völker glücklich zu machen! Möge der Himmel ihm dazu seinen Segen verleihen! —

Der Kaiser trug eine auf allen Näthen gestickte, dunkelblaue Uniform, mit gleichfarbigem Kragen und Aufschlägen

und weißem Unterfutter, darüber nach portugiesischer Sitte ein aus mehreren verschiedenen Ordensbändern componirtes Band mit dem südlichen Kreuz daran, auf der Brust drei Sterne, und das goldene Vließ mit großen Brillanten um den Hals, und zwar außen um den Kragen. Die goldenen Epauletts mit schweren, sehr langen Bouillons, waren mit dem Wappen Brasiliens geziert; an der Lende hing, an einer weiß und goldenen Koppel, ein goldenes Schwert herab, mit hellblau emaillirtem Griff, und darauf das südliche Kreuz in Brillanten. Die carmoisinrothe, seidene Schärpe war ganz von der Degenkoppel verdeckt, nur die goldenen Quasten hingen vorn herunter auf den in Gold gestickten ungarischen Knoten am Latze der an den Seiten mit breiten goldenen Streifen besetzten, langen Beinkleider von weißem Casimir. Ein schwarzsammetner, dreieckiger Hut vollendete das Costüm.

Nach beendigter Unterredung hatte der Kaiser die Gnade, mich selbst zu seinen Schwestern zu führen und denselben vorzustellen. Beide Prinzessinnen sind blond wie der Bruder, doch etwas älter, beide hübsch, namentlich die jüngere, Dona Francisca, jetzt vermählte Prinzessin von Joinville. Sie trugen grün und goldne Roben mit kleinen Sternen und Weltkugeln darauf gestickt, und brillantene Vögel im Haar. Beide hatten den Stern vom südlichen Kreuz an, und dazu ebenfalls ein, aus verschiedenen Bändern zusammengesetztes Ordensband. Ihre Damen trugen ähnliche Schleppkleider, wie denn hier überhaupt Alles in Grün und Gold gekleidet ist: die Kammerherren, die Minister ꝛc., ja der ganze Hof vom Ersten bis zum Letzten. — Nach einem Weilchen verfügte man sich nach dem vorderen Theil des Schlosses. Die Staatskarossen fuhren vor. Mein sechsfenstriger Wagen war der erste, dann kam

Dona Francisca's, dann Dona Januaria's, dann der des Kaisers. In dieser Reihefolge setzte sich der Zug, an den sich eine Schwadron Nationalgarde, als Eskorte des Kaisers, und viele Hofequipagen anreihten, nach dem Platze der Grundsteinlegung in Bewegung. Unter dem Zelt war bereits das ganze diplomatische Corps, die Geistlichkeit, die höheren Land- und Seeoffiziere, die Municipalität u. s. w. versammelt. Als der Kaiser erschien, begann eine kurze kirchliche Handlung. Seine Majestät wies mir den Platz zu seiner Rechten an, und nahm seine beiden Schwestern nach dem Alter links neben sich. Diese Ordnung blieb für alle Ceremonien als feststehend. Der Bischof von Chrysopolis, der frühere Erzieher Sr. Majestät, weihte den an eleganten Flaschenzügen hängenden Grundstein. Der Kaiser selbst mauerte ihn ein.

Von hier bewegte sich der Zug, nun bedeutend verstärkt, in derselben Ordnung langsam nach der Stadt zu. Umkreist von den colossalen Urubús, begrüßt und angegafft von den Negersklaven, von einzelnen europäisch gekleideten, braunen Indianern und den schwarzen Führern der Ochsenwagen mit den pfeifenden, massiven Rädern, zog der feierliche Wagenzug mit allem europäischen Pompe an den klaren Bächen, in denen die plumpen, halb nackten Sklavinnen wuschen, an den schlanken Palmen, den Bananen mit ihren enormen Blättern, den Bäumen mit rothen Blumen, an all' den sonderbaren, exotischen Gewächsen und den anmuthigen, waldigen Hügeln, in dichte, unleidliche Staubwolken gehüllt, bei der glühendsten Sonnenhitze vorüber.

Die Straßen Rio's waren mit Menschen gefüllt; an allen Ecken bildeten die schwarzen Sklaven dichte Gruppen; alle Farben sah man hier vereinigt, um den Kaiser zu begrüßen,

vom Neger und Mulatten bis zu dem halbbraunen und weißen Elegant. Aus den Fenstern und über den halben, wenige Fuß hohen Thüren, welche den Eingangsflur der Häuser schließen, hingen carmoisinrothe seidene Tücher, und darüber meist noch kleinere von weißem Zeuge herab. Im Hintergrunde standen die geputzten, fetten Mulattinnen, die schwarzen Kinderfrauen und die eleganten weißen Damen Rio's, die meist von der Natur eben nicht stiefmütterlich behandelt worden zu sein scheinen. Schwarzes Haar und schwarze Augen herrschen vor, nur nahm zuweilen das Weiß der schönen Gesichter eine etwas zweideutige, fast bräunliche, mehr als gelbliche Tinte an.

Auf dem Campo de Sta. Anna waren mehrere Bataillone der Nationalgarde aufgestellt und präsentirten; die Musik spielte. Weiße, Mulatten und freie Neger standen in den Reihen, ja machten fast bunte Reihe. — Endlich war der Quai erreicht; alle Kauffahrer, die Küstenfahrzeuge und die Kriegsschiffe draußen auf der Rhede flaggten. Der Zug hielt vor dem Schlosse, auf dem Largo do Paço, dem Platz am obeliskartigen Brunnen. Im Vestibül standen Hofchargen, Kammerherren und grün- und gold-gekleidete Archeiros (Archier-Garden), mit hohen Hellebarden, dichtgedrängt, den Kaiser zu empfangen. Man ging hinauf in ein hellblaues Zimmer, von dessen Balkon man den schönsten Blick auf die Rhede hat. Unter den von der Viraçaõ entfalteten Flaggen bemerkte ich mit Freuden auch die preußische. — Nach einer kurzen Pause begab sich der Kaiser in die Messe. Der Weg zur Schloßkirche führte durch mehrere Säle und Zimmer und lange Gänge. Statt der Portieren in den Thüren dienen hier, wie zu S. Christovaõ, brasilianische Flaggen in Tuch gewirkt,

oder richtiger, grüne, tuchene Vorhänge mit dem brasilianischen Wappen, nach altportugiesischer Weise darauf gestickt. Im Allgemeinen sind die Gemächer des kaiserlichen Pallastes in einfachem Style gehalten. In früheren Zeiten war dieses Gebäude der Sitz der portugiesischen Vicekönige, jetzt wird es nur immer auf kurze Zeit von Sr. Majestät bewohnt, auf wenige Tage, da der Kaiser fast ausschließlich zu S. Christovão residirt. — Beim Eintritt in die Kirche wies man mich an, den Prinzessinnen in die rechte Seitentribüne zu folgen. Die Loge war mit einem carmoisin seidenen Vorhang verhängt, der sogleich aufgezogen ward, als die beiden hohen Damen sich hinter ihren, zum Knieen dienenden Kissen aufgestellt hatten; gleichzeitig trat der Kaiser, von dem ganzen Hofe gefolgt, in die Kirche ein, knieete vor dem Altar nieder, und stellte sich dann unter den Thronhimmel seinen Schwestern gegenüber. Die Messe las der Bischof von Chrysopolis, unter Begleitung von Vocal- und Instrumentalmusik. Als sie beendet, ging der Zug denselben Weg bis zu dem Thronsaal zurück. Der Kaiser näherte sich dem Fenster. Auf dem Platze vor dem Schlosse und im Haken rechts um den Pallast herum war die Nationalgarde aufgestellt; auf dem rechten Flügel 4 Schwadronen zu 2 schwachen Zügen, dann folgten 3 deployirte Bataillone zu 120 bis 144 Mann, in 6 Züge zu 10 und 12 Rotten in 2 Glieder formirt, hierauf eine Batterie von 6 Geschützen verschiedenen Calibers, und endlich wieder 2 Bataillone von derselben Stärke wie die vorigen. Als sich der Kaiser zeigte, wurden Honneurs gemacht und „Viva o Imperador!“ gerufen. Darauf hörte ich, zu meinem nicht geringen Erstaunen, einen wohlbekannten Klang, nämlich unser Signal zum Chargiren, auf welches von der Infanterie 3 Bataillonssalven gegeben

und von der Batterie 21 Schuß gethan wurden. Nach jeder der 3 Bataillonssalven gab der Kaiser durch Winken mit dem Schnupftuche das Zeichen zum Stopfen.

Die Uniformen der Infanterie haben einen ähnlichen Schnitt wie die der englischen Jäger; sie sind dunkelblau mit hellgrünen Halbkragen und gelben Aufschlägen, die Czakots und Flinten dagegen ganz englisch; auch tragen die Offiziere dunkelrothe seidene Schärpen. Die Cavallerie und Artillerie der Nationalgarde sind in dieselben Farben gekleidet; die Linien-Artillerie hat jedoch schwarze Kragen mit carmoisinrothem Vorstoße. Die Nationalgarde sah sehr proper aus, und zeigte, als Miliz betrachtet, eine hinreichend gute, militairische Haltung und einen genügenden Grad der Ausbildung. Sie versah im gegenwärtigen Augenblick allein den Garnisondienst in Rio de Janeiro, da die Hauptstadt fast gänzlich von Linientruppen entblößt war. Dieselben befanden sich zur Zeit in den Provinzen Minas und Rio grande do Sul vereinigt, um die dort ausgebrochenen Aufstände zu dämpfen. Auch hatte ich schon heute Gelegenheit, Sr. Majestät meinen Glückwunsch zu einem Siege, den jüngst Allerhöchst Ihre Waffen in Minas unter dem General Baron Caxias erfochten, zu Füßen legen zu können, dessen Folgen sich bald als entscheidend herausstellten. — Ein Vorbeimarsch in Zügen beendete die kurze Revue. Die Artilleristen hatten den Kartuschtornister und die Schlagröhrtasche über das Rohr gehängt und den Säbel gezogen. Statt der Pferde zogen Kanoniere, und zwar fast sämmtlich weiße Leute, die Geschütze; immer 8 bis 12 Mann waren vor jedes derselben gespannt. Nach dem Vorbeimarsch verließ der Kaiser das Fenster und stellte sich mit seinen beiden Schwestern auf die oberste Stufe unter den grün sammetnen

Thronhimmel, während der Hof sich längs der Wände rangirte, worauf der englische Gesandte den neuen Gouverneur von Mauritius, General Sir William Gomm, präsentirte, den ich in Madeira kennen gelernt hatte. Dann erschien Mr. Hamilton abermals, an der Spitze des diplomatischen Corps, und hielt im Namen Aller die Anrede an den Kaiser, um Sr. Majestät zu der Wiederkehr des heutigen, wichtigen Tages Glück zu wünschen. Nachdem der Kaiser die Rede beantwortet, entfernte sich das diplomatische Corps, und zwar bis zur Thür rückwärts gehend, wie es auch in England Sitte ist. Nunmehr kamen Militair und Civil corpsweise zum Handkuß herein, wobei es sich besonders seltsam ausnahm, als ein alter Negeroffizier (in Rio unter dem Namen „Bonaparte" bekannt) und außerdem noch mehrere Mulatten die weißen Hände der Prinzessinnen küßten. Zum Schluß erschien die zahlreiche Deputation einer wissenschaftlichen Gesellschaft. — Sobald diese, bei der Tropenhitze etwas angreifende Ceremonie vorüber war, begab sich der Kaiser in das hellblaue Zimmer zurück. Hier trennte man sich auf ein kleines halbes Stündchen, dann wurde mit dem Hofe zusammen dinirt. Als gewiß etwas Interessantes ist bei diesem Diner anzuführen, daß das Eis dazu aus Nordamerika gekommen war, mithin die Linie passirt hatte. Vor Kurzem entbehrte man in Rio diese, bei dem warmen Klima des Landes doppelt wohlthuende Erfrischung noch gänzlich; denn erst seit vier bis fünf Jahren war das nordamerikanische Eis hier gäng und gebe.

Auf dem Rückwege von der Stadt nach meinem Landhause sah ich einen Brunnen, an dem die Neger mit ihren Krügen und Eimern, unter Aufsicht eines Polizeibeamten, in zwei Reihen aufrangirt standen. Als Grund für diese Maßregel

gab man mir an, daß zur Zeit kein Ueberfluß an Wasser in der Stadt herrsche.

Bereits um acht Uhr Abends fand ich mich wieder im großen Theater, Theatro de S. Pedro de Alcantara, ein, wo der Kaiser erwartet wurde. Sobald Se. Majestät eintraf und sich, mit seinen Schwestern zur Linken, auf der kleinen, für die Stühle der höchsten Herrschaften bestimmten Estrade an der Brüstung aufgestellt hatte, wurde der verdeckende Vorhang der Loge auseinander gezogen, während die Musik die Nationalhymne anstimmte und laute Beifallsbezeigungen begannen. Kaum waren dieselben verstummt, als sich ein Herr im schwarzen Frack aus seiner Loge herauslegte, und ein Gedicht auf den Kaiser, mit besonderer Beziehung auf das heutige Fest, mit großem Feuer ablas; seinem Beispiel folgten noch vier Andere, von denen jedoch Einige nicht besonders memorirt zu haben schienen. Zuletzt declamirte ein reitender Nationalgardist seine poetischen Ergüsse vom höchsten Rang Logen herab; — dann begann die Ouvertüre. Nach dem ersten Theil derselben setzte sich der Kaiser, und als sie beendet war, zog sich Se. Majestät mit dem ganzen Hofe in einen Nebensaal oder Foyer zurück, um dort Conversation zu machen. Die Prinzessinnen gingen ab und zu. Erst zu dem Ballet, am Schlusse der Vorstellung, verfügte sich der Kaiser wieder in die Loge und nahm auf der Estrade Platz. — Das Haus ist groß und war hell erleuchtet, das Ballet befriedigte mich weniger. Doch darf ich einige interessante Naturspiele bei dem Corps de Ballet nicht unerwähnt lassen. So sah ich unter andern mehrere Mulattinnen mit weißen, fleischfarbenen Beinen, und einen Herrn, dessen Tunica so lang gerathen war, daß er täuschend wie ein plumpes Frauenzimmer aussah. —

den 8. Septbr. Den folgenden Morgen um zehn Uhr überraschte mich Se. Majestät der Kaiser mit einem äußerst gnädigen Besuche, und blieb gegen anderthalb Stunden bei mir, meist in der Veranda sich sehr freundlich und huldreich mit mir über die verschiedenartigsten Gegenstände unterhaltend. Se. Majestät hatten außerdem noch die große Güte, mir zwei sehr hübsche, von einem fremden Künstler aufgenommene Daguerreotyp-Ansichten von S. Christovão zu geben, von denen Sie mir gestern schon gesprochen. Der Kaiser hat selbst viele Versuche mit dem Daguerreotyp gemacht, und war der Meinung, daß der Zufall vorläufig dabei die Hauptrolle spielt; eine Ansicht, der ich mit vollster Ueberzeugung beitrat. Auch ich habe mir sehr viel Mühe gegeben, hierin etwas zu leisten, allein leider vergebens. Den letzten Versuch mit meinem Daguerreotyp stellte Graf Oriolla in der Alhambra an; er mißlang gänzlich, da sich bei den Stößen der Malagaer Diligence ein Theil des Queckſilbers auf die Platten ergossen hatte.

Heute sollte ich meine erste, traurige Erfahrung in Bezug auf die Unzuverlässigkeit und Saumseligkeit der Neger machen. Schon vor acht Uhr früh war ein Schwarzer zum S. Michele geschickt worden, um zu bestellen, daß ich das Offiziercorps des britischen Geschwaders, welches sich bei mir hatte ansagen lassen, um zwei Uhr an Bord der Fregatte zu empfangen beabsichtigte. Als ich kurz vor der festgesetzten Zeit von Praya do Flamengo aus an Bord anlangte, war der Bote kaum eine Viertelstunde vor mir eingetroffen. Wenn man die größtmögliche Zeit annimmt, die zur Zurücklegung dieses Weges erfordert wurde, so hätte er höchstens zwei bis drei Stunden dazu gebraucht, statt dessen war er mindestens fünf Stunden unterwegs gewesen, mithin fast doppelt so lange, als wirklich

nothwendig! Ein Hauptgrund dieser Langsamkeit soll in der unwiderstehlichen Anziehungskraft liegen, welche die „Vendas de Caxaça“ (Schnapsläden) auf jeden Schwarzen ausüben. Später werden wir sehen, wie auch die ganze übrige Eigenthümlichkeit des Negers für die Beflügelung seiner Schritte und Handlungen eben nicht förderlich ist. —

Trotz der etwas verspäteten Einladung fanden sich die englischen Offiziere sehr bald auf der Fregatte ein. Bei dieser Gelegenheit hatte Commodore Purvis die Güte, mir die Dampffregatte „the Growler“ zur Reise nach Pará anzubieten, da ihm bekannt, daß ich diese Provinz zu besuchen beabsichtigte. Der Antrag war mir in jeder Hinsicht sehr willkommen, auch ergriff ich mit Freuden diese erste, sich darbietende Gelegenheit, ein britisches Kriegsschiff zu benutzen, da die englische Admiralität schon so viele Gefälligkeiten für mich gehabt hatte, welche anzunehmen ich zum Theil bisher durch die Umstände verhindert worden war. Unter andern hatte der „Malabar,“ von 72 Kanonen, bei seinem Abgange aus England die Weisung erhalten, sich, im Falle er mich in Madeira träfe, zu meiner Verfügung zu stellen, ebenso der „Talbot,“ von 26 Kanonen. Den Capitain des erstgenannten Schiffes, Sir George Sartorius, Dona Maria's siegreichen Admiral, hatte ich heute das Vergnügen mit den übrigen Befehlshabern kennen zu lernen. Alle waren voll von einer komischen Scene, die sich erst gestern zugetragen hatte. Während nämlich der S. Michele und der Satellite auf der Rhede von la Sta. Cruz de Teneriffa meiner Rückkunft vom Pic harrten, war eine ebenfalls von Funchal kommende englische Fregatte an ihnen vorübergesegelt. In der Flotte als guter Segler berühmt, hatte sie die Corvette spöttelnd gefragt, ob dieselbe etwas nach Rio zu bestellen

habe? Der Capitain der Fregatte hielt sich darauf, in der Absicht, südlich des Aequators recht raumen Wind zu treffen, und von hier ab mit vollen Segeln nach Cabo Frio geblasen zu werden, so weit östlich auf der nördlichen Hemisphäre, daß er 11° westlicher Länge von Greenwich erreichte, während wir die Linie in 24° 57′ 36″ westlicher Länge schnitten. Als nun gestern der große Moment des Einlaufens gekommen war und alle Fernröhre an Bord des britischen Kreuzers in Bewegung gesetzt wurden, meldete plötzlich der Offizier der Wache: er unterscheide die sardinische Fregatte unter den auf der Rhede liegenden Kriegsschiffen. Das Gesicht des Capitains verzog sich auf diese Nachricht in ernste Falten; da erscholl die zweite Hiobspost: jetzt erkenne man auch den vor Rio geankerten Satellite; — nun hielt er sich nicht länger, und das Ungewitter brach los. Es war auch trostlos, sich so getäuscht zu sehen! — und dennoch unterhaltend für die Umstehenden, wie man behauptete. — Wer zu viel verlangt, erlangt oft nichts, so ist's auch mit dem Passat! Wer alles thut, wer kein Opfer scheut, sich von ihm recht bequem treiben zu lassen, den läßt er oft erst recht im Stiche! —

Voller Freude, daß nun meine projectirte Expedition nach dem Rio das Amazonas eine feste Basis gewonnen, kehrte ich zur Mangueira zurück. Ohne den „Growler" wäre ich nämlich genöthigt gewesen, meine Pläne mit den Abgangszeiten der seit 1839 allmonatlich auf Pará fahrenden brasilianischen Dampfboote in Einklang zu bringen, und hätte vier Wochen auf einem vollen, langweiligen Packet unterwegs zubringen müssen, statt daß ich jetzt in funfzehn Tagen etwa, unter den interessantesten Verhältnissen, die Reise machen, und mithin ebenso viel meinen Flußexpeditionen zurechnen konnte; — und das war ein sehr wichtiger Umstand!

Den heiteren, kühlen Morgen benutzte ich zu einem kurzen Spaziergange nach dem paradiesischen Botafogo, und hatte eine rechte Freude an der herrlichen Natur und an all' den exotischen Bäumen und Pflanzen in den Gärten, die ich mit Neugierde und Bewunderung betrachtete. Am Nachmittag ging ich mit dem Consul Theremin in das enge Thal hinter dem „rothen Baume" hinein, Laranjeiras genannt, das sich bis zum Fuße des Corcovado hinzieht. Ein Bach, der Rio das Laranjeiras, in dem viele Negerinnen unter dichten Bananengruppen wuschen, dann das Dörfchen Cosmo velho mit hübschen Häusern, von hohen Bäumen beschattet, und die dicht verwachsenen, mit hohen Stämmen untermischten, schon den allgemeinen Typus der Urwälder tragenden Waldungen an den Abhängen, machen Laranjeiras zu einem reizenden Spaziergange. In diesem Thale lernte ich vieles mir noch Neue kennen. Dort sah ich zum ersten Male den wohl einen Zoll breiten Zug einer winzigen braunen Ameise, der, aus einem Hause an der Straße kommend, seinen Lauf in schnurgerader Richtung quer über den Weg nahm. Was für ein geschäftiges Gewühl, was für eine rastlose Thätigkeit ist das! — Die schwer beladenen Thierchen bilden verschiedene Ströme, die in entgegengesetzter Richtung neben einander herlaufen: — man könnte schwindlich werden, sähe man lange hin. Ein jedes schleppt etwas, keins ist müßig, und so geht's immer geradeaus, durch alles hindurch, was ihnen gerade vorkommt. Schlimmer sind die kleinen weißen Ameisen oder Termiten, hier Cupim genannt; in der Mangueira fanden sie während meiner dreiwöchentlichen Abwesenheit ihren Weg in meine Kommode hinein, durch den größten Theil meiner Wäsche hindurch, und glücklich wieder heraus, so daß ich ihren Zug deutlich verfolgen

den 9. Septbr.

konnte. — Gleich am Eingange in das Thal, bei den ersten einzelnen Häusern, ragten hohe Bäume mit in die Höhe starrenden Aesten und flach gewölbten Kronen, nicht von Blättern, sondern allein aus gelben Blüthen geformt, hoch über das verwachsene Gebüsch am Rande der kleinen, grünen Wiese empor, während die erste Cadeirinha, der erste altfränkische Palankin von Negern an uns vorüber getragen wurde. Gleich darauf zeigte mir mein Begleiter die ersten Orchideen und die ersten ananasartigen Tillandsien, die hoch oben auf den Aesten der großen Bäume sitzen, oder aus ihrem Stamm hervorzusprießen scheinen. An dem tief eingeschnittenen Bette des Rio das Laranjeiras, des Baches, der das Thal durchströmt, erblickte ich wieder etwas Sonderbares, Abenteuerliches, nämlich einen lang, ja zottig behaarten Stamm, der seine mächtigen Aeste über den Bach ausstreckte, von denen es herabhing, wie Pferdeschweife, wie die Fasanenschwänze unserer modernen Streitrosse, eine Art Tillandsien. Andere Bäume trugen gleichsam Bündel, vulgo Flusche von Baumwolle, Bartmoosarten, auf den Zweigen. Blickte man hinan zum Saume der Urwälder des Corcovado, so zeigte sich hie und da ganz silbernes, glänzendes Laub zwischen dem Grün, das mich unwillkürlich an den „Patriarchen mit dem Silberbart" erinnerte, an jenen ehrwürdigen Stamm mit dem silbernen Laubdache, dessen silberner Bart im Winde wehte, während sich unter seinem Schatten die greulichsten Mordscenen zutrugen, an den Baum, von dem ich im vorhergehenden Winter in einer sehr spannenden Geschichte, welche in Texas spielt, und die mir oft in meinen Fieberphantasien durch den Kopf ging, während der Masern gelesen. Auch an Palmen und, wie der bloße Name des Thales schon lehrt, an Orangenbäumen (sie heißen auf portugiesisch

„Laranjeiras"), fehlte es hier nicht. Wir gingen noch etwas über den neuen, eisenhaltigen Brunnen am Ende von Laranjeiras, Aguas ferreas genannt, das Ziel der meisten Spaziergänge der Bewohner Rio's, hinaus, und kehrten dann ebenfalls um. Die Cicaden, diese lieben Thierchen, die besonders Abends bei Stimme zu sein scheinen, kreischten, und die Dunkelheit trat ein, ehe wir „a Mangueira" erreichten. —

Der folgende Morgen sah mich und meinen Begleiter den 10. Septbr.
schon früh im Sattel; wir ritten, den Vorstädten folgend, am Strande entlang, bis zum Anfange der Stadt, dem reizendsten Fleck am ganzen Gestade von Rio: den anmuthigen Hügel der Gloria mit seinem Kirchlein, seinen prachtvollen Palmen und Bananen, — ein Bild so wunderlieblich, daß man es gesehen haben muß, um es glaublich zu finden, — rechts lassend, dann aber fort unter Sta. Thereza, jenem andern Hügel, der uns mit seiner weit sichtbaren Kirche zur Linken blieb, bis zum „Aqueducto." — Hierauf gewannen wir die Höhe, wo die doppelte Bogenreihe der Wasserleitung in den Bergen wurzelt, und gelangten nun an einen Fußsteig, welcher der niedrigen Mauer folgt, worin das Wasser zu jenem antik aussehenden Aquaduct von den Bergen herabgeführt wird. Anfangs den Blick auf die Bai, dann die Aussicht auf Rio allein, mit seinen Vorstädten Matacavallos und Rio Comprido tief unten in den reizenden Thälern an den nördlichen Hängen des Corcovadogebirges, bis sich später die weite, lachende Ebene von S. Christovão zu unsern Füßen entfaltete — wer vermag das zu beschreiben, da fehlen die Worte! Und welche Vegetation umgab uns auf diesem Ritt! Die schönsten Palmen in Menge, Mimosen, Mamoeiras und unzählige uns neue Baumgattungen!

Außerordentlich schön war ein häufig vorkommender Baum mit sehr dunkelgrünem Laube und blauen Blüthen, wie Pervenche (Sinngrün), nur ein wenig mehr in's Lila spielend. Sehr sonderbar ist es, wie häufig man hier die Pinienform antrifft, und zwar sind dies nicht etwa Bäume mit Nadeln, wie man darauf schwören möchte, sondern es ist alles Laubholz, was man um Rio sieht, die so häufig vorkommende nordamerikanische Fichte ausgenommen. So verschiedenartiges Grün findet man in Europa nie bei einander! —

Nach und nach tritt der Weg in's Dickicht hinein, und man erblickt links unter sich den steilen Abhang nach Laranjeiras zu. Massen von Lianen hängen von den Zweigen und an den Stämmen herab, verschlingen die Bäume so eng unter einander, daß der Wald undurchdringlich wird, und das Gesträuch am Wege einem oft, wie eine feste Mauer, alle Durchsicht raubt. Hie und da blickt eine colossale Tillandsie aus dem dicken Gewirr hervor; nicht wie die Blätter einer Ananas, nein, mächtig wie die einer Aloë, züngeln ihre schweren, spitzigen Blätter tief herab. Oeffnet sich endlich eine Durchsicht in's Thal, so erstaunt man über die riesenhaften Baumstämme, die kerzengerade bis zu uns heraufragen, deren leichte, pinienartige Kronen sich in gleicher Höhe neben uns wölben. Endlich, recht mitten im undurchdringlichen Dickicht, hört die Wasserleitung an der Felsplatte auf, aus welcher die frische Quelle hervorsprudelt. — Wunderschöne, große, bunte Schmetterlinge umkreisten uns! Dann führte der schlüpfrige Fußpfad — auf dem feuchten, rothen Lehmboden glitten die Pferde aus — durch dichtes, exotisches Gestrüpp, das uns in einen so lieblichen Duft einhüllte, als träten wir in ein Treibhaus, zu den ersten Häusern von Laranjeiras hinab, und jene colossalen

gelben Baumkronen, am Eingange in das Thal, leuchteten uns als alte Bekannte schon von weitem entgegen.

Ich nahm zu Hause ein kleines, zweites Frühstück, bestieg dann Theremin's Gelben, da mein Schimmel für heute bereits genug gethan zu haben schien, und galoppirte nach Botafogo hinaus. Schon am Morgen zeigten sich viele Dünste in der Luft; jetzt war es allmälig noch nebliger geworden. Doch ist hier oft am Wege selbst so viel Wunderbares, so viel Neues zu sehen, daß man auch ohne weite Aussicht sich begnügen kann; ein Ritt, ein Gang in's Freie belohnt sich stets. Dem Halbkreise des Oertchens folgend, ging's um die kleine Bai herum, dann rechts ab auf dem geraden, mit Häusern besetzten Wege (Rua de S. Clemente), bis ich, an die „Lagoa" gelangt, erst die Eile des Gelben mäßigte. Einige Häusergruppen, von Palmen und Laubholz beschattet, die sich in dem kleinen See spiegelten, gewährten anmuthige Bilder. Ohne es zu ahnen, ritt ich am botanischen Garten entlang, und gelangte dicht dabei in eine sumpfige Gegend, wo wieder eine neue, freudige Ueberraschung meiner harrte. Einzelne Rohrbüschel von 20 bis 30 Fuß im Umfange stiegen aus der Wiese auf, wie Bündel von 30 bis 40 Fuß hohen, nur wenige Zoll starken Lanzen, deren elastisch-wogende Gipfel sich mit unbeschreiblicher Grazie hin und her beugten. Wenngleich ihre Stämmchen so dicht zusammengepreßt standen, daß man keine Hand dazwischen bringen konnte, so wußten dennoch einzelne Palmenwedel, die, Gott weiß wie, mitten in dem Gedränge aus dem Boden sproßten, das Labyrinth von innen zu durchbrechen, und in hohem Bogen sich voll Anmuth aus den dunkelgrünen Rohrgarben hervor zu neigen. Zwischen diesen, sich oft mit ihren elastischen Gipfeln laubenförmig berührenden Garben erblickte

man abwechselnd den glatten Spiegel der Lagune oder den pittoresken Corcovado, der über ihr steht. — So sah ich zum ersten Male das — Bambusrohr, ohne es zu erkennen; — darum studire Botanik, wer reisen will! —

Von der Lagoa de Rodrigo de Freitas ritt ich, mich mehr rechts wendend, den bewaldeten Höhen zu, durch ein reizendes, ansteigendes Thal; ein hoher Fels begleitete den Weg eine Weile linkerhand. Man reitet an zerstreut liegenden Meierhöfen im Dickicht vorüber und passirt einzelne Lehmhütten, wie ich deren schon heute Morgen einige bemerkte. Man nennt sie hier „Cazas de pao a pique." Die Rähme, welche die Lehmwände durchziehen, sind von dünnem Rundholz und viel kleiner, als an den märkischen Bauernhäusern; sie messen nur einen Fuß im Quadrat. Bewaldete Berge und Höhen liegen zur Seite; am Wege selbst steht weniger hohes Holz, mehr Strauchwerk, auch jene Bäume von heute Morgen mit den pervenche-artigen Blüthen kamen wieder sehr häufig vor, aber nicht mehr als Bäume, sondern nur als hohe Sträucher. Bei zwei einsamen Häusern ersteigt man den Grath der Höhe, und blickt jenseits derselben hinab auf die See und die waldigen Berge, die bis zu der bewachsenen, kleinen Ebene am sandigen Strande reichen. Man nennt diesen Punkt, wie ich später erfuhr, Boa Vista.

Ich stieg in die Plaine hinab und durchritt sie. Dichtes Gesträuch, mit Bäumen untermischt, stand am Wege, auch hie und da ein Haus mit Kaffeepflanzungen umgeben. Heute Morgen an der Wasserleitung hatte ich die ersten rothen Kaffeekirschen gekostet. In der Ferne vor mir trat das Gebirge, steil gegen die See abfallend, an die Küste heran, während ich zur Linken deutlich das Rauschen der Brandung vernahm. Bei einem Häuschen fragte ich, wo der Weg hinführe, man erwiederte:

„zu Dom Luiz Francez," und wies auf ein Haus oder Gehöft mitten im Walde, auf einer abgerundeten Höhe, einem Absatz der über der See ansteigenden Berge. Ich erreichte bald den Fuß derselben und stieg längs jenes steilen Abhanges am Meere hinauf. Das Haus auf der Höhe vor mir, über schrägliegenden, mit Agave americana überwucherten Felsplatten, deren Fuß sich in einer lieblichen, kleinen Bananengruppe verlor; — sonst überall hochstämmiges Laubholz, mit den schönsten Palmen untermischt, an dem mir zugekehrten Abhange und links bis zu der tief unten brausenden, grünen See hinab, in die eine Landzunge vorsprang, die hinter dem steilen Wald- und Felsenufer kaum sichtbar war, während einige flache Inselchen in der Ferne auftauchten: — dies Alles zusammen machte ein reizendes Gemälde, das jedoch beiweitem von dem Bilde übertroffen ward, welches vor mir lag, als ich das Gehöft passirt hatte und, der Biegung des Berges rechts folgend, durch einen kleinen Bananenhain, mit Felsblöcken untermischt, heraustrat. Ein zweites, ähnlich gelegenes Gehöft, umgeben von der üppigsten Tropenvegetation, krönte die Höhe, welche, — mit dem prachtvollsten Walde bedeckt, einem Walde, gerade so, wie ich mir die ersehnten Urwälder vorstellte, — links vor mir steil abfiel, und mit einer Art Landzunge, einem malerischen Palmenhügel in die See vorsprang, über den hinweg man einen zweiten, ähnlichen in der Ferne gewahrte. Ich führte den Gelben bis zu dem netten, einzelnen Häuschen hinauf, über das von den Höhen landeinwärts ein schwarzes Regengewölk herabhing. Eine Dame saß vor der Thür, welche meine, mit sichtbarer Anstrengung auf gebrochen portugiesisch hervorgestotterten Fragen durchaus nicht zu fassen vermochte. Endlich begriff mich eine kleine Negerin, und sagte mir: „ich sei bei Dom Luiz

Franeez," worauf ich, wieder aufathmend, nun die Conversation auf französisch fortsetzte. Jetzt erwiederte die Schöne mit unversiegbarer Suade meine Fragen in einer langen, wohlgesetzten Rede, deren kurzer Sinn war, daß dieses Haus hart unter der riesigen Wand der Gavia läge, welche das düstre Gewölk völlig unseren Blicken entzöge. Ich war also auf dem Wege zu der „Lagoa da Tijuca" bis unter das Haupt des „Riesen" gelangt. — Hier kehrte ich um, und trat, meiner Neugierde auf die schöne, wilde Natur nicht wenig Zwang anthuend, den Rückweg an, denn heute Abend um halb sieben Uhr schon sollte ich, einer gnädigen Einladung des Kaisers zufolge, in das französische Theater fahren.

Das Gewölk senkte sich immer tiefer, und bald goß es vom Himmel herab. Man wird sich leicht vorstellen können, daß meine weißleinene Matrosenjacke sich nicht lange gegen den eindringenden Regen sperrte, dafür tröstete mich aber ein schöner, hellblauer Vogel, der an mir vorüber flog; für einen Colibri jedoch schien er mir etwas zu groß zu sein. Bald darauf begegnete mir ein, in einen dunkeln Gummimantel gehüllter Reisender, auf einem Maulthiere reitend, und später sehr viele Neger, die Maulthierzüge trieben oder kleine Lasten auf dem Kopfe trugen. — Der rothe Boden war vom Regen schlüpfrig geworden; ich führte daher den Gelben über die Höhen, und hatte mein Vergnügen daran, die Neger, die der Straße zogen, zu beobachten, und mich an ihrer unverwüstlich guten Laune zu erfreuen. Sie sind ein curioses Volk! Gehen sie allein, so reden sie mit sich selbst oder lachen laut für sich, pfeifen oder singen. Besonders scheint das Singen, doch ohne in's Ohr fallende Melodie, ihnen großes Vergnügen zu machen. Der Schwarze, portugiesisch „o Preto," ist immer

heiter, und „der Mund steht ihm nie still.“ Ihr Selbstgespräch betrifft meist ihr eigenes Verhältniß zu ihrem Herrn; oft fingiren sie wohl gar einen lebhaften Wortwechsel mit ihm, bei dem derselbe redend eingeführt wird, ihnen Vorwürfe macht, während sie sich vertheidigen. Begegnen sich zwei Neger, so fängt die Conversation oder das einfältige Gelächter schon auf hundert Schritt an. Sehr selten gehen zwei Schwarze an einander vorüber, ohne sich anzureden, wobei sie sich stets abquälen, portugiesisch zu sprechen; ja, es geht so weit, daß sie sogar ihre Selbstgespräche, statt in ihrer Muttersprache, ebenfalls auf portugiesisch abzuhalten pflegen. Es wird nämlich den Sklaven von ihren Herren verboten, unter einander eine andere, als die portugiesische Sprache zu reden, einestheils, damit sie desto schneller die Landessprache erlernen, andrerseits aber wohl auch, damit sie keine geheimen Gespräche in ihrer Gegenwart führen können. Die Gestalten der Neger sind oft hübsch und meist kräftig; ihre Gesichter dagegen fast immer häßlich, besonders bei den Frauen.

Ich traf kurz vor dem Dunkelwerden in „a Mangueira“ ein, und fuhr dann gleich in die Stadt. — Der Kaiser und die Prinzessinnen stellten sich, wie das erste Mal, auf die Estrade in der Loge hinter dem grünen Vorhang auf. Er wurde auseinander gezogen, und die Ouvertüre, bei deren zweitem Theil sich die Herrschaften erst setzten, begann. Man gab „le Chevalier du Guet“ und „Lousiette.“ Die Truppe schien nicht vorzüglich zu sein; dagegen waren die décors höchst amüsant, denn die Scenen auf dem Pariser Boulevard spielten unter dem Schatten der prachtvollsten Palmen und Bananen, so daß die Bewohner Rio's wohl einen sehr richtigen Eindruck von der Hauptstadt Frankreichs mit nach Hause gebracht haben werden!

Das Theatro de S. Januario ist kleiner als das, wo neulich portugiesisch gespielt wurde. Da in demselben an diesem Abende das Fest vom 7ten September nachgefeiert wurde, so waren die Logen mit umeinander gewundenen Tüchern von verschiedenen Farben, welche die verschiedenen Ränge abzutheilen schienen, geziert, sowie ferner auch das Haus mit Wachslichtern in Glasglocken hell erleuchtet war.

den 14. Septbr. Wieder ein Regentag; doch den eigentlichen tropischen Regen mit den großen Tropfen hatten wir immer noch nicht gehabt. Heute Morgen sah ich mit Graf Bismark aus dem Fenster die ersten Colibris, die über unseren Köpfen unter dem Dache herumflatterten, und dabei wie Wespen summten. — Aus der projectirten Parthie nach der Tijuca, zu der mich der Kaiser auf heute eingeladen hatte, und die schon einmal, am Montage, abgesagt worden war, wurde zu meinem großen Leidwesen wieder nichts. Sie soll wundervoll sein, wie man mir sagte. Die Prinzessinnen und der ganze Hof sollten mitreiten, und wir dabei mit dreieckigen Uniformshüten, im Frack erscheinen, um in diesem Costüme zum ersten Male in die Schauer der Urwälder zu treten; auch sollte ich das Ordensband über der Weste anmachen. — Der Regen kühlte die Luft in diesen Tagen sehr angenehm ab. Nur die ersten, die ich in Rio verlebte, namentlich der 7te September, waren warm, doch drückte die Luft nicht so auf das Gehirn, wie in Malta, Gibraltar, Sevilla, und vor allem in der Nähe der afrikanischen Küste.

den 15. Septbr. Am Abende trieb's mich, trotz des schlechten Wetters, hinaus in's Freie. Kaum setzt man den Fuß über die Schwelle,

so zieht's einen nach allen Richtungen zugleich, denn überall ist etwas zu sehen. Alles, alles ist einem neu; man wird hier völlig zum Kinde, will alles auf einmal sehen, auch alles anfassen, und so geräth man mitten in's Dickicht hinein, und sieht sich von tausend Lianen umsponnen, wie die Fliege in dem Spinnengewebe. Mit den Füßen muß man sie niedertreten, diese Schlingpflanzen, mit den Händen kann man sie nicht vor sich forträumen, denn die Faust erfaßt auf einmal mindestens zehn bis zwölf dieser fingerdicken Stämmchen und dünnen, scharfen Fäden, wie Eisendrath, von allen möglichen Formen, Färbungen und Gattungen; da greift man zähe, weiche, spröde, harte, — und mit aller Gewalt zerreißt man sie nicht. — Erst vor wenigen Tagen erstieg ich die Höhen hinter der Mangueira, und drang tapfer in das Dickicht ein; anfangs wand ich mich durch, so gut ich konnte, allmälig mußte ich mich bücken, und zuletzt sah ich mich auf allen Vieren kriechend und von Dornen zerrissen. Um mich herum regte es sich, Ameisen und allerhand unappetitliches Gewürm schien hier einheimisch; die Cicaden schrillerten dicht neben mir, ich sah nichts mehr, — selbst die hohen Tillandsien, diese Verführer, die riesig von ihren kurzen, dürren Baumstummeln herabschauten, als winkten sie mir, und die mich in diese Wildniß, in dieses Elend hinein gelockt hatten, waren mir jetzt gleichgültig; — ich hatte nur den einen Gedanken: „wie da wieder heraus!" — Allein ringsum kein Ausweg; — überall eine dichte Mauer von Lianen, — ich sah keine zwanzig Schritt weit! Da ging mir mit einem Male ein Licht auf; ich arbeitete mich mit allen Kräften an den Pflanzen hinauf, sie gaben wohl nach, ich trat viele nieder, endlich siegte die Ausdauer, ich sah den Himmel über mir, um mich ein Meer von Gipfeln des verwachsensten

Gesträuchs, des dichtesten Buschwerks, und vor und unter mir dieses Gewirr sich hinabsenken nach der Bai von Botafogo; — ich war unweit des Abhanges. — Doch die Pflanzen, die Büsche gaben nach; um nicht zu sinken, legte ich mich mit ausgebreiteten Armen und Beinen platt auf den Leib, wie beim Schwimmen, und vertheilte so die Last meines Körpers auf mehrere Sträucher; — das half! — Doch mit dem Liegen allein war's nicht gethan; wenn ich nach Botafogo hinunter wollte, mußte ich mich fortbewegen, ich versuchte es in meiner Schwimmlage, und siehe da, es ging! — Hin und wieder stürzte ich wohl etwas unsanft zwischen die Büsche, Dornen und Steine hinein; da hier unten aber meines Bleibens nicht war, so arbeitete ich mich immer wieder in die Höhe und dann liegend über die Gipfel weiter fort, bis ich endlich tiefer am Abhange wieder Land unter den Füßen fühlte, und nach einer halb- bis dreiviertelstündigen, tüchtigen Arbeit, wohlbehalten an den Gärten Botafogo's anlangte, meine Toilette, so gut es ging, reparirte, und dann wohlgemuth auf der Chaussee nach Hause schritt! —

Heute Abend nahm ich nun meine Richtung auf den Berg, der im Norden über dem Bananenthale aufsteigt, und den ich immer aus meinem Schlafzimmer vor mir sah. — Anfangs folgte ich schlüpfrigen Fußsteigen, zuletzt kletterte ich wieder ohne Weg und Steg an dem steilen Abhange die Kreuz und Quere in die Höhe. Es regnete. Viele Vögel flogen in dem nassen Dickicht umher, und kleine, metallische Stimmchen, wie ich sie nie vorher gehört, zwitscherten um mich herum. Ein wahrer botanischer Garten umgab mich, eine staunenswerthe Mannigfaltigkeit der Pflanzenwelt, von der wir uns in der Heimath keinen Begriff machen können; es war, als hätte ein

gelehrter Herr sich jahrelang abgemüht, alle die Pflanzen zu ersinnen und auf einem Fleck zu vereinigen, um seinem Auditorium die Tropenvegetation recht anschaulich zu machen, denn keine Staude, kein Baum glich dem andern! — An einem umgestürzten Stamme klebten große Schnecken, gewiß einen halben Fuß im Durchmesser haltend. — Als ich endlich den Kamm des Berges erreicht hatte, war die Aussicht nicht weniger lohnend. Zwischen enormen Palmenwedeln hindurch, sah ich auf der einen Seite die Einfahrt in die Bai von Rio und die Bucht von Botafogo, auf der andern, tief unter mir, Rio de Janeiro mit seinen Vorstädten, die sich bis in die Thäler zu meinen Füßen hineinzogen, und den Rest der Bai mit der Ilha do Governadōr und den Kriegsschiffen auf der Rhede.

Es war ein klarer, prächtiger Morgen, als wir, um acht Uhr schon, der Stadt zuritten. Unseren hohen „Minas-Stiefeln" konnte man es ansehen, daß wir heute nichts Geringes im Schilde führten; und so war es auch, denn es galt ja einen Ritt von eilf Legoas nach Sta. Cruz, einem Schlosse oder einer Fazenda des Kaisers, im Westen der Hauptstadt! den 16. Septbr.

Wir zogen an der Gloria vorüber, warfen einen Blick auf die mit Kriegsschiffen reich ausgestattete Rhede, ritten dann unter Sta. Thereza fort, durch die hohen Bögen der Wasserleitung, und so um ganz Rio de Janeiro herum. Was ist das für ein prachtvoller Ritt! — Die üppigste Vegetation, die prächtigsten Palmen, dunkle Mangos, Bananen im frischesten Grün u. s. w. gehen bis dicht an die Häuser heran. Wir durchschnitten die Vorstädte Matacavallos, Catumby und Mataporcos, reizend gelegen am Fuße der bewaldeten Berge, und zum Theil in den kleinen Nebenthälern und Schluchten des

Gebirges. — An malerischen Brunnen tränkten wir die Rosse, dann ging es weiter.

Sobald man die Stadt hinter sich hat, überschaut man die weite Ebene, an deren Saume sich Rio erhebt, die Ebene, welche von der Bergkette, die vom Corcovado bis zu den graziösen Hörnern der Tijuca reicht, in Süden und Westen umschlossen wird, und sich gegen die Bai von Rio nach Osten und Norden weithin öffnet, während an heitern Tagen, wie heute, im Norden und Nordosten, über dem fernsten Winkel dieser, einem Landsee ähnlichen Bucht, sich das duftig blaue Orgelgebirge in seiner ganzen Ausdehnung zeigt. In dieser weiten Ebene erheben sich einzelne grüne, bewaldete Hügel, so unter andern jener schon erwähnte Hügel nahe der Stadt, der sich bis zur Bai erstreckt, und mit einer großen, schiefen, grauen, von weißen Quarzadern durchzogenen Granitplatte gegen die Straße von S. Christovão abfällt. Am Fuße der pittoresken, aus den edelsten Linien geformten Bergkette, steigt, das Wahrzeichen der Ebene, der oben abgerundete, schwarzbraune Felskegel von Engenho velho auf. Gänzlich isolirt dastehend, ist er von allen Seiten zu sehen. Von der Stadt bis zum Fels von Engenho velho und zu dem sanft über die duftende Ebene ansteigenden S. Christovão, sind überall Villen und weiße Landhäuser zwischen die lieblichen Gärten, die üppigen Wiesen und die hohen, malerischen Baumgruppen ausgestreut. Ja, die ganze weite, lachende Ebene bildet einen einzigen tropischen Garten, den die breite Chaussee durchschneidet, welche den Kaiserpallast mit der Hauptstadt verbindet. Aber sie führt noch weiter, diese Straße, — ihre Verlängerung wenigstens führt, da die eigentliche Kunststraße nur zubald aufhört, zu den Goldbergwerken, und den Diamantenwäschereien

von Minas, und über Sta. Cruz zu den heerdenreichen Campos von S. Paulo.

Wir ritten an der Grille des Schlosses von S. Christovao vorüber, und durch das kleine Oertchen gleiches Namens. Hier begegneten uns die ersten Reisenden aus dem Innern, die, wie wir, — da diese Tracht die zum Reiten in diesen Gegenden allgemein gebräuchliche ist, — in „Minas-Stiefeln" steckten. Diese Stiefeln sind von braunem, ungewichstem Hirsch- (Viado-) Leder, lassen sich bis zur halben Lende heraufziehen, wie die Stiefeln, welche bei dem Costüme Wallenstein's auf unseren Bühnen eine so wesentliche Rolle spielen, oder auch beliebig herunterklappen, etwa wie die türkischen Tuchstiefeln (Kaltschun), endlich aber auch sich in Falten zusammenschieben, wie die Stiefeln des Cortez in der Oper, von denen sie auch wohl, ebenso wie die schweren Rittersporen, die der Brasilianer trägt, und die massiven altspanischen Candaren, mit denen er sein Roß zügelt, in gerader Linie herstammen mögen. — An den letzten Häusern des Ortes hingen Ponchos aus, von den blauen, mit Scharlachfutter, wie sie sich Einige von uns ebenfalls schon angeschafft hatten. Der Poncho ist das Hauptkleidungsstück des „Mineiro," ein sehr einfacher Mantel, der aus einem großen, viereckigen Stücke Tuch, einer Decke besteht, mit einem runden Loch in der Mitte, um den Kopf durchzustecken. Der Brasilianer versteht es vortrefflich, sich mit dem Poncho zu drapiren; bald wirft er ihn malerisch über die eine Schulter, bald schlägt er ihn so über der Brust zusammen, daß die Arme (denn Aermel hat er nicht) völlig unbedeckt sind und das rothe Futter nach außen kommt, was sehr hübsch und eigenthümlich aussieht. Dieser Mantel ist leicht, luftig und schützt gegen den Regen, ist daher für das

hiesige Klima sehr zweckmäßig; er läßt sich bequem verpacken und transportiren, dient auch als Mantelsack, wenn man seine Habe darin einschlägt, war uns endlich später oft eine warme Decke und ein weiches Kissen. — Die schönsten, reichsten Ponchos soll man in Buenos-Ayres finden. — Außerhalb der Stadt tragen alle Classen hier Jacken, meist von Leinwand, auch wohl von Tuch; der Strohhut ist die allgemeine Kopfbedeckung, darunter der Chili-Strohhut von Palmstroh am meisten geschätzt; bei den Arrieiros sieht man häufig den grauen, breitkrämpigen Hut, mit niederem, etwas spitzem Kopfe, auch tragen sie zuweilen den „Lasso," jenen langen Lederriemen zum Einfangen der Pferde und Ochsen, wie einen Gurt um den Leib geschlungen. An einem Schirm gegen Sonne und Regen, „einem Sonnen-Parapluie" im wahren Sinne des Wortes, läßt es der Reisende selten fehlen, er ist ein wesentliches Stück seiner Ausrüstung.

Jetzt, nachdem wir die buschige Höhe hinter S. Christovaõ überstiegen hatten, lag die Tijuca links neben uns. Ihre Form hatte an Grazie und Abwechselung in den Linien gewonnen, die beiden Hörner („os dous Irmaõs") traten höher hervor, die scheidende Einsattelung hatte sich tiefer gesenkt. Wahrer Urwald bedeckt dieses Gebirge, dessen hohe Stämme, über den edlen Contur hervorragend, ihn articuliren. — Rechts vor uns dehnte sich ganz deutlich das blaue Orgelgebirge aus, das sich uns heute zum ersten Male völlig klar und wolkenlos zeigte. Die Felsbildung am östlichen Abfall der Serra dos Orgaõs, die derselben den Namen gab, ist höchst bizarr und wunderbar, man glaubt wirklich eine Reihe absteigender Orgelpfeifen zu sehen. Diesen Abfall oder Abhang abgerechnet, bildet der Umriß des Gebirges eine sanft gewölbte, lange Linie. —

Bei der Brücke von Praya pequéna sahen wir in dem schmalen Flüßchen Maracaná einige Deckboote mit Schoonertakelage liegen, während wir dicht dabei die Mündung dieses Canals in die Bai, die hier eine starke Einbuchtung macht, „Bahia de Inhaúme" genannt, erblickten. Man reitet nun eine Weile über eine hügelige Ebene fort. Gleich hinter „Venda grande" biegt die Straße über Nossa Senhora de Jrajá nach Minas rechts ab. Wir blieben gerade aus. Die Vegetation am Wege ist reich und mannigfaltig; auf den Höhen vor uns ragte eine Reihe von Palmen hoch über das Gestrüpp hinaus. Einzelne Häuser, oder richtiger Gehöfte, liegen auf den sanften Hügeln seitwärts des Weges, und gewähren, namentlich auf der Seite der Tijuca, höchst malerische Ansichten. Fazendas kann man dieselben nicht nennen, dazu sind sie zu unbedeutend; denn nur hie und da sieht man kleine Mandioca- oder Zucker- und Kaffeeplantagen in sehr verjüngtem Maßstabe in ihrer Nähe, während von dem Begriffe der Fazenda große Pflanzungen unzertrennlich sind. Für kleine Gehöfte, wie diese in der Gegend hinter S. Christovão, ist der Ausdruck „Sitio" wohl der richtigere, während man die eigentlichen Gartenhäuser, wie sie in der Nähe der Stadt vorkommen, mit dem Worte „Chácara" bezeichnet.

Hinter dem Dorfe Pedregulho wird aus dem niedern Gestrüpp am Wege allmälig hohes Gesträuch mit einzelnen Bäumen untermischt. Von der Dichtigkeit eines solchen, durch Tausende von Lianen verschlungenen Gesträuchs, kann man sich, wie gesagt, bei uns schwer einen Begriff machen. Auf den Baumstämmen haben sich große Orchideen, mannshohe Tillandsien und allerhand langhaarige Moose festgesetzt, schweben wie durchsichtige, kugelrunde Vogelnester hoch in den

Gipfeln eines abgestorbenen Strauches, oder hängen wie Roßschweife und Perrücken von den Aesten herab. — Hie und da sieht man auch wohl hoch oben auf den Bäumen einzelne rothe, lila oder gelbe Blumen und Blüthen, während wilde Ananas, mit rother, kernreicher Frucht am Wege stehen. Auch an schlanken Palmen fehlt es im Dickicht nicht, und an Gruppen jener kleinen Palmen, oder jenes großen, palmenartigen Rohrs mit an einander gereihten Stacheln, die wie schwarze Ringe sich um den Stamm herumlegen; ebenso wenig mangeln jene enormen Palmenzweige, die so kurze Stämme haben, daß sie aus der Erde oder dem Gebüsch hervorzusprossen scheinen. Oft sehen die großen Laubbäume, mit ihren weit ausgebreiteten Aesten und den fast regelmäßig darauf wachsenden Orchideen, wie ungeheure Candelaber aus. Die Mannigfaltigkeit der Schlingpflanzen und der graziösen Formen und Umrisse, die sie den Büschen geben, ist höchst anziehend und eigenthümlich. Der schwarze, papageiartige Anú, der kleine, gelbe Bemtevi (der beständig seinen Namen „Bem-te-vi," d. h. „ich sah dich wohl" ruft), und eine Gattung brauner Vögel mit gelben Flügeln, belebten das Dickicht, ebenso auch eine Anzahl schöner Schmetterlinge, worunter jener schillernde blaue sich wieder besonders auszeichnete. — Mit dem Zwitschern der Vögel vermischte sich das Zirpen der Cicaden.

Der Weg ist sehr breit durch das Dickicht gehauen, vortrefflich zum Reiten geeignet, und sogar in früheren Zeiten bisweilen von dem Kaiser und den Prinzessinnen zu Wagen zurückgelegt worden. — Von Zeit zu Zeit trifft man immer Häuser zur Seite desselben, meist mit einem kleinen Gärtchen, selten mit einer ordentlichen Pflanzung umgeben. Zuweilen kommt man an eine Stelle, wo das Dickicht eben abgebrannt

worden ist. Wenn nämlich hier ein Stück Land urbar gemacht werden soll, so fällt man zuerst den Urwald und brennt ihn nieder; hierauf wird der Boden, je nach der Frucht, die man aussäet, längere oder kürzere Zeit zum Ackerbau benutzt. Dann läßt man ihn meist eine Weile unbebaut liegen, um ihn nicht zu sehr zu erschöpfen. In dieser Zeit der Ruhe nun, wo das Land sich selbst überlassen ist, sproßt Buschwerk und neues junges Holz auf; so entsteht die „Capueira," der junge Wald, im Gegensatze zu dem Urwalde, „Mato virgem." Dasselbe Verfahren wiederholt sich später begreiflicher Weise, und so findet man denn um Rio fast nur solches Gesträuch und solche Wälder, die schon einmal oder öfters niedergebrannt worden sind. Nur die Wälder der Tijuca und ein Theil der Waldungen des Corcovado sind vom Feuer verschont geblieben und daher noch jetzt Urwälder. Die Regierung wacht nämlich über ihre Erhaltung, weil diese hochstämmigen, undurchdringlichen Urwälder die Wolken auf die Bergspitzen herabziehen, wo sich die Quellen befinden, welche Rio mit Trinkwasser versorgen, und weil dieselben die Wasserleitung auf dem größten Theile ihres Laufes mit ihrem kühlenden Laubdache beschatten.

Allmälig tritt man wieder in eine weite, offene Ebene ein. Linkerhand begleiten die Straße hohe, bewaldete Hügel, die, von der Tijuca ausgehend, sich bis zu der bald sichtbaren „Serra Barata" hinziehen. Rechts vor sich hat man den langen, waldigen Rücken der „Serra do Campo grande," welche sich im Westen an die „Serra dos Orgãos" anreiht. Schon auf dem ganzen Wege, etwa von S. Christovão an, begegneten uns viele, von Negern getriebene Maulthierzüge, jene „Tropas," welche die Waaren aus dem Innern Brasiliens nach den Küsten bringen. Auch an Reisenden fehlte

es auf dieser Straße nicht, und wie könnte es anders sein, da jedes Haus am Wege hier zugleich ein Wirthshaus, eine „Venda" ist. Die Hitze hatte sich allmälig eingestellt, und eben äußerte Herr Theremin, heute sei ein rechtes Schlangenwetter, eine stechende Sonne nach vorhergegangenen Regentagen, als wir auch gerade eine fast drei Fuß lange, dünne, grasgrüne Schlange, und zwar von einer durchaus unschädlichen Gattung, sich mitten im Wege recht behaglich sonnen sahen, die sich jedoch pfeilschnell verzog, als sie uns gewahr ward. — Vor dem beinahe vier Legoas von der Stadt gelegenen Dorfe Campinho reitet man unter einem felsigen Hügel vorüber, der, von den schönsten Palmengruppen beschattet, vielleicht den malerischsten Fleck auf dem ganzen Wege nach Sta. Cruz bildet. Er blieb uns zur Linken.

Etwa um zwölf Uhr erreichten wir, bei brennender Mittagssonne, Campo grande, ein großes, ungefähr auf dem halben Wege nach Sta. Cruz gelegenes Dorf, wo wir in der Venda „as Creolas oder Brizida," fünf und eine halbe Legoa von Rio, einkehrten. Sie hat eine offene „Varanda," einen Vorbau, wie alle Häuser an der Straße, und ebenso nur ein einziges Stockwerk. — In dem Zimmer, das man uns anwies, standen einige leicht gearbeitete hölzerne Bettstellen mit Strohmatten, „Esteiras," darauf lagen Matratzen und Kopfkissen. Wenn man auch nicht in jeder brasilianischen Venda alle diese Bequemlichkeiten findet, so fehlen doch die Bettstelle und die „Esteira" selten oder nie. Auch das Diner war recht gut, sogar kein Mangel an Brod, das man sonst auf ein paar Legoas von Rio stets vermissen soll. Statt dessen wird das Mandioca-Mehl, die „Farinha," zu Allem gegessen. Ich versuchte es heute zum ersten Male, konnte es aber kaum

herunter bekommen; dagegen schmeckte mir die getrocknete „Goyabada" vortrefflich.

Die Lage von Campo grande, auf der weiten Plaine, zwischen der gleichnamigen Serra und der von Barata, ist recht freundlich; aber bald hinter dem Orte wird die Gegend noch weit hübscher, indem sich drei hohe, dicht bewaldete Hügel vor die Serra do Campo grande schieben, doch so, daß dieselbe dadurch nicht versteckt wird. Hierauf kommt man wieder durch hohes, zum Theil mit schönen Bäumen untermischtes Gesträuch. Links am Wege liegt das Schloß oder große Gehöft des Oberst-Lieutenant Bangu, wo der Kaiser in der Regel übernachtet. Große Lachen von Regenwasser hatten sich auf der Straße gebildet; auch waren die Bäche, welche dieselbe durchschnitten, etwas angeschwollen. Beim Passiren eines solchen Baches begegneten wir einer eleganten blonden Dame zu Pferde, mit ihrem Reitknecht hinter sich. Links und rechts führten Wege in's Dickicht; man sah, daß dies alles zu einer bedeutenderen Besitzung gehören mußte. Einen Augenblick später erblickten wir auch linkerhand eine andere große Fazenda, mit größeren Zuckeranpflanzungen, Kaffeeplantagen und Wiesen, auf denen Heerden weideten. Man nannte sie mir „Casa Viega."

Bei Santissimo, einem unbedeutenden Dorfe von einigen wenigen Häusern, unter denen sich die auf einer kleinen Anhöhe gelegene Kirche auszeichnet, überblickt man das Thal wieder freier. Die prachtvolle Agave americana mit ihren geraden, schmalen, gleich gezückten Klingen zum Himmel strebenden Blättern, bildet Büsche am Wege, so hoch, daß ein Mann zu Pferde sich dahinter verbergen kann. Nahe bei der Kirche liegt eine kleine Verschanzung für zwei Kanonen, die zum Signalisiren der Ankunft des Kaisers dienen, wenn derselbe nach Sta. Cruz

reist; ein Flaggstock steht daneben. Kurz vor dem Oertchen S. Antonio, dessen Kirche ebenfalls eine Anhöhe krönt, erschien mir die Gegend fast am hübschsten auf dem ganzen Wege. — Hier trafen wir den ersten Rancho, eine große Bedachung zur Aufnahme der „Tropas." Eine Menge von Sätteln standen darunter, während die Maulthiere, an Pfähle gebunden, mitten auf dem breiten Wege bivouakirten. Etwas Aehnliches, doch schon in größerem Maßstabe, sahen wir bald darauf zu Curral falso, wo mich der Verwalter an dem Eingangsthor in das Territorium der kaiserlichen Fazenda de Sta. Cruz empfing. Derselbe geleitete mich in der Dämmerung durch eine, eine halbe Meile lange schöne Allee, über mehrere Brücken zum Schlosse, auf welches eine sehr breite, von zwei Reihen einstöckiger Häuser gebildete Straße zuführt, die an das Ende der Allee stößt. — Dies ist das Negerdorf, in welchem der größte Theil der 1700 kaiserlichen Sklaven wohnt, die zu der Besitzung gehören. Die ganze schwarze Jugend war auf den Beinen. Man führte mich durch die weiten Räume dieses, für Brasilien gewiß recht großartigen Schlosses, — das die Jesuiten erbaut, und sammt den dazu gehörigen, bedeutenden Ländereien bis zu ihrer Vertreibung aus diesem Lande ungestört besessen haben, worauf es dann von der Krone in Beschlag genommen worden ist, — in die für mich eingerichteten Gemächer, wo ein treffliches Diner unserer harrte. Noch vor dem Schlafengehen warf ich einen Blick hinaus auf die Wiesen unter meinem Fenster. Die Nacht war dunkel. — Es ist ein sonderbares Gefühl, mit einem vortrefflichen Diner im Magen so hinaus über die Grenzen aller Civilisation zu blicken, hinein in den ungeheuern, wilden Continent von Südamerika; wenige Tagereisen, ja nur ein paar Meilen landeinwärts, wie anders muß es da aussehen, als

hier in dem großen, gemächlichen Jagdschloß, denn da beginnt ja schon die endlose Wildniß! —

Als ich am folgenden Morgen wieder an's Fenster trat, den 17. Septbr.
sah ich jenseits der Wiesen die Serra de Itaguahy (Taguahy) stückweis aus den grauen Nebeln auftauchen, und die hohen Wälder davor. Hart unter mir, am Fuße der Mauer, gewahrte ich eine kleine Baumwollenpflanzung; es war die erste, die mir zu Gesicht kam. Außer den, fruchtartig an den Zweigen hängenden, weißen Baumwollenflocken, trugen die Stauden schöne, gelbe Blüthen, die ihnen ein freundliches Ansehen gaben.

Da wir heute auf eine reichhaltige Vogeljagd hofften, und man uns auch versprochen hatte, daß wir auf Jacarés (Krokodile) zu Schuß kommen würden, so zog die kleine Gesellschaft schon am frühen Morgen über die Wiesen, an den Viehheerden vorüber, der Capueira zu. Mit dem ersten Schuß hatte ich das Glück einen Anú, jenen schwarzen papageiartigen Vogel zu treffen. Sie sind hier sehr häufig und scheinen wenig scheu zu sein. — Gleich darauf passirten wir auf einer steinernen Brücke einen Canal oder einen Nebenbach des Taguahy, in der Nähe einer großen kaiserlichen Ziegelei.

Der nahe Wald war bald erreicht. Hier saßen wir ab, denn nur zu Fuß konnten wir, wie man uns sagte, an die „Lagoa," den See oder Teich gelangen, in welchem sich die ersehnten Krokodile aufhalten sollten. Eine Anzahl, mit langen Messern (Facões) bewaffneter Neger ging voran, den verwachsenen Fußpfad gangbar zu machen, und uns den Weg in den kühlen, prachtvollen Wald zu bahnen. Hohe, schlanke Stämme mit colossalen Orchideen auf den mächtigen Zweigen, ehrwürdige Bäume, von einem dichten Gewebe von Schlingpflanzen

umgarnt und umsponnen, dazwischen prachtvolle Gruppen von Heliconien, „Bananas bravas" (wilden Bananen), mit ihren dichtgedrängten Blättermassen, die voll Grazie das Haupt neigen, endlich wirkliche Bogengänge von großen Palmenwedeln gebildet, unter deren Schatten man eine Weile fortwandelt: — dies Alles denke man sich vereint und zugleich belebt durch unzählige bunte Vögel, — und man hat nur ein schwaches Bild des Waldes, den wir durchstreiften! — Nach einigen Minuten stutzten die Schwarzen vor uns, wir standen an einer tiefen Lache von etwa zwanzig Schritt im Durchmesser, von hohen Laubbäumen und Palmen beschattet, lange Schlingpflanzen hingen bis zu dem kleinen Wasserspiegel herab. — Wir waren zur Stelle und dies — die Lagoa, so unglaublich es uns schien; — wir sahen uns bitter getäuscht, denn wie konnten wir hier wohl ein unserer Jagdlust würdiges Opfer vermuthen! — Die Neger mußten in's Wasser hinein und schwimmend oder watend ein Netz durch die Lache hindurchziehen, in dem die Jacarés sich fangen sollten. Was für Riesen diese Krokodile sein mochten, konnte man sich hiernach leicht vorstellen. Diese ganze Negeranstalt wollte mir wenig behagen. Das Resultat davon war, daß kein Jacaré gefangen wurde, daß man die Krokodiljagd aufgab, und nunmehr gegen andere unschuldigere Creaturen, namentlich bunte Vögel, zu Felde zog. So entstand eine Jagd ohne Ordnung, die das Feld ihres Wirkens zum Theil im Urwald, zum Theil in der Capueira und auf der Wiese fand, wo sich in der Ferne das Schloß Sta. Cruz auf einer sanften Ansteigung erhebt. — Meine Passion nahm mit jedem Moment zu, denn zu der Freude des Treffens gesellte sich das Interesse, alle diese schönen Vögel in der Nähe bewundern zu können, die schon in der Ferne so viel

Anziehendes haben. Eilf Vögel, — ein Anú, zwei Bemtevi, drei Piasoccas, eine Tié, ein Sabiá, ein Picapao, ein Peruinho do Campo und ein Gaviaõ, — fielen von meiner Hand. Der schönste Vogel, den ich heute Vormittag unter den Gefallenen sah, war ein Tié-fogo, das Männchen der Tié. Sein Bauch ist von dem prachtvollsten Roth. Mir wollte es nicht gelingen einen zu schießen, obgleich ich mehrere auf's Korn nahm; ein kaiserlicher Jäger hatte diesen erlegt.

Nach dem Diner begaben wir uns in den Schloßgarten hinunter, und durchwandelten das wundervolle, 1185' lange, dunkle Berceau von mehr als 30' hohem und 1 bis 1½" dickem Bambusrohr, von wo wir wieder zu großen, an den Garten stoßenden Wiesen gelangten, auf denen der „Coral," eine, für die Aufnahme wilder Pferde bestimmte, geräumige Einzäunung liegt. Man hatte hier eine große Anzahl derselben zusammengetrieben, damit wir die Negersklaven des Kaisers den „Lasso" und die „Bolas" werfen sehen sollten. Der „Lasso" ist ein sehr langer, von Leder geflochtener Strick, an dessen einem Ende ein eiserner Ring befestigt ist. Durch diesen Ring wird das andere Ende genommen, so daß sich eine Zugschleife bildet. Während nun der Neger das Ende des Lasso in der linken Hand hält, schwingt er mit der Rechten die Schleife hoch über seinem Kopfe, und läßt dieselbe dann so geschickt schießen, daß sie dem Pferde um den Hals oder um das Bein fliegt, welches er „lassiren" will. Hierauf zieht er die Schleife dadurch zu, daß er sich mit beiden Händen am Ende des Lasso festhält und sich schleifen läßt. Die Kraft, die er auf diese Weise äußert, ist so groß, daß das Pferd, nachdem es ihn ein paar Schritte mit sich fortgerissen hat, meist zusammenbricht. — Oft werfen mehrere Neger zwei bis drei Lassos auf einmal nach

dem Halse oder den Beinen des wilden Pferdes, und reißen es auf diese Weise um, worauf sogleich eine Menge anderer Neger herzuspringen, um das Pferd an den Lassos zu halten, das alle erdenkliche Efforts macht, springt, sich bäumt und auf unerhörte Art zu bocken anfängt, um sich wieder frei zu machen. Geht es nicht anders, so wirft man es abermals vermittelst der Lassos nieder, und legt es auf die Seite, um es fester zu binden und ihm die Freiheit der Bewegung zu erschweren. Ist dies geschehen, so läßt man das Pferd wieder aufspringen und sattelt es.

Der Bock des „Lumbilho," des Sattels, ist dem des deutschen Sattels ähnlich; die Ledergurte sind dagegen ganz nach Art der Strickgurte des ungarischen Bocks gemacht. Ueber den Sattel kommt eine Decke von Fell, und auf diese damit der Neger festsitzt, noch ein kleines Schaaffell. Darauf legt man dem, vor Ungeduld stampfenden und schäumenden Thiere eine Halfter auf, bindet die Zunge mit einem dünnen Strick an den Unterkiefer fest, und befestigt wieder an diesen einen dickeren Strick von Hanf oder Pferdehaaren als Zügel. Jetzt tritt der „Péão," der schwarze Bereiter, heran. Lange Rittersporen an den nackten Fersen machen ihn kenntlich, und geben seiner ganzen Figur einen komischen Anstrich. Ein anderer Neger hält beim Aufsteigen dem Pferde das Auge mit dem dicken Zügel zu, der Reiter schwingt sich in den Sattel, und schlingt sich das lange Ende der Halfter, welches ebenfalls auf den Unterkiefer wirkt, mehrmals um den Leib. Nun macht man die Lassos los, und davon bockt der wilde Gaul, sich in Hechtsätzen erschöpfend. Von einem solchen Bocken kann man sich wirklich keinen Begriff machen. Jetzt ist die Aufgabe des Reiters, das Pferd in Gang zu bringen, was, falls es glückt,

d. h. wenn der Schwarze nicht vorher abgeworfen wird, — und dergleichen unfreiwillige Trennungen kamen heute zum öfteren vor, — stets in Durchgehen ausartet, bis es nach fünf bis zehn Minuten von selbst stehen bleibt. Mit dem um den Leib geschlungenen Halfterstricke wird nun der Gaul durch Biegungen des Körpers unbarmherzig zusammengeringelt und geschraubt, bis er den Kopf gezwungen auf die eine Seite beigiebt. — In der Regel setzt man bei dem eben eingefangenen Pferde diese Art der Bearbeitung, im Verein mit rastlosem Abjagen, so lange fort, bis dasselbe vor Müdigkeit nicht mehr fortkann, und, sich nach und nach in sein Schicksal ergebend, allmälig ein williger Schüler wird. —

Man zeigte uns noch eine andere Art die Pferde einzufangen; ein alter, schwacher Neger im grünen Frack warf nämlich nach Buenos-Ayresischer Weise die „Bolas," aber nur ein Mal mit Glück, dagegen wohl zehn Male ohne das erwünschte Resultat; doch lag es nicht an seinem guten Willen, denn er quälte sich redlich, aber Kraft und Geschick schienen ihm, wenigstens für heute, den Rücken gekehrt zu haben. Die Bolas bestehen aus einem Strick, an dessen einem Ende eine kleine Kugel befestigt ist, während das andere Ende sich gabelartig in zwei kurze, gleich lange Stricke theilt, an denen zwei schwerere Kugeln sitzen. Diese Kugeln nun werden dem Pferde so zwischen die Beine geworfen, daß sie sich von selbst fest um dieselben herumschlingen, wodurch das Pferd am Laufen verhindert wird und niederstürzt. — Die Race dieser Thiere ist weder besonders kräftig, noch hübsch; sie sind meist klein, doch giebt es auch größere darunter. —

Ich hatte am Abend, vor Eintritt der Dunkelheit, noch das Vergnügen, fünf grüne Honigsauger, eine größere Art

Colibris, mit wahrhaft metallischen Farben, von den Orangenbäumen herabzuschießen. Als ich wieder in das Schloß trat, brachten die Jäger zwei lebende Jacarés, eines etwa vier Fuß, das andere, ein Junges, einen Fuß lang, welche sie in dem Flüßchen Taguahy gefangen hatten. Der Unterschied zwischen diesen Jacarés und den eigentlichen Krokodilen soll nur in den Zähnen liegen, weniger in der Größe; denn für die Gemahlin Dom Pedro's I., die jetzt verwittwete Herzogin von Braganza, hat man z. B., wie uns erzählt wurde, hier einmal ein sieben bis acht Fuß langes Krokodil gefangen.

den 18. Septbr. Heute früh, als wir unsern Auszug durch die lange Allee hielten, sahen wir die Serra de Itaguahy völlig wolkenlos. Auf unserem Rückritt begegneten wir bei S. Antonio dem Friedensrichter in seinem Wagen, mit dem gelben und grünen Bande über der Schulter, und sahen die Wähler der Kirche zureiten und sich an derselben versammeln, da heute hier die Deputirtenwahl stattfinden sollte. An der Spitze einer Anzahl Reiter in Fracks und Jacken ritt ein Herr in Civil, mit einem Stern auf der Brust, ebenfalls dem Hügel zu, auf dem sich die Kirche erhebt; doch wer es war, vermag ich nicht zu sagen. Ich zeichnete viel unterwegs. Der Tag war sehr, sehr schön, und dabei nicht allzu warm. Zu Campo grande ward wieder dinirt. — Näher nach S. Christovão zu haben sich mehrere Deutsche und Preußen niedergelassen. Hinter diesem Schlosse sahen wir, als die Tijuca eben mit dem rosigen Licht der Abendsonne übergossen war, den Kaiser mit seiner Eskorte hinter uns gefahren kommen. Bald darauf bogen wir in die Vorstädte ab. Ganze Schwärme von Sonntagsreitern hatte der schöne Sonntagnachmittag herausgelockt! — Der Mond

spiegelte sich bereits in den Fluthen der Bai und gab der Gloria und den Ufern des Golfes ein feenhaftes Ansehen, als wir in der Mangueira anlangten.

Dona Januaria's Namenstag wurde durch ein Diner mit dem Hofe und einen großen Ball in dem Schlosse von Rio gefeiert. An dem einen Ende des Ballsaals war eine Estrade errichtet, auf welcher der Kaiser und die höchsten Herrschaften Platz nahmen. Ich wurde nach einander von beiden Prinzessinnen sehr artiger Weise durch Senhor Paulo Barboza zuerst zu einem Contretanz und dann zu einem Walzer aufgefordert. Ich walzte! — Was das sagen will, begreift nur der, der, wie ich durchaus keinen natürlichen „Schick" zu diesem, dem Planetenlaufe entlehnten Tanze besitzt, der den Takt der rauschenden Musik entweder vor sich fliehen hört, wie ein Phantom, oder hinter sich her keuchen, wie einen nagenden Vorwurf, dem er vergebens zu entrinnen strebt. Ja, es gehört die todte Ruhe der kreisenden Weltkörper dazu, wenn man auf die Länge dem Kampfe gegen Takt, Musik, Schwindel und Ecken, und dem gänzlichen Mangel an aller Reibung auf dem glatten Fußboden siegreich die Stirn bieten und seine Umdrehungen mit wahrhaft planetarischer Genauigkeit und Regelmäßigkeit vollenden will! — Doch, Uebung macht den Meister. Nach und nach kam ich in den Takt hinein, und hätte ich noch ein Stündchen so fortgewalzt, wer weiß, ob es da nicht ganz vortrefflich gegangen wäre! Die Hitze war dabei, im wahren Sinne des Worts, tropisch zu nennen, so daß auch der Kaiser zuweilen den Ballsaal verließ, um in einem Nebenzimmer frische Luft zu schöpfen; alsdann konnte ich auf Augenblicke von der Estrade herabsteigen und mich mit den zunächst stehenden

den 19. Septbr.

Personen unterhalten. — Um Mitternacht ging es zum Souper, wobei Kammerherren dem Kaiser und den Prinzessinnen die Speisen servirten. Die Etiquette ist äußerst strenge am Hofe von Rio de Janeiro, und isolirt die kaiserliche Familie vielleicht noch mehr, als dies in andern Ländern der Fall ist; so durften z. B. die Prinzessinnen, wie man mir erzählt hat, bis zur Anwesenheit des Prinzen von Joinville nur mit den fremden Prinzen oder mit Damen tanzen, wenigstens walzen; seitdem ist die Bahn gebrochen, indem es ihnen überhaupt für die Dauer der Anwesenheit eines fremden Prinzen am brasilianischen Hofe gestattet war, mit Herren zu tanzen. Doch außer dieser Zeit ging damals noch das Walzen mit den Hofdamen seinen Gang fort!

den 21. Septbr. Die auf den 21sten angesetzte Excursion auf die Orgãos war schon Tags zuvor aufgegeben worden, weil heute kein Dampfschiff nach Magé ging. Späterhin habe ich soviel Interessantes über das Orgelgebirge, über seine eigenthümliche, wunderbare Felsbildung gehört, und die reizende Lage der Besitzung des Mr. March, der dort oben in den Urwäldern die Fremden so gastlich bei sich aufnehmen soll, daß ich mich noch immer nicht trösten kann, diese viel gerühmte Parthie aufgegeben zu haben. Ich rathe daher Jedem, der nach Rio reist, ja die Orgãos zu besuchen, schon um deßwillen, weil man in Europa von einem Jeden, der jemals in Rio de Janeiro gewesen, danach gefragt wird, wie es denn überall in der Welt gewisse Punkte giebt, die der Reisende besucht haben muß!

Statt nun diese Parthie zu machen, wurden der Reise nach Cantagallo einige Tage zugelegt. — Um den schönen Morgen nicht unbenutzt vorübergehen zu lassen, unternahmen wir einen

Ritt nach dem Corcovado. Der Weg führt durch das schon beschriebene, reizende Thal von Laranjeiras. Am Ende des Dorfes reitet man auf steilem Pfade in der dichten Capueira und zwischen wildem Kaffee bergan, bis man nach und nach in den Schatten des prächtigsten Hochwaldes tritt, wo das Auge mit Bewunderung von einem Stamme zum andern schweift. In der Regel läßt man die Pferde in einem Gehöfte, eine kleine halbe Stunde unterhalb des Gipfels, zurück. Bis hierher ist der Weg so vortrefflich gehalten, überall mit so guten, neuen Brücken und Stegen versehen, daß man sich in dem prächtigsten Parke der Welt glauben könnte; aber von jetzt an wird er steiler. An mehreren hohen Stämmen fiel uns eine Art kurzer, dünner, brettartiger Strebepfeiler auf, die unten aus dem Stamme, gleich auf die schmale Kante gestellten Brettern, herauswuchsen. Ebenso trifft man auf diesem Wege eine große Mannigfaltigkeit von Palmen an; höher hinauf pflückten wir einige schöne, uns neue Blumen. Vor allem zog aber eine sehr schöne Schlange, die zur Seite des Weges lag, unsere Aufmerksamkeit auf sich. Sie war nicht groß, aber von dem prachtvollsten Scharlachroth und schwarzgeringelt.

Der Gipfel des Corcovado besteht aus zweien, durch eine schmale Spalte getrennten Felsen. Früher führte von der Platte des ersten Felsens eine Brücke hinüber zu dem höheren, abgesonderten Felsen, der senkrecht über dem Thale steht. Diese Brücke ist jetzt eingestürzt, so daß man den eigentlichen Gipfel nicht wohl besteigen kann; doch fand ich die Aussicht schon von der Platte aus ganz wundervoll, da der unbesteigbare Felskegel nur wenig von der Landschaft verdeckt. Man überblickt tief unten die Schlucht von Laranjeiras, dann Rio und die ganze Bai. Leider war heute die Serra dos Orgãos unsern Blicken

durch den milchigen Nebel entzogen, der an hellen Tagen auf dieser Seite den duftigen Hintergrund des Gemäldes bildet. — Auf der andern Seite der, das Panorama zerschneidenden Spitze schaut man auf die Lagoa de Rodrigo de Freitas und auf die fruchtbare Ebene hinab, die sie von der Bucht von Botafogo trennt; daran reiht sich der Zuckerhut, jenseits liegen die Einfahrt, Sta. Cruz, und die im Nebel verschwimmenden Inseln, wie auf einer Landkarte ausgebreitet. Wendet man sich um, so erblickt man das Waldgebirge mit der darüber hervorragenden Gavia und Tijuca, lauter Berge, die schon das wahre Gepräge des Urwaldes an sich tragen. —

Bei einem zweiten Ritte, den ich später, am 23sten October, ganz allein nach dem Corcovado unternahm, hatte ich das Glück, die Kette der Orgãos in voller Klarheit zu übersehen. Am malerischsten nehmen sie sich schon bei dem ersten Ansteigen aus, wo sie, von hohen, graziösen Palmenwedeln und üppigen Büschen in einen anmuthigen Rahmen gefaßt, in der Verlängerung des Weges standen, während ich davor tief unten den inselreichen Spiegel der Bai und Rio zu meinen Füßen erblickte. — Bei diesem zweiten Besuche des Berges lernte ich einen mir neuen, sehr schönen Weg kennen, der von dem Gehöfte, bei dem man die Pferde läßt, rechts ab, längs einer Wasserleitung hinführt, auf dem man den botanischen Garten tief unter sich sieht. — Der Wunsch, schöne Urwaldbäume zu zeichnen, hatte mich zu jenem zweiten Ritte veranlaßt, doch war ich schon so verwöhnt durch die Urwälder, welche ich auf meiner Reise zum Parahyba gesehen, daß ich keinen Baum mehr auffinden konnte, der mir des Zeichnens werth schien. — Aber ein Anderes war es heute, wo ich zum ersten Male mit Entzücken in diese Wälder des Corcovado trat, wo sie den frisch aus Europa

angelangten Reisenden auf das vollständigste befriedigten, so daß seiner Phantasie nichts mehr zu wünschen übrig blieb.

Bereits um zwölf Uhr waren wir zu unserm zweiten Frühstück zurück, und schon um halb zwei Uhr im dritten Cutter des S. Michele nach dem Fort von Sta. Cruz unterwegs.

Diese Festung liegt auf einer flachen Landzunge an der Ostseite der Einfahrt, und ist, wie wir wissen, durch eine Felsspalte von einem steilen Hügel getrennt, einem Grath zwischen zwei Kegeln, auf dessen Kamm das alte Fort do Pico stand, das in Kriegszeiten ohne große Mühe wiederhergestellt werden kann; ein wichtiger Umstand, da die Veste sonst von diesen Höhen leicht im Rücken genommen werden könnte. Sta. Cruz zählte, nach der Angabe des Commandanten und des Artillerieoffiziers vom Platze, zwischen 111 und 130 Geschütze, deren sehr schwere Laffetten sich jedoch wohl nicht durchgehends in einem völlig kriegsbrauchbaren Zustande befinden mochten, während die Angabe der Kriegsbesatzung zwischen 800 und 1200 Mann schwankte. Bombenkanonen, die hier gewiß sehr an ihrem Platze sein würden, waren noch nicht vorhanden. Die Seite nach der Einfahrt, dem Zuckerhut gegenüber, hat drei Etagen oder richtiger Terrassen für Geschützvertheidigung über einander; die Seite nach der See und die nach der Bai, jede zwei Etagen. Die Linien gegen das Meer sind so geschickt gebrochen, daß man ein vortreffliches Enfilirfeuer (Raking-fire) gegen die ansegelnden Schiffe erhält. Dagegen erschienen mir die Steinbrustwehren, über welche die Geschütze hinwegfeuern, so niedrig und schwach, daß ein paar Lagen eines vorübersegelnden Linienschiffes leicht hinreichen dürften, die Bedienungsmannschaft niederzuschmettern oder von ihrem Posten zu vertreiben.

Das Fort Sta. Cruz auf der Ostseite, Lagem in der Mitte, S. Theodosio und S. João auf der Westseite der Einfahrt, kreuzen ihr Feuer und bilden einen Halbkreis, in den jedes feindliche Schiff, das die Einfahrt in die Bai von Rio forciren will, hineinsegeln muß. Denkt man sich diese Werke sämmtlich stark armirt, d. h. mit zahlreichem Geschütz von schwerem Caliber besetzt, zugleich aber die Bedienungsmannschaft der Artillerie gegen das feindliche Feuer möglichst geschützt, so werden sie, wenn auch nicht gerade das Einlaufen einer feindlichen Flotte völlig unmöglich machen, doch derselben wenigstens einen so wesentlichen Schaden zufügen, daß sie der Erholung bedürfen wird, um wieder bewegungsfähig zu werden. Gleich der südlichen Front von Sta. Cruz, sind die Forts Lagem in zweiter und Villegagnon in dritter Linie so vortheilhaft für den Enfilirschuß gelegen, daß beiden ein großes gemauertes Werk von wenigstens zwei Etagen, etwa ein starker Thurm, sehr zu wünschen wäre, der, mit Bombenkanonen bewaffnet, die feindlichen Schiffe schon aus weiter Ferne in Empfang nehmen und ihr Ansegeln erschweren könnte.

Hat die feindliche Flotte die Einfahrt forcirt, so treten ihr die beiden Spitzen der Ostküste mit den Forts Gravatá oder S. Domingos und Boa Viagem entgegen, die, wenn ihre Befestigungen wieder in Stand gesetzt wären, im Verein mit Villegagnon einen zweiten Hauptabschnitt der Vertheidigung bilden würden, dessen Intensität leicht um ein Bedeutendes durch einige, zwischen dieser Insel und jenen Forts mit einem „Spring" geankerte Kriegsschiffe erhöht werden könnte. — Die Ostseite der Stadt mit den zunächst gelegenen Vorstädten ist durch die genannte, weit vorgeschobene Inselveste und durch die, gleich einer großartigen Caponière vorgreifende Ilha das

Cobras (deren gegenwärtigen Vertheidigungszustand ich jedoch nicht genau kenne), gegen eine Landung, außerdem aber durch Bänke und Riffe gegen die Annäherung größerer Schiffe einigermaßen geschützt, — nach den Plänen der Bai wenigstens gegen das Ankern derselben innerhalb pp. $3\frac{3}{4}$ bis $7\frac{1}{2}$ Cabellängen oder etwa 950 bis 1900 Schritt von der Ponta do Calabouço, — während die Nordseite von Rio jedem feindlichen Seeangriffe völlig offen steht. Auch nach dem Lande zu kann man, da der Morro do Castello, der sich bollwerkartig an der Ponta do Calabouço erhebt, wohl kaum mehr als Festungswerk gerechnet werden darf, die Hauptstadt als durchaus unbefestigt betrachten, weshalb ihr selbst eine feindliche Landung außerhalb, namentlich auf der Westseite der Einfahrt, leicht gefährlich werden könnte. Um nun Rio wenigstens von Süden her gegen einen längs der Bai mit Leichtigkeit über Botafogo ausführbaren Coup-de-main zu schützen, hat man die Forts da Praya Vermelha und do Leme südlich des Zuckerhuts angelegt. Ihnen gegenüber finden wir bei Praya da Fora ebenfalls ein Emplacement für eine Strandbatterie, deren Hauptzweck wohl die Erschwerung einer gegen das Forte do Pico gerichteten Landung sein möchte *).

Von Sta. Cruz trug uns unser schnellrudernder Cutter

---

*) Unter den genannten Forts haben folgende besondere Commandanten, und scheinen daher in vertheidigungsfähigem Zustande erhalten zu werden: Sta. Cruz, Ilha das Cobras, Lagem, Villegagnon, S. João, Praya Vermelha und Boa Viagem.

Wen es etwa interessirt, sich über den früheren Vertheidigungszustand von Rio de Janeiro zu unterrichten, den verweisen wir auf den vom 6ten December 1712 datirten interessanten Bericht Duguay Trouin's über diesen Gegenstand, in Eugène Sue's Histoire de la marine française, Tom. V. pag. 306 und 307.

zu dem, auf der Nordseite von Rio de Janeiro unter der Höhe von S. Bento gelegenen See-Arsenal hinüber. Eine herrliche Fahrt bei dem prachtvollen Wetter!

In dem sehr geräumigen Arsenal schien wenig Leben zu herrschen. „Drydocks" waren nicht vorhanden, eben so wenig Bedachungen für die in der Construction befindlichen Schiffe; auch wurde nur an einem einzigen Dampffahrzeuge von geringer Größe gebaut. Die eben vollendete Corvette „Euterpe" von zwanzig Kanonen befand sich gerade in der Armirung. Sämmtliche für die Offiziere bestimmten Räume kamen mir an Bord derselben fast zu hoch, die für die Mannschaft dagegen verhältnißmäßig weniger bequem vor; dabei hat sie einen runden Spiegel mit nur einer Stückpforte. — Das Vierundsiebzig-Kanonenschiff „Dom Pedro II.," worauf sich die Marineschule befindet, die Fregatten „Principe Imperial" und „Constituiçaõ" von sechzig Kanonen, eine zweite und noch eine dritte, äußerst kleine Corvette, welche letztere zu Uebungsfahrten jener Schule bestimmt ist, und außerdem noch ein paar kleine Dampfschiffe, waren vor dem Arsenal geankert, während auf der Rhede einige Kriegsbriggs lagen.

Ich besuchte, von der Euterpe kommend, die Constituiçaõ, an deren innerer Einrichtung man sehr eifrig arbeitete, da sie bestimmt war, die Braut des Kaisers abzuholen. Für eine Sechzig-Kanonen-Fregatte ist dieses etwa vor zwanzig Jahren in den Vereinigten Staaten gebaute Schiff immens klein — ich verstand, sie halte nur 1200 Tonnen, also fast nur die Hälfte der Lastigkeit des S. Michele; — dennoch ist sie sehr hoch zwischen Decks; dagegen sind die Geschütze übertrieben zusammengedrängt, und die Rüsten, der Kanonen wegen, getheilt. Sie führt durchgehends Vierundzwanzigpfünder. Die

Zimmer für die neue Kaiserin und ihr Gefolge waren bereits abgetheilt.

Schon durch seine geographische und politische Lage scheint Brasilien von der Natur zur Seemacht bestimmt zu sein. — Handel und Schifffahrt bilden die einzige Verbindung mit der überseeischen civilisirten Welt, während die Flotte durch ihre Kreuzer das Mittel darbietet, dem jungen Staate in den Ländern jenseits des Oceans Ansehen und Achtung zu verschaffen. Wenn der Passat auf der einen Seite allerdings die Communication zwischen dem fernen Europa und Brasilien erleichtert, und auf diese Weise die weite Kluft zwischen beiden in etwas verkleinert, so verlängert er dagegen die Reisen derjenigen Schiffe, welche von Nordamerika nach Südamerika bestimmt sind, um ein Bedeutendes. Brasilien steht mithin als Seemacht völlig isolirt da, wenigstens durch langwierige Navigationen getrennt von allen bedeutenderen Seestaaten, zu denen wir gewiß mit Recht außer den großen Seemächten Europa's die Vereinigten Staaten Nordamerika's zählen. Diese isolirte Lage nun macht das junge Kaiserreich stark, indem sie ihm Zeit giebt, sich zu einem Vertheidigungskriege zu rüsten, und unter Umständen zu Anfang des Krieges auch Gelegenheit bietet, sogar überlegene Streitkräfte dem Feinde gegenüber zu entwickeln. Da ferner die Seewege um das Cap der guten Hoffnung nach Indien, und um das Cap Hoorn nach dem Stillen Ocean — jene beiden, mehr oder weniger von allen schifffahrttreibenden Nationen benutzten, großen, maritimen Handelsstraßen — Brasiliens Küsten fast berühren, so kann dasselbe mithin in einem solchen Falle den feindlichen, ihm auf diese Weise preisgegebenen Handel und Wallfischfang mit Leichtigkeit zerstören, durch Absendung großer Kaperschwärme und

zahlreicher, einzelner Kreuzer, die in Verbindung mit leichten Geschwadern, selbst ohne sich von den heimischen Gewässern weit zu entfernen, den Ocean in einer Ausbreitung, welche vom Amazonenstrome bis zum La Plata reicht, zu überschwemmen, und gleichzeitig auch den eigenen Handel, den feindlichen Seestreitkräften zum Trotz, sicher in die Häfen des Reichs hinein- und aus denselben herauszugeleiten vermögen.

Erscheint die feindliche Flotte nun wirklich mit Macht an der Küste, so findet dieselbe eine Seegrenze von beinahe 3600 See- oder 900 deutschen Meilen Länge, und zwar in großer Entfernung von ihren eigenen Hülfsquellen, zu blokiren. Dieser letztere Umstand tritt am meisten den Dampfschiffen, hinsichts des Kohlenbedarfs, hindernd entgegen, und doch eignen sich gerade Dampffahrzeuge vorzugsweise für diesen Dienst, weil sie allein im Stande sind, der Aequatorial- und der sich davon nach Südwest abzweigenden brasilianischen Strömung, sowie dem Passat zum Trotz, sich beliebig längs der Küste hin und her zu bewegen. Schon hieraus ergiebt sich, daß die kaiserliche Marine im Kriege aus einem Uebergewicht an Dampfkreuzern großen Nutzen ziehen würde. In einem Lande aber, wo, um die Küstenprovinzen mit der Hauptstadt zu verbinden, der Seeweg, wenn auch nicht gerade der kürzeste, doch meist der bequemste, sicherste und schnellste ist, wird die Dampfschifffahrt zu einem Haupterforderniß, besonders wenn, wie hier, Aufstände in den Provinzen und dadurch veranlaßte Truppensendungen nicht zu den Seltenheiten gehören. — Kein Land in der Welt besitzt außerdem so großartige innere Wasserverbindungen, wie Südamerika; riesige Ströme durchziehen es gleich colossalen Lebensadern, verzweigen sich weit in's Innere, und gewähren, indem sie die einzigen Pfade bilden, welche sich durch diese endlosen

Wildnisse schlängeln, der Dampfschifffahrt wiederum ein neues Feld der fruchtbarsten Thätigkeit. Ja, auf den Schwingen der Dampfkraft kann der kaiserliche Wimpel Hunderte von Meilen in's Innere hinein zu den fernsten Ansiedelungen dringen und sich dort gebietend, strafend oder versöhnend entfalten! —

Brasilien besitzt prachtvolle Häfen; Sta. Catharina, Santos, Rio de Janeiro, Bahia und viele andere mehr, können die größten Flotten bergen. Die ausgedehnte Küste des Reichs bietet, wie wir gesehen haben, für die Operationen seiner eigenen Geschwader, für die freie Bewegung seiner Kreuzer und Kaper eine immense Basis dar, welche jede fremde Macht, die mit dem jungen Staate ein Schutz- und Trutz-Bündniß eingehen will, gewiß gern mit in den Kauf nehmen wird. Stark befestigt, dienen jene schönen Häfen zum Bollwerk für die eigne Macht und zum sichern Port für befreundete Geschwader, die hier Schutz, Ruhe und Alles finden, was sie bedürfen, um frisch und thatkräftig sich wieder hinaus zu wagen auf das trügerische Element! Viel, sehr viel hat die Natur in dieser Beziehung bereits gethan, doch manches bleibt der Kunst noch vorbehalten. An vortrefflichem Bauholz fehlt es nicht, obgleich man in Brasilien so gut wie anderswo über den Mangel desselben klagen hört; ja, wie will man z. B. diese Klage mit dem Umstande in Einklang bringen, daß einst eine Sumaca von Pará über's Meer nach Rio gesegelt kam, welche aus einem einzigen colossalen Urwaldstamme ausgehöhlt war! — Ein anderes Haupterforderniß, das namentlich zur wohlfeileren Erhaltung einer Flotte und zur Durchführung eines dauernden Seekrieges unentbehrlich ist, sind die Drydocks oder Bassins, deren ich weder in Rio, noch in Bahia oder Pará gesehen zu haben mich erinnere. — An die Anlage größerer

Eisenguß-Werkstätten für den Bau von Dampfkesseln und Maschinen ist in der letztern Zeit gedacht worden; doch müssen die Kohlen dazu aus dem Auslande bezogen werden.

Als größtes Hemmniß tritt Brasiliens Seemacht unstreitig der Uebelstand entgegen, daß, obgleich die Küstenplätze zu den bevölkertsten des Landes gehören, sie doch nicht Seeleute in hinreichender Anzahl liefern, um die Kriegs- und Handelsflotte damit bemannen zu können, weshalb man denn auch fast lauter schwarze oder farbige Leute — meist Sklaven — auf den brasilianischen Schiffen antrifft. Besonders gesucht sind die Indianer, welche, wie behauptet wird, großes Talent zum Matrosenhandwerk besitzen, und theilweise selbst auch tiefer aus dem Innern des Landes zum Seedienst herangezogen werden sollen. Dies streift schon einigermaßen an die französische und russische Conscription für die Flotte, die das Matrosenhandwerk und den Soldatenstand auf eine eben nicht sehr ersprießliche Weise mit einander zu verwechseln scheint. Wenn auch diese Ansicht über die Aushebung zum Seedienst mit der der übrigen seefahrenden Nationen schwer in Einklang zu bringen sein möchte, so befindet sich doch Brasilien — zu seiner Entschuldigung sei es gesagt — hier nur in dem Falle, aus der Noth eine Tugend machen zu müssen. — Ja, könnte der Kaiser, gleich den Vereinigten Staaten, über eine seemännische Bevölkerung von achtzigtausend frischen, kräftigen Nordländern gebieten, und hielten die Finanzen des Reiches damit gleichen Schritt, was würde er da nicht für eine Stellung, dem ganzen Erdenrund gegenüber, einnehmen! —

Aber gar so viel bedarf es nicht, um in einer so entlegenen Gegend unseres Planeten, wie Brasilien, eine Zeitlang als Stern erster Größe auf den Wassern zu glänzen. Die

sieben holländischen Zweidecker z. B. wiegen nicht schwer in der Wagschale Europa's; denken wir sie uns aber völlig ausgerüstet und zugleich mit allen nothwendigen Etablissements durch einen Zauberschlag nach dem niederländischen Indien versetzt, so werden sie unstreitig die erste Seemacht in jenen Meeren und den chinesischen Gewässern bilden, und gleichzeitig ihren starken Arm gebietend über den Stillen Ocean ausstrecken; ja, eine unumschränkte Meeresherrschaft werden sie über alle diese Gegenden ausüben, die ihnen, wenigstens im ersten halben Jahre, keine Seemacht der Erde, und wäre sie sonst noch so furchtbar und unüberwindlich, wird streitig machen können, da gegenwärtig keine Flotte sich in der Lage befindet, vor Ablauf dieser Zeit ein Geschwader in jenen Gewässern erscheinen zu lassen, welches gegen diese sieben Zweidecker in die Schranken zu treten im Stande wäre. Wenn daher auch in Europa Linienschiffe nur in großen Massen erbaut, in starken Geschwadern und Flotten zusammengehalten, die auf dieselben verwendeten Kosten lohnen, so würde doch die brasilianische Seemacht — die im westlichen Theile der südlichen Hemisphäre etwa eine ähnliche Stellung einnehmen dürfte, wie jene holländischen Zweidecker im östlichen, — bei ihrer isolirten Lage schon aus dem Bau einiger solcher Schiffe Nutzen ziehen können, wenn die bedeutenden Geldmittel und die starke Bemannung, welche dieselben erfordern, es nicht rathsamer machten, davon abzustehen, und jene beiden in Brasilien etwas seltenen Dinge, — Geld und Seeleute, — anders zu verwenden.

Die Nothwendigkeit der Dampfschiffe für die kaiserliche Flotte haben wir bereits dargethan. Dieselben würden natürlich in zwei Hauptkategorien zerfallen: in solche, welche für die Flüsse, Lagoas und seichteren Häfen, und solche, die zum

Kreuzen im Oceane bestimmt sind. Die erstgenannte Classe würde auf das Minimum zu beschränken, die letztere aber hinsichts des Tonnengehalts, der Anzahl, Pferdekraft und Armirung so vollständig aufzustellen sein, als es die Mittel des Staats nur irgend erlauben. In der neueren Zeit hat sich das Marine-Ministerium sehr entschieden für die Dampfschiffe ausgesprochen, und ist willens, zwei mit Bombenkanonen armirte Dampfkreuzer von 250 Pferdekraft in England bauen zu lassen.

Da bis jetzt die Dampfschiffe, theils wegen der Verwundbarkeit ihrer Maschinen und Räder, theils aber auch, weil sie kein kräftiges Lagenfeuer besitzen — zwei Uebelstände, denen die Archimedesschraube später hoffentlich gründlich abhelfen wird — sich weder zum entscheidenden Nahegefecht, noch zum Zerstören von künstlichen Deckungsmitteln und daher zum Beschießen von festen Plätzen eignen, so bedarf bei dem gegenwärtigen Stande der Dinge eine Marine, wie die brasilianische, einiger starker Segelschiffe zu diesem Dienste, wenn sie den Feind nicht blos hareeliren, sondern ihn auch niederwerfen und Lorbeeren ernten will. Unstreitig ist die Sechzig-Kanonen-Fregatte, nächst den Zwei- und Dreideckern, das hierzu geeignetste Schiff, wenn man das zweiunddreißigpfündige Caliber als das kleinste annimmt, welches sie führen darf, dazu eine Anzahl Bombenkanonen rechnet, die Carronaden auf dem Verdeck verwirft, und ihr endlich eine Tragfähigkeit von mehr als 2000 Tonnen giebt. Die Fregatten, welche Brasilien jetzt besitzt, stammen aber, wie wir gesehen haben, aus einer Zeit, wo die Anforderungen noch nicht so hoch gespannt waren, und wo z. B. das vierundzwanzigpfündige Caliber noch völlig für dieselben ausreichte. Man beabsichtigt jetzt, nicht allein diese Vierundzwanzigpfünder, sondern überhaupt die meisten Geschütze der

Flotte durch Ausbohren da, wo es thunlich ist, auf ein größeres Caliber zu bringen. Wenn man nämlich die Armirung der kleinen Segelkreuzer betrachtet, so findet man nur einige wenige Fahrzeuge darunter, deren Bewaffnung der der gleichnamigen Fahrzeuge in andern Marinen gleichkommt; dasselbe gilt von den Kanonenfahrzeugen („Gun-Vessels"). Doch bei diesen kleineren Fahrzeugen dürfte auch wohl zum Theil ein anderer Maßstab anzulegen sein, da einige Classen derselben mehr zur Unterdrückung von Aufständen, zur Handhabung der Polizei und gegen die Eingebornen gebraucht werden mögen, als daß sie gegen regelmäßige Kriegsfahrzeuge zu kämpfen bestimmt wären; und da müssen sie denn besonders geschickt sein, sich durch flache Fahrwasser hindurchzuwinden, während die geringste Feuerwirkung schon für den Zweck genügt.

Dieses vorausgeschickt, lasse ich nun hier die neueste mir bekannt gewordene Liste der brasilianischen Kriegsschiffe nach dem Relatorio da Repartição dos Negocios da Marinha vom Jahre 1845 folgen:

Armirt.

		Geschütze.	Davon: Kanonen,		Carronaden.	
Fregatten:	Paraguassu	34	26	18pfdge.	8	24pfdge.
Corvetten:	Dois de Julho	26	26	12 =	—	— =
	Dona Januaria	24	2	18 =	22	32 =
	Euterpe	20	2	12 =	18	32 =
	Bertioga	16	2	18 =	14	32 =
	União	16	2	12 =	14	24 =
Briggs:	Tres de Maio	14	2	12 =	12	18 =
	Capiberibe	12	2	12 =	10	18 =
	Imperial Pedro	10	2	12 =	8	18 =
	Brasiliero	8	—	— =	8	12 =
Schoonerbriggs:	Calliope	14	—	— =	14	18 =
	Fidelidade	12	—	— =	12	18 =
	Guararapes	10	—	— =	10	18 =
	Leopoldina	10	—	— =	10	18 =

	Geschütze.	Davon:	Kanonen,		Carronaden.		
Schoonerbriggs:							
Nicterohy	10	2	12pfdge.		8	18pfdge.	
Olinda	10	2	9	=	8	18	=
Pirajá	10	—	—	=	10	12	=
Schooner: Legalidade	8	—	—	=	8	12	=
Primeiro de Abril	5	1	12	=	4	18	=
Riograndense	5	1	12	=	4	9	=
Fanfa	3	2	6	=	1	18	=
Guahiba	3	2	9	=	1	18	=
Jaeuhy	3	2	9	=	1	18	=
Rio Pardo	3	2	9	=	1	18	=
Cassapava	1	1	12	=	—	—	=
Gravatahy	1	1	12	=	—	—	=
Patayos: Argos	10	2	6	=	8	18	=
Januaria	8	2	12	=	6	18	=
Desterro	5	1	12	=	4	18	=
Camarão	3	1	12	=	2	12	=
Hyates (Jachten):							
Vinte oito de Julho	3	1	12	=	2	9	=
Cahy	1	—	—	=	1	18	=
Capivary	1	—	—	=	1	12	=
S. Gonçalo	1	—	—	=	1	18	=
Jaguarão	1	—	—	=	1	12	=
Ibicuhy	1	—	—	=	1	12	=
Parker	1	—	—	=	1	12	=
Neptuno	1	1	9	=	—	—	=
Quinze de Novembro	1	—	—	=	1	12	=
Caçador	—	—	—	=	—	—	=
Cutter: Guarany	1	1	6	=	—	—	=
Canonièren: Nr. 1.	1	—	—	=	1	18	=
Dampffahrzeuge:							Pferdekraft.
Guapiassu	3	—	—	=	3	18	= 70
Thetis	3	—	—	=	3	18	= 70
Urania	3	1	9	=	2	12	= 45
Amelia	1	1	9	=	—	—	= 25
Cassiopéa	1	1	9	=	—	—	= 12
Fluminense	1	1	6	=	—	—	= 25

und 7 Transportschiffe.

Außerdem:

Abgetakelt: 1 Linienschiff (Pedro Segundo), 2 Fregatten (Principe Imperial und Constitnição), 1 Corvette, 2 Schooner, 2 Dampffahrzeuge (davon 1 zu 120 Pferdekraft), 1 Charrua und 1 Rettungsboot;

nicht mehr seefähig: 2 Fregatten (Imperatriz und Campista), 1 Corvette, 2 Barks, 1 Canonière und 1 Charrua,

und 2 Prisen.

Die Bemannung der Flotte besteht aus 234 activen und 283 Offizieren dritter Classe (d. h. solchen, welche zwar in Ruhestand versetzt sind, ohne Pension zu beziehen, und kein Recht auf Beförderung haben, aber dennoch zu verschiedenen Commissionen verwendet werden), überhaupt also aus 517 Offizieren, während die etatsmäßige Stärke 521 Offiziere beträgt; ferner aus 3 — 4000 Seeleuten, und aus einem Marine-Artillerie-Corps von 36 Offizieren und 1166 Mann.

Der Admiral, welcher mich in dem See-Arsenal umhergeführt hatte, brachte mich hierauf in seiner sehr eleganten „Barge," deren Ruderer ähnlich costümirt waren, wie die der holländischen Boote dieser Gattung, nach dem an der Ponta do Calabouço gelegenen Land-Zeughause hinüber, wo mich der Kriegsminister Jozé Clemente Pereira selbst empfing. Dieses Etablissement erschien mir mehr wie ein allgemeines Depot als wie ein Zeughaus, und mußte wohl für die Bedürfnisse nicht ausreichen, da dem Kaiser bereits ein Plan zu einem neuen, größeren vorlag. Außerdem existiren noch fünf andere Arsenaes de Guerra in den Provinzen, nämlich in Mato Grosso, Bahia, Pernambuco, Pará und Rio grande do Sul. — Die Waffenfabrikation steht unstreitig hier auf derselben Stufe wie bei den großen europäischen Armeen. Bei den Pistolen erregte eine zweckmäßige Verbindung zwischen Lauf und Ladestock

meine Aufmerksamkeit; ein Charnier besonderer Art nämlich hält den Ladestock fest, gestattet ihm aber dabei so viel Spielung, daß dadurch das Laden durchaus nicht behindert wird. Diese für das Flankiren sehr zweckmäßige Einrichtung findet ebenfalls bei der nordamerikanischen Cavallerie statt; ich sah dieselbe Tages darauf an Bord des amerikanischen Linienschiffs „Delaware," wo diese Pistolen zu den Enterwaffen gehörten.

Ehe ich das Zeughaus verließ, übergab mir zu meiner großen Freude der Minister, auf Befehl des Kaisers, eine vollständige Sammlung der kaiserlich brasilianischen Waffen. Vor allem nahm die ächt nationelle Ausrüstung eines Reiters von Rio grande do Sul, welche dem so gnädigen kaiserlichen Geschenke beigefügt war, mein ganzes Interesse in Anspruch. Es befand sich dabei unter andern ein dunkelblauer Poncho mit hellblauem Futter, und ein runder, mit Wachstaffet überzogener Hut; auch fehlten der Korbsäbel, die Schußwaffen nebst der Kartusche und endlich ein ächter Lumbilho nicht.

Bei den noch gährenden Aufständen in den Provinzen war die Hauptstadt, wie gesagt, von Linientruppen gänzlich entblößt, und die bespannten Batterien ebenfalls abwesend, so daß ich mir durch Selbstanschauung weder von der brasilianischen Armee, noch von der Artillerie derselben ein eigenes Bild zu machen vermochte. Die wenigen Geschütze, welche im Zeughause von Rio zurückgeblieben waren, fand ich vollständig nach dem englischen System construirt, dessen Annahme bei einem Heere gewiß sehr zweckdienlich erscheint, dessen Truppen, wie die des brasilianischen, in Krieg und Frieden so häufigen Seetransporten unterworfen sind. —

Die Armee ist an und für sich nicht groß, noch nicht 23,000 Mann stark, und scheint fast mit dem immensen Areal

des Landes im Mißverhältniß zu stehen; doch müssen wir hier einen andern Maßstab anlegen, als bei den europäischen Armeen, deren Hauptbestimmung der große Krieg ist. In Brasilien fällt diese Rücksicht ganz fort, indem sich die Kriegführung mehr auf partielle Unternehmungen beschränkt, wie wir dies auch bereits in der frühern Geschichte dieses Landes gesehen haben. Es bleiben mithin für die brasilianische Armee folgende drei Hauptaufgaben, deren Erfüllung sie hinsichts ihrer Stärke und Organisation gewachsen sein muß: Ruhe und Sicherheit im Innern aufrecht zu erhalten, die zugänglichen Punkte der Landgrenzen zu bewachen, und zur Vertheidigung der ausgedehnten Seegrenze mitzuwirken.

Brasilien besitzt drei sehr verschiedene Terrain-Gattungen: undurchdringliche Wälder, Gebirgsgegenden und große Ebenen (Campos), auf denen sich die Truppen bewegen müssen, wenn sie die Ruhe und Sicherheit im Innern aufrecht erhalten, mithin Aufstände in den Provinzen des Reichs unterdrücken und die zugänglichen Landgrenzen desselben gegen den Feind vertheidigen sollen. Unter diesen letztern Begriff fallen nur wenige Grenzstriche, die jedoch bei ihrer Abgelegenheit von aller Civilisation meist von keinem militairischen Interesse sind. Die einzige Grenze, an der ein ernsterer Krieg geführt worden, ist, wie man sich aus der Geschichte erinnern wird, diejenige von Buenos-Ayres und Montevideo, wo herrliche, für alle drei Waffen geeignete Campos vorzugsweise zur Kriegführung einladen.

Das hier operirende brasilianische Corps zählte zur Zeit, als dasselbe von dem jetzt in Dresden lebenden General Braun geführt ward, zwischen 7 und 8000 Mann Infanterie, an 5000 Mann Cavallerie und 3 Batterien à 4 Geschütze

(eine fünfzöllige Haubitze und drei Neunpfünder); die schöne, seitdem aufgelöste deutsche Legion gehörte zu demselben. Bei der Reiterei fand hier der sonderbare Umstand statt, daß auf den Mann drei bis fünf Pferde gerechnet wurden. Auf dem Marsch begleitete nämlich jedes Cavallerie-Regiment im Abstande von etwa tausend Schritt auf der vom Feinde abgewandten Seite ein Trupilho (eine Heerde), welcher aus den zweiten Pferden sämmtlicher Mannschaften bestand, und von einigen Cavalleristen und einer geringen Anzahl Indianer oder Indianerinnen getrieben wurde. Ein zweiter, aber größerer Trupilho, in dem das dritte und vierte Pferd für jeden Cavalleristen des Regiments sich befand, folgte der Bagage, bei der auch den Viehheerden ihre Stelle angewiesen war. Wenn die zweiten Trupilhos mehrerer Regimenter bei der Bagage zusammenstießen, so wurde stets eine Vermischung derselben auf das sorgfältigste vermieden. Eine dritte Pferdeheerde, in welcher sich noch ein oder zwei Reservepferde für den Mann befanden, bildete eine Art von „fliegendem Pferde-Depot," das dem operirenden Corps selten näher als zwanzig Legoas kam, und meist noch viel weiter zurückgelassen wurde. Während des Marsches hatten die Cavallerie-Regimenter die Gewohnheit, täglich die Pferde zu wechseln, und nie versäumten sie dies zu thun, wenn ein Gefecht bevorstand. „Ihnen diese Sitte abzugewöhnen," erzählte mir General Braun, „hielt eben so schwer, als ihnen die Vorliebe für den Gebrauch des Carabiners zu benehmen." Die Mitführung der großen Pferde- und Viehheerden nöthigte den brasilianischen General sowohl als den Feind, stets seine Bivouaks an den Ufern der Flüsse zu nehmen, da dort allein hinreichende Nahrung für die Thiere zu finden war, die auf den Ebenen selbst oft mangelte. Die Bewegungen beider

fechtenden Corps bezweckten daher häufig nur die Gewinnung eines solchen Thales oder waren auf die Zersprengung der feindlichen Pferdeheerden abgesehen, während man sich in diesen weiten Räumen den entscheidenden Schlägen mit Leichtigkeit zu entziehen wußte.

Auch in den andern Theilen des Reiches, wo Aufstände zu dämpfen waren und innere Kriege geführt wurden, scheint dasselbe System: möglichst jede entscheidende Bewegung hinauszuschieben, bei Freund und Feind vorgeherrscht zu haben, sonst wären dieselben wohl in kürzerer Zeit beendigt worden. Gleichwie im Süden, in der Banda oriental und in Rio grande, die endlosen Campos, so mögen in andern Provinzen die unermeßlichen, alle Uebersicht raubenden Urwälder oder die unwegsamen Gebirgsgegenden ähnlich lähmend auf die Operationen gewirkt haben, wozu sich dann noch die erschlaffende Tropenhitze gesellt, die auf Geist und Körper von Führer und Soldaten wohl auch nicht ganz ohne Einfluß sein mag. In den letztgenannten Terrains wird die leichte Infanterie zur Hauptwaffe, aus der vornehmlich die schwachen mobilen Colonnen bestehen werden, die hier allein sich zu bewegen vermögen; denn die Cavallerie kann auf den schmalen Fußpfaden kaum folgen; auch wird die Artillerie, einige leichte, auf Maulthieren verpackte Haubitzen ausgenommen, zurückgelassen oder durch Raketen ersetzt werden müssen.

Da die Vereinigung einiger Tausend Mann schon zu den Seltenheiten gehört, so erscheint die Eintheilung der Infanterie in selbstständige Bataillone ganz zweckentsprechend. Leichte Bewaffnung, leichtes Gepäck und eine dem Klima angepaßte Bekleidung werden sie für ihren Dienst, und namentlich zur Ueberwindung der Terrainschwierigkeiten, besonders geeignet machen.

Wenn schon im Allgemeinen keiner Armee der alte militairische Grundsatz: seine Kräfte möglichst zusammenzuhalten und sie auf den entscheidenden Punkten zu verwenden, mehr empfohlen zu werden verdient, als gerade der so wenig zahlreichen brasilianischen, so tritt dies bei letzterer dann noch um so mehr hervor, wenn es sich um die Vertheidigung des endlosen Küstensaumes handelt. Hier müssen Land- und Seemacht, wo es irgend thunlich ist, zusammenwirken und sich auf das Festhalten weniger Punkte beschränken. Der Befestigungskunst liegt es in diesem Falle ob, alle ihre Mittel aufzubieten, diese Centralpunkte durch Benutzung der Vortheile des Terrains und der Configuration der Küste so fest als möglich zu machen, nachdem sie sich vorher klar bewußt worden ist, auf welchen Wegen und mit welchen Kräften eine feindliche Flotte sich nähern kann, um die Festung zu beschießen oder Truppen zu landen, und welche Angriffspunkte sich den letzteren auf der Landseite darbieten. Solche Plätze, zu denen wir z. B. Bahia und Rio de Janeiro rechnen, bedürfen einer großen Zahl von Artilleristen als Geschützbedienung für ihre zahlreichen Werke, wodurch die vier Fußartillerie-Bataillone der brasilianischen Armee, die auf den ersten Blick wohl außer Verhältniß mit den andern Truppen zu stehen scheinen, vollkommen motivirt werden. Ebenso müssen die gehörigen Vorbereitungen getroffen sein, nöthigenfalls bei solchen Hauptpunkten eine bedeutende Truppenmasse der Nationalgarde concentriren zu können, da die in der Nähe vorhandenen Linientruppen selten genügen werden, und selbst weniger geübte Truppen, durch eine kräftige Artillerie unterstützt, hinreichen dürften, um Landungsversuchen einen kräftigen Widerstand entgegenzusetzen. Denn fast jede Landung hat im Anfang ihren schwachen Moment, und verstärkt

sich nur allmälig; greift man daher das debarkirende Corps rechtzeitig und mit Uebermacht an, so wird es leicht sein, das Unternehmen im Keime zu ersticken.

Die kaiserliche Armee war nach dem Relatorio da Repartição dos Negocios da Guerra, vom Jahre 1845, aus folgenden Truppentheilen zusammengesetzt:

19 Generäle. — 177 Generalstabsoffiziere.

Linientruppen.

Infanterie:			
8 Bataillone Füsiliere	4918	Mann.	
8 Bataillone Jäger	4418	=	
von selbigen außerdem detachirt	883	=	
9 Depot-Kompagnien	1102	=	
10 provisorische (davon 6 Jäger-) Komp.	1015	=	
4 Corpos fixos	1450	=	
1 Corpo de Deposito in Rio grande do Sul	365	=	
1 Rekruten-Depot in Pernambuco	34	=	
1 Contingent das Alagóas in Ceará	200	=	
1 Corps deutscher Freiwilligen in Rio grande do Sul	90	=	
			14,475 Mann.
Cavallerie:			
3 leichte Regimenter	673	Mann.	
3 Kompagnien Cavallaria fira	210	=	
			883 Mann.
Artillerie:			
4 Fuß-Bataillone	1576	Mann.	
1 reitendes Corps	403	=	
mehrere Kompagnien Feuerwerker	279	=	
			2,258 Mann.
Pioniere			60 =
Total der Linientruppen			17,676 Mann.
(worunter 159 Stabs- und 1018 Subaltern-Offiziere).			
Außerdem: **Mobile Nationalgarde**			4,405 =
5 Kompagnien **Pedestres** gegen die wilden Indianer in Maranhão, Goyaz und Minas Geraes			440 =
Invaliden in Sta. Catharina			146 =
Total der Armee (einschließlich sämmtlicher Offiziere)			22,863 Mann.

Die Nationalgarde ist erst in zehn Provinzen des Reichs vollständig organisirt; ihre Stärke beträgt:

in der Provinz	Pará	13,827 Mann.
= =	Maranhão	10,324 =
= =	Piauhy	3,824 =
= =	Rio grande do Norte	9,973 =
= =	Parahyba	13,255 =
= =	Pernambuco	25,782 =
= =	Bahia	18,259 =
= =	Rio de Janeiro *), ausschließlich der Hauptstadt . . .	24,300 =
= Hauptstadt	. . . . .	6,579 =
= Provinz	S. Paulo	23,933 =
= =	Sta. Catharina	6,282 =
		156,338 Mann.

Die Gesammtstärke der Nationalgarde, welche die acht andern Provinzen, wo dieselbe noch in der Organisation begriffen ist: — Mato Grosso, Goyaz, Ceará, Rio grande do Sul (welche letztere während des jüngsten Aufstandes 4000 Mann, darunter gegen 3000 zu Pferde gestellt), Espirito Santo, Sergipe, Alagóas und Minas Geraes, — stellen werden, dürfte sich wahrscheinlich auf nicht weniger als 55 bis 60,000 Mann belaufen, so daß die Stärke der gesammten Nationalgarde nach vollständig beendigter Organisation wohl zwischen 215 bis 220,000 Mann betragen wird.

*) Die Organisation ist in dieser Provinz zwar noch nicht vollständig beendigt; es läßt sich jedoch jetzt schon übersehen, daß obige Annahme erreicht werden wird.

Außerdem haben die Hauptstadt, Bahia und Pernambuco noch bedeutende Munizipalpolizei-Corps: Rio de Janeiro etwa 900, Bahia circa 600 Mann, und Pernambuco ungefähr ebenso viel, welche sämmtlich sehr gut disciplinirt und gehalten sind. —

Am Morgen wohnte ich in großer Generals-Uniform dem Todtenamt für Dom Pedro I. in der Kirche Nossa Senhora da Gloria bei, das in Gegenwart des Kaisers und des Hofes stattfand. Ich kam etwas zu früh, und konnte mich daher bei dem schönen Wetter an der herrlichen Aussicht auf die Bai und Rio erfreuen. Einige Stunden später fuhr ich nach der Stadt und ging von dort an Bord der preußischen Bark „Charlotte," Capitain Reintrok. Sie war ein hübsches, neues Schiff, sehr gut gehalten, und besaß sehr schöne und geräumige Cajüten, hatte, was ich noch nie vorher gesehen, keine Rüsten, und war mit einem sehr einfachen, mittelst eines Haken wirkenden Stopper versehen. — Die Bemannung der „Charlotte" bestand aus sechszehn Mann, alles kräftige Leute, die leider ebenso wenig als ihr jugendlich frischer, blondgelockter Führer die Heimath wiedersehen sollten; denn nachdem die Bark Rio verlassen, hat man nie wieder etwas von ihr gehört. Mit ihr verlor ich auch, zu meinem großen Leidwesen, die Waffen und Armaturstücke, welche mir der Kaiser so gnädiger Weise bei meinem Besuche im Zeughause durch den Kriegsminister hatte übergeben lassen. Nicht lange nach dem Verschwinden dieses preußischen Schiffes fand auch ein anderer Landsmann, der preußische Gesandtschaftsprediger Neumann, den ich ebenfalls in Rio kennen gelernt hatte, den Tod in den Wellen. Er hatte den Ocean glücklich durchschnitten, als ihn in dem Augenblicke, wo er im Begriff stand, in die Arme einer geliebten

den 24. Septbr.

Braut zu eilen, im Angesicht der heimischen Gestade, und zwar in der Elbmündung, die schon so Manchen verschlungen, das harte Loos traf, Schiffbruch zu leiden. —

Von der „Charlotte" ging ich zu der königlichen Seehandlungsbrigg „der Kronprinz," Capitain Sievert, hinüber, von deren großem Top der preußische Kriegswimpel wehte, den bekanntlich die Seehandlungsschiffe nur südlich der Linie zu führen das Recht haben *). — Die Brigg sowohl als die Bark war gut getakelt und oben alles ordentlich und seemännisch; auch fand ich die Cajüte des „Kronprinzen" sehr geräumig. Dasselbe galt von dem schönen hamburger Dreimaster „Johns," den ich zuletzt besuchte, dessen Cajüte sogar mit Luxus ausgestattet war. — Alle drei Schiffe hatten eine neue Art von eisernen Trossen, alle Ketten statt der Marsschoten, und eine oder mehrere Ankerketten. Sämmtliche deutsche Schiffe flaggten, als sie meine Anwesenheit auf der Rhede bemerkten: ein freiwilliger Beweis der Theilnahme, der mich erfreute; — je ferner der Heimath, je mehr schließt sich der Deutsche an den Deutschen! —

den 26. Septbr. Bereits um halb zehn Uhr früh galoppirte ich der Stadt zu, und folgte dann, wo es irgend anging, dem Ufer der Bai. Dabei gerieth ich in alle mögliche Winkelgassen Rio's hinein, die allerdings nicht immer so ganz hauptstadtmäßig aussahen. Längs der Küste des Golfes hinreitend, erreichte ich die kleine

*) Der königlichen Corvette „Amazone" war es bekanntlich vorbehalten, den preußischen Wimpel zwei Jahr später, zum ersten Male wieder nach einem Zeitraume von weit über hundert Jahren, in den Gewässern der nördlichen Hemisphäre, außerhalb des baltischen Meeres, zu entfalten.

Bucht, „Bahia de Inhaúme" genannt, an der, auf einer Anhöhe, sich jenes große weiße Gebäude, das Hospital dos Lazaros erhebt. Mehrere Palmeninseln tragen sehr zur Verschönerung dieser lieblichen Bucht bei, die sich bei dem himmlischen Wetter wahrhaft paradiesisch ausnahm. Es war meine Absicht, meinen heutigen Ritt längs dem Westufer der Bai, einige Legoas gegen Norden auszudehnen; allein ich wurde bald zu meinem Leidwesen gewahr, daß ich auf dem eingeschlagenen Wege, wegen mannigfacher Hindernisse, auf die man in Brasilien sonst selten zu stoßen pflegt — nämlich Hecken und Zäune — nicht vorwärts kommen konnte, und wandte mich daher nach S. Christovão, von wo ich, den vereinigten Straßen von Minas und Sta. Cruz folgend, bis „Venda grande" gelangte. Hier bog ich, noch ehe die Straße nach Minas rechts abgeht, unter einem scharfen Winkel rechts aus, und ritt dann, parallel mit dem nahen Ufer des Golfes, dessen Spiegel sich jedoch meinen Blicken entzog, durch niedere Capueira fort, in der einzelne hohe Cactusstämme emporstiegen.

Kurz vor dem kahlen Fels der „Penha," mit dem Kirchlein darauf, ward die Capueira höher und duftiger, — einzelne herrliche Urwaldbäume ragten aus ihr, gleich Riesen, ernst und dunkel in die Tropenluft empor, während die Hügel, welche mich von der großen Straße an zur Linken begleitet hatten, sich hinter der Penha rechts vor mir fortzogen. — Nach und nach trat die Waldung näher an den Weg, ihn in einen schattigen Laubgang umwandelnd. Allmälig ward das Terrain wieder offener, wenn auch hügeliger. Ich hielt an einem Bache in der Nähe einiger Fazendas an. Ein Viehhändler mit hohen, schwarzlackirten Stiefeln, der, von jenen Häusern herkommend, an mir vorüber ritt, sagte mir auf gut französisch, ich sei auf

dem Wege nach Porto da Estrella, und wies mir die Fortsetzung desselben. Eine halbe Stunde später etwa passirte ich einen zweiten Bach bei einzelnen Häusern. Bald darauf gesellte sich ein Neger zu mir, der denselben Weg gehen zu wollen schien. Ich ritt eine Zeitlang neben ihm her; die Sonne glühte, und da mein Pferd müde und ich hungrig war, so sehnte ich mich nach einer Venda. Mein schwarzer Gefährte, mit dem ich mich übrigens nicht recht verständigen konnte, war bereits verschwunden, als mein Suckow'sches Streitroß den Dienst versagte, so daß ich absitzen und dasselbe führen mußte. Nach stundenlangem Umherirren gelangte ich auf einem endlosen, in schnurgerader Richtung durch die Capueira gehauenen Wege zu einigen Häusern, die einen viereckigen Platz, an dessen einer Seite eine Kirche stand, einfaßten. Den Namen des Ortes habe ich zwar vergessen, doch glaube ich, daß es Nossa Senhora da Jrajá gewesen sein wird. Ein junger, sehr beredter Pariser zeigte mir das Wirthshaus, wo ich mich mit Brod und Orangen erfrischte, und dann meinen Weg in der Richtung auf die Straße nach Minas nahm, die ich sehr bald erreichte und die mich nach Venda grande führte. — Das ganze Terrain, das ich heute durchzog, war hügelig und mit Capueira bedeckt; ich sah mehr Palmen, als ich auf dem Wege nach Sta. Cruz bemerkt hatte. Schon am Morgen war mir von dem Viehhändler mitgetheilt worden, daß 200 Mann Linientruppen und viele Gefangene auf dieser Straße von Minas nach Rio im Marsch seien, allein jetzt fand ich keine Spur mehr von ihnen.

Es war vier Uhr vorbei, als ich Venda grande wieder erreichte; hier kehrte ich ein, um eine Weile zu ruhen. Nachdem ich mir mit Hülfe einiger portugiesischen Brocken Kaffee

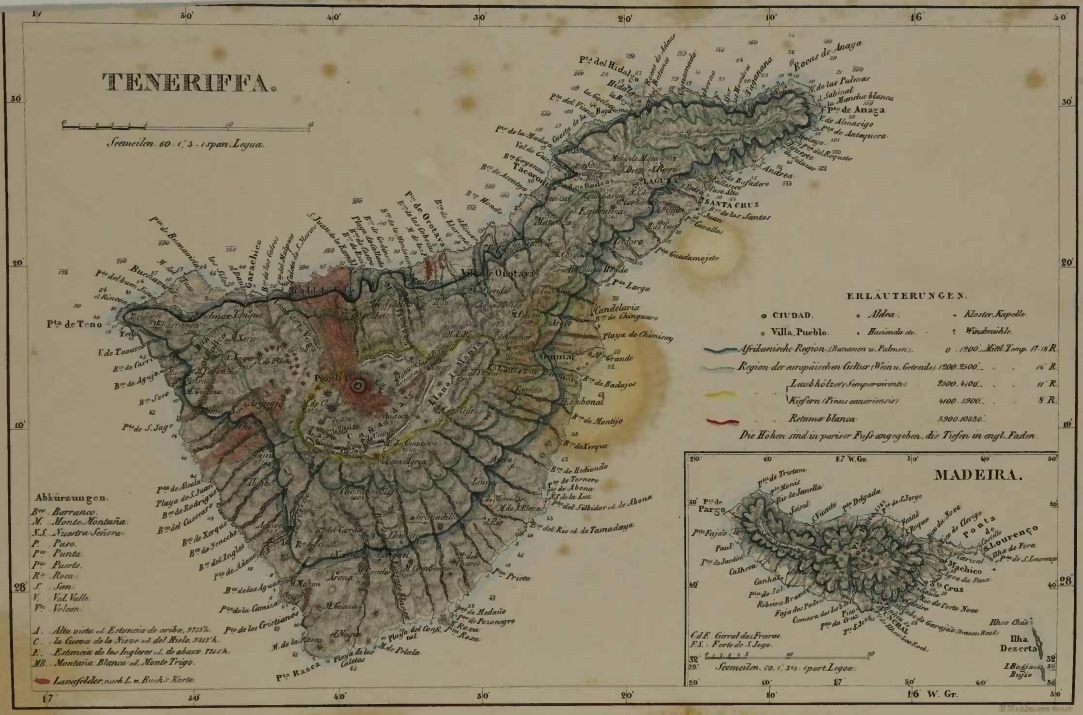
bestellt hatte, und nun nach meinem müden Gaule sehen wollte, hörte ich beim Ueberschreiten des Hofes, wie die Wirthin ihre Tochter auf gut deutsch tüchtig heruntermachte. Man kann sich mein freudiges Erstaunen vorstellen, und daß die gute Frau, ihren Zorn vergessend, sich meine Bewirthung sehr angelegen sein ließ, wobei sie mir erzählte, daß sie eine Badnerin und schon längere Zeit hier etablirt sei.

Bald hinter S. Christovão wurde es dunkel. In der Stadt begegnete ich dem Kaiser, der vom botanischen Garten gefahren kam. — Es mochte etwa sieben Uhr sein, als ich wieder zu Hause war. Ich ging, vom heutigen Ritte auszuruhen, früh zu Bette, denn morgen mit Tagesanbruch sollte eine längere Excursion durch die Provinz Rio de Janeiro angetreten werden.

Der Ritt zu den Ufern

des

Parahyba do Sul.


TENERIFFA.
Seemeilen 60 - 1 3 - 1 span. Legua.
ERLÄUTERUNGEN.
CIUDAD.
Villa, Pueblo.
Aldea.
Hacienda etc.
Kloster Kapelle
Windmühle.
Afrikanische Region. (Bananen u. Palmen). 0 1800. Mittl. Temp. 17-18 R.
Region der europäischen Cultur (Wein u. Getreide) 1200 2500. 14 R.
Lauchhölzer (Sempervivens) 2500 4100. 11 R.
Kiefern (Pinus canariensis) 4100 5900. 8 R.
Retama blanca. 5900 10850.
Die Höhen sind in pariser Fuss angegeben, die Tiefen in engl. Faden.
Abkürzungen.
Bco Barranco.
M. Monte, Montaña.
N.S. Nuestra Señora.
P. Paso.
Pta Punta.
Pto Puerto.
Roca.
S. San.
V. Val, Valle.
Vn Volcan.
A. Alta vista od. Estancia de arriba. 9753 f.
C. la Cueva de la Nieve od. del Hielo. 9312 f.
E. Estancia de los Ingleses od. de abajo. 7126 f.
MB. Montaña Blanca od. Monte Trigo.
Lanofelder nach L. v. Buch's Karte.
MADEIRA.
Seemeilen 60. 1 3 1 spanl. Legua.
16 W. Gr.
17 W. Gr.

In der Absicht, mit dem ersten Dampfboot nach Praya grande übersetzen, fuhren wir schon um halb sechs Uhr Morgens in die Stadt, betraten aber leider das Embarcadère gerade in dem Augenblicke, als das Fahrzeug abging. Eine „Feluga," eines jener großen, offenen Boote mit zwei lateinischen Segeln und sechs schwarzen Ruderern, führte uns statt dessen, an den beiden englischen Packets: der trefflich gebauten Brigg „Crane" und dem schönen Schooner „Spider," beide von sechs Kanonen, ferner an dem eben unter Segel gehenden „John" vorbei, in sehr kurzer Zeit nach der Ostseite des Golfes hinüber. Wundervoll war der Rückblick von Praya grande über die Bai nach Rio, das in seiner ganzen Ausdehnung vor uns lag. Die lange Häuserlinie wird anmuthig unterbrochen durch den Hügel der Gloria, den Signalhügel und die hohe Ilha das Cobras, vor denen die beiden Linienschiffe und die Fregatte des englischen Commodore sich stolz aus den Fluthen erhoben, während die duftig-blaue Kette des Corcovado und der Tijuca, von den edelsten Umrissen umzogen, den prachtvollen Hintergrund dazu bildet. — den 27. Septbr.

Es war acht Uhr, als die kleine, aus vier Herren und zwei Dienern bestehende Schaar, zum Theil auf Pferden, zum Theil auf Maulthieren beritten, aus Praya grande zog. Zwei Arrieiros führten mit den beiden Packthieren und dem Reserve-

Maulthier, denen sie noch zwei Pferde hinzugefügt hatten, die sie auf eigene Rechnung in Campos verkaufen wollten, den Zug an. Meinen eigenen muntern Schimmel — den „Botocuden" hatte ich ihn getauft — ausgenommen, war unsere Cavallerie nur sehr mangelhaft zu nennen. Die Thiere, meist mager und abgetrieben, schienen wenig Ausdauer zu versprechen, doch überstanden sie die Fatiguen des Marsches besser, als wir es anfangs dachten. Graf Bismark ritt ein steinaltes Maulthier, Herr Theremin und ein Arrieiro hatten ebenfalls dergleichen Thiere bestiegen, wogegen Graf Oriolla, die beiden Diener und der andere Arrieiro den Pferden den Vorzug gegeben. Unsere Caravane zählte mithin fünf Pferde und sechs Maulthiere; dazu die beiden Pferde gerechnet, die den Arrieiros gehörten, im Ganzen dreizehn Thiere.

Der meist von Hecken eingefaßte Weg folgt anfangs dem Ufer der Bucht, dann wendet er sich rechts (östlich) in das waldige Hügelland hinein. Die Formen dieser Hügel sind abgerundet; Wald und Gebüsch, unter das sich einzelne Palmen mischen, tragen unverkennbar den Character dichter Capueira. Das Land ist vorherrschend mit Bananen, Mais und Mandioca angebaut; auch fehlt es nicht an Wiesen, ebenso wenig an einzelnen Dörfern (Aldeas), und von Distance zu Distance findet man Vendas am Wege.

Der heutige Tag, obgleich schön, war nicht frei von jenem milchigen Nebel, der seit unserer Ankunft in Rio fast ununterbrochen mit Regenwetter wechselte. Er verhüllte uns auch heute die Orgãos, wenigstens konnte man sie trotz ihrer Nähe nur mit großer Mühe erkennen. — Das Packthier (Carga) und das ledige Maulthier wetteiferten mit den beiden muntern Braunen der Arrieiros, unsere Geduld auf die härtesten Proben

zu stellen. Alle fünf Minuten durchbrachen sie die Hecken am Wege und liefen auf die Wiesen, kehrten in die Vendas ein, oder galoppirten sausend die Bäche aufwärts. Wollte man sie wieder auf den richtigen Weg zurücktreiben, so vertheidigten sie sich durch wiederholtes Ausschlagen. Besonders umsichtig zeigten sich die beiden Maulthiere bei solchen Excessen, indem sie stets durch List das durchsetzten, was die Pferde durch Kraft allein erreichen wollten, — und dabei ist eine „Mula" nicht zu berechnen; sie läuft z. B. eine Stunde lang geduldig wie ein Lamm vor einem her, dann besinnt sie sich mit einem Male eines andern, und urplötzlich haut sie aus aller Kraft nach einem aus. —

Allmälig wird das Terrain ein wenig offener. Man überschreitet den Rio de Alcantara, einen breiten Bach, auf einer festen Brücke, von der herab man nach beiden Seiten einen sehr hübschen Blick auf das Flüßchen hat, das zwischen dichtem, mit Palmenwedeln untermischten Gesträuche dahinfließt. — Hart jenseits der Brücke gewahrt man eine Venda in der Capueira, am Fuße eines buschigen Hügels, die gemeinschaftlich mit einigen versteckt liegenden Häusern den Namen „Alcantara" führt. — Hier saßen wir ab, um ein einfaches aber reinliches Mahl einzunehmen, während unsere Thiere Capim (eine Art Gras) und Milho (Mais) bekamen.

Um halb zwölf Uhr waren wir angekommen, und um zwei Uhr zogen wir weiter. — Die Gegend ward ebener, die Capueira höher, bis sie zuletzt in den Wald übergeht, der den Namen „Mato do Gamba" trägt; durch seine hohe Stämme hindurchblickend, überzeugt man sich ab und zu, daß das Terrain noch theilweis hügelig ist; auch zeigte sich zuweilen die Serra dos Orgãos linkerhand wie ein schwacher Schimmer. An schönen Palmen und an hohen Stämmen mit großen Kronen

fehlte es hier nicht. Der Fahrweg hatte schon lange, etwa seit dem Rio de Alcantara, aufgehört, und wir ritten jetzt auf einem Fußsteige, der oft von Ricks, die quer über den Weg gehen, unterbrochen ward. Die Straßen in Brasilien haben sich nämlich meist dadurch gebildet, daß derjenige, der eine neue Fazenda anlegt, sie durch einen Fußsteig (Picada) mit der seines Nachbarn verbindet, und aus einer Kette solcher einzelner Verbindungs-Fußsteige entsteht zuletzt die Landstraße, die denn allerdings meist nichts Anderes als ein schmaler Fußpfad ist, obgleich sie den hochtrabenden Namen „Estrada," oder sogar „Estrada real," im Gegensatze zu der „Picada," zu führen pflegt. Jene Ricks, die so häufig den Weg durchschneiden, sind eine Eigenthümlichkeit dieser Gegend. Sie gehören nicht immer zu den Umschließungen der Fazendas, sondern werden auch häufig von den Tropeiros errichtet. Da nämlich die Maulthierzüge meist an, oder richtiger auf der Estrada bivouakiren, so schließen die Treiber die Straße, als die einzige Communication auf beiden Seiten, vermittelst dieser Zäune ab, damit die Thiere nicht fortlaufen können, während die dichte Capueira meistentheils den Rest der Einzäunung ersetzt. —

Als wir gegen Abend aus dem hohen Holze, das einzelne feurige Tié-fogos anmuthig belebten, heraustraten, lagen zwei Terrainwellen vor uns, und auf der zweiten das Oertchen S. João do Itaborahy, das wir um sechs Uhr, gerade noch vor dem Eintritt der Dunkelheit, erreichten. Das Oertchen besteht aus einem Platze mit ein paar ganz kurzen Straßen. Auf dem Platze steht die Kirche, neben der wir in einem engen Gäßchen in einer Venda abstiegen. Von dem Eingange der Kirche aus übersieht man die ganze Gegend: lauter parallele Hügelreihen hinter einander, bis zum Horizont. —

Beim Kaffee hatten wir das Vergnügen, dem Lever eines jungen Equilibristen beizuwohnen, eines Kunstreiters und Akrobaten in einer Person, der auf der Reise nach Rio begriffen war. Als die beiden interessantesten Momente seiner Toilette verdienen angeführt zu werden, wie der knabenhafte Künstler sich das Haar statt mit Pomade mit Butter einschmierte, und wie der kleine Mann darauf in seine beiden schwarzen „Kanonen" hineinfuhr, die ihm ganz das Ansehen des „gestiefelten Katers" gaben. — den 28. Septbr.

Um sieben Uhr saßen wir wieder zu Pferde, und ritten bei sehr zweideutigem Wetter in die Capueira hinein. Einer unserer Arrieiros wurde angewiesen, in starkem Schritt mit den Packthieren zu folgen, während wir mit dem andern schneller voranreiten wollten, um nicht gar zu spät in die Nacht hineinzugerathen, da wir heute eine Tagereise von etwa zwölf Legoas vor uns hatten, während wir gestern deren nur acht zurückgelegt. Nicht lange, so stellte sich Regen ein, der uns endlich die pittoreske Erscheinung der beiden Grafen in ihren scharlachroth gefütterten Ponchos gewährte. Hierzu denke man sich die grauen, haubenartigen Marseiller Hüte mit breiten Krämpen, die grell gegen die braunen, bärtigen Gesichter und das schwarze Haar abstachen, und die schon auf allen spanischen Alamedas, wegen ihrer Aehnlichkeit mit den Hüten der Picadores, die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatten; — dazu die hohen Stiefeln à la Wallenstein, von rohem Veado-Leder, mit den schweren Rittersporen, und man hat ein Bild von meinen beiden frischen, jugendlichen Gefährten! — Außer ihnen begleitete mich Herr Theremin, den sein unverwüstlicher Chili-Strohhut kenntlich machte. Auch er hatte sich in seinen blauen Civilmantel gehüllt, und die Reiterstiefeln, die

er sonst, wie ich, herunterzuklappen pflegte, ebenfalls heraufgezogen. — Ich war außer den beiden Dienern der Einzige unseres Trupps, der die Flinte auf dem Rücken und die gefüllte Patrontasche um den Leib geschnallt trug; mein für das Durchhauen durch die Urwälder viel zu zartes, blau angelaufenes Facão hatte ich zusammengeklappt in den kleinen Mantelsack von schwarz lackirtem Leder gesteckt, der alle meine Sachen enthielt. Für mich war daher die Proposition unseres Arrieiro, über Porto das Caixas zu reiten, da es durchaus kein Umweg sei*), von großem Interesse, denn ich hoffte, ein Stück Wachsleinwand dort auftreiben zu können, um einen meiner größten Schätze, meine blaue Jacke nämlich, darin vor dem Platzregen zu bergen, die in besagtem Mantelsack keinen Platz mehr fand, und unter den gegenwärtigen Umständen meinem „Peajacket" hatte weichen müssen, der bei der lauen Luft mir allein schon fast zur Last war.

Durch niedriges Moorland, zwischen Hecken und Gebüschen, über die Campos von Marabu hinziehend, gelangten wir an den genannten kleinen Hafen. Der Regen strömte von den wenigen Dächern des Oertchens Porto das Caixas herab, als wir es durchritten, die Pferde glitten auf dem Lehmboden und versanken fast in dem Schmutze, der an unsern Mineiros-Stiefeln hinaufspritzte. Einige, vom Regen glatt und glänzend gewaschene, große, offene Kähne mit einem kleinen „Roof" nahe am Spiegel, lagen im Flüßchen Macacú, das ganz in der Nähe hier in die Bai von Rio mündet, und zeugten von dem ziemlich lebhaften Verkehr, der zu Porto das Caixas herrscht,

*) Dies ist unrichtig, und der Weg über Porto das Caixas nach Sta. Anna $1\frac{1}{4}$ Legoa weiter als der gerade.

und den eine Anzahl größerer Vendas — denn die Venda ist nicht allein Wirthshaus, sondern auch Laden — bestätigten. Und an keiner Venda zogen wir vorüber, ohne nach Wachsleinwand zu fragen; das letzte Kauf- und Wirthshaus am Ausgange des Oertchens erfüllte mich noch mit den kühnsten Hoffnungen; allein als wir näher kamen, sah ich auch hier mich bitter getäuscht. Hinter dem Städtchen trat mir jedoch einer von der Reisegesellschaft ein Stück ab.

Der Weg war seit S. João de Itaborahy meist ein breiter Fahrweg gewesen; auch jetzt noch führte derselbe in der Breite eines Wageugeleises durch die niedere Capueira, und später in Form eines Dammes über eine weite, sumpfige Wiese, aus der unzählige Papyrusstauden das Haupt erhoben. Am Ende des Dammes, den viele schmale, überbrückte Wasserarme durchschneiden, liegt auf einem etwas erhöheten Platze das kleine Dorf Macacú, von Palmen und niederem Laubholz beschattet. — Hinter Macacú wechselt Capueira mit Anpflanzungen ab. Ueberall sieht und passirt man Einhegungen. Auch auf ein paar Bivouaks von Tropas stießen wir. Die Maulthiere waren an hohe Pfähle gebunden, während die Tropeiros die Bastkörbe, welche den Kaffee enthalten, und die Sättel auf einen viereckigen Haufen zusammengetragen hatten. Darüber waren Felle ausgebreitet, die, auf der einen Seite überstehend und durch Pfähle gestützt, die Hütte für die halb nackten Leute abgaben, während sie auf dem Marsch dazu dienen, über die Waaren gebunden zu werden. Davor hatten die Tropeiros drei Stangen, in der Art wie man die Gewehre zusammensetzt, aufgerichtet, zwischen denen der Kochkessel über dem Feuer hing. Mehr Bequemlichkeit brauchen diese Leute nicht, die meist Sklaven sind, und zwar Neger und Mulatten,

unter denen man aber auch hie und da einige Indianer antrifft.

Nach und nach wird das Terrain offener; man reitet über große, von Hügeln begrenzte Campos, unter denen besonders eine Wiese meine Aufmerksamkeit fesselte, welche rings von Bäumen eingefaßt war, die ganz mit großen weißen Blumen, welche Graf Bismark der weißen Vinca ähnlich fand, übersäet schienen, während ihrem sumpfigen Grase ebenfalls weiße und gelbe Blumen entsproßten, wodurch der waldumsäumte Blumenteppich sammt seiner Einfassung ein eigenthümlich harmonisches Ganzes bildete, das dem Auge wohlthat. — Von hier ging es im muntern Trabe über den drei und eine halbe Legoa von Porto das Cairas und ebenso weit auf direktem Wege von S. João entfernten Campo do Collegio fort, an dessen Ende wir das in eine große Fazenda umgeschaffene Jesuiter-Collegium, von prachtvollen Bäumen umgeben, erblickten. Hinter jenem Campo sahen wir rechterhand eine Bergkette in das dicke Regengewölk hinaufsteigen: die Serra do Rio de S. João. — Trotzdem, daß wir viel getrabt waren, konnten wir das, fünf Legoas von Porto das Cairas gelegene Sta. Anna immer noch nicht erreichen; eine unendliche Zeit lang antwortete jeder, dem wir begegneten, es sei noch eine Legoa ab; dann dauerte es gewiß über eine Stunde, daß es eine halbe Legoa sein sollte.

Inzwischen hatte sich ein Neger auf einem großen, müden Gaule zu uns gesellt, der uns als Lootse beim Durchreiten der tiefen, vom Regenwasser gebildeten Lachen diente. Alles, was wir, außer Flüchen über die Faulheit seiner Rosinante, aus ihm herausbringen konnten, war, daß er zum „Tenente-Coronel" reite, am „runden Berge." — Plötzlich traten wir aus der

Capueira heraus auf eine große Wiese, aus der drei colossale Sapucajas, das stolze Haupt gleich rothen Riesenblumen vom prachtvollsten Carmoisin erhebend, gegen den schwarzen Regenhimmel aufstiegen, und über die einige einzelne Häuser ausgestreut waren: — das lang ersehnte Sta. Anna lag vor uns! — Der Macacú blieb uns zur Linken, die bewölkte Serra zur Rechten. Ich kann nicht sagen, welch' wahrhaft magischen Eindruck jene Wunderbäume auf mich machten, die das trübe Gemälde auf so eigene Art belebten! — Wir ritten, rechts von der Straße abbiegend, vor das Haus des Herrn Boulanger, eines Fazendeiro's und Gastwirths in einer Person, der zugleich mit eigenen Fahrzeugen den Macacú beschifft und nach Rio handelt. Hier saßen wir nach angestrengtem Ritte ziemlich durchnäßt um halb zwei Uhr von unsern müden Thieren ab. Monsieur Boulanger führte uns sehr zuvorkommend und freundlich hinauf in ein reinliches, großes Zimmer, und nach wenigen Minuten stand die dampfende Suppe auf dem Tische — ein schlagender Beweis, daß wir es hier nicht mit der langsamen Bedienung der brasilianischen Vendas zu thun hatten! — Unser Arrieiro kam jetzt, von seinem Gewissen geplagt, mit dem Geständniß heraus, „daß sein College, der mit den Packthieren zurückgeblieben sei, den Weg durchaus nicht kenne." Wir sahen uns daher genöthigt, den uns begleitenden Arrieiro dem zurückgebliebenen entgegenzusenden, und gaben diesem zweiten Echelon Rendezvous zu Neu-Freiburg auf morgen Abend.

Als wir wieder aufgesessen waren und ich die Colonne sammelte, um abzumarschiren, — denn schon seit heute Morgen war strenge militairische Ordnung eingeführt, — sahen wir einen soeben eingefangenen „Mulo" bringen für den Neger,

der uns den Weg in's Gebirge zeigen sollte. Doch bald darauf kam Monsieur Boulanger selbst uns nachgetrabt, um uns nach dem fünf Legoas entfernten Agoas Compridas zu Monsieur Darieux zu geleiten, wo wir die Nacht zubringen sollten. Er hatte sein Hauscostüm mit einer weiten braunen Jacke, ein paar großen Stiefeln und einem blauen Mantel oder Poncho vertauscht, den er sich nach brasilianischer Art um den Leib geschlagen.

Es war bereits vier Uhr. Der Regen hatte nachgelassen; die Sonne fing schon an zu sinken, als wir unter angenehmen Gesprächen mit unserm so gefälligen, zuvorkommenden Wirthe, der wahrlich kein französischer Schwätzer war, in einen wahrhaften Zauberwald einritten. Die Bäume mit den schönen Blumen, besonders jene, welche ihr reicher Blüthenschmuck lila zu färben schien, zogen uns mit magischer Gewalt an. Ein Gewirr von Schlingpflanzen hing von ihnen herab. Hie und da verhüllten große, schildförmige (Pothos- oder Calladium-) Blätter, gleich einem glänzend grünen Schuppenharnisch, die schlanken Stämme. Wilde Bananen (Heliconien) entsproßten nebst vielen andern, dem Auge des Europäers neuen Pflanzen, dem sumpfigen Boden, und gaben diesem Gehölze einen eigenthümlichen Reiz. Da, wo sich das Sumpfwasser zu kleinen Lachen zur Seite des Weges angesammelt, oder wo Quellen hervorsprudelten, hatten sich kleine Einbuchtungen, schattige Nischen in den Laubwänden des Waldes gebildet, in denen der kleine Wasserspiegel, den sie voll Grazie einfaßten, durch seine erfrischende Nähe die Vegetation zu einer Fülle und Kraft steigerte, die wahrhaft an das Unglaubliche grenzte. Wie bedauert man da, nicht Maler zu sein, um den bezaubernden, das Herz erquickenden Frieden wiedergeben zu

können, der an solchen einsamen Wassern abseits des Weges herrscht, zu denen die Tropenvegetation, gleich einer keuschen Jungfrau, ihre verborgensten Schätze, ihre höchsten Reize zurückgezogen hat, und in denen sie sich spiegelt und badet, ohne dieselben frech dem Auge des vorüberziehenden Wanderers bloßzustellen. Wo findet man wohl in Europa einen Garten, der, trotz aller Kunst, solch ein Fleckchen aufzuweisen hätte! — Eigentliche Capueira war dieses Gehölz schon nicht mehr, auch wohl noch kein wahrer Urwald; — der Brasilianer nennt solche waldige Niederungen mit Moraſtpflanzen „Brejo." —

Leider war das Wäldchen bald durchritten; vor uns suchten unsere Blicke im trüben Gewölk die Serra nach Neu-Freiburg zu, in die wir noch heute hineinkommen sollten. Berge, die man noch nicht gesehen hat, haben immer einen eigenthümlichen Reiz; verhüllen Wolken sie uns, so spannt dies unsere Neugier, und die Phantasie kann ihnen ungestört allerlei Formen geben, die sie unter dem Wolkenschleier zu ahnen glaubt. — Nach einem Ritt von dreiviertel Legoas trafen wir an den dunkeln Waldbergen rechts des Weges auf ein einsames Kirchlein, Capella da Conceiçaõ genannt, während der dunkelbraune Macacú hart zur Linken am Wege dahinrauschte. Da wandten wir uns plötzlich dem schnellfließenden Flüßchen zu; Monsieur Boulanger setzte sich an die Spitze und so ward es durchritten. Wir folgten nun, durch niederes Buschwerk hinreitend, dem rechten Ufer des Macacú aufwärts Die Dämmerung trat ein, und mit ihr setzte sich die Gesellschaft in einen flotten Trab, da unser Begleiter uns nicht gern in der Dunkelheit über den schlechten Theil des Weges führen wollte. Trotz der tiefhängenden Wolken bemerkten wir wohl, daß wir uns den Bergen näherten. Bei einem großen, nicht

hohen Gebäude, das wir passirten, dem Engenho do Coronel Ferreira, zeigte uns unser gefälliger Führer die Stelle, wo der Macacú aufhört schiffbar zu sein, indem hier die Strudel anfangen und unzählige Steine im Flußbette liegen. Wo die Wasser-Communication aufhört, schien dafür der Land-Communication mehr Aufmerksamkeit gewidmet werden zu sollen, denn auf einer Strecke von einigen hundert Schritt hatte man eine Landstraße zu chaussiren angefangen, die man nach Neu-Freiburg fortzuführen beabsichtigte. Unmittelbar auf dieses Stückchen Chaussee folgte aber, als krasser Gegensatz, der schlechteste Theil des ganzen heutigen Weges.

Wir merkten jetzt, daß wir in die Berge hineinkamen, denn der kothige Weg ward steiniger, auch hatte der Lehmboden seit dem Engenho eine rothe Eisenocherfarbe angenommen. — Der Macacú rauschte rechts unter uns, und sein Bett schien immer mehr und mehr neben uns zu sinken; völlige Dunkelheit hatte sich eingestellt. Monsieur Boulanger's Mula kletterte über das Geröll voran in die Dunkelheit hinein, mein großer Grauschimmel folgte ihren Fußtritten mit gespannter Aufmerksamkeit, und hinter mir hörte ich die Pferde der Reisegefährten über die Steine gleiten. — Die Vögel sangen, die Cicaden zerschnitten uns das Ohr mit ihren unangenehmen hellen Tönen, die Leuchtkäfer erhellten die Nacht mit ihrem bläulichen Licht, und hie und da schlugen uns die Zweige in's Gesicht, um uns daran zu mahnen, daß wir in die Wälder der Serra getreten waren. — Wie mögen diese Urwälder wohl bei Tage aussehen, dachte ich, und vertröstete mich auf morgen. — Da plötzlich senkte sich der Pfad gegen den Macacú! Monsieur Boulanger stutzte; Alles schloß auf. „Suivez les pas de ma mule, Messieurs!" sagte er, und setzte hinzu: „Ce passage est

dangereux, plus d'un cavalier y a disparu avec sa bête!" — Beim Durchreiten des Flusses fühlte man die Gewalt der Strömung, die einem die Pferdebeine unter dem Leibe mit fortnehmen wollte, während man rechterhand das Wasser rauschen hörte, als ob es über Felsen herabstürze. Wir hatten schon das andere Ufer erklommen, als der letzte der Colonne den Macacú glücklich passirt hatte; da, etwa um sieben Uhr, hielten wir vor einem Häuschen. — Darieux, der kleine Gastwirth, öffnete die Thür auf Boulanger's Rufen, zuckte die Achseln, als er die große Gesellschaft gewahrte, und rief zu uns hinaus: „La maison est pleine comme un œuf!" — Doch die Thür blieb offen. Wir saßen ab, führten die Pferde hinter das Haus, wo sie die Nacht bleiben sollten, und traten ein. — Darieux hatte nicht übertrieben; car vraiment, la maison était pleine comme un œuf! —

Ein Franzose in einer hellblauen, faltenreichen Blouse verstand es durch seine Suade zuerst, unsere Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Die sehr junge Frau des Wirths war eine Schweizerin aus Freiburg und sprach französisch. Ein kleines, blondes, deutsches Mädchen ging ihr in der Wirthschaft zur Hand. Einige Brasilianer saßen im Nebenzimmer am Tische; — doch bald hätte ich eine interessante Person vergessen, nämlich den blonden „Stralsunder," der jetzt als Zimmermann reiste. Er war Seemann gewesen, und hatte, in Rio für einen kaiserlichen Kreuzer gepreßt, den Krieg gegen Buenos-Ayres mitgemacht. —

Bei Tische, — es wurde gut soupirt, doch dafür auch lange auf's Souper gewartet, — amüsirte uns der kleine Franzose in der Blouse nicht wenig. Er ließ uns nämlich rathen,

in welchem Theile Frankreichs er geboren sei; doch niemand errieth es. Endlich erklärte er selbst: er sei Béarnois, „was man ihm allerdings bei seinem reinen pariser Accent nicht anmerken könne," — und fügte hinzu: er habe in Paris seine Erziehung genossen. Das gewünschte Compliment über seine reine Aussprache wurde ihm nun natürlich, obgleich etwas spät, zu Theil. Allerdings hatten wir dem kleinen französischen Holzhändler gleich anfangs angemerkt, daß er sich eine etwas auffallende Mühe gab, seinen reinen pariser Dialect für die Urwälder Brasiliens ungetrübt zu erhalten, und jede Gelegenheit beim Schopf nahm, wo er in der Phrasen-Bildung glänzen konnte. —

Wir viere erhielten ein Stübchen für uns, und jeder ein Bett. Das Licht ward ausgelöscht; noch eine Weile vermischte sich das französische Gespräch in der Nebenstube mit dem Rauschen des Macacú, — und bald wußte ich nichts mehr von mir. — Doch soviel wußte ich schon beim Einschlafen, daß meine in Mannheim erschienene Karte der Provinz Rio de Janeiro einige Fabeln enthielt; so z. B. fließt der Macacú an Agoas Compridas, — so hieß unser Wirthshaus, — vorbei, und hört nicht etwa schon unterhalb desselben auf, sondern reicht sogar noch ein gutes Stück in die Serra hinein*). —

den 29. Septbr. Es wurde neun Uhr, ehe wir wieder zu Pferde saßen. Vor dem Hause lag ein ungeheurer Baumstamm, der mit Orchideen übersäet war; dahinter stieg eine Berglehne an. Am untern Theil derselben hatte man den Wald bereits abgehauen,

*) Von der Quelle bis zum Engenho do Coronel Ferreira heißt der Fluß „Agoas Compridas" (lange Gewässer); von hier an, wo er schiffbar wird: „Macacú."

doch ragten die Stumpfe noch weit über das hohe Kraut und Gras hervor, während einzelne Stämme, die dem Beil und dem Feuer getrotzt hatten, der Rinde beraubt, gegen das schwarze Regengewölk anstrebten. Höher an der Lehne zog sich der dunkle Urwald hin, gegen dessen tiefe Schatten sich die weißen, schlanken Stämme grell absetzten. — Unser Weg führte das Thal des Macacú aufwärts, der rechts tief unter uns rauschte; dabei sahen wir hinüber auf die gewölbten Wipfel der Urwälder jenseits des Flüßchens, auf die mannigfaltigen Schattirungen von Grün, die wir in dieser Abwechselung in unsern Wäldern nicht finden. Alles ist hier Wald, soweit das Auge reicht. — Doch bald ritten wir selbst in den kühlen Schatten der Urwälder ein, und verloren auf diese Weise die Uebersicht über die Gegend, die sich überhaupt heute bei dem feinen Regen nicht eben im vortheilhaftesten Lichte zeigte; namentlich vermißte man die Conturen der Berge gänzlich. — Kurze Zeit darauf kamen wir wieder an einer Berglehne heraus, die wir umritten. Eine Anzahl einzelner Häuser lag am Wege auf halbem Abhange; der Wald war gelichtet, und Kaffeepflanzungen überzogen die Hügel. — Alle diese Häuser hinter Agoas Compridas führen den Collectiv-Namen „Registro," obgleich der Registro (Zoll) selbst nur etwa hundert Schritt von jenem Wirthshause liegt, während meine Karte denselben noch auf den halben Weg nach Neu-Freiburg verlegte, wo früher zwei Wachtposten standen, bei denen die, 1820 unter der Regierung Dom João's VI. von Europa nach Neu-Freiburg gesandten Schweizer-Colonisten ihre Pässe visiren lassen mußten, wenn sie von der Colonie nach Rio reisen wollten. Ungefähr seit 1828 sind aber diese Posten eingezogen worden; doch benennt man beide Stellen, wo früher die Wachen

ſtanden, noch: Primeiro und Segundo Regiſtro. — Viele Tropas, deren Führer meiſt aus Indianern beſtanden, begegneten uns auf dem ſchmalen, ſchlüpfrigen Bergpfade. Doch bald umgab uns wieder der Urwald!

Früher hatten wir immer auf unſern Ritten gefragt: ob dies oder jenes Urwald ſei; nun fragten wir nicht mehr — denn wir wußten es jetzt! — Jener feierliche Schauer, jenes heilige Gefühl ſagte es uns, das einen jeden befällt, der zum erſten Mal in einen Urwald eintritt. — Anfangs ſtarrten wir hinein in jenes Labyrinth von hohen, ſchlanken Stämmen, die wie Rieſen neben uns aufſtiegen, und in das uns umgebende Gewirr von Schlingpflanzen; wir blickten hinauf zu jenem leichten Laubdach, das den Himmel über uns nur wie durch einen Flor erkennen ließ, ohne daß wir uns aber irgend Rechenſchaft geben konnten von dem, was wir ſahen. Man male ſich einen Urwald mit der glühendſten Phantaſie zu Hauſe aus, — man wird dennoch ſeine kühnſten Erwartungen übertroffen finden, ſobald man wirklich den Fuß in einen ſolchen Wald hineinſetzt. Alles iſt hier coloſſal, — Alles ſcheint der Urwelt anzugehören; wir ſelbſt, mit unſern Roſſen und Thieren, kommen uns außer Proportion vor und fühlen, daß wir einer ganz andern Zeit angehören. — Zuerſt iſt es der ungeheure Maßſtab, der uns in Staunen verſetzt; bald aber erregt die gänzliche Verſchiedenheit der Pflanzenwelt dieſer Wälder von der unſeres Welttheils, unſere Verwunderung in noch höherem Grade. — Wenn wir in der Heimath einen Strauch, oder hie und da einen Obſtbaum in anmuthiger Farbenpracht blühen ſehen, ſo finden wir hier Baum-Coloſſe in Blüthe, deren Höhe die der unſern um das Doppelte, Dreifache übertrifft, während ihre Blüthen den größten Blumen unſerer Gärten an die Seite

gestellt werden können, und dazu in solcher Fülle hervorsprossen, daß das ganze Laubdach des Baumes sich oft in ihre Farben zu kleiden scheint, wie wir es schon von den rothen Sapucajas angeführt haben, an denen in dieser Jahreszeit meist jede Spur von Grün verschwindet. Heute waren es vor allem jene Bäume mit prachtvollen, großen lila, und jene mit weißen Blüthen, die besonders viel zur Zierde der Wälder beitrugen, indem sie mit den so verschiedenen Nüancen des umgebenden Grüns auf das lebhafteste und anmuthigste contrastirten. Hatte sich der unstät umherschweifende Blick an all' der Farbenpracht sattsam gelabt, so suchte er wieder die tiefen Schatten auf, die ernst und melancholisch sich uns zwischen den Riesenstämmen zur Seite des Weges erschlossen. Da leuchtet plötzlich mitten in dem dunkeln Laube die fußhohe, feuerfarbne Blüthe einer Tillandsie gleich einer Riesen-Ananas oder einer colossalen Erdbeere auf. Dann ziehen uns wieder die reizendsten Orchideen ab, die theils an den kerzengerade aufgeschossenen Stämmen hinanklettern, theils die Zweige wild und malerisch überwuchern, welche selten tiefer als 60 bis 80 Fuß von der Erde ihre Ausbreitung beginnen. Die große Fruchtbarkeit des Bodens, will es scheinen, läßt zu viel Bäume auf einmal neben einander aufschießen, so daß anfangs die Aeste keinen Raum finden, sich auszubreiten, und daher ein Stamm den andern zu überragen strebt, um sich nach oben Luft zu machen. Da, wo kleinere Aeste sich von jenen größern abzweigen, oder da, wo letztere einen Auswuchs haben, pflegen die Tillandsien sich gern einzunisten, und oft colossal, gleich einer mannshohen Aloë, schauen sie von dieser schwindelnden Höhe, sich voll Grazie niederbeugend, auf den Wanderer hinab. —

Zwischen all' diesen mannigfachen Pflanzen, die den

Aesten zu entsprießen oder sich auf denselben zu balanciren scheinen, erblicken wir jene Moose, die als Alongeperrücken oder Roßschweife an den Zweigen der colossalen Orchideen- und Tillandsien-Träger herabhängen, oder in Gestalt von langhaarigen Bärten den Riesen der Urwälder das Ansehen ehrwürdiger Greise geben, welche die Last eines Jahrtausends nicht zu beugen vermochte. — Hierzu denke Dir die Tausende von Lianen, die von oben herab dem Boden zustreben, oder in den Lüften hängen, ohne denselben zu erreichen; denke sie Dir meist mehrere Zoll stark, ja häufig so dick, wie ein Mann im Leibe, dabei, gleich den Aesten der Bäume, mit Borke überzogen; — doch vergeblich wirst Du Dich bestreben, Dir alle die unzähligen bizarren, an's Fabelhafte streifenden Verschlingungen auszumalen, in denen sie sich uns zeigen. Oft kommen sie wie gerade Stangen herab, und sind in die Erde gewachsen, so daß man sie bei ihrer Stärke selbst für Bäume halten könnte; oft bilden sie große Schleifen und Ringe von 10 bis 20 Fuß im Durchmesser, oder schlingen sich so umeinander, und legen sich dabei so ineinander, daß sie mit Ankertauen wirklich zu verwechseln wären. Zuweilen schnüren sie den Baum ordentlich ein, von Distance zu Distance; oft ersticken sie ihn ganz, so daß er alles Laub verliert und seine abgestorbenen Riesenarme gleich ungeheuren weißen Korallenzweigen starr in das frische Grün des Waldes hineinstreckt, gleichwie der Tod oft schauerlich mitten in's blühende Leben hineinragt; oft auch geben sie dem alten Stamme statt des geraubten Schmuckes ein neues Laubdach, daher es zuweilen scheint, als besäße ein und derselbe Baum drei bis vier verschiedene Gattungen von Blättern. —

Ueberhaupt ist das Laub unendlich mannigfaltig; doch

sind die Blätter meist sehr fein und klein, und das Dach, das sie bilden, nicht von großem Umfang, dabei aber sehr oft pinienartig gewölbt. Nie habe ich Nadelholz in den Urwäldern gefunden; dagegen sieht ihm häufig das Laubholz wegen seiner dunkeln Farbe, wie ich früher schon angeführt, täuschend ähnlich. Sehr eigenthümlich nahm sich eine Gruppe Imbaibas aus, deren dünne, glatte, weiße Stämme auf einer Anhöhe zur Seite des Weges wurzelnd, hoch aus dem Dickicht aufschossen, und deren kleine, aus großen ausgezackten Blättern gebildete Dächlein sich malerisch aneinander schlossen oder gegenseitig überragten. Nicht weniger zog ein anderer, der Imbaiba in mancher Hinsicht ähnlicher Baum mit silbergrauen, an ihrer unteren Seite weißen Blättern, meine ganze Aufmerksamkeit auf sich, dem ebenfalls die regelmäßige Weise, wie seine Aeste, gleich Candelaber-Armen, ansetzen und sich nach oben überbiegen, ein so eigenthümliches Ansehen giebt.

Den höchsten Reiz aber im Urwalde gewähren, wenigstens mir, jene leichten, graziösen Palmen, die der leiseste Wind hin und her beugt. Ihre dünnen, souplen Stämme sind fast mit der Hand zu umspannen, und doch reichen sie bis zur halben Höhe der hohen Laubholzstämme hinauf, und haben daher oft eine Länge von mehr als 60 bis 70 Fuß. Gleich einer Puschel, auch einem Busche herabhängender Federn nicht unähnlich, wölbt sich hoch oben die aus den äußerst zartgefiederten Wedeln gebildete, ganz kleine Krone, überragt von einer scharfen, hellgrünen Spitze, die dieser reizenden Palme oft das Ansehen einer dünngeschäfteten Lanze, oft auch das eines schwankenden Rohres giebt. Nie habe ich etwas Graziöseres gesehen! Kommen sie einmal vor, so beugen sich stets eine Menge dieser Palmen, ganze Büschel, aus dem Laube hervor, lassen sich von

jedem Lüftchen schaukeln, oder schütteln sanft das liebliche Haupt, und grüßen voll Huld und Anmuth hernieder. Die Palmen scheinen die Geselligkeit zu lieben; — nicht die hochaufschießenden schlanken allein, sondern auch jene mit den Dornen und den großen Kronen, sowie auch noch viele andere hohe Palmen mit stärkeren Stämmen, und die aus dem Boden sprossenden, stammlosen Palmsträucher pflegen sich strichweis im Urwalde zusammenzuhalten. Oft reitet man eine lange Strecke weit, ohne etwas Palmenartiges zu sehen, und dann begleiten einen die Palmen wieder stundenlang. —

Anfangs zogen wir stumm unseres Weges, bald aber folgte Ausruf auf Ausruf, denn mit jedem Schritt nahm unser Erstaunen zu, — mit jedem Schritt zeigte sich uns ein neues Bild! — Doch auf die Berliner Kunstausstellung dürfte man ein solches nicht schicken, sonst würden die Kritiker glauben, man habe sich das Vergnügen gemacht, alle mögliche Sonderbarkeiten und alle erdenkliche Pflanzen des Landes, die ganze Flora Brasiliens auf einem Blatte zusammenzustellen, um einen rechten Knalleffekt hervorzubringen, den man noch durch Uebertreibung des Maßstabes zu erhöhen versucht. — Ja, wohl ist hier Alles wunderbar und ganz anders, wie wir es uns in unserm kalten Norden vorstellen! Wo sieht man wohl das Große und Erhabene mit dem Sonderbaren, das Schöne mit dem Lieblichen zu einem so harmonischen Ganzen vereinigt, als gerade in den tropischen Urwäldern der neuen Welt! —

Doch über meine schlanken, biegsamen Palmen hätte ich fast die baumartigen Farrnkräuter vergessen, die allein an Grazie mit ihnen wetteifern können. Sie sind wirklich mit kleinen Palmen zu vergleichen, nur erscheint ihr leichtes, elastisches

Blätterdach flacher und weniger buschig, als eine Palmenkrone; dabei lassen sie die Blätter mehr hängen, ohne dieselben, gleich den Palmenwedeln, zu wölben. Gar lieblich sieht es aus, wenn diese enormen, 10 bis 15 Fuß langen und gewiß mehr als 5 Fuß breiten Farrnkrautblätter von dem leisesten Lüftchen angehaucht, bei ihrer an's Aetherische grenzenden Leichtigkeit, sich auf's graziöseste wiegen, und diese anmuthigen, sanften Schwingungen in's Unendliche fortsetzen. —

Mäuschenstill ist es aber im Urwald nicht, wie man sich das wohl so denkt, denn die Vögel und Cicaden verstummen keinen Augenblick. Einige der ersteren, und unter ihnen namentlich ein schöner, großer brauner Vogel fesselte unsere Aufmerksamkeit; auch erkannte Herr Theremin das Geschrei des weißen Ferrador oder Araponga, den wir jedoch nicht zu sehen bekamen. — Nach Affen spähten wir fleißig umher, allein umsonst. —

Der Weg ward immer steiler, und nach und nach bekamen wir wieder eine Aussicht linkerhand auf die Wälder zu unsern Füßen. Da links in jenen Urwäldern, da hören alle Wege auf; in der Richtung kann man sich vielleicht tagelang mit seinem Facão durch das Holz durchhauen, ehe man wieder zu Menschen kommt! — Doch uns ging es besser! denn oben, auf Serra alta, auf dem höchsten Punkte des Passes, vier Legoas von Agoas Compridas, kamen wir nicht allein zu Menschen, sondern sogar zu ehrlichen Deutschen. Wilhelm Eller aus Darmstadt nahm uns herzlich und freundlich auf, und bewirthete uns, so gut er es vermochte. — Bei dem reinen Darmstädter Dialekt seiner Jugend konnte man es fast vergessen, daß man sich hier mitten im Urwalde, auf der unwirthbaren Serra befand. Es war wahrhaft rührend zu sehen,

wie der „Wilhelm“ noch an Deutschland, das er doch schon vor achtzehn Jahren verlassen, und an allen alten Erinnerungen hing, und welche Freude er hatte, daß seine „Buben“ mitten in den Urwäldern ebenso deutsch und frisch heranwuchsen, als wären sie in der Heimath der Eltern erzogen worden. — Unser Wirth wußte viel von bunten Vögeln zu erzählen, die in manchen Jahreszeiten seine einsame Wohnung besuchten; so führte er unter andern an, daß die Araras sich oft auf die Zweige ganz nahe vor dem Hause niederließen. Auch von einer Onça (einem Tiger) war er einmal heimgesucht worden, die sein Haus einige Wochen lang umkreist hatte. — Ein anderer Deutscher, Heinrich Vogler aus Braunschweig, hielt sich beim „Wilhelm“ auf; er war Soldat in der hiesigen deutschen Legion gewesen, und schien mit seinem Aufenthalt in Brasilien nicht besonders zufrieden. — Unsere aus Bingen gebürtige Wirthin brachte uns das Essen, und alsbald saßen wir wieder auf. An dem, was die Leute forderten, sahen wir, daß sie auch hierin ebenso einfach und bieder geblieben waren, als wenn wir in Deutschland bei ihnen eingekehrt wären. — Wie doch die Leute manchmal an Kleinigkeiten hängen; so fragten sie mich gleich: „ob das ein deutscher Stock sei,“ und es that ihnen leid, daß er es nicht war, denn sie hatten ihn mit Freude in die Hand genommen. —

Wir brachen etwa um zwei Uhr wieder auf, und stiegen nun auf der andern Seite, einem Bache folgend, die Serra hinab, jedoch nicht so tief, als wir auf jener Seite aufgestiegen waren. Urwald bedeckte die beiden Thalränder; näher am Wege standen weniger hohe Stämme, doch fehlte es nicht an jenen lieblichen Palmen und luftigen Farrnkräutern; — da

trat etwas Neues hinzu, was dem Ganzen ein durchaus verändertes Ansehen gab, nämlich das hohe Rohr, Taquara assú. Außer auf dem Spazierritte zum botanischen Garten bei Rio, hatte ich das brasilianische Bambusrohr noch nirgends angetroffen. Gleich 30 bis 60 Fuß hohen, dunkelgrünen Lanzen ragte dasselbe über ziemlich hohe Bäume hinaus, und beugte sich meist, gleich elastischen Speerbüscheln, im hohen Bogen über den Weg. Am untern Ende erreicht es oft Mannsstärke; es ist regelmäßig durch Ringe gegliedert; zuweilen erscheint es ganz glatt, und häufig entsprossen ihm leichte Blättchen an dünnen, kaum sichtbaren Zweigen. — Auch dieses Rohr kommt, gleich den Palmen, fast immer in größeren Massen beisammen vor.

Die Thalsohle schien an vielen Stellen schon mit Capueira bedeckt zu sein; die Berglehnen waren theilweis abgebrannt, nur einzelne versengte Palmen standen noch hie und da auf der Blöße und ließen ihr gelbes Haupt trauernd hängen, — mit einem Worte: die Kultur hatte bereits angefangen, den Urwald zu säumen. Dies fiel uns schon auf bei Claire, dem Schweizer, dessen Gehöft wir bald unterhalb des „Wilhelm" durchritten, und je weiter wir hinabstiegen, je mehr nahm der Anbau zu.

Jetzt erweiterte sich das Thal zu einem hübschen grünen Kessel zwischen Hügeln, auf denen man noch den letzten Urwald erblickte. Hier lag am klaren Bach ein einzelnes Haus, da ging's hoch her, und viele lustige Deutsche waren dort versammelt. Gleich darauf kam uns etwas auf einem Schimmel nachgearbeitet, und der Bäckermeister Grippe — unter diesem ominösen Namen stellte sich nämlich die Gestalt uns vor — machte uns Vorwürfe, daß wir nicht beim Schott angehalten

hatten. Er schien etwas des Guten zuviel gethan zu haben, und ritt bei einem heftigen Regenschauer, der uns fast die Lehmhügel hinabspülte, mit uns bis zu seiner Behausung. — Der Regenguß benahm uns alle Aussicht, außerdem war auch schon die Sonne zur Ruhe gegangen, als wir auf einer Wiese, zwischen Hügeln eingeschlossen, die Colonie Neu-Freiburg, auch Morro queimado (verbrannter Hügel) *) genannt, vor uns sahen. Es war bereits fünf Uhr, als wir nach einem Tagemarsche von sieben Legoas, in dieses, etwa sechzig bis achtzig, mit kleinen Gärten umgebene Häuser zählende Oertchen einritten und bei Mistreß Gould abstiegen.

Der Rest des Abends wurde dazu angewendet, genaue Erkundigungen über die Jagd einzuziehen. Natürlich hofften wir auf alle mögliche Ungethüme, die man uns in Rio versprochen hatte. „Antas (Tapirs)," sagte man uns dort, „werden Sie mit Leichtigkeit in der Serra bei Neu-Freiburg schießen; Tiger sind nicht gerade so häufig, aber warum sollte nicht auch eine Onça vorkommen!" — Meine Jagdpassion, die sich bisher nur auf bunte Vögel und wilde Thiere beschränkt, war, wenn auch in verjüngtem Maßstab, ebenso gespannt, wie die meiner beiden jungen Grafen. — Herr Besecke, an den man uns gewiesen hatte, bedauerte sehr, daß für morgen nur eine Rehjagd möglich sei, und daß wir erst übermorgen auf die Antenjagd mehr in die Berge hineingehen könnten. — Den Kopf voller Tapire, Tiger, bunter Vögel, voll Schlingpflanzen und riesenhafter Orchideen-Träger aus dem Urwalde, schliefen wir bald ein. —

---

*) Die Hügel und Berge um Neu-Freiburg sehen in den kälteren Monaten verdorrt, herbstlich, aus; daher der Name „Morro queimado."

Ehe wir in den Wald zogen, gingen wir einen Augenblick zu Herrn Besecke, unserem Nimrod, der sich uns jetzt aber bei näherer Bekanntschaft als Vogel- (Balg-) Händler und Ausstopfer kundgab. Derselbe beschäftigt nämlich über dreißig Schützen, die er zum Theil mit Gewehren ausgerüstet hat, und denen er das Wild abkauft. Seine hübsche Frau hilft ihm des Abends die Ausbeute dieser Jagden ausstopfen, eine Arbeit, der sie sich mit vielem Geschick und vieler Grazie unterzieht, die aber trotzdem doch nicht für Frauenhände gemacht zu sein scheint. Gegenwärtig zählte Herr Besecke 35,000 Vögel auf seinem Lager, worunter sich die prachtvollsten Colibris befanden, deren schillernde Brustfedern in Rio zu Federblumen verwendet werden, und mithin den Haupthandelsartikel bilden. Unser Pseudo-Nimrod hatte einen großen Theil der flüssigen Decke unseres Planeten beschifft, aber Europa nie gesehen, obgleich er so gut deutsch sprach wie wir. Sein Vater, ein geborner Berliner, war, wie er uns erzählte, nach Nordamerika ausgewandert, er selbst mithin als Bürger der Vereinigten Staaten geboren. Der junge Besecke schien die Unstätigkeit des Vaters geerbt zu haben, denn er hatte schon sehr jung eine Reise nach der Küste von Mozambique unternommen, und war von da, wenn ich nicht irre auf einem Sklavenschiffe, nach Brasilien gelangt, wo er sich bereits seit Jahren niedergelassen hatte. den 30. Septbr.

Auf der heutigen, durchaus erfolglosen Jagd war nur von „dem Reh“ die Rede, als dem einzigen Repräsentanten aller Quadrupeden in den Wäldern um Neu-Freiburg. — In diesem bescheidenen Wild vereinigten sich mithin alle unsere noch jüngst so hoch gespannten Wünsche; ihm waren fortan alle unsere Anstrengungen gewidmet. Während wir mit

der lobenswerthesten Ausdauer eben an einer Berglehne im hohen Bambusrohre auf dem Anstand standen, und mit der größten Anspannung horchten und späheten, spielte uns das Reh keinen übeln Streich, indem es, zur Freude der Jugend, mitten durch die breite Gasse von Neu-Freiburg trollte, und zwar gerade auf unsere eignen Diener zu, als wollte es denselben in die Arme laufen, worauf es sich ihnen aber mit einer geschickten Wendung entzog und verschwand.

Als es nun mit dem Reh aus war, ging ich mit einem deutschen Knaben in die Capueira, um Colibris zu schießen. Anfangs weigerte er sich, deutsch zu sprechen, und erst nach vielem Bitten ließ er sich dazu bereden und gab das Portugiesische auf. Wie wir auf dem schlüpfrigen Pfade so hinter einander hergingen, fragte ich ihn unter andern: „wo seine Eltern her seien?" „Aus Deutschland," antwortete er. Da fragte ich weiter: „aus welchem Lande in Deutschland, aus welchem Orte?" denn nach des Sohnes Sprache zu urtheilen, mußten sie vom Rhein herstammen. „Aus welchem Orte?" entgegnete er, „aus Europa, sagen meine Eltern." — Dann wollte er sich todt lachen, daß es bei uns keine Colibris gäbe, und begriff nicht, „wie ich nur solche ganz gewöhnliche Vögel schießen könne! Amseln und Tauben seien ja viel schöner und seltener!" —

den 1. Octbr. Zu unserm großen Leidwesen wurde heute abermals nichts aus unserer Tapirjagd, denn bei solchem Regenwetter, sagten die Jäger, sei es unmöglich, die Anten im nassen Dickicht der Urwälder aufzujagen, auch hätten die Hunde „keine Nase!" — Ich ging daher wieder mit meinem jugendlichen Gefährten auf die Colibrijagd. —

Die erste Anlage der Schweizer-Colonie Novo-Friburgo fällt in die Zeit der Regierung Dom João's VI. (1820), der eine zusammenhängende Reihe kleiner Häuser aufrichten und den ersten Colonisten durch's Loos Stücke Landes, sogenannte Nummern, austheilen ließ, die sich auf zwei bis drei Stunden im Umkreise um Morro queimado erstrecken. Die Colonie schreitet nur langsam vorwärts, hauptsächlich wohl wegen ihrer mangelhaften Communication mit der Hauptstadt, die auf schlechten, in der Regenzeit sehr aufgeweichten Wegen, vermittelst theurer Tropas besorgt wird. Frische Butter, ein sehr seltner Artikel in Brasilien, Kartoffeln und andere europäische Produkte, die bei dem kalten Klima der Serra gut gedeihen, werden nach Rio abgesetzt, und dagegen Salz, Wein und Manufakturwaaren wieder zurückgebracht. Außer den Schweizern haben sich sehr viel Deutsche hier niedergelassen; auch Franzosen und Engländer findet man in Neu-Freiburg, und überhaupt Repräsentanten fast aller Nationen. Es wird eben soviel deutsch als französisch gesprochen; die Jugend bedient sich dagegen meist der portugiesischen Sprache, wenigstens außer dem Hause. Der protestantische Prediger, mit Namen Sauerbrunn, ist ein geborner Homburger.

Im Allgemeinen scheinen die Leute hier nicht sehr zufrieden mit ihrem Aufenthalte und sehnen sich zurück; doch nicht alle, denn vielen scheint es besser zu gehen. Zu Zeiten soll Neu-Freiburg sehr gesellig sein, namentlich wenn die vielen Fremden, besonders Engländer, aus Rio kommen; ja, es wird dann bei Mistreß Gould, vielleicht zum Zeitvertreib ihrer drei bis vier jungen Pensionairinnen, sogar getanzt, und von diesen Bällen spricht man bis zu den Ufern des Parahyba. Auffallend kühler fanden wir es hier auf der Serra, als in Rio; des Nachts fror uns sogar. —

den 2. Octbr. Um sechs Uhr früh, als es eben Tag geworden war, verließen wir die Colonie. Wir ritten schräg über die breite Straße oder den großen Platz, den Neu-Freiburg bildet, an ein paar prachtvollen brasilianischen Fichten am Ausgange des Oertchens vorüber, den einzigen, die ich auf meiner ganzen Reise gesehen, und traten dann in die umgebende Capueira hinaus, aus der die nackten, abgerundeten Felswände, die den Kessel von Morro queimado einschließen, in das dicke Gewölk aufstiegen. Der Weg führte eine Zeit lang durch dieses, mit einzelnen schönen Urwaldbäumen untermischte Gehölz, und senkte sich hierauf allmälig in ein liebliches Thal, an dessen rechtem Rande wir hinzogen. Drüben, am jenseitigen Ufer des murmelnden Baches, der links unter uns hinfloß, kletterte der Cactus an jenen Felswänden kühn hinan, die sich linkerhand immer noch fortsetzten, während rechts neben uns am Wege bereits der schattige Urwald begann.

Wir waren hier bereits in das Stromgebiet des Parahyba eingetreten; das unschuldige Bächlein dort unten wird nach und nach zum reißenden Bergwasser, — ja es hat bereits einen Namen, freilich einen weit pompöseren, als es verdient, denn man nennt es: „o Rio Grande.“ Hie und da liegt ein Haus daran. — Die „Estrada real“ ist hier ein Fußsteig, der sich an einer Berglehne hinzieht, und zwar ein so schmaler, daß uns die Tropas, denen wir begegneten, öfters wegen des fehlenden Raumes zum Ausbiegen, nicht wenig in Verlegenheit setzten. Dadurch, daß ein Maulthier immer in die Fußtapfen des andern tritt, haben sich lauter ein bis zwei Fuß tiefe Löcher, wahrhafte Schmutzreservoirs, in dem tiefen, aufgeweichten Lehmboden gebildet, zwischen denen stets ein Stück Erde stehen geblieben ist, über welches das Thier nur mit Mühe hinweg-

schreiten kann *). Mit den Vorder- und den Hinterfüßen stürzt es zuweilen so tief in diese Löcher hinein, daß es die zwischenliegende, den Clavis eines Claviers nicht unähnliche Stufe festen Erdreichs mit dem Bauche berührt, wodurch dieselbe zu einem fast unübersteiglichen Hinderniß wird. Bei lange anhaltendem Regenwetter — und dies gehört hier eben nicht zu den Seltenheiten — sollen die erschöpften Maulthiere häufig in diesen schrecklichen Wegen ihr Grab finden, was auch einzelne Maulthierknochen, die hie und da am Wege lagen, bestätigten, und weshalb der Reisende stets genöthigt ist, sich mit Reserve-Maulthieren zu versehen. — In dieser Gegend war es auch, wo uns zuerst die, der Gattung Cassicus eigenthümlichen Nester auffielen, die wie grüne Bouteillen von den Zweigen der hohen Urwaldbäume herabhängen. —

Um neun Uhr erreichten wir unten im Thale die einzelnen Häuser, „Banquetta" genannt, wo wir vermittelst einer sehr baufälligen Brücke den Rio Grande passirten. Die Abhänge zu beiden Seiten sind hier bereits von Wald entblößt; nur einzelne hohe Urwaldstämme haben dem verheerenden Feuer getrotzt. Doch nach und nach beginnt am Wege die Capueira wieder, während höher hinauf sich der Urwald hinzieht. Auch die Felswände haben allmälig aufgehört; dafür erscheinen unten im Thale einzelne malerische Felsen in den Büschen.

Nicht weit hinter Banquetta machte uns Herr Theremin auf das Geschrei der Papageien aufmerksam. Ich habe nie ein so gellendes Gekreisch von einem Vogel hervorbringen

*) Diese Löcher nennen die Tropeiros „Caldeiras," auch „Caldeirões." Caldeira bedeutet im Portugiesischen eine um einen Baum gegrabene Furche, in welcher sich das Wasser sammelt; auch bedeutet Caldeira: ein Kessel, Caldeirões: große Kessel.

hören; es ist so laut, daß man, anfangs leicht dadurch irre-geführt, sich schnell umschaut, und die Papageien dicht neben oder hinter sich wähnt, während man sie erst nach langem Umherspähen, dem Auge kaum sichtbar, in ungeheurer Höhe und weiter Ferne entdeckt. — Während wir an den reizenden Ufern des Rio Grande hinzogen, ließ sich ein ganzer Schwarm dieser Vögel auf einen hohen Baum dicht am Flusse nieder. Wir saßen ab, luden unsere Flinten, schlichen uns unter den Baum, und gaben eine Salve unter die Papageien. Ein paar stürzten in den Bach hinab, der sie leider schnell mit sich fort-führte, doch hatten wir wenigstens auf diese Weise Gelegenheit, ihr schönes Farbenspiel zu bewundern; denn oben in den Lüften setzen sie sich meist dunkel gegen den blauen Himmel ab, während sie auf den Bäumen, vom Fluge ausruhend, ihrer grünen Farbe wegen, schwer vom Laube zu unterscheiden sind. Aus diesem Grunde sind sie auch nicht so leicht zu schießen, als man es bei der ihnen eigenthümlichen Sorglosigkeit denken sollte; dagegen verrathen sie dadurch, daß sie nicht einen Mo-ment still sein können, leicht den Ort, wo sie sitzen, oder den Ast, auf dem sie gravitätisch einherwandeln. Sobald man unter sie schießt, kreischt der ganze Schwarm noch zehnmal toller als vorher, fliegt im Kreise umher, und setzt sich meist wieder ganz in der Nähe auf einen andern Baum. Dadurch gelang es dem Grafen Bismark, noch einen dritten Papagei zu schießen, den wir mitnehmen konnten.

Nach einigen Stunden, etwa um ein Uhr Mittags, erreich-ten wir „Bomjardim," ein einzelnes, Monsieur Maulaz ge-hörendes Haus, das sechs Legoas von Neu-Freiburg liegt und zugleich Venda ist. Das Thal ist hier weniger wild, als höher hinauf, da von hier ab bereits der Kaffeebau beginnt.

Eine Tropa hatte ihr Lager dicht bei dem Hause auf dem Wege aufgeschlagen. Auch an anderem Besuch fehlte es nicht; ein junger Schweizer, von den Ufern des Parahyba kommend, und ein Savoyarde gaben hier ihren Thieren Ruhe. Der letztere war schon seit einigen Stunden, etwa seit Banquetta, mit uns geritten, den Schweizer hatte hingegen sein gedrücktes Maulthier schon einige Tage hier festgehalten. Beide wußten viel von Antas und Unzen zu erzählen, die hier in den Wäldern hausen sollten. Eine Hauptrolle spielte in diesen Geschichten ein Fels, an dem wir heute früh vorbeigeritten waren. Die interessanteste Begebenheit aber, von der sie berichteten, betraf einen Act weiblichen Heldenmuths, den sie mit den lebhaftesten Farben schilderten. Vor nicht langer Zeit sollte nämlich eine Frau hier in der Nähe ihr Haus, während der Abwesenheit ihres Mannes, gegen einen Tiger vertheidigt haben. — Da die Herren sehr bald sahen, daß wir sehr große Lust hatten, dergleichen Abenteuer aufzusuchen, so traten sie mit sehr freundlichen Propositionen hervor, die wir zum Glück noch rechtzeitig ablehnten, denn wir merkten bald, daß sie wohl etwas mehr im Namen Anderer versprochen hatten, als sie halten konnten.

Unsere Wirthe schienen schon bessere Zeiten gesehen zu haben. Monsieur Maulaz, ein Schweizer, stammte, wenn ich nicht irre, aus einer guten Familie her, und hatte sein ganzes Vermögen durch die Juli-Revolution eingebüßt; Madame Maulaz hingegen war eine Französin, aus Burgund gebürtig. Beide hatten lange in Paris gewohnt, wo ihre älteste Tochter, ein hübsches, fast erwachsenes Mädchen, geboren war. So dürftig die Eltern einhergingen, so ordentlich sahen ihre vier Kinder aus. Alles war äußerst reinlich, und das Essen sehr gut; dafür hatten wir aber auch mehrere Stunden darauf

warten müssen, so daß wir erst nach vier Uhr Bomjardim in Begleitung des Sardiniers verlassen konnten.

Es war ein heiterer Nachmittag; Papageien-Schwärme kreisten kreischend hoch in den Lüften über den mit Kaffee und Milho bepflanzten Hügeln, die das Thal einschlossen. Die Kaffeepflanzungen an den Berglehnen gaben der Gegend ein eigenthümliches Ansehen; es sind dunkelgrüne, abgerundete Büschchen, die, obgleich regelmäßig gepflanzt, dennoch dem Auge einen wohlthuenden Anblick gewähren. — Viele bunte Vögel flogen umher, und zweimal ließ ich mich verleiten, abzusitzen und darauf zu feuern, doch jedesmal ohne erwünschtes Resultat. Dies hielt uns natürlich sehr auf. — Der Weg war besser geworden, die Sonne bereits im Sinken, und noch lag ein großes Stück unseres Tagewerks vor uns; wir setzten uns daher in einen flotten Trab. Ein reizendes Wiesenthal mit Urwaldgruppen und der, zwei Legoas von Bomjardim entfernten Fazenda „a Penha," ward umritten; es lag zur Rechten tief unter uns, als wir an den Kaffeehügeln hinzogen.

Der Sardinier kehrte dort ein, ohne Abschied von uns zu nehmen; unsere Arrieiros aber mit den Packthieren hatten wir schon von Bomjardim vorausgeschickt; wir waren uns daher jetzt ganz selbst überlassen, und zwar auf völlig unbekannten Pfaden. Da ward es plötzlich dunkel, und nach wenigen Minuten stockfinster; keine Spur vom Wege war mehr zu sehen. — Ich wußte mir nicht anders zu helfen, als die Maulthiere vorzunehmen, zu deren Orientirungs-Sinn ich schon seit langen Jahren viel Vertrauen habe. Graf Bismark setzte sich zuerst an die Spitze, auf seinem grauen, steinalten Thiere, und so ging's getrost in die Nacht hinein. Die Urwälder, oder was uns sonst umgeben mochte, erklangen von alten deutschen

Liedern, während die Mula an der Tête, ihrer wichtigen Aufgabe sich bewußt, sicher vorwärts schritt. Alles war dicht aufgerückt, und Graf Oriolla hatte es übernommen, den Zug zu schließen. Die Cicaden schwirrten auf ihre kreischende Art, die uns fast wie eine Parodie auf das Zirpen unserer Heimchen erschien; hie und da gab eine Unke jene melancholischen Klagetöne von sich, die sich gerade wie ein menschliches Stöhnen anhören, während der Paukenfrosch einen Lärm vollführte, als würde Holz gefällt. Keiner sah den Andern, selbst die Ohren meines „Botocuden" sah ich nicht mehr; doch glaubte ich zuweilen einen Schimmer von Graf Bismark's lichtem Ueberrock oder von seinem hellgrauen Thiere vor mir, zu ahnen. — So verging eine lange, lange Zeit! Kreuzwege kamen; es wurde deliberirt; — die Mula entschied! wir wußten ja nichts von den Fußsteigen in diesen fernen Landen! — Oft glaubten wir an Abhängen hinzureiten, eine dunkle Ahnung sagte es uns; dann glitten die Thiere wieder im aufgeweichten Lehmboden, der Körper fiel nach vorn: es ging bergab — das fühlten wir wohl, wenn auch die schwarze Nacht jede Spur des Weges unsern Blicken entzogen hatte. Dann und wann hörten wir wohl einen Schlag; — doch unser „Prinz Eugenius," oder der „Dessauer" und das „Mantellied," verstummten darum keinen Augenblick! Erst später erfuhren wir dann, wer gestürzt war. — Interessant war es, die Thiere die Tiefe des Wassers erproben zu sehen, das hie und da den Weg überschwemmte. — Da mit einem Male sahen wir Licht vor uns! — Der Weg führte uns lange darauf zu. Das Ohr paßte mit gespannter Aufmerksamkeit auf, und hörte gar viel: — die Klagetöne, das Holzfällen, alles schien auf Menschen zu deuten. Was war's aber? — Eins von jenen fliegenden hellleuchtenden Glühwürmchen, wie

ich sie einst in den Schluchten bei Salerno hatte umherschwärmen sehen. Noch ein paar Mal ließen wir uns auf diese Weise anführen; — dann wurden wir klüger. — Plötzlich stießen unsere Thiere auf Stangen, die den Weg abzusperren schienen, und kletterten mühsam darüber fort; ein Feuer leuchtete uns entgegen, Stimmen wurden deutlich: — wir hielten am Bivouak einer Tropa, auf einer naßkalten Wiese! — Welche Freude! Unser Weg war der richtige: wir befanden uns wirklich auf der Straße nach Cantagallo. — „Cantagallo ist noch zwei Legoas von hier," entgegnete auf unsere Fragen das Wesen, das uns das Stacket hinter dem Bivouak öffnete. — Neu erfrischt ging's weiter. Herr Theremin mit seiner Mula löste Graf Bismark von seinem gefährlichen Posten ab! — Da begann es zu blitzen, und wie! — Einen Moment sah man den Weg sich durch eine Berggegend schlängeln, und dann war plötzlich wieder alles schwarz! — Zuweilen riefen Stimmen von der Queue der Colonne uns zu, zu halten; — es mußte irgend Jemand gefallen sein; — einen Augenblick, und Alles schloß wieder auf. Auf einmal gab's eine Generalconfusion; man stutzte: — jede Spur des Weges war verloren! — Ein Theil der Gesellschaft hielt beim nächsten Blitz oben auf dem Rande eines Hohlweges, der Rest unten, und es vergingen wohl zehn Minuten, bis die Marschordnung wiederhergestellt war. — Bei einer solchen Gelegenheit, wenn ich mich recht erinnere, verlor Graf Oriolla seinen Poncho. — Noch lange ging es so fort, da beleuchtete ein neuer, heller Blitz zwei sich vor uns trennende Wege. Wir schwankten, wohl wissend, daß der falsche Weg uns nicht nach Cantagallo, sondern höchstens in einen nassen Bivouak führen würde, denn der Regen goß schon lange in Strömen herab! — Da erschien,

urplötzlich, als ein wahrer Helfer in der Noth, der Sardinier, und übernahm die Führung unserer Colonne. Gleich darauf ritten wir durch ein breites Wasser, dessen Tiefe Herr Theremin das Vergnügen hatte näher zu erforschen, indem er über den Kopf seines Maulthiers herabfiel. — Doch damit war's noch nicht genug! Bald nachher ritten wir nämlich wieder in einen Hohlweg hinein, wo es denn abermals lange dauerte, bis diejenigen glücklich herunterkamen, die, statt dem Fußsteig zu folgen, auf den Rand hinaufgerathen waren. Zu diesen gehörte auch Herr Theremin, der einen Augenblick von seinem nassen Thiere abgesprungen war. Doch kaum hatte man ihm zugerufen, „sich in Acht zu nehmen, er stehe oben auf dem Rande," als er, nicht ahnend auf welcher Seite der Abhang sei, getrost einen Schritt vorwärts in die schwarze Nacht hinein that, und mit einem tüchtigen Gepolter vor die Füße unserer Pferde rollte. Da gab's denn viel zu lachen, und es dauerte geraume Zeit, ehe der Consul sein treues Thier dazu bewegen konnte, zu ihm herabzusteigen. — Kaum war Herr Theremin wieder im Sattel, so ging es auf schlüpfrigen Pfaden weiter, und zwar, wie es uns schien, an Abhängen hin. Da plötzlich hielten wir vor der Thür eines Hauses! — Es war das Haus von Monsieur Friaux zu Cantagallo. — So hatten wir denn nach halb eilf Uhr endlich den Ort unserer Bestimmung glücklich erreicht, obgleich, ohne die Fata des Consuls zu rechnen, Graf Oriolla siebenmal mit seinem braunen struppirten Stutzschwanze gestürzt war, und mein Diener dreimal mit seinem steifen Schimmel. — In derselben nächtlichen Stunde gerade vor fünf Jahren (am 2ten October 1837) war es, wo der Sturm im Schwarzen Meere begann, der das kaiserlich österreichische Kriegsdampfschiff „Marianna"

36 Stunden lang an der Mündung des Bosphorus tüchtig umherschaukelte und uns auf die Küste Klein-Asiens zu werfen drohte, nachdem schon am Morgen um eilf Uhr ein Marine-Infanterist im Angesicht der Gebirge der Krimm und des Berges von Sinope über Bord gefallen und ertrunken war. — Am 2ten October 1822, also gerade heut vor zwanzig Jahren, stürzte bei Fürstenstein in Schlesien ein Regen von schweren Steinen auf uns herab, als wir durch den „Grund" nach der alten Burg gingen. — Zu jenen Erinnerungen einer „thatenlosen" Jugend dürfte einst diese Nacht in den Wäldern Südamerika's ein „würdiges" Gegenstück bilden! — Wir soupirten gut und schliefen bald sanft ein. —

den 3. Octbr. Welch' trauriges Erwachen! Das langweilige, eintönige Geplätscher des herabträufelnden Regens, die naßgewaschenen Fensterscheiben, das trübe Dämmerlicht in dem engen Stübchen: — Alles deutete auf einen jener hartnäckigen Regentage, die man so häufig im Gebirge antrifft. Als ich an das Fenster trat, überblickte ich das Ende eines grünen Thales, das wie ein Sattel mit flacher Einsenkung vor mir lag. Zwei sanft ansteigende, mit Kaffeebüschen bepflanzte Lehnen schienen sich vor mir aus einer Schlucht zu erheben, deren Sohle meinen Blicken dadurch entzogen war, daß sich der Fuß des Hügels rechterhand vor den des andern schob. Am rechten Thalrande war ein breiter, kothiger Weg eingeschnitten, der sich in den Büschen etwa da verlor, wo der Giebel eines Hauses in das dicke Gewölk hineinragte, welches, den breiten Ausschnitt zwischen beiden Lehnen gänzlich ausfüllend, den einzigen Hintergrund des Gemäldes bildete. Ein nahes Dach, über das der Regen herabrieselte, und welches mir die Aussicht auf die

nähere Umgebung fast gänzlich benahm, so daß nur ein Haus und einige Bananen linkerhand unten im Thale sichtbar wurden, bildete, im Verein mit einem hohen Schornstein, der sich gerade vor meinem Fenster erhob und das Bild in zwei Hälften theilte, den traurigen Vordergrund. Außer diesen wenigen Häusern bekamen wir überhaupt nichts von Cantagallo zu sehen, da die Witterung nicht eben dazu einlud, im Uebrigen aber unsere Zeit knapp zugemessen war, und der eigentliche Ort, der sogar eine Promenade in sich schließen soll, auf der andern, von uns nicht berührten Seite des Thales liegt.

Kurz vor dem Abreiten, das bei sehr zweideutigem Wetter um halb eilf Uhr stattfand, hatten sich einige Deutsche bei Monsieur Friaux eingestellt, uns freundlich zu bewillkommnen. — Jener oben erwähnte Weg führte uns das Thal entlang, das sich jenseits der Einsattelung bedeutend erweiterte. Nach wenigen Minuten begegneten wir dem Dr. Troubas, einem von den drei Besitzern der nahe gelegenen großen Fazenda, „Aldea" genannt, welche wir gerade zu besuchen beabsichtigten, weil man sie uns als höchst interessant in Bezug auf den Kaffeebau geschildert hatte. Der Doktor, der, wie wir später erfuhren, auf dem Ritt zu der Arm-Amputation eines, von einer Schlange gebissenen Negers begriffen war, wobei er assistiren wollte, gab seinen Patienten auf und kehrte mit uns um.

Aldea liegt in jenem weiten Wiesenthale, das der „Rio Negro," ein breiter Bach, durchfließt, den man vor der Fazenda passiren muß. Den rechten Thalrand ziehen sich Kaffeepflanzungen hinan, während links zum Theil noch Urwald steht. — „In jenes vereinzelte Stückchen Urwald dort links," sagte Monsieur Troubas, „haben sich die Affen geflüchtet, als ich ringsum den Wald niederbrannte, da, wo Sie jetzt die große

Blöße sehen; es sitzt dort ganz voll davon! — Sehen Sie dahinter wohl die waldigen Hügel? — da drin giebt's „Unzen" und „Anten!"" —

In dem hübschen Blumengarten, den vor allem ein prachtvolles Berceau von Passionsblumen zierte, stiegen wir von unsern Thieren ab, und traten in das geräumige Wohnhaus, und zwar in einen ächt französischen Zirkel ein, der, aus den Damen Henry und David und den Herren Troubas und David bestehend, einen eigenen Contrast mit der nahen Wildniß bildete, und, wenigstens auf uns, wie man sich denken kann, einen „sehr eleganten" Eindruck machte. Allein die schwarze Bedienung und einige „Negrinhos (Negrillons)," die mit den weißen Kindern spielten, erinnerten uns gar bald daran, daß wir uns nicht in Europa befänden. Die Conversation schweifte nach kurzer Zeit von den Fatiguen der Reisen in Brasilien und den kothigen Wegen, auf die Neger hinüber, die man hier nur als eine Mittelstufe zwischen Mensch und Thier anzusehen scheint, da selbst die Damen, als auf dieses Kapitel die Rede kam, behaupteten: „Ils ne sont pas à la hauteur du mariage," — und meinten, „aus diesem Grunde ließe man auf der Fazenda keine Neger-Heirathen zu!" —

Gestärkt durch einen kleinen Imbiß, traten wir in Begleitung des männlichen Theils der Gesellschaft unsere Runde durch die verschiedenen Etablissements der Fazenda an, um uns durch eigene Anschauung einen Begriff von dem Hergange der Kaffeegewinnung zu verschaffen. — Der Kaffee erfordert das beste Land, namentlich die Sonnenseite, und wird in der Regel auf frisch niedergebrannten Urwald gepflanzt; nur in seltenen Ausnahmefällen baut man ihn auf alte, d. h. mindestens zwanzigjährige Capueira, deren Asche dann das einzige

Düngungsmittel abgiebt. Er trägt zehn bis funfzehn Jahre hindurch gute Früchte; dann haut man ihn ab, worauf er aus der Wurzel wiederum ausschlägt, und nach zwei Jahren schon wieder reichlichen Gewinn bringt. Auf 1000 bis 1500 Kaffeebäume rechnet man gewöhnlich einen Neger; zu „Aldea" zählte man deren 170, ohne die Kinder, mit denen 250,000 solcher Bäume bewirthschaftet wurden. Wie einträglich diese Kultur sein muß, ergab schon der Umstand, daß bereits die Summe von 110,000 Milreis beinahe abbezahlt war, für welche die drei Herren, der Dr. Troubas, der ehemalige Weinhändler David und der Modewaarenhändler Henry aus Rio, diese Fazenda mit etwa 130 Negern vor fünf Jahren von dem aus dem Hannöverschen gebürtigen Herrn Friedrich Fröhlich gekauft hatten.

Sobald der Kaffee von den Negern gepflückt ist, werden die Bohnen auf dem „Terreiro," einem freien Platze vor dem Hause — einer Art Tenne von geschlagenem Lehm — getrocknet; hierauf bringt man sie in großen Kasten in die durch Wasser getriebene Stampfmühle, und endlich in die Kaffeefege, wo sie zweimal ausgestäubt werden. Dann erst ist der Kaffee so weit vorbereitet, um auf die Tropas verladen und versandt zu werden. — Außer diesen Anstalten zeigte man uns noch eine mißglückte Dampf-Trockenanstalt für den Kaffee, und einige Einrichtungen, die auf den Unterhalt der Neger abzwecken, und von dem Begriff der Fazenda unzertrennlich sind. So sahen wir hier unter andern das erste Engenho, eine Zuckerrohrpresse, zur Bereitung des Branntweins. Eine solche Presse ist sehr einfach eingerichtet, wie überhaupt das ganze Maschinenwesen in diesen Gegenden. Das Zuckerrohr wird nämlich zwischen drei senkrecht stehende Walzen gesteckt,

die sich in entgegengesetzter Richtung umdrehen. Der auf diese Weise aus dem Zuckerrohr gepreßte Branntwein „Agua ardente de Cana," ist von besserer Qualität als die aus dem Abfall beim Zuckersieden, aus Syrop, verfertigte „Caraça".

Doch beinahe hätte ich ein anderes Haupterforderniß einer Fazenda, nämlich den Schweinestall vergessen, zu dem wir sogar zuerst geführt worden waren. Er bestand aus zusammengelegten Baumstämmen, war oben offen, und sehr reinlich, was ihm die Herren jedoch zum großen Vorwurfe machten, da diese Viehgattung am besten im Schmutze gedeihe. Das Schweinefett, meinten sie, sei zur Bereitung der Negerspeisen unentbehrlich.

Während ich mich mit den Damen des Hauses unterhielt, ergriffen meine Gefährten die Gelegenheit, die Negerwohnungen in Augenschein zu nehmen, die sich in einem langen, schmutzigen Gebäude von nur einem Stockwerk befanden, das im Aeußern sehr viel Stallartiges hatte. — In dem Lazareth, welches die Herren zuerst sahen, fanden sie die Zimmer, sowie die Wohnzimmer selbst, für beide Geschlechter getrennt. Eine Negerin lag auf der Binsenmatte mit ihrem „Negrinho" an der Brust, den sie in der vergangenen Nacht geboren hatte. „In ein paar Tagen wird sie wieder arbeiten," sagte der Doktor zum Grafen Bismark, dem ich diese Mittheilung verdanke. In der Männerstube waren vier bis fünf Kranke, lauter zufällig Beschädigte. Dann kam die Wäschstube an die Reihe, wo ein jeder Schwarzer ein, mit einer Nummer versehenes Fach hat. Alle Sonntage wird zu Aldea den Männern eine reine weißleinene Hose und ein Hemd, den Frauen ein Rock und ein Hemd verabreicht. — Hierauf durchgingen die Herren einen langen Corridor, aus dem sie in die Wohnungen der Neger,

kleine, vom Rauch geschwärzte Zimmer, eintraten. Alle Abend nämlich nach der Arbeit zünden die Bewohner Feuer in denselben an, um das sie stundenlang, selbst nach der schwersten Tagesarbeit, herumsitzen; dabei plaudern sie und rauchen, sowohl Männer als Weiber, ihren Tabak, der ihnen wöchentlich zugetheilt wird.

Die Arbeit beginnt auf der Fazenda bereits um vier Uhr Morgens, nachdem sämmtliche Sklaven Kaffee mit Zucker genossen haben. Um zehn Uhr nehmen sie ein zweites Frühstück ein, bestehend aus Mandioca-Mehl und gekochtem Reis oder Mais. Um zwei Uhr wird Mittag gemacht, wobei es „Carne seca" (gedörrtes Fleisch, das meist aus Buenos-Ayres kommt) nebst Reis und Farinha giebt, obgleich in der Gegend von Cantagallo die Neger meist nur Schweinefleisch und Fett als gewöhnliche animalische Nahrung zu erhalten pflegen, da der Transport der Carne seca von Rio hierher zu kostspielig ist. Dann geht die Arbeit wieder bis sieben Uhr Abends fort. Von sieben bis neun Uhr wird Abendbrod gegessen, das wieder aus Reis, Mandioca- oder Mais-Mehl besteht, und von neun Uhr an ist eigentlich Schlafenszeit; doch statt dessen zieht sich die gesellige Abendunterhaltung meist bis zwölf, auch ein Uhr in der Nacht hin. — In den Zimmern liegen sie zu sechs bis acht zusammen, jeder hat seine Binsenmatte, und außerdem haben sich die meisten in der Stube noch kleine Hütten aus Baumzweigen und Brettern zusammengezimmert, in denen sie beiweitem lieber liegen, als auf den Esteiras: ein Ueberbleibsel ihres früheren Lebens in der Wildniß, gegen das sich sehr schwer ankämpfen läßt, obgleich es, wie der Doktor ganz richtig bemerkte, ihnen viel zuträglicher wäre, wenn sie nicht in diesen engen Kasten schliefen. —

Nachdem wir so eine Anschauung gewonnen von dem Leben der Neger auf den Plantagen, setzten wir endlich — es war bereits zwei Uhr — unsere Reise, und zwar bei dem schönsten Sonnenschein fort. Dicht hinter Aldea sahen wir unter einer Brücke einen kleinen Fall des Rio Negro, auf den man uns schon vorher aufmerksam gemacht hatte. Unsere Arrieiros, die übrigens nicht besser Bescheid wußten als wir, waren wieder vorausgeschickt worden, und wir uns daher abermals selbst überlassen. Bald nahm uns der kühlende Schatten eines reizenden Urwaldes auf. Obgleich es darin nicht an schlanken Palmen und schönen Bäumen fehlte, so machten doch vor allem die rothen Blüthen der Tillandsien diesen Wald besonders anziehend für uns. Dazu gesellten sich, um den Eindruck zu einem wahrhaft feenhaften zu steigern, ganze Schwärme von bunten, in den prachtvollsten Farben schillernden Schmetterlingen, die sich mitten auf dem Wege niedergelassen hatten, und erst dann wichen, wenn die Vorderfüße meines Schimmels unter sie traten, während ein Volk grüner Papageien, deren Gefieder, von einem hellen Sonnenstrahle getroffen, wundervoll erglänzte, dicht neben uns aufflog, und die Luft von seinem gellenden Geschrei ertönen machte. — Dann wieder zog das Schnauben und Stutzen des „Botoenden" meinen Blick auf den Weg hinab, wo eine zusammengeringelte Schlange sich behaglich, nach langem Regen, sonnte, und plötzlich scheu auffahrend und vor dem Hufschlage fliehend, in anmuthigen Bogensätzen das Dickicht gewann. Unter den drei Schlangen, welche wir heut Nachmittag sahen, schien uns keine über fünf Fuß lang zu sein, dagegen befand sich die berüchtigte, giftige Jararaca unter ihnen; sie war eben so dünn wie die beiden andern. Zweimal hörten wir außerdem noch das Rauschen

einer Schlange, ohne ihrer jedoch ansichtig zu werden. — Inzwischen erregte ein schöner bunter Vogel, den ich für einen Toucan (Pfefferfresser) hielt, meine Aufmerksamkeit; ich schoß ihn glücklich herunter, leider fiel er aber in's undurchdringliche Dickicht, so daß, ungeachtet aller Mühe, keine Spur von ihm aufzufinden war.

Ueber alle diese Herrlichkeiten hatten wir unsern Weg vergessen, als wir mit einem Male, aus dem Dickicht des Urwaldes heraustretend, in ein langes, breites, mit Kaffeepflanzungen bedecktes Thal blickten, das sich vor uns ausbreitete. Linkerhand ragten mit Cactus bewachsene Felsen über den Wald hinaus, während zur Rechten über uns wieder der Urwald begann.

Es erhoben sich immer mehr und mehr Zweifel gegen die Richtigkeit des Weges; Graf Oriolla zog seine Taschen-Boussole hervor: das Thal strich nach Nordost, mithin in der geraden Richtung auf Sta. Rita, und somit ging's fröhlich im flotten Trabe das Thal abwärts.

Aus diesem „Kaffee-Thale" ward bald ein „Bananen-Thal," worin einzelne Fazendas lagen. Wo man in Brasilien Bananen sieht, kann man stets auf menschliche Wohnungen rechnen. Beides bedingt sich fast; doch eine solche Masse von Bananen war mir bisher noch nicht vorgekommen. — An einem Hause, das wir passirten, glaubte ich zu verstehen, wir seien auf dem halben Wege nach Sta. Rita; doch waren wir in der That schon weiter vorgerückt. Jetzt ging's eine sanfte Anhöhe hinauf, und dann im Urwalde auf einem Bergrücken fort. Seit vielen Tagen hatten wir, nur Wälder und grüne Thäler durchziehend, nicht einen Blick in die Ferne gethan; da genossen wir endlich wieder, von hier oben herab, die erste Aussicht auf ferne blaue Berge, die sich vor uns ausdehnten,

und auf denen noch hie und da einige Wolken ruhten, die letzten Ueberreste der vielen Regentage. — Es war ein wundervoller Abend! —

Bald darauf senkte sich der schlüpfrige Bergpfad wieder links hinunter in's Thal des Rio Negro. Wie, auf welchem Wege dieser Fluß von Aldea bis hierher gekommen war, wußten wir nicht zu sagen, denn wir hatten nicht viel von dem Terrain übersehen können; aber in dem Kaffee- und in dem Bananen-Thale floß er gewiß nicht, davon hatten wir uns überzeugt. Unten ging's an ein paar Häusern, der Fazenda des Senators und ehemaligen Kriegs- und Justiz-Ministers Clemente Pereira, vorüber, dann unter hohen Bäumen fort, die sich über den Fluß beugten. Rothe Tié-fogos flogen hin und her. — Sta. Rita mußte nahe sein. Doch, wo sollten wir einkehren? —

Da es mir bekannt war, daß Monsieur de Luze, aus dem Fürstenthum Neuenburg, ein Verwandter der mir so befreundeten Grafen Pourtalès, dicht hinter Sta. Rita wohnend, eine große Anhänglichkeit an Preußen bewahrt hatte, so entschied ich mich, ihn aufzusuchen und seine Gastfreundschaft in Anspruch zu nehmen, obgleich ich heimlich befürchtete, ihm vielleicht doch zur Last zu fallen. Herr Theremin, der früher Monsieur de Luzé als Besitzer einer Fazenda auf dem reizenden Orgelgebirge gekannt, die derselbe erst seit wenigen Jahren mit der Fazenda dos Tanques vertauscht hatte, flog auf seiner grauen Mula im sausenden Galopp voran, die Gäste anzukündigen.

Dicht vor Sta. Rita ist eine kurze Descente; dann muß man wieder zu dem, aus einigen armseligen Häusern bestehenden Orte aufsteigen, der auf einer Höhe am rechten Ufer des

sich hin und her krümmenden Flüßchens liegt, welches wir vorher noch zweimal durchritten. Beim Passiren des Oertchens fragte ich einen Blondkopf auf gut Glück in deutscher Sprache nach dem Wege, und siehe da, er zeigte ihn uns auch sogleich, soweit wir sehen konnten. Dennoch ritten wir am Ort unserer Bestimmung vorüber; aber bald bemerkten wir unsern Irrthum und kehrten um. Doch lernten wir durch diesen Abweg ein Stückchen Urwald kennen, das wieder einmal unsere kühnsten Phantasien übertraf. Jene, von den lieblichsten Sumpfpflanzen und großblättrigen Heliconien umgebenen Quellen, die, im Schatten der prächtigsten, von Orchideen und Schlingpflanzen überwucherten Bäume, so reizende stille Fleckchen in den Wäldern zu bilden pflegen, — diese waren es, welche uns hier vor allem anzogen.

Wir kehrten darauf in das grüne, bebaute Thal nahe bei Sta. Rita zurück, wo wir denn bald, wenige hundert Schritt vom Wege, Monsieur de Luze's Fazenda dos Tanques fanden, auf einer mit Bananen besetzten Wiese, die rings umgeben war von Kaffeehügeln, deren Gipfel Urwald krönte. Monsieur de Luze nahm mich mit der größten Gastfreundschaft und der zuvorkommendsten Höflichkeit auf. Wir zogen uns um, schlüpften, nach brasilianischer Sitte, in die Holzschuhe, und setzten uns auf Bänken um den großen schweren Tisch herum in der Wohnstube, dem größten der Räume, in welche das kleine Haus abgetheilt war durch Lehmwände, die jedoch nicht bis an die Decke stießen.

Der Nachbar unseres freundlichen Wirthes, Dr. Dennewitz aus Wernigerode, der Nimrod der Gegend und Pastor Sauerbrunn's von Neu-Freiburg Schwiegersohn, trat gleich darauf in das Zimmer, und setzte sich voller Freude zu uns.

Tausend alte Erinnerungen aus der geliebten Heimath und aus den Kriegen tauchten in ihm auf; auch versprach er uns gleich einige Jagden auf die Thiere des Urwaldes. — Drei herausgeputzte Negerinnen, die stets zusammen agirten, bewegten sich stumm und leise an einem Schenktische in der Ecke des Zimmers herum, trugen das Abendbrod auf, und bedienten uns auf ihre unendlich langsame und impassible Art, ohne einen Moment ihre sonderbare faule Gravität zu verleugnen. — Als das Gespräch nach und nach auf Schlangen kam, erzählte Monsieur de Luze: „ein Neger liege hier im Hause an einem Schlangenbiß sehr gefährlich krank; wie denn auch der Schwarze, den Monsieur Troubas heute amputiren helfen sollte, von einer Schlange gebissen worden sei; „und ich selbst" setzte er hinzu, „habe dergleichen Creaturen hier schon in meinem Bette gefunden!" —

Wir trennten uns erst spät Abends, und suchten unser Lager auf. Herr Theremin schlief mit unserm freundlichen Wirthe in der Kammer; wir andern hatten ein Zimmer zusammen. —

den 4. Octbr. Frühmorgens führte mich Monsieur de Luze auf der Fazenda herum, zeigte mir ganz ähnliche Einrichtungen wie zu Aldea, und brachte mich dann an eine Stelle, wo im rothen Lehm Steinadern durchsetzen, die gold- und eisenhaltig sind. Der Granit der Serra von Neu-Freiburg und Cantagallo hört nämlich bei Sta. Rita auf; von hier beginnt der Kalkstein und reicht bis einige Legoas über den Parahyba hinaus. Das Erscheinen von Kalksteinfelsen war uns gestern schon von fern an jenen blauen Bergen aufgefallen, die wir kurz vor Sta. Rita zu Gesicht bekamen. — In dieser Kalkstein-Formation findet

man Gold und Eisen. Quarzstücke mit eingesprengtem Eisen hob ich selbst an jener Stelle auf; von dem gefundenen Golde gab mir dagegen unser gütiger Wirth einige Proben.

Nach dem Frühstück ging's mit Herrn Dennewitz in den nahen Urwald auf die Jagd. Wir hofften auf Antas; auch Veados*) sollte es hier geben. Die Hunde wurden losgelassen und liefen die Höhe hinan, während wir in der gespanntesten Erwartung unten auf der Blöße zwischen hohen umgestürzten Baumstämmen standen. Mir zur Seite hatte ich einen gebornen Königsberger, der früher Schiffszimmermann gewesen und jetzt Monsieur de Luze's Faktotum war; die übrigen Schützen standen weit ab, zum Theil tiefer unten am waldigen Hange rechterhand.

Die Jagd ist in diesen Gegenden sehr einfach und auf den Umstand basirt, daß das Wild, wenn es gejagt wird, sich gern in den Bächen oder Lachen abkühlt. Die Aufgabe der Hunde ist daher, das Wild aufzujagen, es von den Höhen herab an das Wasser zu treiben, und durch ihren Laut dem Jäger den Ort zu bezeichnen, wo er sich im Boote oder zu Fuß einzufinden hat, um das Wild in dem Augenblick zu erlegen, wo es in das Wasser tritt.

Leider jagten die Hunde statt des ersehnten Tapirs ein Veado auf, das uns außer Schußweite passirte und von unsern Negern im Rio Negro erschlagen ward, nachdem sie es mit der Flinte gefehlt hatten. — Wir gingen hierauf an den Fluß hinab zu Lauterio, dem Portugiesen, der uns mit brasilianischer Gastfreundschaft Fische und Kaffee vorsetzte. Endlich,

*) Veado heißt auf portugiesisch „Reh." In Brasilien, wo diesem Worte ein weit ausgedehnter Sinn untergelegt wird, versteht man darunter ein Thier mit zweigereichem Geweih.

nachdem wir lange gewartet, brachten die Neger das Veado, welches sich als eine Hirschkuh auswies, in der Canoa an.

Ein paar Vögel wurden noch heruntergeschossen, dann traten wir den Rückweg an; doch kaum hatten wir uns in Bewegung gesetzt, als man sich wieder anstellte. Die Hunde durchstöberten das Dickicht am Abhange zu unsern Füßen, und Graf Bismark und ich drangen, ihnen folgend, mit dem blanken Messer in's Dickicht vor. Hier stießen wir sehr bald auf unsere Neger, die eben den Hunden ein „Quati" (Cuati-Monde, Nasenthier, Rüsselthier) abgenommen hatten. — Als wir, sehr ermüdet durch die Hitze und die wilden Fußsteige, wo wir oft über umgestürzte Riesenstämme fortklettern oder darunter durchkriechen mußten, nach Hause kamen, traten uns Monsieur de Luze und Herr Theremin in der heitersten Laune mit einer „Paca," einer kleinen Art wildem Schwein entgegen, das sie im Scherz für ihre Jagdbeute ausgaben, obgleich es von den Negern der Fazenda erlegt worden war.

Das Diner war vorzüglich, und konnte nur noch von unserm Appetit übertroffen werden; auch lernten wir dabei einige ächt brasilianische Gerichte kennen. Den Hauptgegenstand der Conversation bildeten wieder die Neger und die Art, sie zu behandeln. Obgleich eine Auswahl von Züchtigungs-Instrumenten jeder Art und Größe an der Wand des Zimmers herabhing, so scheinen doch die Neger in Brasilien im Allgemeinen weniger gemißhandelt zu werden, als man es bei uns denkt; auch sehen sie in der Sklaverei nicht die Härte, die uns darin zu liegen scheint, da dieselbe in ihrem Vaterlande ebenfalls heimisch ist, und sie also daran von Jugend auf gewöhnt sind. Die Schwarzen verlangen eine strenge, aber gerechte Behandlung, und das eigene Interesse des Fazendeiro erheischt es,

sie gut zu halten, damit sie bei Kräften und gesund bleiben. Auch scheinen sie mit Arbeiten nicht gerade überladen zu werden, wenigstens strengen sie sich dabei nie übermäßig an. — Lange Jahre hatte Monsieur de Luze ganz allein unter seinen Sklaven gewohnt, jetzt waren er und der „Königsberger" die beiden einzigen Weißen unter siebzig Negern. Die geladenen Flinten und Pistolen, die in seinem Schlafzimmer hingen, bewiesen aber hinlänglich, wie wenig er dem Frieden traute; denn mehr als einmal war er genöthigt gewesen, seinen Negern mit dem geladenen Gewehr drohend entgegenzutreten.

Um acht Uhr wurde die Neger-Glocke gezogen, welche die Schwarzen in ihre Wohnung consignirt. — Der Abend war merkwürdig kühl, denn um neun Uhr zeigte das Reaumur'sche Thermometer nur noch +12°. — Nachdem wir noch lange in dem interessanten Stammbuche unseres gastfreundlichen Wirthes gelesen hatten, zogen wir uns in unsere Schlafzimmer zurück. —

Um acht Uhr früh gingen wir zu dem nahen, malerisch den 5. Octbr
am Ufer des Flüßchens gelegenen Hause des Dr. Dennewitz hinüber, wo wir ein sehr copieuses Frühstück einnahmen, dessen Hauptstück das Veado ausmachte. Nach dieser vortrefflichen Mahlzeit erschien Madame Dennewitz, aus Meisenheim gebürtig, auf einen Augenblick mit ihren Knaben; dann wurde aufgesessen, und um zehn Uhr in Begleitung der Herren de Luze und Dennewitz die Weiterreise nach dem, sieben Legoas entfernten „Aldea da Pedra" angetreten, das wir gern noch vor Einbruch der Nacht erreichen wollten, und wo morgen an den Ufern des Parahyba gejagt werden sollte.

Bei dem prachtvollsten Wetter durchritten wir wieder jenes

reizende Stück Urwald, in das wir schon bei unserer Ankunft einen, zwar unfreiwilligen und vorschnellen, aber um so lohnenderen Blick gethan hatten. — Ein schmales, mit Capueira bewachsenes Thälchen, von niedern, sanften Hügeln eingefaßt, schob sich zwischen den Urwald hinein, der sich immer noch ebenso schön fortsetzte, bis wir um Mittag, an einen Abhang, an die „Serra da Agua quente" (d. i. vom heißen Wasser) gelangt, die blaue Bergkette jenseits des Parahyba vor uns erblickten, die sich weithin ausbreitete mit ihren sonderbaren Kuppen, unter denen sich vor allem der „Morro da Pedra" auszeichnete. Vor diesen fernen Bergen zogen sich noch einige parallele, mit Wäldern bedeckte Hügelreihen hin, während tief unten in dem lieblichen Thale zu unsern Füßen, die „Fazenda da Agua quente" sich zeigte, zu der unser Pfad steil hinabführte. Links vor uns senkten sich die abgeholzten Hänge der Serra, auf denen einzelne Urwaldbäume mit, bis fast zur Erde hängenden Bärten in die dunkelblaue Luft emporstiegen, von der Linken zur Rechten herab, die weite, hügelige Ebene auf dieser Seite einrahmend, die sich vor uns, und auch noch ein großes Stück zu unserer Rechten ausdehnte.

Ich hatte mich mit Zeichnen aufgehalten und mußte nachreiten; Monsieur de Luze erwartete mich unten im Thale, und vorwärts ging's, was die Riemen halten wollten! — In der Capueira hörten wir Schlangen und große Eidechsen rauschen, und im darauf folgenden hohen, ernsten Urwalde gab's einige schlüpfrige Montéen. Hier überholten wir auch unsere Arrieiros mit den Packthieren. Beim schnellen Ausweichen brach einer der erstern in dem sumpfigen Boden neben dem Wege ein. Kaum sahen wir, daß er sich glücklich wieder herausgearbeitet hatte, so flogen wir im sausenden Galopp davon, daß der

Koth herumspritzte. — So gelangten wir wieder zu lieblichen Thälern mit Capueira und Fazendas, Bächen und Wiesen; dann führte uns der Weg abermals durch den Urwald in ein schönes, breites, von hohen, urwaldbedeckten Lehnen eingeschlossenes Thal, aus dessen, mit Gestrüpp bewachsener Sohle sich einzelne Stämme erhoben. Kaum hatten wir hier endlich die Gefährten eingeholt, als Papageien-Schwärme mich verleiteten, abzusitzen und das Gebüsch zu durchstreifen, in der Hoffnung, mich heute bei der Jagd auf diese schönen Vögel mehr auszuzeichnen als das erste Mal; allein ich fehlte wieder, und abermals gewannen die Andern einen gewaltigen Vorsprung. Durch diese schlechten Erfolge tief gekränkt, hatte ich eben die Doppelflinte wieder umgehängt und den müden „Botocuden" bestiegen, als sich Monsieur de Luze's Neger zu mir gesellte, der mir ein sehr willkommner Wegweiser wurde, und fort ging's, was der Schimmel traben konnte, das Thal entlang und durch die Wälder hin, bis ich wieder mit der Gesellschaft in einem andern, ebenso schönen Thale, wie das zuletzt durchrittene, zusammentraf. Hier ward gleich darauf bei Pierre Davoine, dem Neuchâteller, ein Halt gemacht.

Die guten Leute waren so erfreut über meinen Besuch, daß sie nichts annehmen wollten, sondern schon glücklich waren, ihre Gastfreundschaft und ihre Anhänglichkeit an unser Haus in diesen fernen Landen durch die That beweisen zu können. Nachdem wir einige braun und gelbe Piasoccas (eine Art Schnepfen) geschossen und den Kaffee eingenommen hatten, nahmen wir mit vielem Händeschütteln von den lieben Landsleuten Abschied, und dann ging's im sausenden Galopp davon, nachdem wir den Herren de Luze und Theremin einen kleinen Vorsprung gegeben hatten, damit sie voraneilen konnten,

um in Aldea da Pedra Quartier zu machen. Wir andern saßen ihnen jedoch tüchtig auf den Hacken.

Mitten in diesem hohen Urwalde trafen wir auf das kleine grüne Thal der „Ribeira das Areas" (Sandbach). Hier hielt Dr. Dennewitz vor dem Hause eines der besten Jäger der Gegend an, und beschied denselben zur Jagd auf morgen nach Aldea da Pedra. Gleich nach diesem kleinen Intermezzo befanden wir uns wieder mitten im Walde. Unsere beiden vorausgesendeten Freunde waren beinahe eingeholt, als sie auf einmal in den Schatten des Waldes verschwanden. Wir späheten nach ihnen umher, — da schimmerte plötzlich, wie ein Silberstreif der Parahyba durch die hohen dunklen Stämme zur Linken! — Wir näherten uns dem Ufer, und sahen ihn dahinfließen zwischen Urwäldern: ein prächtiger Strom, so breit etwa, wie der Rhein bei Coblenz, in welchem buschige Inseln auftauchten, und über dessen Spiegel, — sonderbarer Anblick! — einzelne Sträucher ihr Haupt erhoben, als wären sie von seinen Fluthen überschwemmt. — Jenseits ragte der Kopf des dunkeln Morro da Pedra, wie ein, oben gerade abgeschnittener Kegel, über die dichten, undurchdringlichen Wälder drüben und die waldigen Hügel hervor, hinter denen eben die Sonne, mit ihren letzten, glühenden Strahlen den Parahyba mit orangem Schimmer übergießend, hinabsank! —

Ein Zug geschlossener Negersklaven bewegte sich auf dem schmalen Pfade an uns vorüber; dann begegneten wir einem schon civilisirten Indianer (Caboclo). Bald darauf ließen wir einige Lehmhäuser oder Hütten dieser Indianer, die nur schwer von den übrigen Wohnungen in der Gegend zu unterscheiden sind, zur Linken, und ritten längs des Flusses über eine nasse Wiese auf das Oertchen Aldea da Pedra zu, das

mit seinen wenigen Häusern eine, gegen den Parahyba vorspringende Höhe krönt, über der sich rechterhand eine Kirche erhebt. Die Dunkelheit stellte sich eben ein, als wir um dreiviertel auf sechs Uhr vor der Venda des Louis Dépanier absaßen, der sich sogleich als ein ehemaliger preußischer Soldat zu erkennen gab, indem er im Garde-Schützen-Bataillon gedient hatte.

Bald nach unserer Ankunft besuchte mich Frei Florido, der Geistliche des Orts, ein Franziskaner aus Florenz. Er war ein gar freundlicher Mann, und versprach uns selbst zu den Indianern jenseits des Parahyba zu führen, mit denen er häufig verkehrte, da er viele hundert Indianer von diesen wilden Stämmen getauft und ihre Ansiedelung in dieser Gegend bewirkt hatte.

Dr. Dennewitz versammelte noch spät am Abende die Jäger des Orts, und es ward beschlossen, daß morgen eine Tapirjagd stattfinden, und daß wir übermorgen die Indianer jenseits des Parahyba besuchen sollten, von denen der freundliche Mönch gar viel zu erzählen wußte. — Tiger, Anten, Indianer, Papageien, Wälder und Ströme im Kopf, gingen wir schlafen! —

Beim Erwachen waren die Jagdaussichten schlecht; erst morgen, hieß es, sei eine Jagd auf Antas zu arrangiren. Doch morgen sollten wir ja die Indianer aufsuchen, und das ging vor! Schon in aller Frühe besuchte ich unsern Pater, dessen geräumige Wohnung auch zur Aufnahme von Fremden eingerichtet war. Er zeigte mir viele Gegenstände, welche er von den Wilden erhalten; auch hatte er die Güte sich einiger derselben zu berauben, um sie mir als Andenken mitzugeben. den 6. Octbr.

Darunter befand sich unter andern: ein hölzerner Engel, den die Indianer mit einem Stein ausgearbeitet hatten; das Fell eines Wasserthiers, das der Padre von einem 140 Jahr alten Indianer erhalten hatte, der es selbst geschossen und sich nicht erinnerte, je ein ähnliches Thier vor- oder nachher gesehen zu haben; auch hat es bei den Indianern keinen Namen; — ferner ein Stück eines, durch die Indianer von den Bäumen gewonnenen schwarzen Honigs, das, wenn man einen Docht hindurchzieht, eine ganze Nacht über brennen kann; außerdem ein aus demselben Honig zu Campos verfertigtes Licht; endlich eine große Feder von einem Vogel, der ein Horn auf der Nase hat, und einen Baumschwamm, den der Mönch als Rarität von den Indianern erhalten hatte.

Bei ungeheurer Hitze kam noch eine Jagd auf Veados zu Stande. Wir schossen keins, dafür aber einige Vögel; auch holten wir uns einen vortrefflichen Appetit. — Der Pater aß mit uns und begleitete uns dann nach dem einsamen Kirchlein hinauf. Die Aussicht von dort war wundervoll: man übersah den ganzen Lauf des Parahyba mit den vielen Inseln und Steinblöcken, und das jenseitige Ufer mit dem dunkeln, felsigen Morro, prachtvoll beleuchtet von der untergehenden Sonne.

Von hier führte der Pater uns zu einer Indianerhütte dicht unter der Kirche. Sie bestand aus einem, auf vier Pfählen ruhenden Strohdache, und war von einer Coroado-Familie bewohnt. Zwischen den Pfählen hingen vier netzartige kleine Hangematten nahe über dem Boden. Eine alte achtzigjährige Frau saß halb nackt auf einer solchen und spielte mit einem kleinen, ganz nackten Mädchen. In der Mitte der Hütte glimmten einige Kohlen, an denen die Alte sich die bloßen Füße wärmte; — Schaalen von Sapucaja standen nahe daran.

An die Hütte schloß sich ein kleiner, nach Art des Landes, aber nur noch leichter aufgeführter Lehmbau. In diesem dunkeln Raume machte sich eine hübsche junge Indianerin, Joaninha, die sich vor uns zu scheuen schien, beständig etwas zu thun, und kam nur näher, um die von Oriolla ihr dargebotenen Glasperlen in Empfang zu nehmen. —

Den Abend verbrachten wir wieder mit dem Padre, der uns viel Interessantes über die Wilden und sein eigenes Wirken unter ihnen mittheilte. Die gegenwärtig um Aldea da Pedra lebenden Coroados sind, wie er uns erzählte, durch die Puris vom jenseitigen Ufer des Parahyba vertrieben worden, während diese selbst von den kriegerischen, jetzt am Rio Doce wohnenden Botocudos gedrängt wurden. Der Häuptling (Capitão) dieses letztern Stammes war von unserm Freunde Frei Florido selbst getauft worden, und hatte sich dann nach Rio zu dem „Gran Capitão," d. i. zum Kaiser, begeben, um sich Ackerwerkzeuge zu erbitten. Der Padre gab an, im Ganzen etwa 900 Indianer getauft zu haben, und zwar von den Coroados 650, von den Puris 140 Seelen, von den Coropós 20 Familien, und außerdem eine Anzahl Botocudos, so daß jetzt, mit Ausnahme des letztgenannten wilden Stammes, die Indianer der drei erstgenannten wenig zahlreichen Stämme durchgehends getauft wären. Seit sechzehn Jahren lebte und wirkte Frei Florido nun schon in Aldea da Pedra, und doch mußte er noch ein ganzes Jahr hier ausharren, um der strengen Regel seines Ordens zu genügen, bevor er hoffen durfte in sein schönes Vaterland zurückzukehren. Der erste Missionar vor ihm war erst im Jahre 1804 nach Aldea gekommen; dagegen ist S. Fidelis schon seit 1779 ein Missionsplatz.

Als wir uns, nachdem sich der Mönch entfernt, auf

unsere Esteiras hinstreckten, hatte Monsieur de Luze die Güte, mir den ersten „Bixo“ (Pulex penetrans) aus dem Fuße zu ziehen. Diese Gattung Erdflöhe setzt sich gern unter die Nägel, dringt oft tief ein, legt dann Eier unter der Haut, und vermehrt sich häufig dergestalt, daß schon manchem Neger, der in gewohnter Sorglosigkeit das kaum sichtbare Thierchen nicht bei Zeiten entfernt hatte, ein Arm oder ein Bein hat abgenommen werden müssen. — Die Conversation über dergleichen unbequeme Gäste, die sich darauf kurz vor dem Einschlafen entspann, schien sie allmälig heraufbeschworen zu haben, denn kaum war das Licht ausgelöscht, als ein „Carapato“ unsere Nachtruhe nicht allein auf eine höchst störende Art unterbrach, sondern sogar den Alarm in der ganzen Venda gab! —

den 7. Octbr. Mit einem allgemeinen Bade in dem Parahyba begann der heutige Tag, der uns unter unsres Padre Geleit in die Mitte der Puris führen sollte. Mit großem Leidwesen nahmen wir von Monsieur de Luze, unserem freundlichen Wirthe, und Dr. Dennewitz herzlichen Abschied. Der Doktor feuerte uns noch einen Schuß nach, als unsere, aus einem einfachen ausgehöhlten Baumstamme bestehende Canoa schon mit der reißenden Strömung des Parahyba kämpfte, während uns Monsieur de Luze in seiner heitern Laune zurief: „Nous manquons de poudre pour les vingt autres!“ — Die unbequeme hockende Stellung abgerechnet, die wir in dem sitzlosen Kahne, den die kleinste Bewegung aus dem Gleichgewicht bringen konnte, einzunehmen uns genöthigt sahen, war diese Ueberfahrt zwischen den buschigen Inseln hindurch wahrhaft reizend zu nennen. Aus dem Gebüsch, das sich laubenartig überbeugte, streckten

sich einzelne Baumstämme fast horizontal weit über das Wasser hervor, während in den Strom gestreute Blöcke ihn aufschäumen machten, von denen die am jenseitigen Ufer schon aus Granit bestanden. Wir mußten lange auf die hierher bestellten Miethspferde warten, wie man denn überhaupt in Brasilien das Warten lernen kann; — dann wurden unsere eigenen Sättel, die wir mitgenommen hatten, auf die Thiere aufgepaßt, und fort ging's, in den Urwald hinein. — Voran zog der Padre, dessen gelber, thurmartiger Chili-Strohhut grell gegen sein freundliches, dunkelrothes Gesicht mit langem rothblonden Bart abstach. Dabei gab ihm die übermäßige Hitze einen fast leidenden Ausdruck, und die Schwere seines Körpers schien unverhältnißmäßig auf ihm zu lasten. Statt der braunen Kutte hatte er einen Mantelkragen von derselben Farbe umgeschlagen, an dessen unterem Saume allerhand bunte Gewänder zum Vorschein kamen, die er in die bis über's Knie reichenden braunen Minas-Stiefeln gesteckt hatte. Ein weißes, kräftiges Maulthier trug ihn, das trotz der Last, die auf ihm ruhte, die langen Ohren listig hin und her bewegte. Der rechte Arm des Mönchs hielt eine dünne Ruthe, die er kraftlos herabhängen ließ: ein sicheres Zeichen, daß wir wohl heute nicht übermäßig viel Terrain gewinnen würden. — Es war ein rechtes Bild aus dem dreißigjährigen Kriege: der Mönch mit der ihm folgenden kleinen Schaar, die in hohen Stiefeln à la Wallenstein, mit der Flinte über dem Rücken, und zum Theil mit grauen, breitkrämpigen Marseiller Hüten auf dem Haupte, die füglich mit des Padre Strohhut an Originalität wetteifern konnten, dahinzog. Mit diesem Bilde stimmten jedoch zwei andere Personen, die sich uns angeschlossen hatten, durchaus nicht überein, nämlich der Neger des Padre

und ein großer Jagdliebhaber hiesiger Gegend, von dem wir heute unsere Pferde und Maulthiere gemiethet hatten.

Zwischen den Urwald schoben sich kurz nach einander zwei Thäler hinein; das erste ganz schmal, mit Capueira, Bananen und verwildertem Kaffee bepflanzt, das zweite ein von Urwald umschlossenes Wiesenthal mit einer Fazenda. Kaum merkliche Höhen umgaben uns; wundervolle carmoisinrothe Sapucajas erhoben sich am Waldrande. Da bogen wir auf der Wiese links ab, und standen plötzlich — eine Stunde mochte verflossen sein, seit wir das Ufer des Parahyba verlassen — unter hohen Bäumen am Grenzflusse von Minas Geraes, dem Rio da Pomba (Tauben-Fluß) *), einem Flüßchen, höchstens so breit wie unsere Spree, das von uns in einer Canoa passirt wurde, in welcher wir die Sättel mitnahmen, während Pferde und Maulthiere hinüberschwammen. — Das etwas höhere jenseitige Ufer, auf dem ein paar dürftige, von einigem Anbau umgebene Häuser standen, sprang gegen uns vor, während eine Waldblöße dahinter sanft anstieg. Auch hier erhoben wiederum prachtvoll blühende Sapucajas das Haupt, gleich colossalen Blumen, — ein wundervoller Anblick, der mir noch oft diese Tour in der Erinnerung anziehend machen wird!

Drüben angelangt, sattelten wir wieder und saßen auf, um unter dem Geleit des dicken Besitzers der nahe gelegenen Häuser abseits des Weges einige Hütten solcher Indianer

---

*) Der Lauf des Rio da Pomba schien mir auf der mehrerwähnten Mannheimer Karte falsch angegeben zu sein, denn dieser Fluß muß, meiner Meinung nach, unterhalb Aldea da Pedra in den Parahyba münden. Ferner fällt auf dem rechten Ufer bei Aldea da Pedra nur ein kleiner sumpfiger Bach in den Parahyba, der wohl nicht der Rio Negro oder Bosarahy sein konnte.

aufzusuchen, die im nahen Thale für Geld arbeiteten. Auf dem Ritt dahin begegneten wir der hundertjährigen Johanna, die ihre braunen antiken Reize unter einer einfachen, aber schmutzigen Hülle verborgen hatte, so daß wir, ohne zu erröthen, die Augen zu diesem Monument vergangener Zeiten aufschlagen durften. Sie führte zwei Kinder, vielleicht ihre Ur-Ur-Enkel, an der Hand. — Unser geistlicher Führer erklärte die hundert Jahre der Alten daraus, daß sie angab, vier bis fünf Generationen erlebt zu haben. Es befanden sich sogar, nach seiner Aussage, einige Indianer unter diesen Stämmen, die sich sechs Generationen erinnern, woraus er ein Lebensalter von 140 bis 160 Jahren herleitete. Das Leben ohne alle Aufregung und Gemüthsbewegung scheint, im Verein mit der einfachen Nahrung, eine solche ungewöhnliche Lebensdauer zu begünstigen. In Apathie versunken, thun diese Stämme des südlichen Brasiliens nichts als schlafen, und essen, jagen und fischen nur dann, wenn der Hunger sie dazu treibt. Diejenigen, welche noch mitten in den Wäldern hausen, pflücken die Früchte und suchen die Wurzeln des Waldes, um sie in Asche gebraten zu genießen, während diejenigen, welche in der Nähe der Fazendas und Aldeas leben, bereits etwas Mandioca und Bananen pflanzen und sich sogar, wie hier, als Arbeiter auf den Roças verdingen.

Wir gelangten sehr bald zu der Roça, die wir suchten. Colossale Stämme lagen wild auf der vom Urwalde eng eingeschlossenen Pflanzung umher, in deren Mitte sich eine Hütte erhob, die von dem Besitzer des Landes für die Indianer gebaut zu sein schien, denn von außen hatte sie ein durchaus europäisches Ansehen, während sie inwendig ganz indianisch eingerichtet war. Zuerst kam uns eine völlig unbekleidete Frau zu Gesicht, die jedoch, sobald sie nur den Missionar von weitem

witterte, schnell das Hemd anzog, und wieder in die Hangematte schlüpfte. Nicht so der greise Methusalem, der Aelteste unter allen bekehrten Eingebornen der Gegend; — dieser blieb ruhig im vollkommnen Stande der Unschuld in seiner Hangematte liegen, stierte uns theilnahmlos an, und zog ein Gesicht, als sei er wo möglich noch weniger angenehm überrascht von unserer Visite, als seine Gefährtin. Etliche dargereichte Kupfermünzen schienen dennoch einigen Eindruck auf ihn zu machen: er nahm sie in die Hand, drehte sich dann aber um, und würdigte uns fortan keines Blickes mehr. Nach und nach sammelten sich mehr Puris, von der Waldblöße herkommend, am Ausgange der Hütte, wo, nach den umhergestreuten rothen und blauen Federn zu schließen, eben ein bunter Arara (Ara) gepflückt worden sein mußte.

Die Farbe der Eingebornen ist ein dunkles Braun; ihre Gesichter sind, ohne gerade häßlich auszusehen, etwas kalmückisch gebildet, mit hervorstehenden Backenknochen, und haben einen stupiden Ausdruck; das schwarze Haar — nur bei einigen Kindern spielte es etwas in's Blonde — hängt struppig auf den Nacken herab, und ist, wie bei den russischen Bauern, vorn und hinten gerade abgeschnitten. Die Puris und Coroados sind meist klein und nicht eben schlecht gebaut, wenn auch ihr Leib in der Regel etwas stark hervortritt. Fast alle hatten irgend ein Kleidungsstück angelegt. Wir handelten Bogen und Pfeil, auch ein „Rede" (Hangematte) von diesen Leuten ein, die uns mit in der Asche gebratenen Sapucaja-Nüssen bewirtheten, und besuchten dann im nahen Dickicht des Urwaldes eine andere, ächt indianische und höchst malerisch gelegene Hütte. Dieselbe bestand aus einem einfachen Gestell von Stangen, das mit Wedeln von jenen oft erwähnten stechenden

Palmensträuchern überdeckt war, und ein länglicheres Viereck bildete als die Hütte der Coroados, die wir gestern gesehen hatten; dabei war sie auch viel größer als diese. Auch hier hingen die Bast-Hangematten einen bis anderthalb Fuß hoch über dem Boden; ebenso fanden wir ganz dieselben Gefäße wie gestern. Einige Indianer in Hosen, zum Theil auch außerdem noch mit Hemden bekleidet, hockten um das Feuer. Pfeile und Bogen standen an einem Pfahl; auch eine Flinte war vorhanden. Draußen neben der Hütte hatten die Bewohner zwei dünne Bäumchen umgeknickt. Ueber den einen derselben war Wäsche gehangen, während auf dem andern ein paar zahme Papageien gravitätisch einherwandelten. In die Behausung eintretend, sahen wir eine Frau und einen nackten, wild aussehenden Mann in ihren Hangematten liegen, wie denn überhaupt das Liegen in diesen schaukelnden Bastnetzen die Lieblingsbeschäftigung der Indianer zu sein scheint, wobei sie den Eindruck machten, als schämten sie sich gewissermaßen, besucht zu werden.

Im Allgemeinen entsprachen die Puris der Roça unsern Erwartungen nur in sehr geringem Maße, denn sie schienen schon dem Naturzustande ziemlich entfremdet zu sein, was unter andern aus dem Umstande erhellte, daß sie nicht allein Kupfermünzen, sondern selbst Papiergeld den dargereichten Glasperlen vorzogen. Wir wandten ihnen daher bald den Rücken, und faßten den Entschluß, eine uns noch als völlig unkultivirt geschilderte Horde dieses Volks an der fünf bis sechs Stunden entfernten Serra das Frexeiras aufzusuchen, und kehrten zu dem Ende von diesem kleinen Abstecher wieder zum Ufer des Rio da Pomba zurück.

Unserm Mönche liefen bereits die Schweißtropfen über das Gesicht herab; er sprach schon von dem Mittagessen zu Aldea

da Pedra, und meinte, die Indianer „an der Serra" seien so weit entfernt, daß man sie heute doch nicht mehr erreichen könne, woraus er den Schluß zog: man müsse erst frühstücken und dann umkehren, denn zu Hause, setzte er mit Sehnsucht hinzu, erwarte uns ein heut früh gefangener „Surubim," der schmackhafteste aller Fische des Parahyba. Man kann sich leicht vorstellen, welche Mühe es dem guten Padre kostete, sich mit christlicher Ergebung in unsern Wunsch zu fügen: das köstliche Mahl in spe für heute aufzugeben und uns gutwillig bis zur Serra zu begleiten, wo wir die Nacht unter den Indianern zubringen wollten. — Frei Florido überwand seinen Appetit, und ergab sich zuletzt wie ein Held in sein schweres Schicksal: ein großes Glück für uns, denn ohne den geistlichen Führer würden die scheuen Indianer wohl schwerlich Stich gehalten haben. „Die Indianer der Serra," so hieß von nun an die Losung, und vorwärts ging's im Trabe nach der nahen Fazenda das Frexeiras, wo wir uns ein wenig stärken sollten. — Die Lage dieses einzelnen Hauses, auf einer Wiese, mit von Urwald beschatteten Hügeln umgeben, und der Blick auf die ferne Serra das Frexeiras, die sich hellblau über den Baumwipfeln erhob, ist sehr freundlich und ansprechend. Der Besitzer der kleinen Fazenda gab uns nicht allein noch einige Zuthaten zu unserm mitgebrachten kalten Frühstück, sondern außerdem noch Mäntel und Decken für die Nacht mit auf den Weg, und so ritten wir denn getrost, in der Richtung auf die Serra, das Ziel unserer Reise, den Wäldern zu, wobei wir uns danach orientiren konnten, daß wir jetzt bereits die, dem Parahyba abgewandte Seite des Morro da Pedra hinter uns erblickten. — Ehe wir an den Wald kamen, fingen der Besitzer unserer Thiere und des Padre Neger ein Pferd von der Weide

für Graf Oriolla ein, der dafür seinen alten, steifen Schimmel hier zurücklassen mußte. — Allerdings eine sehr einfache Prozedur! —

Auf einer schmalen Picada ritten wir in den schönsten, großartigsten Wald hinein, den man sich denken kann; so bedeutend wie der Unterschied zwischen den Urwäldern des Corcovado und denen der Serra von Neu-Freiburg war, ebenso groß erschien uns der Abstand zwischen diesen und dem majestätischen Urwalde, den wir jetzt durchzogen. Zum ersten Male hatten wir den Eindruck einer ganz wilden Gegend, denn die gewissen tiefen Pferde-Fußstapfen hörten nach wenigen Minuten auf, und bald darauf verschwanden auch die letzten Pferde-Spuren überhaupt. Wir konnten jetzt nur noch mit Mühe vorwärts kommen, indem die niedrigen Zweige und die Schlingpflanzen uns zu beständigem Bücken und Beugen zwangen, während viele dicke, umgefallene Baumstämme, die quer über den Pfad hingestürzt lagen, unsern Thieren hinreichend Gelegenheit gaben, ihre große Geschicklichkeit in Ueberschreitung solcher Hindernisse zu zeigen. Oft stießen wir auch auf ungeheure Bäume, deren colossale Wurzeln vom Sturm aus dem Boden gerissen waren, während ihre Stämme, von einem Gewirr von Schlingpflanzen gehalten, schräg über unserm Haupte hingen. Die Schlingpflanzen (Cipos) waren bald wie Stricke gewunden, bald sahen sie aus wie mit Leder überzogene Ketten, oder wanden sich wie Schlangen um einander; und dann hingen sie wieder wie ausgezackte (languettirte) Barben von den höchsten Zweigen bis zu dem dichten Pflanzengewirr herab, das beständig den Boden unsern Blicken entzog. Die hochstämmigen Bäume dieses Waldes schienen uns fast alle von riesenhafter Höhe, nach unserer Schätzung selten unter

100 — 120 Fuß, und machten, trotz ihrer Dicke, dennoch den Eindruck eines schlanken Wuchses. Nicht lange nachdem uns dieser zauberische Urwald in seine Schatten aufgenommen hatte, erblickten wir links im Dickicht unter den prachtvollsten Stämmen eine luftige, aus Palmenwedeln gebildete Indianerhütte, und bald darauf eine andere, ebenso malerisch gelegene zur Rechten. Dann hielten wir einen Augenblick unter einem Baume an, von dem wir eine große Menge „Jabuticabas," eine unsern schwarzen Kirschen sehr ähnliche Frucht, herunterschüttelten, die uns angenehm kühlte. Weiterhin ritten wir durch einen schattigen Bogengang, eine wundervolle Allee mehr als 20 Fuß hoher Heliconien, die ihre großen Blätter Kühlung fächelnd über uns beugten.

Auf Augenblicke wurde diese reizende einsame Wildniß durch Waldblößen unterbrochen, welche die Besitzer durch halbcivilisirte Indianer in Roças umwandeln ließen; ja auf einigen derselben lag wohl gar ein Häuschen, woraus wir denn mit Leidwesen erkannten, daß wir uns noch nicht in einer ganz wilden Gegend befanden. Doch mit dem Wiedereintritt in den Wald begann unsere angenehme Täuschung auf's neue. — Aber auch jene Waldblößen hatten ihren erhabenen Reiz, denn sie gewährten durch das Gewirr von gefällten Riesenstämmen, die mit ihren colossalen, aus dem Boden gerissenen Wurzeln wild durcheinander gestürzt waren, ein Bild ungeheurer Verwüstung, das seinen Eindruck auf uns nicht verfehlte. Dabei war es für uns Jagdreiter nicht ohne Interesse, unsere Thiere einen umgehauenen Stamm nach dem andern mit der größten Ruhe überklettern zu sehen, über den unsere hitzigen Jagdpferde zu Haus schwerlich hinüber zu bringen gewesen wären.

Auf einer dieser freien Stellen hatten wir einen prächtigen

Blick auf die Serra das Frexeiras, die sich, von der Abendsonne röthlich beschienen, links aus den Wäldern erhob. Bald darauf wurde das Gehölz zum Theil wieder dichter, bis wir, kurz vor dem Eintritt der Nacht, auf einer großen Blöße hart am Fuße dieses kleinen Gebirgsstocks angelangt, bei einem einzelnen Lehmhause mit zwei darangebauten Lehmhütten stillhielten. Wir waren zur Stelle!

So sehr der wundervolle Ritt uns bisher befriedigt hatte, so sehr sahen wir uns jetzt in unsern Hoffnungen getäuscht, denn statt mitten in ein großes Indianer-Lager hineinzukommen, wie wir erwartet hatten, sagte uns schon der dürftig am Waldrande vor uns aufsteigende Rauch einiger Feuer genugsam, was wir Großes hier zu erwarten hatten. Dennoch brannten wir darauf, diese Indianer aufzusuchen; aber der arme Padre war zu erschöpft, um uns gleich zu ihnen zu führen. Alle seine Gedanken waren jetzt nur damit beschäftigt, wie er sich am schnellsten von den Qualen des Hungers befreien könnte; denn schon mehrmals hatte der Arme unterwegs unter schweren Seufzern und schweißtriefend ausgerufen: „Ah! aquelle surubim!“ (Ach! der Surubim!) Auf einmal wurde er nun ganz Thätigkeit. Er störte den Neger im Hause und die indianischen Mägde in ihrem stillen Asyle auf, und hieß dann seinen eigenen Neger spornstreichs davongaloppiren, um in der Nachbarschaft Früchte und Kaffee zu holen. Jetzt, nachdem diese ersten Anordnungen getroffen waren, ließ er sich auch dazu bewegen, uns zu zwei Indianerhütten in der nahen Capueira zu führen, die jedoch ganz wie die eben beschriebenen aussahen. Auf dem Wege dahin trafen wir den Capitão des Stammes — je 40 bis 50 Familien haben einen solchen gemeinsamen Häuptling — der, ganz wie ihn Gott geschaffen hatte, gerade in einiger Entfernung an uns

vorüberging. Frei Florido rief ihm zu, worauf er sich auch einstellte, aber vorher noch in aller Eile in ein paar Hosen hineinschlüpfte. Hierauf theilte ihm der Pater unumwunden mit, daß heute Nacht ein Tanzfest beabsichtigt würde, und gebot ihm, seinen Stamm dazu vor dem Hause zu versammeln; dann eilte er voraus, das Souper zu beschleunigen. —

Die Sonne war eben untergegangen und der Mond begann aufzusteigen, als wir, wieder dort angelangt, den Padre, der die Zeit nicht erwarten konnte, vor der Thür stehend fanden, wie er mit eigner Hand ein Huhn pflückte, das er schon jetzt mit den Blicken zu verschlingen schien. Hierauf folgte der erste Akt unseres Soupers, während dessen der Besitzer unserer Thiere und der Neger aus dem Hause, — der schwarze Tyrann und Verwalter der Fazenda, dem selbst der indianische Capitão unterthänig war, — ein großes Feuer anmachten. Allmälig versammelten sich auch die Indianer, worauf sie unweit des großen Feuers sich kleine glimmende Kohlenfeuer, wie in ihren Hütten, anmachten, um welche sie herumhockten, oder an denen sie sich die Füße wärmten. — Es bedurfte vieler Aufmunterungen von Seiten des Padre und vieler scherzhaften Bemerkungen von Seiten unseres Pferdeverleihers, bevor endlich drei Männer gesenkten Hauptes — als schämten sie sich — zu tanzen anfingen. Der Capitão tanzte voran, die beiden andern seitwärts hinter ihm. Der Tanz bestand in einem Hin- und Herwackeln, wobei sie einen eintönigen Gesang, sehr durch die Nase, anstimmten. Er sollte den Kampf eines Anú (ich verstand aber den einer Fliege) gegen einen Ochsen bildlich darstellen; ein späterer dagegen machte die Beschreibung des Caitetu, des wilden Schweins, wenn es in den Wäldern umherschweift; — so erklärten uns wenigstens die Puris selbst diese

Art Improvisationen. Die indianischen Damen, die sämmtlich eine Art Hemde oder Tunica anhatten, hielten sich sehr zurück, blieben bei ihren Kohlenfeuern, und wollten durchaus nicht am Tanze theilnehmen. Ein alter nackter Greis saß mitten unter ihnen. Graf Oriolla spendete, da alles Zureden nichts half, Branntwein, was noch ein paar Männer bewog, sich dem eintönigen Tanze anzuschließen; auch stellten sich endlich einige Frauen hinter den Männern in einer Reihe hinter einander auf, — doch dabei blieb's, sie rührten keinen Fuß! — Nach dem nun folgenden zweiten Theil unseres, vom Pater fast hergezauberten Soupers, wurden bunte Glasperlen unter die braune Damenwelt vertheilt, die aber doch Oriolla's Flasche beiweitem vorzuziehen schien. — Keins von diesen Puri-Weibern war so hübsch, wie das coroadische Mädchen zu Aldea da Pedra, obgleich sie mir nicht so abstoßend häßlich erschienen, wie ich es nach der Abbildung des Tanzfestes der Puris bei Spix und Martius vermuthet hatte. —

Graf Oriolla blieb die Nacht in der Hütte des Häuptlings, während wir uns in dem Hause installirten. Hierbei gaben die Sättel treffliche Kopfkissen ab, wozu sie von jetzt an fast allnächtlich gemißbraucht wurden. Noch lange hörte ich den Neger und den Pferdebesitzer zusammen scherzen, bis Letzterer zur Guitarre griff, und mich hierdurch sanft einschläferte. —

Kaum graute der Tag, als wir bereits sämmtlich auf den Beinen und mit den Vorbereitungen zum Abmarsch beschäftigt waren. Vor allem kam es darauf an, die Pferde in der Capueira wieder einzufangen, was uns bei der im Walde noch herrschenden Dunkelheit so lange aufhielt, daß wir erst um den 8. Octbr.

sechs Uhr abreiten konnten. Wir schlugen hierauf ganz denselben Weg ein, auf dem wir gestern gekommen waren; dabei war das Wetter anfangs zweifelhaft, klärte sich aber nach und nach völlig auf, so daß wir uns wiederum an dem Anblick des wahrhaft entzückenden Urwaldes erfreuen konnten, der von keinem andern Walde auf unserer ganzen Reise übertroffen worden ist. Hier sollten wir auch die erste Bekanntschaft mit den Araras machen; ein Schwarm derselben flog unter fürchterlichem Gekreisch hoch über den Gipfeln der uns umgebenden immensen Riesenbäume fort.

Kurz ehe wir den Saum des Waldes erreichten, gingen wir, links vom Wege abbiegend, zu einer jener Indianer-Hütten, die wir gestern hatten zwischen den Stämmen hindurchschimmern sehen, fanden aber, statt einer, zwei derselben auf einem kleinen Fleck unter hochstämmigen, mit Schlingpflanzen durchwachsenen Bäumen dicht beisammen liegend, die ein zu eigenthümliches Bild gewährten, als daß wir sie nicht hätten in aller Eile skizziren sollen. — Am ersten Rick, das hinter der Fazenda das Frexeiras den Weg sperrte, trafen wir Graf Oriolla's gestrige Mähre, die bei ihren Versuchen, nach Hause zu laufen, hier aufgehalten worden war. Der Pferdetausch ging hierauf zum zweiten Male vor sich. Dann nahmen wir von der Provinz Minas Abschied, indem wir über den Rio da Pomba setzten, während gerade ein von Indianern geführtes Floß vorübertrieb.

Um eilf Uhr stiegen wir, wenn auch nicht ganz befriedigt von unserer Excursion zu den Wilden, bei der Venda des „Gardeschützen" zu Aldea da Pedra wieder an's Land. Sogleich wurden die Maulthiere bepackt, und dann versammelten wir uns zum Diner, wobei unser Mönch präsidirte. Jetzt endlich

ward der langersehnte „Surubim" aufgetragen, gefolgt von noch einem andern Fische des Parahyba, einem „Piabanha," nebst verschiedenen Gerichten, die der Padre in seinem Hause hatte zubereiten lassen. In den Zügen unseres geistlichen Freundes sprach sich die Wonne des Genusses und die endlich befriedigte, langgehegte Sehnsucht seines rebellischen Magens so deutlich aus, daß sie mich unwillkürlich an die reizende Arie: „Mir hat das Mahl trefflich behagt," aus Auber's Oper: „der Gott und die Bayadere," erinnerten. —

Mit dankbarem Herzen nahmen wir von dem freundlichen Manne Abschied, und dann, es war inzwischen Ein Uhr geworden, verließen wir Aldea da Pedra im vollen Galopp und in der heitersten Stimmung. Doch wurde noch einen Augenblick außerhalb des Ortes angehalten, um die kleine Colonne zu sammeln, und diese Zeit dazu benutzt, die Richtung der Serra das Frexeiras mit dem Compaß zu bestimmen. Wir fanden, daß sie gerade in N. O. von Aldea liegt. Dann aber wurde der Ritt nach dem acht Legoas entfernten S. Fidelis längs des Parahyba-Ufers fortgesetzt. Anfangs führte die zum Fußpfade gewordene Estrada real durch ein Stückchen Urwald, das mir besonders deshalb erinnerlich ist, weil wir hier zum ersten Male einen dichten Büschel stangenförmiger Cactus von etwa 25 Fuß Höhe erblickten. Nur selten entfernte sich der Weg so weit vom flachen Flußufer, daß man den Spiegel des Parahyba nicht durch die Bäume schimmern sehen konnte. Der Urwald ging bald wieder in Capueira über, die sich zwischen den hohen Wald und den Strom hineinschob. — Hier umkreisten uns einige Papageienschwärme, und mein Diener war zuerst so glücklich, ein Mitglied der fliegenden Gesellschaft zu tödten, worauf auch ich endlich meinen ersten Papagei herunterschoß.

Nicht lange, so erreichten wir eine enorme Waldblöße, die sich längs des Parahyba hinzog, der hier einen höchst eigenthümlichen und malerischen Anblick gewährt. Parallele, von einzelnen Steinblöcken gebildete und mit Sträuchern bewachsene Felsstreifen folgen, Längenriffe bildend, der Richtung des breiten Stromes, und wechseln mit den reizendsten, meist länglich geformten Inseln ab, die man Zaubereilande nennen möchte, so magisch nehmen sich die prachtvollen Palmen und die colossalen carmoisinrothen, in's Violete spielenden Sapucajas aus, welche die schweren Laubmassen überragen, die diese Inseln beschatten. Den Hintergrund bildet eine schöne, mit hohem Urwald bewachsene Bergreihe jenseits des Flusses, während auch die diesseitigen Wälder von Hügeln durchzogen sind. Einige Tropas lagerten am Stromufer, und viele Wasservögel, namentlich braun und gelbe Piasoccas, flogen in großer Anzahl umher, oder ruhten auf den Stumpfen der gefällten Bäume.

Nach und nach wird die Gegend freier. Die erste große Zuckerplantage zieht sich am Flusse hin, mit einem Engenho in der Mitte; der Urwald hört auf dieser Seite des Parahyba ganz auf; die Hügel rechterhand sind mit Gras bekleidet. — Welche Freude gewährte uns diese offene, freie Gegend, wo wir seit vielen Tagen zum ersten Male wieder um uns sehen konnten; denn so wunderbar schön die Wälder hier sind, so vermißt man doch etwas in ihnen, nämlich „die Gegend!" — Aber eine Gegend verlangt stets das Auge und die Phantasie. Heut Abend nun war sie wahrhaft reizend, indem wir mit jedem Augenblick die schönen Bergformen jenseits des großartigen Stromes besser übersahen, und konnten wir uns wohl einen noch schöneren Vordergrund dazu wünschen, als gerade jene Palmen-Inseln? — Hierauf trabten wir schnell über große

Wiesen hin, in der Absicht, den, durch die Vereinigung des Rio Grande und des Rio Negro gebildeten „Rio dos dous Rios" (Fluß der zwei Flüsse) wo möglich noch vor Eintritt der Dunkelheit zu überschreiten. Von nun an lösten die gelben Bemtevis, mit ihrem unaufhörlichen Ruf: „Bem-te-vi," die Piasoccas ab. — Das Bett des Parahyba wurde bald schmaler, bald breiter; auch machte der Strom ein paar starke Krümmungen, bei denen unser gerade fortlaufender Fußpfad ihn momentan verließ. Dann traten wieder waldige Hügel an ihn heran. — Da standen wir plötzlich an einem Scheidewege; der Weg rechterhand war der richtige. Ihm folgend, wandten wir dem Parahyba den Rücken und setzten über das schmale Flüßchen „dos dous Rios," auf dieselbe Art, wie wir den etwa ebenso breiten Rio da Pomba überschritten hatten. Am jenseitigen Ufer stand ein einzelnes Häuschen, das einem Schweizer gehörte; dahinter erhob sich über dem Urwalde ein von den letzten Strahlen der Sonne braunröthlich gefärbter Berg. Der Aufenthalt, den das Durchschwimmen der Pferde und das Ausschiffen und Auflegen der Sättel veranlaßte, war die Ursache, daß wir erst nach dem Eintritt der Dunkelheit in den unbekannten Wald einzogen. Wie auf dem Nachtritt von Neu-Freiburg nach Cantagallo, hatten wir wieder niemand bei uns, der des Weges kundig gewesen wäre; beide Nächte hatten daher viel Aehnlichkeit, doch fanden wir heute leichter unsern Weg, denn bald half uns der aufgehende Mond.

Als wir aus dem Walde traten, kamen wir auf einen Bergrücken heraus; dann sahen wir auch den Parahyba wieder, und stießen gleich darauf ganz unvermutheter Weise in einem grundlosen, an einzelnen Häusern hinführenden Wege, auf unsere vorangeschickten Packthiere; einen Augenblick später befanden wir uns schon in der Hauptstraße von S. Fidelis, einem etwas

größern Oertchen als Aldea da Pedra, wo nach vielem Umherfragen uns endlich ein enges Nachtquartier ward.

den 9. Octbr. Um sechs Uhr, eben als der Tag anbrach, hielten wir unsern Auszug aus S. Fidelis. Die Gegend nimmt hier einen ganz vaterländischen Character an; wie ein deutscher Strom fließt der Parahyba durch ein von Hügeln eingefaßtes Wiesenland hin. Nur eine kleine Kaffeepflanzung gleich anfangs, und hie und da einzelne oder in Reihen gepflanzte Cocospalmen erinnern den Reisenden mit ihrem großen Heiligenschein von Zweigen und ihrem kurzen, dicken, schuppigen Stamme, im Verein mit einzelnen, von spinnewebartigen Parasiten nebst ihren zahllosen goldenen Früchten umsponnenen Orangenbäumen, momentan daran, daß er sich unter den Tropen befindet, ohne jedoch den Haupteindruck schmälern zu können. — Sehr bald hinter S. Fidelis ward der „Rio Preto," etwas oberhalb seiner Mündung in den Parahyba, durchritten. Hier tritt an's jenseitige Ufer dieses Flusses eine schöne Serra heran; ein schroffer Berg, ähnlich der Wand des Hammersteins am Rhein, jedoch mit Wald gekrönt, an den sich, dem Lauf des Parahyba folgend, eine ganze Reihe kleiner „Hammersteine" anschließen. Auch begann jetzt das Ufer, an dem wir hinritten, sich zu erheben, so daß wir den Strom hart unter unserm schlüpfrigen, schmalen Fußpfade erblickten, der, oft kaum sichtbar, über glatte Felsplatten hinführte. — Und das nennt man hier eine „Estrada real!" —

Nicht lange nachher schnitten wir eine morastige, von dem Parahyba umflossene Landspitze ab. In diesem Sumpfe spähten wir fleißig nach Krokodilen umher, doch leider vergebens. — Dann überschritten wir eine mit Capueira bewachsene Höhe,

und stiegen jenseits an einer Wiesenlehne zu den Zuckerrohrfeldern am Strome wieder hinab. Hier hielten wir einen Augenblick, etwa um neun Uhr, bei einer Venda an, und setzten dann nach kurzer Rast, durch Wasser und Goyabada erfrischt und gestärkt, unsern Ritt bei großer Hitze fort. — Die Inseln des Parahyba hatten allmälig ihren Zauber verloren: Capueira und niederes Gestrüpp waren an die Stelle der Palmen und Sapucajas getreten, während der Sand an ihren Ufern zu Tage kam. Vor uns breitete sich eine weite, fruchtbare Ebene aus; linkerhand bildete ein spitzer, rechts dagegen bildeten drei runde Hügel die letzten Ausläufer der Gebirge, welche die Ufer des Parahyba weiter oberhalb so anziehend machten. Große Zuckerfelder mit Fazendas, den ersten, mit Fenstern versehenen Häusern, die uns seit vielen Tagen wieder zu Gesicht kamen, wurden durchritten; dann folgten große Wiesen mit weidendem Vieh, — mit einem Wort, wir waren in die „Campos dos Goaytacazes" eingetreten. Der Fahrweg fing an: ein Geleis zwischen zwei, dreißig Fuß weit auseinander stehenden Hecken, führt durch das offene Land hin. Große schwarze Urubús, wie bei Rio, flogen umher und ließen sich auf dem breiten Wege nieder. Jetzt endlich verlor der Lehmboden seine, seit dem Macacú fast unbestrittene Alleinherrschaft, indem er von nun an das Terrain mit dem Sande theilen mußte.

Unsere Thiere waren dermaßen erschöpft, daß wir sie trotz aller angewandten Hülfen nicht mehr im Trabe erhalten konnten; selbst mein rother Stock aus Sevilla hatte alle Macht über den todtmüden „Botocuden" verloren, während meine unbespornten Hacken mit ebenso geringem Erfolge die eingefallenen Flanken des ermatteten Thieres bearbeiteten. Dabei ward die Hitze immer drückender, so daß die Sehnsucht nach der, zehn Legoas von S. Fidelis entfernten „Cidade," nach

S. Salvadōr dos Campos dos Goaytacazes, mit jedem Augenblick zunahm, das sich jedoch beharrlich unsern Blicken entzog. Auch den Parahyba verloren wir lange Zeit hindurch aus dem Gesicht. Mit ihm verschwand der letzte Reiz der eintönigen ebenen Gegend, die uns überhaupt nicht recht behagen wollte; denn die Berge fingen an uns zu fehlen, auch vermißten wir hier mit Leidwesen die prächtigen Urwaldbäume. — Endlich stießen wir wieder auf den Fluß, dessen Ufer eine Häuserreihe einfaßte: — es war die Vorstadt der Cidade, in die der kleine Trupp, trotz der siebzig Legoas, die er mit denselben Thieren zurückgelegt hatte, in guter Ordnung Nachmittags um halb vier Uhr seinen Einzug hielt.

Campos, obgleich nach heimischen Begriffen ein kleines Städtchen, machte auf uns dennoch einen gar stattlichen Eindruck. Auf dem Quai ist viel Handel; Venda reiht sich hier an Venda. In einer derselben fanden wir ein Unterkommen, und in einer andern dinirten wir. — Sobald die Autoritäten von meiner Anwesenheit Kenntniß erhalten hatten, begaben sie sich, trotz meines Incognito's, zu mir, um die Wohnung des Xefe de Policia mir zur Disposition zu stellen. Ich lehnte das so höfliche Anerbieten zwar dankend ab, machte dafür aber dem Xefe de Policia noch kurz vor der Abreise spät Abends einen Besuch, und verweilte bei demselben, nachdem er mich mit Thee bewirthet, bis die beiden Canoas bereit waren, die mir ein Bewohner von S. Salvadōr mit ächt brasilianischer Gastfreundschaft zur Weiterreise stromab bis zur nahen Barre des Parahyba angeboten hatte. Es war nämlich unsere Absicht, uns dort auf dem Dampfboote, das morgen früh um acht Uhr nach Rio abgehen sollte, einzuschiffen, weshalb wir auch bereits unsere Pferde, und zwar so günstig als möglich, in Campos verkauft hatten.

Um neun Uhr Abends stießen die beiden Canoas ab, zwei immense, ausgehöhlte Baumstämme, über deren hinterer Hälfte Thierhäute vermittelst Ruthen dachförmig ausgespannt waren. Ein Neger steuerte mit einem „Riemen," und zwei andere ruderten vorn, oder stießen uns, wenn wir an flache Stellen kamen, fort. Eine solche Canoa geht etwa sechs Zoll tief und kostet an funfzig Milreis.

Auf den Abendregen war heller Mondschein gefolgt, der unsere eigenthümliche Nachtfahrt auf dem prächtigen, ächt amerikanischen Strome mit romantischem Schimmer übergoß. Fortwährend quer über den Fluß hinüber und herüber kreuzend, gaben wir die breite Seite des Bootes, um uns desto besser treiben zu lassen, der Strömung preis, wobei wir natürlich alle Augenblicke hörbar über die Sandbänke hinschurrten, und sogar momentan auf denselben festsaßen. Wenn wir uns dem Ufer näherten, so unterschieden wir zuweilen die den Strom begleitenden Wälder, oft aber sahen wir nichts, als den hart neben dem Boote steil aufsteigenden Sandrand, der den Parahyba einfaßt.

Es war zwei Uhr früh, als wir am rechten Ufer zu S. Joaõ da Barra (auch S. Joaõ do Parahyba oder da Praya genannt), sieben Legoas von Campos, anlegten. Bereits um halb fünf Uhr störten uns die Autoritäten aus unserm sanften Schlaf auf dem mit Matten bedeckten Boden der Canoa, die, wie alle Boote dieser Gattung, gar keine Bänke hatte; sie führten mich und meine Herren in ein sehr elegantes Haus, wo wir einen Moment ruhten, uns wuschen und dann ein copiöses Frühstück einnahmen. S. Joaõ ist der Hafen von Campos, von wo Kaffee, Zucker und Holz, besonders Jacaranda, in großen Quantitäten verschickt wird. Außerdem

den 10. Octbr.

landen hier und in der Nähe die Sklavenschiffe häufig ihre Schwarzen, worauf diese Unglücklichen meistens noch weiter landeinwärts getrieben und auf eigenen Neger-Auctionen an sicheren Orten verkauft werden.

Da man mir hier auf das bestimmteste versicherte, daß die Abreise des Dampfschiffes nicht um acht, sondern um neun Uhr stattfinden werde, so setzten wir uns getrost erst um sieben Uhr nach der nahen Barre mit den beiden Canoas in Bewegung. Eine große Krümmung zwischen einer an Zuckerpflanzungen reichen Insel und dem rechten Ufer war bald zurückgelegt. In der Breite der Elbe bei Glückstadt und Stade strömte der Parahyba majestätisch der See zu, während seine grünen waldigen Ufer mich lebhaft an die Elbe bei Dessau und Torgau erinnerten. — Rechts vor uns lagen dicht längs dem Ufer, das hier mit niederem Gestrüpp bewachsen ist, die Kauffahrer in einer langen Linie geankert; doch das ersehnte Dampfboot, das wir hier ebenfalls finden sollten, suchten wir vergebens darunter; — es war bereits ausgelaufen! — Ein Seemann, den wir sogleich auf den großen Topp einer Handels-brigg hinaufschickten, sah noch den Dampf! Einen Augenblick belebte uns die Hoffnung, daß das Schiff nur vor der Barre kreuze; allein auch dieser letzte Hoffnungsschimmer schwand, als der Mann uns zurief: „Es steuert Cours!" — Da saßen wir nun! — und zwar ganz ohne unsere Schuld, denn um drei-viertel auf acht Uhr war der Offizier mit dem Dampfer gesegelt, also Fünfviertelstunden früher, als er es den Behörden angezeigt hatte, um acht Uhr aber waren wir zur Stelle gewesen, mithin eine Stunde früher als wir eigentlich nöthig gehabt hätten.

Jetzt galt es, ein Schiff nach Rio aufzutreiben. Wir brauchten glücklicher Weise nicht lange zu suchen, denn die

brasilianische Sumaca „o Novo Tejo" sollte vielleicht schon morgen dahin abgehen. Während Graf Oriolla den Capitain dieses Fahrzeugs am Lande aufsuchte, fuhr ich mit Graf Bismark ein wenig in der Canoa den Fluß hinab, bis wir das Brechen der See auf der Barre deutlich sehen konnten. Dicht oberhalb derselben schmeckte das Wasser noch ganz süß; eine Bemerkung, die Dr. Lippold auch an der Barre des Rio Doce gemacht haben will. Hierauf ruderten wir wieder dem Novo Tejo zu. An Bord desselben konnte ich mich durch den Augenschein davon überzeugen, wie der Dienst auf diesen brasilianischen Küstenfahrern gehandhabt wird. Der Steuermann ließ nämlich gerade einige Arbeiten vornehmen, die auf eine schleunige Abreise deuteten, wobei die paar Weißen zusahen und die Neger alles allein thun mußten!

Nicht lange darauf kam Graf Oriolla wieder zurück, und alles schien sich zu arrangiren. Bei dem Mangel an Raum in der Sumaca zogen wir es jedoch vor, in einer Venda nahe am Ausgange von S. João da Barra zu diniren, wo wir uns auch dann nach einem kleinen Spaziergang schlafen legten, nachdem ich noch kurz zuvor erfahren hatte, daß der Novo Tejo nicht so bald segeln könne, daß sich statt seiner aber der Schooner „o Judeo" gefunden habe.

Heute früh erhielten wir Nachrichten von einer Wetter- den 11. Octbr.
veränderung, die uns bestimmten, der Landreise nach Rio vor der Seereise den Vorzug zu geben. Der Wind war nämlich mehr nach Osten und Süden umgegangen, wogegen nach Horsburgh der Südost-Passat sich in dieser Hälfte des Jahres bei südlicher Strömung in einen continuirlichen N. O. und O. N. O. Wind verwandeln soll, während vom März

bis September der allgemeine S. O. Wind nur zuweilen mit einer kleinen Abweichung nach S. S. O. sich bei nördlicher Strömung bis zur brasilianischen Küste erstreckt. Der Delegado fügte, nach Rücksprache mit den Lootsen und aus eigener Erfahrung, noch hinzu, daß der Wind im April und October, statt aus N. O. und N. N. O. zu wehen, öfters auf drei bis vier Tage nach S. O. umsetze, und daß heute der Wolkenzug die wahrscheinliche Dauer dieser Windveränderung für einen solchen Zeitraum noch mehr zu bestätigen scheine. Daraus folgte denn allerdings, daß die Landreise kürzer sein würde als die zur See, das Warten mit eingerechnet, um so mehr, da die im gegenwärtigen Augenblick sehr unbedeutende Tiefe des Fahrwassers leicht noch eine längere Verzögerung hätte verursachen können. Es kam mir aber gerade jetzt besonders darauf an, nicht unnütz Zeit zu verlieren, weil ich glaubte, daß mich der Growler bereits in Rio erwarte, und weil ich mir überhaupt Scrupel machte, ihn ohne Noth zu lange in Anspruch zu nehmen und seinem eigentlichen Dienste zu entziehen.

Wo nun aber in der Geschwindigkeit Pferde herbekommen zu dem beschlossenen Ritte, da wir die unsern bereits verkauft hatten? — Das war keine geringe Verlegenheit. Doch, bald sollte uns geholfen werden. Antonio, wenn ich nicht irre der Bruder des Capitains des „Judeo," stellte sich nämlich ein, und erbot sich, uns in drei bis vier Tagen zu Lande nach Rio zu schaffen; doch mußten wir dafür auch harte Bedingungen eingehen, wie man bald sehen wird. Alles Gepäck ließen wir an Bord des Judeo zurück, der Novo Tejo erhielt sämmtliche für die Seereise eingekaufte Lebensmittel, dem „Juden" aber blieb, um auch seiner Mannschaft von diesen Hochgenüssen etwas zukommen zu lassen, das Schwein!

Nachdem diese ersten Anordnungen getroffen waren, trat ich um zehn Uhr mit dem Delegado Jozé Martim und einem Herrn Faria eine kleine Fahrt den Parahyba aufwärts nach einer, auf der obenerwähnten, an Zuckerpflanzungen reichen Insel gelegenen Fazenda, an. Jene Aehnlichkeit des Stromes mit der Elbe war mir heut wieder sehr auffallend; selbst die wenigen, am jenseitigen Ufer oder auf den Inseln wachsenden Palmen versteckten sich fast unter den andern Bäumen, so daß sogar der Unterschied der Vegetation gegen die vaterländische, vom Flusse aus gesehen, mir wenig auffallend erschien. Gegen die Barre zu bedeckt niederes Gestrüpp die Dünen; eine höhere Art Zwergpalmen, hohe, ananasähnliche Pflanzen und einzelne Agaven wachsen dazwischen. — Den Fluß befahren außer den beschriebenen, noch eine eigenthümliche Art Canoas, große, mit Schwarzen bemannte Boote, die ein enormes Raasegel tragen. — Doch nun zu unserer Zucker-Fazenda, und zwar zur Beschreibung des Engenho.

Unter einer leichten Bedachung trieben vier im Kreise herumlaufende, an lange Hebel gespannte Ochsen ein einfaches Rad, welches wiederum drei mit Eisen beschlagene, aufrecht nebeneinander stehende Walzen, wie zu Aldea, in Bewegung setzte. Auf einem der Hebel saß ein Negerknabe, der die Thiere vermittelst einer langen Stange dirigirte. Zwei andere Schwarze waren beschäftigt, das Zuckerrohr durch die beiden verschieden großen Zwischenräume der Walzen mit der Hand hindurchzuziehen, und zwar zuerst durch den größern, und dann durch den kleinern. Der ausgepreßte Saft wird in den ersten und größten der drei nebeneinander stehenden Kessel geleitet, in welchem derselbe gekocht und darin mit der sogenannten „Quada" vermischt wird, einer Flüssigkeit, die entweder aus

Guararema und Wasser oder Kalkwasser, oder aus Guararema und Kalk besteht. Von diesem ersten und größten Kessel wird die Masse in den zweiten und dann in den dritten Kessel, den kleinsten von allen, vermittelst Coevosschaufeln übergeschöpft, wo man sie wieder umkochen läßt, bis sie immer dicker und dicker wird. Im ersten Kessel hat die Zuckermasse eine schwefelgelbe, im zweiten nimmt sie eine dunkelgelbe, und im dritten eine braune Farbe an. Der überkochende Schaum eines jeden Kessels wird zur Caraça- oder Branntwein-Fabrikation verwendet. Vom dritten Kessel kommt der dickflüssige Zucker, der „Meláço," in einen ausgehöhlten Baum, das Kühlfaß, worin er mit einem Holz hin- und hergeschoben wird. Hierauf füllt man den Meláço in Holz- oder Thontrichter, deren Boden einen Abfluß nach unten hat, der aber anfänglich zugestopft ist. In diesen Gefäßen krystallisirt der Zucker, während über die vollen Trichter eine Lage nassen Thons gestrichen wird, welche, die braune Farbe des Zuckers anziehend, ihn weiß macht. Der Abfluß kommt wieder der Caraça-Bereitung zu gut, die darin besteht, daß der abgeschöpfte und abgelassene Zuckersaft zuvörderst in Fässer gefüllt wird, in denen er mit der Zeit in Gährung übergeht, und daß man ihn dann in das Kühlfaß bringt. Zu Aldea mischte man den Zuckersaft noch mit Hefe, um die Gährung zu erhöhen. Das ausgepreßte Zuckerrohr endlich wird als Brennmaterial benutzt, während nur das frische zum Viehfutter dient.

Nach Besichtigung des Engenho nahmen wir eine nahe Zuckerrohrpflanzung in Augenschein. Der obere Theil des Rohrs dient als Steckling zur Fortpflanzung. Während in gutem Boden das Zuckerrohr wohl funfzehn Jahre lang in der Erde bleibt, da der Wurzelstock immer neue Schößlinge treibt und

die ausgezogenen Stumpfe nur stellenweis nachgepflanzt zu werden brauchen, muß es dagegen in gewöhnlichem und schlechtem Boden, wie es namentlich auch hier der Fall war, alle Jahr (nach Andern alle zwei Jahr) neu gepflanzt werden. In einem Jahre gelangt das Zuckerrohr zur vollständigen Reife; das Unkraut wird nur anfangs ausgejätet, indem später die heranwachsende Canna selbst es erstickt.

Von der Fazenda kehrten wir wieder nach S. João da Barra in die Venda zurück, wo ein paar Herren aus dem Städtchen bei mir aßen. Abends brachten mir einige Bewohner von S. João, Senhor Faria an der Spitze, ein Ständchen; dann erschienen noch mehrere Deutsche, an die sich auch ein Holländer angeschlossen hatte. Wir ließen uns sämmtlich auf die große Bank an dem schweren Tische in der Wirthsstube nieder, und ein allgemeiner Thee machte den Beschluß des Tages, worauf ich mich in mein einsames Kämmerlein zurückzog und bald sanft auf meiner Esteira einschlief. —

Um zwei Uhr wurde geweckt, und kurz nach drei Uhr gingen wir bereits, in der Finsterniß den Hof aufzusuchen, wo uns Antonio mit den Pferden erwartete, die uns nach dem, seinen Angaben zufolge, $66\frac{1}{2}$ Legoas (55 deutsche Meilen) entfernten Rio de Janeiro tragen sollten *). Das Satteln und Packen dauerte aber so lange, daß wir erst um vier Uhr, und zwar bei gelindem Regen, in die ägyptische Finsterniß hineinritten. den 12. Octbr.

*) Nach der hier beigefügten Karte von der Provinz Rio de Janeiro, welcher Herr H. Mahlmann die Freycinetsche Karte für die betreffende Gegend zum Grunde gelegt hat, beträgt diese Entfernung jedoch nicht mehr als $54\frac{1}{2}$ Legoas, etwa 45 deutsche Meilen.

Als der Tag anbrach, befanden wir uns auf einer großen Wiese, mit einzelnen hohen Büschen bewachsen, in denen enorm hohe, stangenartige Cactus das Haupt erhoben, während wir auch eine andere Art Cactus mit großen weißen Blumen gewahrten, so schön, wie wir sie noch nicht gesehen. Der Parahyba floß uns zur Rechten, vor uns lagen die Berge nach Aldea da Pedra zu, und rings um uns her weidete das Vieh; auch konnten wir jetzt erst unsere eigenen Thiere deutlich unterscheiden. Es waren neun kleine Pferde mit langen, nach neuester Mode gerade abgeschnittenen Schweifen, darunter sieben Reitpferde für uns, unsere beiden Diener und unsern Führer, ein lediggehendes braunes Reserve- und ein Packpferd. Vier von ihnen schienen gut zu sein, unter andern konnte mein kleiner Rothschimmel mit einigem Recht auf dieses Prädikat Anspruch machen. Dasselbe galt von Antonio's braunem Paßgänger, dem wir sämmtlich in sehr verkürztem Zuckeltrabe folgten. Diese Gangart behielten wir fast unausgesetzt bis wenige Legoas vor Rio bei; und das will etwas sagen, so in einem Strich an fünfundvierzig deutsche Meilen Zuckeltrab zu reiten! — Doch triftige Gründe nöthigten uns dazu. Um nämlich, wie ich bereits erwähnt habe, den Growler, den wir schon in Rio vermutheten, nicht ohne Noth warten zu lassen, hatte ich beschlossen, möglichst in derselben Zeit die Reise dahin zu Pferde zu machen, die es mich gekostet haben würde, wenn ich mit dem Dampfschiffe gegangen wäre. Daher hatte Antonio sich verpflichten müssen, uns in drei bis vier Tagen nach der Hauptstadt zu schaffen, wofür wir uns aber auch unsererseits zu allerhand sehr unbequemen Bedingungen verstehen mußten, ohne deren gewissenhafte Erfüllung der mit unserm Führer abgeschlossene Vertrag null und nichtig war. So hatten wir unter

andern dem Arrieiro das Recht zugesichert, daß er allein führen, und das Anhalten, die Zeit der Ruhe, die Nachtquartiere, ja selbst die Gangarten bestimmen dürfe. Wir hatten versprochen, uns in jede seiner, auf den Marsch Bezug habenden Anordnungen willig zu fügen, und auf diese Weise auf unsern eigenen Willen für die drei bis vier Reisetage fast gänzlich verzichtet. So harte Opfer mußten wir bringen, um eine scheinbare Unmöglichkeit dennoch möglich zu machen!

In einer dicht aufgerückten Colonne zu Einem bewegte sich die kleine Schaar über die Wiesen: — Antonio, in seiner blauen, mit den Adler- und Ankerknöpfen der amerikanischen Marine besetzten Matrosenjacke und heruntergeklappten Reiterstiefeln, den einen der beiden losen dünnen Braunen hinter sich nachziehend, zuckelte schweigend vor uns her in die feuchte, neblige Morgenluft hinein, und Pferd auf Pferd trat in die Fußstapfen, die sein brauner Paßgänger dem schlüpfrigen Pfade aufdrückte. — So waren mehrere Stunden vergangen, als der Arrieiro um dreiviertel auf sieben Uhr plötzlich still hielt und absaß. Wir thaten ein Gleiches! — Die Pferde fanden hier etwas Futter auf einem Stückchen Feld, und nach etwa zehn Minuten ging es weiter. Bald darauf kamen wir an mehreren, am Flusse gelegenen Fazendas und Zuckerplantagen vorbei; auch begegnete uns ein, wie auf Madeira, von sechs Ochsen gezogener Schlitten. Die braunen und die weißen großen Wasservögel, die wir schon früher gesehen hatten, zeigten sich jetzt immer häufiger. Das bebaute und bewohnte Ufer wurde hie und da buschiger, doch fehlten die Palmen fast gänzlich.

Endlich, nach eilf Uhr, lag Campos wieder vor uns, das wir um so freudiger begrüßten, da wir, und noch mehr unsere Thiere, bereits einen Anflug von Müdigkeit verspürten; auch

hatte Herrn Theremin's schmächtiger Rehbrauner schon früher ausgespannt und war durch einen der beiden losen Braunen ersetzt worden. — Von dieser Seite nahm sich das Städtchen viel hübscher aus, als von der entgegengesetzten, denn man sah die blauen Berge dahinter. Wir ritten theils durch, theils um den Ort herum, der doch nicht so ganz klein sein kann, nach dem Umwege zu urtheilen, zu dem er uns nöthigte. Jenseits desselben kehrten wir in einer Venda ein, wo eine Hühnersuppe gegessen wurde, während die Pferde Milho und Zuckerrohr erhielten; auch erstanden wir hier zwei Paar schwere messingne Rittersporen, um nöthigenfalls die fehlende Ambition bei unsern Rößlein zu ersetzen. — Bis ein Uhr wurde gerastet, dann ging es weiter.

Mit großem Interesse sahen wir, wie vortrefflich Antonio seinen Weg durch den tiefen, aufgeweichten Boden fand, wie er die schlimmen Stellen zu vermeiden wußte, und wie er nie einem Stückchen Wasser aus dem Wege ging, um die Füße der Pferde zu kühlen, wobei er ihnen stets Zeit zum Saufen ließ. — Anfangs ritten wir zwischen Hecken auf einem breiten Fahrwege über Wiesen und Weiden hin und durch Buschwerk fort, an Zuckerplantagen und Fazendas vorüber, passirten dann auf einer Brücke das Flüßchen Imbé, und ebenso gleich darauf das größere, Ururahi genannt. Hierbei diente uns von Campos an beständig der „Morro da Lagoa de Jesus," ein Zobtenberg im verjüngten Maßstabe, als Fanal, hinter welchem später, gegen Abend, die Serra do Imbé im blaugräulichen Regengewölk zum Vorschein kam. Die Urubús und die weißen sowie die braunen großen Wasservögel, die über uns kreisten, zeigten die Nähe der Lagoa an. Auf den Wiesen war es höchst unterhaltend, die schwarzen Anús (Crotophaga major) zu

beobachten, wie sie sich immer vor den weidenden Kühen, Pferden oder Schweinen niedersetzten oder vor denselben herliefen, als wollten sie ihnen das Futter zeigen. Wir sahen auch am heutigen Nachmittage die ersten, zwei bis drittehalb Fuß hohen, aus schwarzer Erde gebildeten Termitenhaufen, die sich am Wege erhoben, — wahrhafte Riesenwerke für ihre Erbauer, die winzigen weißen Ameisen! — Der Lehmboden, der allmälig in jene schwarze Gartenerde übergeht, verwandelt sich zuletzt in Sand. Ein großer Sumpf linkerhand schien mir der Rand der Lagoa de Jesus zu sein; auch erreichten wir die Fazenda da Lagoa de Jesus um vier Uhr, und hielten hier zehn Minuten.

Um halb sechs Uhr in die Nähe der, etwa eine Legoa von der Lagoa Feia gelegenen Fazenda Palmitar gelangt, kamen wir mit Antonio etwas aneinander, weil derselbe plötzlich erklärte: er könne uns nicht in der versprochenen Zeit nach Rio bringen, indem wir bereits ein übermüdetes Pferd hätten, nämlich Theremin's ersten Braunen. Der eigentliche Grund war aber ein anderer. Als unser Arrieiro den Kontrakt abgeschlossen, mochte er überzeugt gewesen sein, wir würden den ermüdenden Ritt nicht aushalten, und ihn selbst bitten, noch einige Tage zuzugeben. Jetzt war er aber durch den Augenschein belehrt, daß sich die Gesellschaft noch ganz frisch fühlte, und von einem Nachgeben unsererseits schwerlich die Rede sein würde. Hierbei glaubte er nun wohl seine Rechnung nicht zu finden; auch krümmte er sich schon seit einigen Stunden auf seinem Pferde, und in der That schien seine schwache Brust nicht für dergleichen forcirte Ritte gemacht zu sein. Dennoch mußte er diese Art des Reitens sehr gewohnt sein. Antonio, ein Portugiese von Geburt, hatte nämlich während der Regierung Dom Miguel's nach den Azoren flüchten müssen, von wo er sich später auf

einem amerikanischen Wallfischfänger nach Brasilien einschiffte. Seit seiner Ankunft in diesem Lande hatte nun sein Geschäft darin bestanden, sobald Sklavenschiffe in S. João da Barra ankamen, nach Rio zu reiten und die Eigenthümer davon zu benachrichtigen. Niemand kannte daher besser als er diesen Weg, den er selbst, nach seiner eigenen Angabe, schon mehrmals in drei Tagen zurückgelegt hatte.

Wir kehrten in Palmitar ein, wo der Arrieiro ein anderes Pferd für das ermüdete einhandeln wollte; doch der Handel hatte kein Resultat. — Wir ruhten hier bis um neun Uhr, während Strohmatten beschafft wurden, um sie statt der fehlenden Unterdecken unter die Sättel zu legen, da Antonio bei der Eile der Abreise fast lauter zu weite genommen hatte, wodurch leider schon jetzt einige unserer armen Thiere stark gedrückt waren. Um namentlich das ermüdete Packpferd zu erleichtern, mußte jeder sein Päckchen auf's eigene Pferd nehmen, und so ging es um halb zehn Uhr in der erfrischenden Kühle der Nacht weiter. Sehr bald war der kleine, noch nicht eine Legoa von Palmitar entfernte Rio Macabú erreicht; eine Fähre führte uns schnell hinüber. Jetzt kamen wir durch Gestrüpp auf eine glatte Plaine hinaus; links vor uns dehnte sich die Lagoa Feia völlig wie der Spiegel des Meeres aus, mit rauschender und schäumender Brandung; einzelne wundervolle Palmen standen daran, und der helle Mond spiegelte sich in ihren Fluthen. Es war ein wahrhaft feenhafter Anblick! — Die Pferde wurden matter. — Rechterhand war die Serra noch immer sichtbar, als wir nach einem Tagemarsche von angeblich zwanzig Legoas um Mitternacht vor einer Venda zu Quixamá (Guizaman), unweit der Lagoa Feia, hielten. Antonio klopfte an; nach einigem Zögern ward geöffnet und uns angekündigt, daß wir endlich unser Nachtquartier erreicht hätten. —

Quiramá hat sogar eine Kirche, nahe hinter welcher sich den 13. Octbr.
die gestrige Serra erhob, bis an deren Fuß sich eine weite Ebene erstreckte. — Ein einängiger Grauschimmel, der heute Morgen eingehandelt wurde, hielt uns bis dreiviertel auf acht Uhr in der Venda auf. Der sandige Boden, in den unsere Pferde bis über die Fesseln einsanken, war von hier an mit so wenig dichtem, so wenig verschlungenem Gesträuch bewachsen, gerade so wie man es bei uns sieht; oft bedeckte ihn nur niederes Gestrüpp von Zwergpalmen. Mit dem besser werdenden Erdreiche wurde auch das Gesträuch höher, und ging allmälig in Urwald über. — Schon anfangs hatte Antonio einen kleinen, schmächtigen Braunen, der sich nicht mehr schleppen konnte, am Wege stehen lassen, als wir gerade an einem weißen Mann vorübertrabten, dem er denselben empfehlen konnte. Später wurde auf einer Roça im Urwald eine Viertelstunde angehalten, bei einem Sitio, der vier Legoas von Quiramá entfernt ist, und mithin auf dem halben Wege nach Macahé liegt. Der Weg durch den Urwald vor und nach dem Halt war breit, die Bäume schön, auch fehlte es nicht an blühenden Sapucajas. Nächstdem folgten Capueira, Fazendas und Kaffeeplantagen; Zuckerpflanzungen sahen wir dagegen in dieser Gegend fast gar nicht. Bei dem Engenho Curibatiba, das früher eine Verbrecher-Colonie gewesen sein soll, jetzt aber nur wenige Häuser zählt, wurde die Ebene durch leichte Terrainwellen unterbrochen; auch war sie außerdem mit spitzen kleinen „Mamelons," oder Aufwürfen, von fünf bis sechs Fuß Höhe, bedeckt, die von den Ameisen herrühren sollen, von welchen wir jedoch keine Spur mehr vorfanden.

Der Sandweg durch die nun folgende Capueira und die immer drückender werdende Hitze ermüdeten den Schimmel

meines Dieners dermaßen, daß er absitzen und sein Streitroß vor sich her treiben mußte, wobei ihm der Ausruf entschlüpft sein soll: „Il y a de quoi maudire le Brézil à perpétuité!“ — Die ermüdeten Thiere nöthigten unsern Führer, noch vor Macahé, bei der Venda do Barreto anzuhalten. Hier ward dinirt und auf meiner Mutter Wohl getrunken, deren Geburtstag heute war.

Als wir um fünf Uhr unsere Reise auf einem breiten Wege durch die Capueira fortsetzten, in der sich wieder hohe Cactusstangen zeigten, hörten wir die See hinter den Büschen rauschen; darauf hatten wir einen Durchblick auf das Meer und auf einige Inseln; dann wieder war alles um uns her Capueira, bis zur Fähre von Macahé. Hier angelangt, sahen wir einen sandigen Strand mit flachen Dünen vor uns ausgebreitet, von der Mündung des Rio Macahé durchbrochen, auf deren anderer Seite das gleichnamige Städtchen beginnt, das sich am Fuß einer niedern, gegen die See vorspringenden und durch drei kleine Inseln im Meere scheinbar fortgesetzten Hügelkette hinzieht, die eine sich weit öffnende Bucht umschließt. — Nachdem Antonio in Macahé wiederum ein Pferd zurückgelassen, trabten wir um sieben Uhr, durch kühlende Getränke erfrischt, auf dem von Büschen eingefaßten Sandwege munter weiter, während wir linkerhand das Rauschen der See vernahmen. Dazu schien der Mond hell, und spiegelte sich bald darauf in der Lagoa de Boacica, die wir umritten. Auf der Landseite ist dieselbe von bewaldeten Hügeln eingefaßt, nach der See zu dagegen sind ihre Ufer kahl; nur hohe Aloës und Cactus starrten hier zu dem Nachthimmel empor. — Unsere Pferde glitten auf dem schlüpfrigen Boden, den das Wasser der Lagoa bespülte. Ein kleiner, schmaler Arm derselben

wurde durchritten, ehe wir den „Mato de Boacica" (Boassica), einen schönen Urwald erreichten, durch den der Weg uns endlich sehr ermüdet nach dem, zwischen jenem See und dem kleinen Rio das Ostras gelegenen einzelnen Hause Frexeiras führte, das wir etwa um zwei Uhr, nach einem Ritt von eilf und einer halben Legoa, erreichten, und wo wir die Nacht blieben.

Um halb sieben Uhr setzten wir uns wieder in Bewegung, den 14. Octbr.
und bereits nach etwa hundert Schritten wurde der ewige Zuckeltrab wie alle Tage angenommen. Wir ritten über eine weite, sandige, mit leichtem Buschwerk und Zwerg- oder Feldpalmen bewachsene Ebene hin. Zu unserer Rechten hatten wir wieder eine blaue Hügelkette, vor uns aber einen einzelnen charakteristischen Hügel, den Morro de S. João. Die drei und eine halbe Legoa nach Barra do Rio de S. João kamen uns bei der brennenden Sonnenhitze allerdings etwas lang vor, wenigstens mir, der ich meinen schweren „Peajacket" hatte umhängen müssen, weil er mein vielfach gedrücktes Rößlein sehr durchzuscheuern anfing.

Das kleine Oertchen liegt am linken Ufer des kleinen gleichnamigen Flusses, welcher an seiner Mündung völlig den Eindruck einer Lagoa macht, die durch eine flache sandige Nehrung von der See getrennt zu sein scheint. Mitten aus jenem begrenzenden Sandstreifen glaubt man einen schwarzen Fels mit einem Hause darauf, sich senkrecht erheben zu sehen, während man links davon ein Kirchlein auf einem Sandhügel gewahrt, an welches das Oertchen, das Haff auf der Nordseite umschließend, sich anreiht. Ueber die Nehrung hinweg erblickten wir eine Bergreihe, die in weiter Ferne am Seehorizont aufstieg, und davor ein paar Briggs und einen Schooner, vor

dem Winde segelnd und gerade auf die eben beschriebene Nehrung zusteuernd, als wollten sie geflissentlich auf den Strand setzen. Da holte plötzlich der Schooner an den Wind, und, o Wunder! segelte mitten durch den Sand hindurch, und zwar hart diesseits am Fuße des Felsens vorüber, halsete, und ließ den Anker neben einer in der vermeinten Lagoa geankerten Sumaca fallen. Die beiden Briggs folgten in seinem Kielwasser, uns so die Mündung des Rio de S. João zeigend, die uns ohne ihr Zuthun ein Räthsel geblieben wäre. — Darauf passirten wir den Fluß in Booten, während die Pferde hindurchschwammen, und ein Ritt von einigen Stunden durch tiefen Sand und niedern Urwald oder Capueira mit schönen blühenden Orchideen, brachte uns nach dem drei und eine halbe Legoa entfernten Campos novos oder Fazenda del Rey. Auf einer großen Wiese erhebt sich, eine sanfte Anhöhe krönend, die ansehnliche, mit einem dicken, zugespitzten Kirchthurm gezierte Fazenda, zu deren Füßen eine Menge kleiner, dazu gehöriger Häuser, der grünen Matte entsprossen. In einem derselben machten wir Mittag, worauf wir neu gestärkt um fünf Uhr unsern Ritt fortsetzten, bis zu einem, eine Legoa entfernten, aus Lehmwänden im characteristischen Baustyle der Provinz Rio de Janeiro aufgeführten, unter Orangenbäumen anmuthig gelegenen Hause. Hier tauschte Antonio einen guten Rothfuchs gegen einen großen, sehr ermüdeten Gelbbraunen ein, was um so nöthiger war, da auch der übrig bleibende Braune, „das Reh" titulirt, sich fast nicht mehr schleppen konnte. Nach abgeschlossenem Handel ging's im Sande fort und wieder durch Capueira. Mit Eintritt der Dunkelheit erreichten wir bei einer Venda, unweit Aldea de S. Pedro, das Ufer der großen Lagoa d' Araruáma.

Durch einen Poncho, ein sehr kühlendes, aus Wasser, Caxaça, Zucker und Citrone bereitetes Getränk, erfrischt, wandten wir uns, nachdem wir von Campos an fast unausgesetzt nach Süden geritten waren, plötzlich nach Westen, und trabten, der veränderten Richtung der Küste folgend, bei prachtvollem Mondschein noch mehrere Stunden lang auf dem festen Sande, am flachen, von Wald entblößten Ufer der Lagoa hin, welche nach der See zu durch eine Dünenreihe begrenzt wird, die sich scheinbar gegen das Meer öffnet. Allerdings hat das Haff eine solche Oeffnung, einen Zusammenhang mit dem Ocean, aber nicht auf seiner Südseite, die uns jetzt gegenüber lag, sondern im Osten, bei der Villa do Cabo Frio (Assumpçaõ), denn die Lagoa d'Araruáma ist der „Inlet," die Bucht, welche Cabo Frio zur Halbinsel macht. — Das stolpernde „Reh" führte die Colonne, aufgemuntert durch die Schläge, mit denen es stets einer der beiden Diener antreiben mußte, wobei diese selbst ihre letzten Kräfte und ihre letzte Dosis von Interesse an der Reise erschöpften. Auf den antreibenden „Knappen" folgte Antonio, niedergedrückt durch den Gedanken, ein Versprechen hinsichts unserer schnellen Beförderung gegeben zu haben, das er schwerlich halten konnte; und dann kam die stets muntere, singende Reisegesellschaft in „einer Gänse-File," die wiederum ein anderer schwermüthiger Diener beschloß.

Einige Male verließ unser Pfad das Ufer der Lagoa, um einige Legoas weit ein buschloses, freies Terrain zu durchschneiden und dann wieder zu dem Haff zurückzukehren. Da lag auf einmal um die Mitternachtstunde ein dichter Nebelstreif vor uns, auf dem eine Kirche zu schwimmen schien. Wir ließen dieselbe rechterhand, und hielten gleich darauf an einer Lache, in die Einer nach dem Andern hineinritt, um, nach Antonio's

Anordnung, sein Pferd zu tränken. Ich schloß daraus, daß wir noch einen weiten Weg vor uns hätten; um so größer war daher meine Ueberraschung, als wir einige Minuten darauf eine Fazenda, de Paraty genannt, am Ufer der Lagoa erreichten, in deren Nähe uns Antonio ein Unterkommen in einer kleinen Venda, einer Art Scheune, verschaffte, wo wir die Nacht auf einem, in der Ecke des Zimmers aufgeschütteten Haufen türkischen Korns zubrachten. — Nach seiner Angabe hatten wir heute funfzehn Legoas zurückgelegt.

den 15. Octbr. Um fünf Uhr früh hielten wir unsern Auszug aus der Fazenda de Paraty, doch ohne „das Reh," welches hier zurückbleiben mußte, worauf wir anfangs wieder, dem Ufer der Lagoa d' Araruáma folgend, eine klare Aussicht auf den abgerundeten Berg von Cabo Frio genossen, und auf den am Fuße desselben aufsteigenden kleinen, kegelförmigen Hügel. Dann gelangten wir, der endlosen, nur mit Cactus und Aloë umsäumten Lagoa Lebewohl sagend, zuerst in Capueira, und bald darauf, mit dem besser werdenden Boden, in schönen Urwald, wo die prachtvollsten Tillandsien unsern Blick fesselten, von einer Größe und Schönheit, wie ich sie, außer auf diesem Ritt durch den Küstenstrich der Provinz Rio de Janeiro, nirgends in Brasilien gesehen habe. Nach und nach geht diese waldige Ebene in ein mit Kaffee bebautes Hügelland über. An der Venda Aternado hielten wir, im Angesicht der niedern, waldbedeckten Serra de Bacara, einen Augenblick an, und nicht lange danach bei einem andern Wirthshause, wo Antonio zufällig einen Fazendeiro traf, bei welchem er früher einmal gedient hatte. Den traurigen Zustand unserer Pferde gewahrend, und die Verlegenheit unseres Arrieiro richtig würdigend, saß der freundliche

Fazendeiro sogleich ab, und lieh ihm auf der Stelle seinen dicken Schimmel.

Der heiße Vormittag wollte gar nicht enden, und die Zeit wurde uns herzlich lang, um so mehr, da wir fast die ganze Lagoa de Saquaréma (Sequaréma) umreiten mußten, wobei uns die, auf einer Sanddüne nach der See zu gelegene Kirche der gleichnamigen Freguezia mehrere Stunden lang im Gesicht blieb, indem sie den Mittelpunkt des Bogens bildete, den das Haff zu beschreiben uns nöthigte. Unsere ermüdeten Pferde kamen kaum mehr von der Stelle, und wir selbst fingen vor Müdigkeit an, im Eifer des Antreibens zu erschlaffen, uns selbst aber auch im Sitz zu vernachlässigen, auf diese Weise nach langen vergeblichen Kämpfen endlich, nothgedrungen, alle Rücksicht auf die armen gedrückten Thiere aus den Augen setzend, mit denen wir gerade jetzt um so mehr Mitleid verspürten, als auch bereits bei einem jeden von uns sich ein „Wölfchen" zu melden begann.

Endlich fanden wir einen schmalen Uebergangspunkt und eine Fähre, die uns schnell auf's andere Ufer der Lagoa führte, dem wir nun, Saquaréma den Rücken kehrend, folgten, im Angesicht der Serra do Mato Grosso, einer anmuthigen Bergkette, die sich jenseits des schönen Wasserspiegels hinzieht. Etwa nach einer Stunde war die Fazenda Mandetiba oder Manietiba erreicht, woselbst wir zu Mittag aßen und unsern müden Thieren einige Stunden Rast gönnten. — Als erste Gesundheit dieses, uns allen und mir speciell, in so vieler Beziehung werthen Tages, wurde die unseres geliebten Königs voll freudiger Dankbarkeit ausgebracht, um so mehr, da wir seiner Gnade auch diese so höchst interessante Reise verdankten. Dann folgte die meiner Schwester Marie und noch mehrere andere.

Nachdem Antonio sämmtliche Sättel gewechselt und

jedem Pferde einen andern Reiter zugetheilt hatte, verließen wir Mandetiba und traten den Weiterritt an, der uns heute Nachmittag durch die schönste Gegend seit Campos führte. Wir näherten uns nämlich durch ein breites, reizendes Thal der Serra do Mato Grosso. An den Berghängen zur Seite erhoben sich die höchsten Urwaldstämme, während wir unten im Thale nur kleine Urwaldstriche passirten, die sich namentlich durch die großen rothen Blüthen der in Gruppen beisammenstehenden Heliconien auszeichneten. Hierauf ward die Serra zu Fuß überschritten. Oben auf dem höchsten Paß angelangt, blickten wir von ihrem Rücken in ein ähnliches breites Thal hinab, wie das, welches wir verlassen hatten, und entdeckten an dessen Ende, obgleich nicht ohne einige Mühe, die Lagoa von Maricá, und dahinter in weiter Ferne die See.

Als wir am jenseitigen Fuße des Berges wieder aufgesessen waren, beschien die untergehende Sonne statt des wohlgeordneten Trupps ein über das ganze Thal zerstreutes Häuflein. Auch ging sehr bald der von uns längst verwünschte Zuckeltrab in eine Gangart zwischen Schritt und Stillhalten über, und mehrere Pferde lahmten entschieden, eine Erscheinung, die uns glücklicherweise auf der ganzen dreiwöchentlichen Tour seit Rio noch nicht begegnet war. Mit einem Wort, es schien hohe Zeit zu sein, daß wir Mariea erreichten. Dies leuchtete auch unserm Arrieiro ein, dem wir es überlassen hatten, ob er uns diese Nacht noch bis Praya grande führen wollte, was eigentlich geschehen mußte, wenn er seinen Kontrakt pünktlich erfüllen wollte, oder ob er es vorzog, hier zu übernachten. — Er wählte das Letztere. Und dies war nicht unser Schaden; wir fanden in Mariea, nach einer Tagereise von zwölf Legoas, ein vortreffliches Nachtquartier, eine gut bereitete Mahlzeit und die

ersten ordentlichen Betten wieder seit Monsieur de Luze's Fazenda; denn bisher hatten wir entweder in Bettstellen auf Matten oder auf der Erde geschlafen, während unsere gewöhnliche Nahrung aus „Gallinha com arroz" (Huhn mit Reis), aus „Feijões" (schwarzen Bohnen), aus „Rosca" (einer Art harten Brodes) und aus hamburger Bier oder Ale bestanden hatte. Die Pferde erhielten dagegen während der ganzen Zeit nichts als Milho und Capim oder Angola-Gras. —

Ein frischer Duft lag auf dem Wiesenthal von Maricá, das sich in seiner ganzen Schönheit vor uns ausbreitete, als wir bei Sonnenaufgang unsern letzten Reisetag nach dem nur noch sieben bis acht Legoas entfernten Rio begannen. — Eben jene unzusammenhängende Reihe sonderbarer Kegelberge, die sich den Schiffen, welche Rio ansegeln, im N. O. zeigen, während die letztern im Norden den sogenannten Riesen „machen," dehnen sich im Osten bis an diese Wiesen aus. — Zwischen diese Kegel nun bogen wir in's Land hinein, und traten in einen schattigen Urwald ein, wo ein Bach längs unseres Weges hinfloß, den ein dichter Busch von prachtvollen Daturas (Datura arborescens, welche auch bei uns viel in Töpfen gezogen wird), mit schneeweißen Glocken, anmuthig einfaßte, und wo auch außerdem an andern schönen Blumen kein Mangel war. An diesen Urwald schlossen sich Kaffeepflanzungen an; dann folgten Wiesen mit Fazendas. Hierauf ging der Fußsteig in einen Fahrweg über; — noch eine Stunde, und wir bogen links um eine Ecke: — der Kegelberg im Norden von Praya grande, Morro da Armação genannt, lag vor uns! Es war Mittag, als wir in das Städtchen einritten, entzückt und auf's neue hingerissen von dem herrlichen Anblick der

den 16. Octbr.

Bucht von Rio de Janeiro mit dem weiten prachtvollen Panorama der Stadt, nebst der dahinter in anmuthiger Herrlichkeit sich erhebenden Kette des Corcovado und der Tijuca. — Am Eingange von Nitherohy begegneten wir Monsieur Boulanger, unsern freundlichen Wirth aus Sta. Anna, der mit einem hier eingehandelten Füllen so eben heimkehren wollte.

So hatten wir denn glücklich die fünfundvierzig deutsche Meilen in vier und einem halben Tage zurückgelegt; dafür kamen aber von unsern neun Pferden, mit denen wir aus S. João do Parahyba ausgezogen waren, nur vier bis Praya grande, indem wir die fünf andern nach und nach hatten unterwegs zurücklassen müssen.

Während das kleine Dampfboot uns schnell nach der Hauptstadt hinüberführte, vermißten wir den „Malabar," der die Rhede verlassen hatte und, wie man uns erzählte, nach Montevideo abgegangen war; auch suchten wir vergebens den von seinem Kreuzzuge gegen die Sklavenschiffe noch nicht zurückgekehrten „Growler."

Dies waren die ersten in die Augen fallenden Neuigkeiten. — Im Hotel Pharoux nahmen wir ein sehr heiteres Diner ein, während dessen wir Briefe aus Europa erhielten, was natürlich unsere gute Laune noch bedeutend erhöhte. Dann fuhren wir nach der reizenden Mangueira hinaus *). —

*) Wer sich über die Küstengegenden zwischen Rio de Janeiro und Campos, über die Ufer des Parahyba und die daran wohnenden wilden Völkerschaften näher zu unterrichten wünscht, findet reichlichen Aufschluß in der interessanten Reise des Prinzen von Wied, Bd. I. S. 41 — 156.

Ungeachtet der Growler schon zwei Tage nach unserer Rückkunft auf der Rhede von Rio eintraf, so vergingen dennoch zehn Tage, bis derselbe von neuem segelfertig war. — Es sei mir erlaubt, die wenigen Tage bis zu unserer Abreise, die sich bis zum 30sten October hinzog, in eins zusammenzufassen, und nur in aller Kürze das hervorzuheben, was allenfalls geeignet sein könnte, den Leser einigermaßen zu interessiren. den 17. bis 30. October.

Vor allem muß ich hier des 19ten Octobers erwähnen, als des kaiserlichen Namenstages, der mir gewiß unvergeßlich sein wird. Am Morgen desselben fuhr ich bereits vor zehn Uhr nach S. Christovão zur Gratulation. Seine Majestät waren von einem leichten Unwohlsein noch nicht völlig wiederhergestellt, empfingen mich aber dessenungeachtet sehr huldvoll, und hatten die große Güte und Gnade, mir, mit den freundlichsten und herzlichsten Worten, ein von Ihnen selbst in Oel gemaltes, sehr gelungenes Portrait Friedrich's II. zu schenken. Dieses mir so theure Andenken ziert jetzt meinen Salon in Monbijou, und so oft ich es ansehe, gedenke ich mit inniger Dankbarkeit des freundlichen Gebers, durch dessen huldvolle Aufnahme mir der Aufenthalt in dem schönen Brasilien noch um soviel lieber geworden ist.

Am folgenden Morgen ritt ich, ohne eine bestimmte Absicht, schon früh der Stadt zu. Unter der Wasserleitung fortreitend, schlug ich die Richtung auf S. Christovão ein, bog aber bald links ab, und erstieg den isolirten, bereits früher erwähnten Fels von Engenho velho. Die berühmte Aussicht von hier oben verdient ihren Ruf vollkommen, indem sie unstreitig zu den schönsten um Rio gehört. Die eine Hälfte des prachtvollen Rundgemäldes bildet die luftige Kette des Corcovado und der Tijuca, während auf der andern Seite die lachende Ebene,

welche den einzeln stehenden Fels gleich einem paradiesischen Garten umgiebt, sich weithin erstreckt, gen Norden und Osten gesäumt von dem reizenden Golfe von Nitherohy, der, von hier oben gesehen, wie ein lieblicher Landsee erscheint. Das Häusermeer der prächtigen Hauptstadt schiebt sich, mit den Höhen, die es umgeben, gegen die Bai vor, dieselbe scheinbar in zwei ungleiche Arme theilend. Jenseits des kleineren gewahrt man die Berge bei Praya grande, und dahinter die nach Mariea und dem Macacú zu gelegenen Hügel und Kegel, die ich jetzt als alte Bekannte begrüßen konnte. Je weiter nach Norden, um so mehr erweitert sich der glatte Spiegel des Meerbusens. Hier steigt am jenseitigen Ufer das Orgelgebirge, gleich Orgelpfeifen an, später einen langen, durchsichtig-blauen Rücken bildend, während am diesseitigen Strande sich das Lazarus-Hospital, jenes große, hochgelegene Gebäude, vor allen auszeichnet, und S. Christovão sich kurz vor dem Ende der Bai am Rande der großen Ebene erhebt.

Von Engenho velho schlug ich den Weg nach den Tijuca-Fällen ein, der sich anfangs in dem Thale zwischen dem Corcovado und der Tijuca fortzieht. Ich war kaum zehn Minuten geritten, als ich der großen Hitze wegen einen Augenblick in eins der vielen Häuser, die die Straße einfassen, in eine Venda links am Wege einkehrte, deren Wirth sich sehr bald als ein Spanier zu erkennen gab. Während mein Pferd seinen Hunger stillte, stärkte ich mich durch Orangen, Brod und Bananen, und erzählte meinem Wirthe von Granada, Cadiz und Sevilla, was viele theure Erinnerungen in ihm zu wecken schien. Darauf zeigte ich ihm meinen rothen Stock aus Sevilla. Er ergriff denselben mit sichtbarer Rührung, trug ihn in's Nebenzimmer, und sagte mir, als er ihn wiederbrachte,

er hätte nicht unterlassen wollen, den Stock seiner Frau zu zeigen, die ebenso glücklich gewesen wäre, ihn in die Hand nehmen zu können, als er selbst. — Bald darauf gallopirte ich wieder das Thal aufwärts und ritt, kurz ehe ich den Sattel erreichte, der die Tijuca mit den Ausläufern des Corcovado verbindet, etwa hundert Schritt weit durch schöne Urwald-Vegetation, die, als ich zurückblickte, einen herrlichen Rahmen zu dem schmalen, prachtvollen Bilde von Rio de Janeiro bildete, das sich mir jetzt erschloß. — Auf die Höhe des Passes gelangt, trifft man wieder einige Häuser. Hier ist die Wasserscheide, welcher einerseits der Rio Maracaná entströmt, der hier oben rechterhand des Weges nach der Tijuca zu den sogenannten „kleinen" Wasserfall bildet, derselbe Bach, an dem der Weg von Engenho velho aufwärts führt, während nach der entgegengesetzten Richtung ein anderes Wasser der mit dem Meere verbundenen Lagoa da Tijuca (Lagoa de Comorim) zueilt, auf halbem Wege etwa unter dem Namen des „großen" Tijuca-Falles über Felsblöcke herabstürzend. Ich blieb geradeaus und folgte diesem letztern Bache in das Thal, das sich zwischen der felsigen Gavia und dem südöstlichen Hange der Tijuca hinabsenkt. Vor sich hat man die Lagoa, und hinter ihr dehnt sich die See aus; doch so schön das Thal selbst ist, so wenig belohnend fand ich den Wasserfall. — Es war schon lange dunkel, als ich, wieder denselben Weg einschlagend, in der Mangueira eintraf.

Tages darauf wiederholte ich den Ritt nach der Tijuca, und zwar in Begleitung meiner Reisegefährten, die diese Parthie noch nicht kannten; auch besuchte ich heute den höher gelegenen kleinen Wasserfall, den ich gestern wegen Mangel an Zeit nicht gesehen hatte. Diesmal nahmen wir den Weg längs der See,

wobei wir die Gavia umritten. Zuerst gelangten wir über Botafogo zum Jardim botanico, den wir näher in Augenschein nahmen. Eine Allee von neuholländischen Casuarinas führt den Fremden in den mit vielem Geschmack gepflanzten Garten ein, dessen Lage unter der senkrechten Wand des Corcovado wahrhaft reizend zu nennen ist. Man zeigte uns hier unter andern den Brodbaum, die Gewürznelke, den Muscatnußbaum, den Zimmt-, den Kampfer- und den Cacaobaum, ferner eine große Theepflanzung, die einst auf Veranlassung des Ministers Conde de Linhares, durch hierher berufene Chinesen eingerichtet worden war, und außerdem noch verschiedene, mir neue Palmenarten. — Vom botanischen Garten schlugen wir den, mir schon durch einen am 10ten September unternommenen Ritt bekannten Weg nach Luiz Francez ein; aber die Gegend zeigte sich mir heute in einem ganz andern Lichte, als das erste Mal, wo schweres Regengewölk die colossale Wand der Gavia meinen Blicken entzogen hatte, welche nunmehr diese, an und für sich schon anmuthige Küstengegend zu einer der schönsten um Rio machte. Die Gavia umreitend, und der grünen See, die uns so lange zur Linken begleitet hatte, den Rücken wendend, stiegen wir zur Lagoa da Tijuca hinab. Hier schifften wir uns in Canoas ein, die Pferde schwammen, und so gelangten wir an die Mündung des Thales, in welchem der große Fall der Tijuca liegt. — Nach dem Mittagessen, das wir in einer nahen Venda einnahmen, machten wir uns wieder auf den Weg; die Paßhöhe war bald erreicht, und dann bogen wir links ab nach dem kleinen Falle, der übrigens bedeutend höher und viel malerischer als der große ist, und höchst romantisch in einem engen, vom schönsten Urwalde umschlossenen Kessel liegt. — Es war wieder Nacht geworden, als wir in die Mango-Allee unserer freundlichen Chacara einritten.

Da mir meine Zeit leider keinen Ausflug mehr auf die Orgãos gestattete, so wollte ich wenigstens einen Versuch machen, dies merkwürdige Gebirge etwas mehr in der Nähe zu sehen; und so fuhr ich mit Herrn Theremin am 24sten October auf dem kleinen Dampfer nach Piedade, bis an das äußerste Ende des Golfs. Zu meinem großen Leidwesen aber entzogen sich gerade heut die Orgãos, wieder in dichtes Regengewölk gehüllt, unsern Blicken. Ohne diesen malerischen Hintergrund verlieren aber die vielen, nach dieser Richtung liegenden Inseln sehr an Reiz. Auch Paqueta, das wir anliefen, sonst ein Lieblings-Vergnügungsort der Bewohner Rio's, machte unter diesen Umständen einen traurigen Eindruck. Zu Piedade, von wo wir wenigstens einen freundlichen Blick auf die Bai, die Berge an der Einfahrt und auf die Hügel der Ostseite genossen, nahm mich Herr Moritzsohn aus Danzig, obgleich er mich anfangs nicht zu kennen schien, sehr freundlich und herzlich auf. Er hatte so eben in Minas seine Frau verloren, die ihm ein paar schöne, frische Knaben hinterlassen hatte. — Auf dem Rückwege stellte sich heftiges Regenwetter ein.

Am 28sten Abends nahm ich Abschied von dem reizenden Botafogo. Vierundzwanzig Stunden später fuhr ich in der großen Staats-Karosse zum Ball nach S. Christovão, welchen Seine kaiserliche Majestät, um mir noch einen letzten Beweis Ihrer Gnade zu geben, zur Feier meines Geburtstages veranstaltet hatten. — Nach dem Balle empfahl ich mich beim Kaiser, der mich außerordentlich freundlich und huldvoll entließ. Dann rollte ich zum letzten Male der Stadt zu. — Mitternacht war lange vorüber, als ich an Bord des „Growler" anlangte.

Am 30sten October ward es frühe Tag. Um 5h. 40m. a. m. wurde der Anker unter den muntern Klängen eines

„scotish reel," den der Pfeifer aufspielte, gehoben. Es war ein schöner Sonntagsmorgen. Noch einmal zeigte sich die Bai in voller Pracht. Als wir um 6 Uhr hinausstanden, setzten alle Batterien und sämmtliche Kriegsschiffe die Flaggen und salutirten die preußische, die vom großen Topp des Growler wehte. Eigen war es, daß auch gerade das erste Schiff, dem wir heute draußen unter Segel begegneten, eine preußische Bark war, die kurz vor uns Rio verlassen hatte.

Bald lagen Sta. Cruz und der Zuckerhut hinter uns; dann dampften wir zwischen den reizenden Palmeninseln do Pay und da May (Vater- und Mutter-Insel) hindurch, und steuerten darauf, dem östlichen und südöstlichen Winde zum Trotz, unsern Lauf gen Osten nehmend, längs der Küste hin. Um 10^{h}. 30^{m} a. m. folgte „Mustering by Divisions," woran sich der Gottesdienst anreihte, der darin bestand, daß in Ermangelung eines Geistlichen Capitain Buckle selbst eine Predigt las. Schon während derselben bemerkte ich, wie die „look-out-men" unruhig wurden, abwechselnd das Fernrohr ergriffen und dasselbe auf einen Punkt am Horizont richteten. Kaum war der Gottesdienst beendigt, als die frohe Kunde von Mund zu Munde ging, das englische Packet, das wir schon seit mehreren Tagen erwartet hatten, sei in Sicht. Schnell stieg ein Signal in die Höhe, das ferne Fahrzeug machte das Gegensignal, und alle Zweifel waren gehoben, als es seine Nummer in der „Navy list" setzte, sich auf diese Weise als Ihrer britischen Majestät Brigg „the Expreß" ankündigend. Den möglichen Fall dieser Begegnung auf offener See voraussehend, hatte der englische Gesandte, Mr. Hamilton, die Güte und Gefälligkeit gehabt, mir die Erlaubniß zu ertheilen, meine und des Growler Briefe aus den Briefsäcken des Packets nehmen zu lassen, jedoch unter

der Bedingung, daß letztere mit meinem Siegel wieder zugemacht würden: wahrlich eine große Artigkeit von dem Gesandten, und eine große Annehmlichkeit für uns Alle! — Wir steuerten also, und zwar bei der größten Hitze, gerade auf die Brigg zu, die auf den Flügeln des Passats leicht dahergesegelt kam, und machten ihr Signal, beizudrehen, was sie auch sogleich that. Der Growler stoppte die Maschine, und Capitain Buckle, meine Herren und ich sprangen in das Boot, das neben dem schweren Rumpf des rollenden Dampfers sorglos tanzte, der es jeden Augenblick in die Fluthen hinabdrücken zu wollen schien. Wir stießen ab, und bald war die Brigg erreicht, hinter der sich in der Ferne das Kirchlein von Saquaréma auf sandigem Strande erhob. Der Befehlshaber der Brigg, der ächte Typus des altgedienten englischen Schiffslieutenants, trat uns, obgleich etwas verwundert über das unerwartete Signal des Growler, höflich entgegen, und seine Züge erheiterten sich merklich, als er in Capitain Buckle einen alten Freund und „Messmate“ erkannte. Die Midshipmen drängten sich neugierig um's Fallreep; der Mate fühlte sich in der Würde des „Zweiten im Commando,“ der Bootsmann hielt die Pfeife, jedes Winks gewärtig, an die Lippen, und die frische Mannschaft stand an den Brassen bereit, während die Passagiere, Herren und Damen, gesenkten Hauptes und mit langen Gesichtern, gleich unglücklichen Schlachtopfern dastanden. Ihre noch vor wenigen Minuten so kühnen Hoffnungen, das langersehnte Ziel noch heute vor Einbruch der Nacht zu erreichen, waren plötzlich zertrümmert, und wir die grausamen Barbaren, die sie von neuem in alle Qualen und Gefahren der Seereise zurückgestürzt hatten. — Gerührt von diesem wahrhaft herzzerreißenden Anblick, ersuchte ich den commandirenden Lieu-

tenant, seinen Cours fortzusetzen. Auf einmal war Alles Leben an Bord des „Expreß," die Pfeife erklang, und mit einem kräftigen Zuge ward vollgebraßt; — da plötzlich erheiterten sich die Züge der Passagiere, und nun wurden sie ebenso redselig, wie sie vorher stumm gewesen waren. — Doch auf dem Verdeck war unsers Bleibens nicht; wir eilten hinunter, die Briefsäcke zu öffnen, die bald aus allen Ecken des Schiffes herbeigeholt und auf dem Tische der Cajüte aufgestapelt waren. Unter Lachen und Scherzen ging's an die Arbeit. Alle Offiziere der Brigg setzten sich zu uns, und so war denn das „Cabinet noire" in aller Form constituirt. „The Growlers letter bag" wurde zuerst in Sicherheit gebracht; aber nicht so schnell machte es sich mit unsern Briefen, denn, wie es immer zu gehen pflegt, wenn man etwas eifrig sucht, wir fanden sie erst ganz unten auf dem Boden des letzten Sackes. Es war eine gar komische Scene, und wenn Seeräuber ein Fahrzeug plündern, kann es wahrlich nicht toller darin aussehen!

Erst nachdem alle Briefsäcke auf das gewissenhafteste wieder zugesiegelt waren, sagten wir den freundlichen Offizieren und der fröhlichen Gesellschaft des Packets Lebewohl, und ruderten dem Growler wieder zu, der, inzwischen ein paar Seemeilen zurückmachend, die Brigg zur Seite begleitet hatte. — Als wir, reich beladen mit Briefen und Zeitungen, wieder an Bord des Dampfers anlangten, stellte sich allgemeine Heiterkeit bei Offizieren und Leuten ein.

Nach dem Diner erblickten wir das durch den Schiffbruch der Fregatte Thetis am 5ten December 1830 in der britischen Flotte so übel berüchtigte Cabo Frio; doch war es kaum zu unterscheiden, obgleich den ganzen Tag über die Küste sehr klar zu sehen gewesen war.

Amazonas und Xingú.

CARAIBEN SEE
Trinidad
Tobago
Orinoco Strom
VENEZUELA
GUIANA
Aequator
ECUADOR
PERU
BRASILIEN
Wendekreis des Steinbocks
Falklands Is
Magelhaes Strasse
Arch. des Feuerlandes
Oro-hydrographische Skizze
von
SÜD-AMERIKA.
ERLÄUTERUNGEN.
Haupt Bergketten.
Gebirgsinseln.
Unterbrochene ranchen.
Pass der Gebirge
Culminationspunkte derselben
V Vulkane.
Die Vegetation des Tieflandes ist verschieden in:
Waldung (Urwälder, Selvas).
Steppen (Llanos, Pampas).
Steppenwüsten.
Stein- und Sandwüsten.
Sümpfe.

Der erste Blick, den wir auf die Karte von Amerika werfen, zeigt uns zwei mächtige Continente, die eine schmale Landenge mit einander verbindet. Reich an großartigen Vulkanen und schneebedeckten Riesenbergen, bald in einfacher Reihe, bald in mehrfachen, durch mächtige Knoten verbundenen Ketten einen Raum von 2100 Meilen *), vom Cap Hoorn auf Feuerland bis zur Mündung des Mackenzie in das nördliche Eismeer, durchlaufend, — eine Länge, die der Entfernung von Cap Finisterre in Galicien bis zum Ost-Cap von Asien gleichkommt, — bildet die anfangs in geringer, später unter dem Namen der Oregon- oder Rocky-Mountains in weiterer Entfernung an den Küsten des Stillen Oceans hinziehende Felsenmauer der Anden den Grath, an den die Neue Welt sich lehnt, und die Brücke, welche ihre beiden Hälften verbindet. Obgleich sich die höchsten Gipfel dieses Gebirges, des längsten der Erde, im Freistaate Ecuador bis zu 20,000 Fuß, in Chili gegen 22,000, und in Bolivien sogar gegen 24,000 Fuß erheben, so setzt dasselbe, nach kurzer Unterbrechung, doch nur als niedere, unzusammenhängende Reihe von noch nicht 500 Fuß Höhe erreichenden

*) Hier, wie auf den folgenden Seiten, sind unter Meilen, ohne weiteren Zusatz, stets deutsche, 15 auf einen Grad, und unter Fuß, stets pariser Fuße verstanden.

Granithügeln über den Isthmus von Panama, und trotzt somit gerade in seinem niedrigsten Theile dem Andringen der zum Golfstrom vereinten Wasser des Atlantischen Oceans, die diesen Riesendamm hier an seiner schwächsten, nur $6\frac{1}{4}$ Meilen breiten Stelle seit Jahrtausenden vergeblich zu durchbrechen trachten. — Doch die Cordilleren stehen unbeweglich fest! Nicht umsonst scheint sich ihnen mithin ein Spalt in der Erdrinde geöffnet zu haben, der, vom 55.° südlicher bis zum 68.° nördlicher Breite aufklaffend, mehr als den dritten Theil des Erdumfangs maß; denn heute noch erfüllen sie ihren erhabenen Zweck: einem ganzen Welttheil als Stütze, man möchte sagen als Rückgrat zu dienen. — Wenngleich jener schmale Damm zwischen zwei Meeren allerdings an einigen Stellen vollständig durchbrochen zu sein scheint, und wenn es selbst Menschenhänden gelingen sollte, einen Canal durch die Landenge von Darien hindurchzuführen, — der in diesem Jahrhundert des Dampfes und des Handels für die Umschiffung unseres Planeten und den großen Weltverkehr auf seiner flüssigen Decke von nie geahnter Wichtigkeit, ja sogar einst zum Zankapfel der civilisirten Völker werden kann, — so ist doch ein so unbedeutender Einschnitt, wie dieser, nicht im Stande, die Grundvesten der Anden dergestalt zu erschüttern, daß man an ihrer fernern Herrschaft über die Meere irgend zu zweifeln berechtigt wäre *).

Fassen wir jetzt die Gestalt Südamerika's näher in's Auge, so erscheint uns dieses Festland, abgesehen von seiner

*) Zur leichtern Uebersicht ist eine oro- und hydrographische Skizze hier beigefügt, in der einfachen und frappanten Darstellungsart, die Professor Berghaus in seinem reichhaltigen Physikalischen Atlas mit so vielem Erfolg angewandt hat.

isthmischen Verbindung mit Nordamerika, als eine Trinacria im Großen, indem es, die wenig bedeutenden Einbuchtungen abgerechnet, fast ein rechtwinkliges Dreieck bildet, als dessen Spitzen wir Cabo de S. Roque, Cape Forward (Froward) und die Punta de Gallinas nennen. Den rechten Winkel finden wir bei dem erstgenannten Vorgebirge, da, wo die Ostküste keilförmig mitten in die oceanischen Strömungen vorspringt, die hier unausgesetzt den Saum des Continents waschen, dessen convexe Configuration so genau in die gegenüber liegende große Einbuchtung der Westküste Afrika's zu passen scheint, als hätten beide ursprünglich nur einen Welttheil gebildet.

Als Hypotenuse jenes rechtwinkligen Dreiecks tritt uns ihre von Süden nach Norden streichende Westküste, ein schmaler, etwa 1000 Meilen langer und 5 bis 15 Meilen breiter, meist unfruchtbarer Küstensaum am Fuße der Anden entgegen, gekühlt und gebadet von den kalten Wassern des peruanischen Stromes, ein flacher Strand, der in Bolivien sogar in die regenlose Wüste von Ataeama, im Norden des Busens von Choco dagegen in eine gold- und platinhaltige Ebene übergeht. Um ebenso viel etwa, als die Punta Pariña südlich von Guayaquil in den Stillen Ocean vorspringt, greift das Meer, eine starke Einbuchtung bildend, bei Arica in's Land hinein, so daß die Punta de Gallinas und Point Forward in der Magalhães-Straße, die eigentliche Südspitze des festen Landes, fast unter demselben Meridian liegen, während anderseits die äußersten Punkte des Continents im Westen und Osten, die Pariña-Spitze und Cabo de S. Roque, deren direkte Entfernung nur etwa zwei Drittel von der der beiden erstgenannten Spitzen beträgt, sich beinahe auch unter einerlei

Breite befinden. Die beiden Katheten des Dreiecks sind nicht gleich lang; die südliche, zwischen Point Forward und Cabo de S. Roque, erreicht eine Länge von 850 Meilen, während die nördliche nur 600 Meilen lang ist. Ein Vergleich wird diese Zahlen anschaulicher machen. Der Flächeninhalt Südamerika's, der bekanntlich etwa das Doppelte des europäischen Continents beträgt, läßt sich nämlich durch einen dreieckigen Raum ausdrücken, dessen Spitzen Cap St. Vincent in Portugal, das europäische Nord-Cap und die Stadt Bombay in Ostindien berühren, indem die Länge der südamerikanischen Westküste der Entfernung von Cap St. Vincent nach Bombay, die Länge der nördlichen Kathete der von Cap St. Vincent nach dem Nord-Cap, und die der südlichen der vom Nord-Cap nach Bombay gleichkommt. Etwa in der Mitte einer jeden Kathete ergießt sich einer der beiden Hauptströme mit weit geöffneter Mündung in den Ocean, und zwar der von Westen kommende Rio das Amazonas nach einem 770 Meilen *), mithin mehr als zweimal die Länge der Donau und über fünfmal die des Rheins, den Ucayale als Quellstrom angenommen aber 850 Meilen betragenden, der direkten Entfernung von Cap St. Vincent bis Orenburg am Ural gleichen Laufe, und der Rio de la Plata, nachdem er, wenn man den Paraná als Quellstrom betrachtet, 480 Meilen von Norden nach Süden fließend,

*) Die vom Professor Berghaus, in dessen Physikalischem Atlas, Abth. II. Nr. 8., zu 770 Meilen gerechnete Stromentwickelung (Länge) des Marañon ist noch um 50 Meilen größer, als die des Jang-tse-Kiang, des größten Stroms der Alten Welt. Dem Mississippi, den Missouri als Quellstrom betrachtet, steht der Marañon zwar, wegen seiner viel geringeren Krümmungen, an Länge um etwas nach; der Amazonenstrom ist aber dennoch wegen der großen Anzahl und Wasserfülle seiner Zuströme als der erste Strom des Erdballs zu betrachten.

zurückgelegt, was den Lauf der Donau noch um die volle Länge des Niemen übertrifft.

Ein jeder dieser Riesenströme hat sein eigenes Tiefland. Die Anden bilden von den Quellen des Magdalenenstroms bis zu dem Gebirgsknoten von Cuzco in Form eines Kreisbogens, dessen Sehne nahe an 300 Meilen beträgt, die Basis des Tieflandes des Amazonas *), das sich allmälig gegen die Mündung hin bis zur Breite von 30 Meilen verengt. In seinem südwestlichsten Theile dagegen steht es durch den schmalen, nach Südost streichenden Streif der Pampas von Moxos und Chiquitos im östlichen Bolivien, mit dem länglich geformten Tieflande des Plata in Verbindung, das bei den Xarayes-Sümpfen am obern Paraguay beginnt, und dessen Ostgrenze dem linken Ufer dieses Stromes in geringer Entfernung folgt, während auf dem rechten Ufer des Paraguay und des Plata sich weite, heerdenreiche Grasfluren bis zum Fuße der Cordilleren erstrecken. Einen Augenblick zwischen der in den Anden wurzelnden Sierra de Cordova und den Bergen von Entre-Rios am untern Silberstrome bis auf 45 Meilen eingeengt, erweitert sich dieses mächtige Flachland in den Pampas von Buenos-Ayres auf's neue, um sich in Gestalt eines spitz zulaufenden Dreiecks, die Ostküste Patagoniens begleitend, bis zur Magalhães-Straße auszudehnen.

Wenden wir den Blick wieder dem Amazonenstrome zu, so tritt uns auf seiner linken Seite vor allem die so höchst merkwürdige Verbindung dieses Flusses, vermittelst des Rio Negro und des Cassiquiare, mit dem dritten Hauptstrome Süd-

*) Die Uferbewohner nennen fast allgemein den Rio das Amazonas der Kürze wegen „o Amazonas."

amerika's, dem 340 Meilen langen, die Donau mithin nicht ganz erreichenden, dafür aber um so wasserreicheren Orinoco, entgegen. Gleichwie die Flüsse selbst, so stehen auch die Ebenen im Westen und Norden dieser natürlichen Canalisation — die Llanos des Orinoco — mit dem nordwestlichen Theile des Tieflandes des Amazonas in Verbindung, das sie in Form eines gebogenen Schwanenhalses im Nordosten bis zum Delta des Orinoco fortsetzen. So besteht denn die Mitte des gesammten Continents von Südamerika aus einer zusammenhängenden Kette von Ebenen, die sich von der Mündung des Orinoco bis zu der des Rio de la Plata, ja bis zur Magalhães-Straße, und vom Fuße der Cordilleren von Perú bis zur Mündung des Amazonenstromes erstrecken und ein einziges, kolossales Tiefland bilden, das drei Riesenarme nach dem Ocean ausstreckt, welche die genannten Ströme, gleich ungeheuren Pulsadern, ihrer ganzen Länge nach durchfließen.

Doch wie verschieden sind diese drei großen Becken von einander! Von frischer Manneskraft strotzt das Centralbecken Südamerika's, das Tiefland des Königs der Ströme. Riesiger Urwald bedeckt es fast in allen seinen Theilen von einem Ende zum andern. Endlose Wälder, von einer Pracht, Fülle und Ueppigkeit der Vegetation, wie sie nur dicht um den Erdgleicher anzutreffen sind, entsprossen hier, durch häufige Aequatorial-Regen erfrischt und befeuchtet, dem fruchtbarsten Boden unseres Planeten. Ein Waldland von 70,000 Geviertmeilen *), d. i. mehr als das Sechsfache der Oberfläche von ganz Deutschland, begleitet zwischen dem 2. nördlicher und dem 12.° südlicher

*) Herr H. Mahlmann hat die Güte gehabt, die hier aufgeführten Zahlen zu berechnen und ebenso die Tabelle S. 491. zusammenzustellen.

Breite den Amazonenstrom 420 Meilen weit von den Cordilleren bis zur See, und ergießt sich, ein Meer von schattigen Baumgipfeln, durchbrochen von den Kronen leicht befiederter, schlanker Palmen, wie ein trennender Wald-Ocean, zwischen die Grassteppen des Orinoco und des Plata hinein, die uns, und dies gilt vor allem von den erstgenannten, im krassen Gegensatz mit dieser üppigen Fülle, bald an den Lenz, bald an den Herbst des Naturlebens erinnern, je nachdem uns die Grasflur, die sie während der Regenzeit deckt, an den ersten Flaum des Jünglings, oder die während des Sommers herrschende, alles Pflanzenleben ertödtende Dürre an die letzten Tage eines dahinsterbenden Greises mahnen. „Gleich der Wüste Sahara," sagt Alexander von Humboldt, „liegen die Llanos, oder die nördlichste Ebene von Südamerika, in dem heißen Erdgürtel. Dennoch erscheinen sie, in jeder Hälfte des Jahres, unter einer verschiedenen Gestalt: bald verödet, wie das libysche Sandmeer, bald eine Grasflur, wie die hohe Steppe von Mittel-Asien." — Die Größe derselben kann man zu 8800 Geviertmeilen annehmen, was dem Flächeninhalt des ganzen Königreichs Spanien gleich sein würde, während der berühmte Reisende den Ebenen des Silberstromes und Patagoniens, deren Ausdehnung so wunderbar groß ist, „daß sie auf der nördlichen Seite durch Palmengebüsche begrenzt und auf der südlichen fast mit ewigem Eise bedeckt sind," 76,000 Geviertmeilen giebt, was beinahe dem Siebenfachen von ganz Deutschland gleichkommt, und wovon mehr als die Hälfte zum größten Theile mit Gras bewachsen ist. Diese Savannen des Südens bilden eine endlose, mit Salz und Salpeter geschwängerte Fläche, die an vielen Stellen mit Flugsand oder mit Morästen bedeckt ist, in welche sich zum Theil die Flüsse aus

Mangel an hinlänglichem Gefälle verlieren. Auf den unermeßlichen Pampas findet der Reisende nichts als verkrüppelte Stauden oder ganze Büsche von Salzpflanzen, während ungestüme Winde (namentlich der an der Mündung des Plata so gefürchtete „Pampeiro") ihn anwehen; — doch ist auf der andern Seite dieser sonst so unfruchtbare Boden reich gesegnet durch die zahllosen Heerden von Pferden und Rindern, die er trägt und ernährt. Jenseits des Paraguay dagegen erscheint das Land mit dichten Wäldern bedeckt, die sich durch das Hügelland des Paraná bis zu den Bergen der Provinz S. Paulo hinziehen.

Nachdem wir die Hauptflachländer des südamerikanischen Festlandes näher betrachtet haben, — deren Gesammtgröße etwa 154,800 Quadratmeilen beträgt, ein Flächenraum, der dem des ganzen europäischen Continents beinahe gleichkommt, — wollen wir jetzt ihren Complexus in großen Umrissen zu begrenzen versuchen.

Mit den beiden Ost-Caps der Insel Trinidad beginnend, scheiden die zwei Parallel-Ketten des Küstenlandes von Venezuela, von denen die nördliche, zum Theil in den Fluthen begraben, in ihrem höchsten Gipfel, der Silla de Caracas, die Höhe von 8100 Fuß erreicht, das südamerikanische Flachland von dem Caraiben-Meere. Dann folgt, als verbindendes Glied in der Kette, die Bergebene von Barquisimeto, eine niedere Schwelle, die den Weg anbahnt zu dem hohen, beeisten Rücken der Ost-Cordillere von Neu-Granada, dem östlichsten jener drei mächtigen Strahlen, die in dem Paramo de las Papas, dieser Grundveste, diesem Bollwerke des in die Lüfte ragenden Anden-Walles, wurzelnd, durch die Thäler des Magdalenenstroms und des Cauca getrennt, den Staat Neu-

Granada durchziehen. Ebenso wie der westliche dieser drei Zweige, der merkwürdigerweise völlig von dem niedern Rücken der Landenge von Panama getrennt zu sein scheint, verliert sich auch die, den nördlichsten Vulkan Südamerika's, den 17,200 Fuß hohen Tolima tragende Central-Cordillere in den Llanos des untern Magdalenenstromes, aus denen dagegen der riesige Bergkoloß von Sta. Marta, wie ein in die Ebene an das Antillen-Meer gegen die Anden des Nordens vorgeschobener Posten des luftigen Firnenheeres der südamerikanischen Cordilleren, einsam aufsteigt, als sollte er in finsterer Nacht Wacht halten zwischen den Feueressen der Süd- und Nordhälfte der Neuen Welt, und bei Tage, eine Warte von vielleicht 18,000 Fuß Höhe, über's blaue Meer und den Isthmus ausspähen nach den weißen, dampfenden Gipfeln der Vulkan-Reihe von Guatimala, nach jenen achtunddreißig Feuerbergen, die, einer ungeheuren Querspalte der Anden entsprossen, den Isthmus von einem Meer zum andern durchsetzen.

Doch kehren wir zurück zu dem Knoten des Paramo de las Papas, zu dem Anfangspunkte der vorerwähnten Dreispaltung, um von hier, auf dem Rücken der Cordilleren gen Süden fortschreitend, die Westgrenze der unabsehbaren Flachländer Südamerika's weiter zu verfolgen. — Ueberall tritt uns auf dem großen westlichen Bogen, dessen Scheitel bis an den Golf von Guayaquil, im Norden der Pariña-Spitze, vorgreift, und dessen Südende wir in der Gegend der tiefen Einbuchtung von Arica erblicken, die eigenthümlich gegliederte Gestalt dieses gigantischen, den zehnten Theil der Oberfläche Südamerika's bedeckenden Gebirgssystems, entgegen, die es unserm berühmten Landsmann, Alexander von Humboldt, vorbehalten war, zuerst zur Anschauung zu bringen. Innerhalb dieses, der

kürzeren Nordhälfte der südamerikanischen Anden entsprechenden Raumes, reihet sich nämlich, von Bergketten auf den Seiten eingefaßt und durch mächtige Knoten und jähe Quergrathe an den Enden geschlossen, in der Richtung der Längenaxe des Gebirges, ein großartiges Becken oder Längenthal an das andere. Von den beiden nördlichsten, zum Theil sehr hoch gelegenen Becken absehend, zählen wir zwischen dem Knoten des Paramo de las Papas und dem von Porco und Potosi östlich des Hafens von Arica, sechs dergleichen Vereinigungspunkte, und mithin sieben Hauptglieder in der Kette.

An den Gebirgsstock von Papas reihen sich bis zu dem sich östlich der Pariña-Spitze erhebenden Knoten von Loxa vier, von zwei Bergreihen eingefaßte kleinere Becken, zu denen unter andern der berühmte, 9000 Fuß hohe, vom Aequator durchschnittene Bergkessel von Quito gehört. In diesem Theile des Gebirges steigen, bald in der östlichen, bald in der westlichen Kette, bald ganz getrennt von der Cordillere, die siebzehn Feueressen der Vulkan-Reihe von Quito, der nördlichsten jener drei Reihen, an, welche wir, durch weite Zwischenräume geschieden, in der Felsenmauer der südamerikanischen Anden wahrnehmen. Fünf Breitengrade liegen zwischen dem südlichsten Vulkan von Guatimala und dem vorgenannten Tolima, der unter 4° nördlicher Breite wiederum den Reigen eröffnet, und nur von zwei andern Feuerbergen der sich bis zum 2.° südlicher Breite erstreckenden Quito-Reihe an Höhe übertroffen wird: nämlich von dem Antisana und dem Cotopaxi. Keiner von beiden erreicht jedoch die Höhe des nicht vulkanischen Chimborazo, der den Schlußstein bildet dieser mächtigen Erhebung der Cordilleren, und, wie Jedermann weiß, bei einer Höhe von 20,100 Fuß über dem Spiegel des Stillen Oceans,

längere Zeit hindurch als der höchste Berg der bekannten Erde berühmt war.

Zwischen dem nahen Gebirgsstock der Berge von Loxa (4° südlicher Breite) und dem bedeutenderen von Huanuco und Pasco, der unter 11° südlicher Breite den Quellsee des Amazonenstroms, den Lauricocha, enthält, finden wir die Anden zum zweiten und letzten Male in drei Ketten gespalten. Von den beiden hierdurch entstehenden Parallel-Längenthälern wird das westliche von dem Tunguragua oder obern Marañon (Amazonenstrome) durchströmt, das östliche dagegen von dem Huallaga (Guallaga), dem ersten bedeutenderen rechten Nebenflusse desselben, der, später seinen nordnordwestlichen Lauf nach Nordnordost ändernd, die Ost-Cordillere durchbricht, um sich darauf in dem Tieflande, hier Pampas del Sacramento genannt, mit dem Amazonenstrome zu vereinigen.

Etwa in gleicher Höhe mit diesem Durchbruche ihrer rechten Nachbarin, tritt bei der Centralkette eine Gabeltheilung ein, indem sich links (westlich) ein Zweig dem Knoten von Loxa zuwendet, wo er sich, nachdem er seinerseits auf dem Wege dahin bei Jaën de Bracamoros von dem Marañon durchbrochen worden ist, mit der Küstenkette vereinigt, während der rechte Ast, nach Nordnordost abbiegend, sich mit der Ost-Cordillere verbindet und dann im Nordosten von Jaën an den Marañon herantritt, wo, wie wir später sehen werden, seine nördlichen Ausläufer den letzten Durchbruch dieses Stromes — die Felsenge Pongo de Manseriché — veranlassen. Bemerkenswerth erscheint der Umstand, daß hier, auf einer Strecke von etwa 100 Meilen nämlich, von dem Chimborazo bis zu dem auf der Höhe von Truxillo in der Küstenkette ansteigenden Nevado de Huaylillas, kein einziger Gipfel der Cordilleren

die Grenze des ewigen Schnees (etwa 15,000 Fuß) erreicht, und daß diese Senkung des Gebirgskammes mit einem gänzlichen Mangel aller vulkanischen Erscheinungen zusammentrifft, welcher sich jedoch noch mehr als doppelt so weit nach Süden ausdehnt.

In dem Knoten von Huanuco und Pasco wurzelt wiederum eine zwiefache Kette, die, im Osten von Lima hinziehend, sich an den mächtigsten aller Gebirgsknoten der Anden, das, die Schweiz fast um das Dreifache übertreffende Bergland von Cuzco anschließt, welches, von Westen nach Osten gegen das Innere des Continents zurücktretend, eine scharfe Kniebeugung bildet, die durch die Einbuchtung der Küste bei Arica gleichsam nachgeahmt wird. Cuzco, die alte Kaiserstadt, liegt am Ostende dieses Knotens, an den sich das höchste und zugleich eins der größten Becken der Andenkette, nämlich das 100 Meilen lange und 20 Meilen breite Plateau der Laguna de Titicaca schließt: ein 12,000 Fuß über dem Meere gelegenes Tafelland, so groß wie die beiden Königreiche Bayern und Böhmen zusammengenommen, mit einem See darin, dessen Spiegel der Oberfläche des gesammten Großherzogthums Hessen ungefähr gleichkommt, und der sich merkwürdigerweise in einen weit kleineren, dabei völlig abflußlosen See ergießt, so daß dieses amerikanische Tybet als ein Hochland ohne allen Abfluß dasteht *), ähnlich, wie Herr von Humboldt anführt, den kreisförmigen, von hohen Bergen eingeschlossenen Becken, die wir am Monde wahrnehmen.

---

*) wenn man nämlich abstrahirt von dem Rio la Paz oder Chuquecapo und dem Mapiri, zwei Quellarmen des Beni, welche, nach neueren Angaben, am westlichen Abhange des Sorata-Piks, also innerhalb des Hochlandes entspringen, aber schon nach kurzem Laufe dessen östliches Randgebirge durchbrechen.

Hier war bekanntlich einst der Sitz der ältesten südamerikanischen Kultur, welche sich gern den kühleren Regionen der Berge zuwandte, wie dies auch die aus einer späteren Zeit herstammenden Reste auf der Bergebene von Quito bezeugen. Hier ist es auch, wo in neuester Zeit in der östlichen der beiden, genau parallel laufenden Cordilleren, die diesen großen Salzwasser-Spiegel einfassen, die höchsten Piks der Neuen Welt, der 23,690 Fuß hohe Nevado de Sorata und der Illimani von 22,700 Fuß, aufgefunden worden sind, von denen der erstgenannte den Chimborazo fast um 3600 Fuß übertrifft und sich dem Dhawalagiri bis auf 2650 Fuß nähert. Hier endlich finden wir, nach einem Zwischenraum von 220 Meilen, die zweite Vulkan-Reihe der Südhälfte dieses Continents, die acht Feuerberge von Bolivien und Ober-Perú, — darunter den Gualatieri und den Nevado de Chuquibamba von 20,600 Fuß Höhe, — die, ausschließlich in der West-Cordillere emporsteigend, den Golf von Arica im weiten Bogen vom 16. bis 21.° südlicher Breite umgeben.

Mit dem großen, durch seine Goldbergwerke berühmten Knoten von Poreo und Potosi endet die vielfach gegliederte Nordhälfte der südamerikanischen Anden, und ihre längere, noch wenig erforschte Südhälfte beginnt, die, den neuesten Messungen des Capitain Fitz-Roy, R. N. zufolge, in dem gegen 22,000 Fuß hohen Riesenberge Aconcagua, östlich von Valparaiso, den dritthöchsten Pik der Neuen Welt trägt, während man noch vor wenigen Jahren die Ansicht aufstellen hörte: der Kamm des Gebirges scheine sich weniger zur Grenze des ewigen Schnees zu erheben, als vielmehr diese Linie sich, je südlicher, je mehr auf den Rücken der Cordilleren herabzusenken. Neuere Forschungen haben ferner im Abstande von 180 Meilen von

den feuerspeienden Bergen Boliviens, zwischen der Breite des vorgenannten Hafens (33° S.) und der der Insel Chiloë, bereits eine Zahl von eilf Vulkanen als unzweifelhaft festgestellt, während man mehr als die doppelte Anzahl von Feuerbergen in dieser dritten Vulkan-Reihe Südamerika's annehmen könnte, wollte man alle die Berge hinzurechnen, denen die Reisenden verschiedener Zeiten vulkanische Eigenschaft beigelegt haben. Ebenso wenig, wie diese Angaben über die feuerspeienden Berge, stehen auch die Meinungen über die Gliederung des Gebirges mit einander in Einklang, das, nach Pöppig's Beobachtungen in doppelter, nach der ältern Annahme dagegen in einfacher, schneebedeckter Kette längs der Westküste von Chili und Patagonien fortzieht und, über das Feuerland hinstreichend, sich bis zu den Klippen von Diego Ramirez ausdehnen soll. Schon der Name „Tierra del Fuego" läßt uns hier Feuerberge erwarten — und dies bestätigt sich auch; denn erst neuerlich ist der 6378 Fuß hohe Volcan nevado auf der Südseite der Insel, der bereits dem Sarmiento, einem der ersten Erforscher der Magalhães-Straße, bekannt war, und oft auch nach seinem Namen genannt wird, durch Capitain P. Parker King R. N. in Bezug auf seine Lage und Höhe genau bestimmt worden *).

---

*) Capitain King scheint an der Vulkanicität dieses Berges zu zu zweifeln, indem er sagt: „The peculiar shape of its summit as seen from the north would suggest the probability of its being a volcano, but we never observed any indication of its activity. Its volcanic form is perhaps accidental, for, seen from the westward, its summit no longer resembles a crater. From the geological character of the surrounding rocks its formation would seem to be of slate. It is in a range of mountains rising generally two or three thousand feet above the sea; but at the N. E. end of the range are some, at least four

So sehen wir denn jene 91 bis jetzt als notorisch zu betrachtenden Vulkane des Anden-Systems, von denen 44 auf Nordamerika und den Isthmus, 10 auf die Reihe der Antillen und 37 auf Südamerika kommen, — so sehen wir jene, oft durch weite Räume unterbrochene Kette von Feuerbergen, die wir uns durch den letzten Sprößling des Giganten-Geschlechts amerikanischer Nevados, den, unter dem Breitengrade von St. Petersburg, 16,760 Fuß über die Schollen des nördlichen Eismeers sich erhebenden St. Eliasberg und durch die glühenden Essen des eisigen Alaschka, bis zu der dampfenden Reihe der Aleuten, bis zu der Brücke fortgesetzt denken können, vermittelst welcher die in den Gebirgen Kamtschatka's und den zahlreichen Inselgruppen an der Westseite des Stillen Oceans aufflammende Vulkanicität nach der Neuen Welt hinüberschreitet, — so sehen wir endlich jenen, den Stillen Ocean umgebenden, vulkanischen, mit, gleich funkelnden Edelsteinen, bald einzeln, bald in Reihen bei einander stehenden Feuerbergen besetzten Gürtel mit dem Sarmiento enden, zu dessen Füßen sich die schäumende Woge des Antarktischen Oceans bricht, während jener eisige Weststurm fast unausgesetzt gegen seinen Gipfel wüthet, der die Eisberge in diesen unwirth-

---

thousand feet high. The height of the „Snowy Volcano," or as we have called it, Mount Sarmiento, was found, by trigonometrical measurement, to be six thousand eight hundred feet above the level of the sea. It is the highest land that I have seen in Tierra del Fuego; and to us, indeed, it was an object of considerable interest, because its appearance and disappearance were seldom failing weather guides." Cfr. Narrative of the surveying voyages of His Majesty's ships Adventure and Beagle, between the years 1826 and 1836, under the command of Captains P. Parker King and Robert Fitz-Roy R. N. London 1839. Vol. I. pag. 27.

baren Gewässern zum Schrecken der Seefahrer in der Irre umhertreibt.

Wenden wir uns jetzt wiederum der Gegend zu, wo die kalte Fluth des Stillen Oceans in der Breite von Arica ($18\frac{1}{2}°$ S.) gleichsam die Küste ausgewaschen hat, und wo die Felsenmauer der Cordilleren in dem nach Osten zurücktretenden Knoten von Cuzco und dem anstoßenden Plateau des Titicaca eine vollkommene Kniebeugung darstellt, so treten uns, zwischen diesem Punkte und der Breite von Valparaiso, auf dem östlichen Hange der Anden weit in die Ebene vorgreifende Hochländer, mächtige Terrassen entgegen, die ihnen gleichsam als Stütze dienen, und die 14 bis 16 Meilen betragende Durchschnittsbreite des Gebirges an einigen Stellen bis zu 75, ja 90 Meilen erhöhen. Herr von Humboldt nennt uns drei dergleichen „Widerlagen oder Strebepfeiler (Contreforts)," wie er sie sehr anschaulich bezeichnet, nämlich, von Norden anfangend, das Contrefort der 16,000 Fuß hohen Sierra Nevada de Cochabamba, die in die Ebenen der Chiquitos abstürzt, und deren Grath ausnahmsweise nicht in dem Fuße, sondern in dem Rücken der Cordillere, die den Ostrand des Titicaca-Beckens bildet, wurzelt; ferner die Sierra de Salta, und endlich die Widerlage der Sierra de Cordova, die, wie wir bereits angeführt haben, in die Pampas von Buenos-Ayres gegen den Paraguay vorspringt.

Nachdem wir das große Tiefland Südamerika's auf seiner West- und Nordseite begrenzt haben durch den zusammenhängenden Berggürtel der venezuelischen Küsten- und der Andenkette, von der Insel Trinidad bis zur Magalhães-Straße, kehren wir zurück in die Gegend der Orinoco-Mündung, von wo wir ausgegangen waren.

Zwischen den Ebenen dieses Stroms und denen des Amazonas erhebt sich, begrenzt durch den 3. und 8.° nördlicher Breite und den 60. und 67.° westlicher Länge von Greenwich, in seinem nordwestlichen Theile aber von dem Orinoco eng umgürtet, das Bergland von Guyana, den großen Complex der Flachländer im Nordosten von dem Atlantischen Ocean scheidend. Aus mehreren Hauptgruppen, dem Parime-Gebirge im Westen, dem Pacaraima-Gebirge in der Mitte, und dem Acarai-Gebirge im Osten, zusammengesetzt, besteht dieses, die Schweiz achtzehnmal an Größe übertreffende Gebirgssystem, dessen höchster Gipfel, der Duida, nach den Messungen des Herrn von Humboldt, eine Höhe von 7770 Fuß erreicht, etwa aus acht, durch Thäler und Savannen von einander geschiedenen Ketten, welche ebenso wie die, durch eine schmale Ebene vom Gebirge getrennte Küstenlinie der allgemeinen Richtung von N. 85° W. folgen und sich durch Widerlagen im Südosten bis Cabo do Norte und bis 15 Meilen vom linken Ufer des Amazonenstromes fortsetzen, wo wir später noch weiter südlich in der Serra de Almeirim oder de Parú, der Xingú-Mündung schräg gegenüber, gleichsam ihre Vorschwelle erblicken werden.

Im Südosten wird endlich der mächtige Central-Kessel Südamerika's von dem wenig erhabenen, aber desto umfangreicheren Hochlande Brasiliens begrenzt, das sich zwischen den Tiefländern des Amazonenstromes und des Plata erhebt. Von der Mündung des letztgenannten Stromes aber an, läuft die patagonische Ebene, unbegrenzt von Bergen, gegen den Südatlantischen Ocean aus.

Die Gestalt des brasilianischen Hochlandes ist die eines unregelmäßig geformten Dreiecks, dessen abgestumpfter, nie-

driger Scheitel, sich an dem obern Madeira und an den Ufern des Guaporé erhebend, nur durch den schmalen Streif der Grasfluren von Moxos und Chiquitos von den Cordilleren Boliviens geschieden ist, von wo es sich in ungeheurer Ausbreitung bis zum Ocean erstreckt, dessen Küste ihm von der Mündung des Parahyba do Norte, an der Ostgrenze der Provinz Maranhão, bis nach Montevideo, zur Basis dient. Sein Flächeninhalt, angeblich gleich 93,000 Quadratmeilen, ist beinahe ebenso groß wie das ganze europäische Rußland; seine mittlere Höhe über dem Meere aber beträgt nur 1000 bis 2000 Fuß.

Auf dem Plateau Brasiliens sind nun die höhern Gebirgszüge aufgesetzt, deren allgemeine Richtung, sowie die ihrer Schichten, eine nord-südliche ist. An dem östlichen Rande des Hochlandes erhebt sich, bald in größerer, bald in geringerer Entfernung von der Küste, die Serra do Mar, die sich von dem in die Lagoa dos Patos (29½° südlicher Breite) mündenden Jacuy fast bis zu der Bahia de Todos os Santos (13° südlicher Breite) erstreckt, und nach der Meinung des Herrn von Eschwege sogar durch niedere Rücken bis gegen Cabo de S. Roque, das sich selbst jedoch, von der See aus gesehen, als flaches Land darstellt, fortgesetzt wird. Seine bedeutendste Höhe erreicht dieser Gebirgszug — zu dem wir auch im weitern Sinne die gesammte Erhebung der Provinz Rio de Janeiro zwischen der Küste und dem Parahyba rechnen müssen — in der 3 bis 4000 Fuß hohen Serra dos Orgãos, welche wir bereits in der Nähe der Hauptstadt kennen gelernt haben.

Mit dieser Küsten-Cordillere beinahe parallel laufend und in ihrem nördlichen Theile etwa 40 bis 50 Meilen von derselben entfernt, dehnt sich, die Provinz Minas Geraes in ihrer

ganzen Länge von Nord nach Süd durchziehend, eine zweite Gebirgskette, und zwar die bedeutendste Brasiliens aus, indem sie den 5590 Fuß hohen Itambé, in der Nähe des berühmten Diamanten-Districts von Tejuco, und den Itácolumi, von 5400 Fuß Höhe, in der goldreichen Gegend von Villa Rica, trägt, in ihrem südlichen Theile aber sich bis über 7000 Fuß *) erhebt. Hier nimmt die Kette den Namen Serra da Mantiqueira an, und erstreckt sich als solche in südwestlicher Richtung bis in die Provinz S. Paulo, wo sie sich entweder mit der Serra do Mar geradezu vereinigt, oder doch wenigstens durch ein bergiges Land mit derselben zusammenhängt. Während Einige den Namen Serra da Mantiqueira auf diese ganze Gebirgskette, die sich aus der Provinz Minas nördlich bis in die von Bahia und Pernambuco, und südlich bis S. Paulo und Rio grande zu erstrecken scheint, übertragen, nennt Herr von Eschwege diesen Hauptgrath des brasilianischen Berglandes weit bezeichnender: Serra do Espinhaço („Rückgrat-Gebirge").

Westwärts dieser Gebirgskette, und zwar durch den Rio de S. Francisco von ihr geschieden, in ihrem südlichen Theile aber sich derselben nähernd und mit ihr durch Quergrathe verbunden, durchstreichen noch viele andere Bergreihen in der Richtung von Norden nach Süden das Hochland, die theils durch von Ost nach West gerichtete Bergzüge verbunden sind, theils aber unter solchen Winkeln sich vereinigen, daß dadurch ein allgemeiner Zusammenhang zwischen denselben entsteht, so daß man einen gemeinsamen Gebirgsrücken zwischen den Pa-

*) Vergl. von Roon, Grundzüge der Erd-, Völker- und Staatenkunde, Abth. II. pag. 143.

rallelen von 16° und 21° aus diesem Chaos von Bergzügen heraus erkennen kann, der, in ungeheuren Krümmungen die Provinzen Minas, Goyaz und Mato Grosso, von Osten nach Westen durchziehend, die Becken der beiden Haupt-Stromsysteme scheidet und, mit dem breiten, sandigen Hügellande der Campos de Parecis endend, sich gegen die Pampas der Chiquitos, dem mächtigen Contrefort der Anden, der Sierra de Cochabamba gegenüber, verliert. Herr von Eschwege faßt daher alle diese Ketten unter der gemeinsamen Benennung der Serra dos Vertentes (des „Wasserscheiden-Gebirges") zusammen, während jede von ihnen, wie man sich leicht denken kann, ihren besonderen Namen besitzt. Unter den von Norden nach Süden gerichteten Zügen unterscheiden wir vor allem die 4500 Fuß hohe, dem Itambé gegenüber liegende Serra da Canastra, die höchste des gesammten Gebirgssystems, ferner die anstoßende Serra da Marcella und die den S. Francisco von dem Tocantins und dem Parahyba trennenden Serras de Tabatinga und Ibiapába; dann, zwischen den beiden Stammflüssen des Tocantins, den unter dem pomphaften Namen der Cordillera Grande bekannten Bergrücken, und zwischen dem Paraguay und dem Paraná die 2 bis 3000 Fuß hohe Serra de Maracayú, wogegen wir von den von Ost nach West ziehenden Ketten hier nur die Pyreneos und die Serra de Sta. Marta anführen wollen.

Man sieht demnach leicht ein, daß alle Gebirge Brasiliens unter sich verbunden sind, und daß sich dieser allgemeine Zusammenhang von der Serra do Mar vermittelst der Serra da Mantiqueira zu der Serra do Espinhaço hinüber, und von dieser über die Serra dos Vertentes bis zu den Campos de Parecis hinzieht, von wo man diese große Wasserscheide zwischen dem 14. und 20.° südlicher Breite bis zu dem Fuße der Anden

verfolgen kann, indem sie als Grath, als Scheidungslinie zweier wenig geneigter Flächen, selbst die trennenden Pampas durchsetzt, ähnlich jener andern, kaum bemerkbaren Scheidungslinie, von welcher Herr von Humboldt nachgewiesen hat, daß sie, einzig von dem Cassiquiare durchbrochen, in der nördlichen Hemisphäre das südamerikanische Festland zwischen dem 2. und 4.° durchschneidet.

Nachdem wir so in großen Umrissen die Tiefländer dieses Continents und die sie begrenzenden Gebirge und Hochländer dem Auge des Lesers vorgeführt haben, lassen wir hier zur Vervollständigung des Gesagten eine kurze Uebersicht der räumlichen Verhältnisse beider in runden Zahlen folgen:

Tiefländer:

Die Llanos des Orinoco	8,800 □ Meil.	
Die Ebenen des Amazonenstroms	70,000 =	
Die Pampas des Rio de la Plata und die Ebenen Patagoniens	76,000 =	154,800 □ Meil.
Die Tiefebene des Magdalenenstroms	6,800 □ Meil.	
Das Küstenland von Guyana	2,100 =	
Die Küstenebene im Westen der Andenkette	11,300 =	20,200 =
	Zusammen	175,000 □ Meil.

d. i. noch 7000 □ Meilen mehr, als die Fläche von ganz Europa, mit Einschluß der dazu gehörigen Inseln.

Gebirgsländer:

Die Cordilleras de los Andes	33,000 □ Meil.
Die Küstenkette von Venezuela	1,100 =
Die Sierra Nevada de Sta. Marta	100 =
Das Hochland von Guyana	15,000 =
Das Hochland von Brasilien	93,000 =
Zusammen	142,200 □ Meil.

Mithin kommen auf das Tiefland $\frac{5}{9}$ und auf das Bergland $\frac{4}{9}$ des Continents von Südamerika. —

Es würde uns zu weit führen, wollten wir die tausend großen und kleinen Flüsse hier aufzählen, die dem brasilianischen Hochlande entströmen. Wir nennen daher hier nur die drei Stammflüsse des Plata: den Paraguay, den Paraná und den Uruguay, und unter den Küstenflüssen: den Parahyba do Sul *), den Rio Doce, den Rio Grande de Belmonte, den mächtigen, 350 Meilen langen Rio de S. Francisco, den Parahyba do Norte und den Meary. Vom Madeira an entspringen auch alle südlichen Nebenflüsse des Amazonenstroms: der Tapajós, der Xingú, der Uanapú und der Tocantins, auf dem brasilianischen Hochlande, und zwar bildet die Mehrzahl unter den genannten Flüssen zahlreiche Stromschnellen und Cataracten, bevor sie in das kolossale Tiefland des Königs der Ströme eintreten.

Der Amazonas selbst nimmt dagegen, wie bereits angeführt worden, seinen Ursprung in den Anden. Seine Quellflüsse — als welche wir den obern Marañon, den Huallaga, den Ucayale, und wohl auch, im weitern Sinne, den Madeira ansehen können — stellen nämlich ein großartiges Stromsystem dar, dessen Quellen sich von der Sierra Nevada de Cochabamba bis zum Knoten von Pasco hinziehen, und dessen allgemeine Richtung eine süd-nördliche ist, während der aus ihrer Gesammt-Wassermasse hervorgehende Hauptstrom, sich mit einem stark gekrümmten Haken dem Ocean zuwendend, von Westen nach Osten fließt.

Aus diesem Strom-Complex haben bekanntlich die Geographen den westlichsten Quellfluß, den Tunguaragua, der,

*) dessen Länge, gleich der unserer Oder, ungefähr 120 Meilen beträgt, was wir hier zur Vervollständigung des vorigen Abschnitts einschalten wollen.

wie wir oben näher nachgewiesen haben, dem auf dem dreispaltigen Gebirgsknoten von Paseo zwischen dem 11. und 12.° südlicher Breite und 25 Meilen nordöstlich von Lima gelegenen Bergsee Lauricocha entströmt, erwählt, und denselben, indem sie ihn „Marañon" tauften, zum Träger des Namens gemacht, den die Spanier dem Hauptstrome beigelegt hatten. Man wird sich ferner erinnern, daß der obere Marañon das westliche der beiden Parallel-Längenthäler, die sich zwischen den Gebirgsstöcken von Paseo und Loxa neben einander hinziehen, in nordnordwestlicher Richtung, und zwar auf einer Strecke von 90 Meilen bis zur Villa de Jaën de Bracamoros durchfließt, woselbst er, nachdem er kurz zuvor den westlichen Ast der Central-Cordillere durchbrochen, (zwar vorläufig nur für kleine, 5 bis 6 Fuß tief gehende Fahrzeuge) schiffbar wird und eine nordöstliche Richtung annimmt. — Nach 60 Meilen weiteren Laufes, die Krümmungen eingerechnet, wendet er sich bei dem Einfluß des S. Jago ganz nach Osten, indem er sich in dem Pongo de Manseriché gewaltsam seinen Weg durch hohe Felsen, bekanntlich die Ausläufer des nordöstlichen Zweiges der Central-Cordillere, bahnt. In weniger als einer Stunde führt der reißende Strom ein Fahrzeug durch diese etwa anderthalb Meilen lange Kluft, welche sein früher bereits 12 bis 20 Faden tiefes und 360 Schritt breites Bett bis auf 60 Schritt einengt. Ihr Ausgang, der zugleich den Punkt bezeichnet, wo der Marañon, in das Tiefland eintretend, den Anden für immer Lebewohl sagt, um nun gleichmäßig, ohne Fälle und Stromschnellen, dafür aber unzählige größere und kleinere Inseln bildend, fortzuströmen, liegt dicht oberhalb des Städtchens Borja, unter 4° 28′ südlicher Breite und 76° 27′ westlicher Länge von Greenwich, und in einer Höhe von 1164 Fuß über

dem Meere. Mit dem Pongo beginnt zugleich die Hauptrichtung des Amazonenstromes, die west-östliche, welcher derselbe, in gerader Linie gerechnet, 420 Meilen weit bis zum Atlantischen Ocean folgt, den er unter dem Aequator, zwischen dem 48. und 50.° westlicher Länge von Greenwich, erreicht.

Als den ersten bedeutenderen Nebenfluß haben wir den an seiner Mündung 2500 Schritt breiten Huallaga bereits kennen gelernt, der sich, bald nachdem er die Ost-Cordillere durchbrochen, mit ihm vereinigt. Etwas weiter unterhalb mündet der mächtige, in seinem untern Theile zwischen 1250 und 3750 Schritt breite, den Marañon um 80 Meilen an Länge übertreffende Ucayale, der, in dem Gebirgslande Cuzco entspringend, lange Zeit an dem Osthange der Anden hinströmt, sich dann ebenfalls, wenn auch nur auf eine kurze Strecke, im scharfen Winkel nach N. N. O. wendet und nach einem, der Summe der Längen der drei Flüsse: Weichsel, Oder und Weser gleichkommenden Laufe von 320 Meilen, den um die Hälfte breiteren, hier 1875 Schritt messenden Amazonas, schräg gegenüber dem Städtchen Nauta und etwas oberhalb S. Juan d'Omaguas, erreicht. Von der Huallaga-Mündung bis zu diesem Orte beträgt nämlich die Durchschnitts-Breite des Marañon 625 bis 1875 Schritt (1 Schritt = $2\frac{2}{5}$ Fuß), an einer Stelle aber sogar schon $1\frac{1}{2}$ (6 See-) Meilen, während seine Tiefe vom Schiffs-Lieutenant Lister Maw zu 8 bis 12 Faden, an der Ucayale-Mündung aber zu mehr als 35 Faden angegeben wird. — Auf den Ucayale folgt der von Norden kommende Napo, den wir, die andern unbedeutenderen linken Nebenflüsse übergehend, nur seines historischen Interesses wegen nennen, gleichwie wir uns anderseits veranlaßt finden, den nächsten südlichen Zufluß, den Javary, als Grenzfluß Bra-

siliens gegen die Republiken Ecuador und Nord-Perú hier anzuführen. Seiner Mündung gegenüber erhebt sich auf einem Hügel das Grenzstädtchen S. Francisco Xavier de Tabatinga, unter 4° 33′ südlicher Breite und 70° 10′ westlicher Länge von Greenwich, das zur Zeit der Anwesenheit des Herrn von Spix durch ein, mit einigen Sechzigpfündern bewaffnetes hölzernes Fort schwach vertheidigt wurde.

Von der brasilianischen Grenze, wo der Spiegel des Amazonenstromes noch 630 Fuß über dem Meere liegt, bis zum Einfluß des Rio Negro führt nun der Marañon den Namen: „Rio dos Solimões"; auch beginnt von der Mündung des Javary der große nördliche Bogen, der seinen mittleren Lauf charakterisirt, sich zu Fonteboa fast bis auf 2° dem Aequator nähert und erst bei dem Einfluß des Coary, unter 4° 9′ südlicher Breite und 63° 3′ westlicher Länge von Greenwich, endet, nachdem von der linken Seite der noch unerforschte Iça oder Eça (der Putumayo der Spanier) und der vielverzweigte, oft eine Strecke von nahe an 80 Meilen Länge am linken Ufer des Hauptstroms überschwemmende Yupurá, — bis zu welchem Herr von Martius seine denkwürdigen Forschungen, sowie 280 Jahre vor ihm der Deutsche, Philipp von Hutten, seine Streifereien nach Schätzen ausdehnte, — und von rechts her der Jutay, Jurua und der bei Ega (Teffe) einmündende dunkelbraune Teffe, lauter höchst ansehnliche, aber fast ganz unbekannte Flüsse, diesem Könige der Ströme den Tribut ihrer Wasser dargebracht haben. Unterhalb seiner Vereinigung mit dem Coary schätzte de la Condamine die Breite des Solimões bereits auf mehr als eine französische Lieue ($\frac{2}{3}$ Meilen), während Herr von Martius die des Purús, des nächsten bedeutenderen Nebenflusses rechterhand, auf 1250

Schritt angiebt, und zwei Monate erforderlich sein sollen, nur um zu den Cataraeten desselben zu gelangen. — Auf die Mündung dieses Stromes weißen Wassers folgt auf der entgegengesetzten Seite die stille, dunkelbraune, fast schwarze Fluth des mächtigen Rio Negro. Unter allen von Norden her dem Amazonas sich vereinenden Nebenflüssen der bedeutendste, erreicht der ebengenannte eine der Donau ungefähr entsprechende Länge von 360 Meilen. Seine Quellen liegen, wie bereits erwähnt worden, nicht gleich denen des Napo, des Iça und seiner übrigen früher genannten, von Norden kommenden Gefährten, in den Cordilleren, sondern an der Sierra Tunuhy, jener niederen Berginsel in den Llanos, von der er jedoch, gleich ihnen, in südöstlicher oder vielmehr ostsüdöstlicher Richtung herabströmt, um, — nachdem er auf seinem Laufe durch die Ebenen mit vielen 50 bis 60 Fuß tiefen Seen in Verbindung getreten und sogar, vermittelst der bekannten natürlichen Canalisation, von dem Orinoco einen Theil seiner Wasserfülle erhalten hat, — sich bei der unter 3° südlicher Breite gelegenen Fortaleza da Barra do Rio Negro, in den Hauptstrom zu ergießen. — Seine Breite beträgt hier, an der schmalsten Stelle, noch 3600 Schritt, bei einer Tiefe von 18 bis 19 Faden. Die oft wechselnde Breite des Solimões nimmt dagegen von der brasilianischen Grenze bis zu diesem Punkte von $\frac{1}{4}$ Meile bis zu $1\frac{1}{8}$ Meile zu, wovon allein durchschnittlich gegen 2500 Schritt auf den Haupt-Canal kommen, während sich als mittlere Tiefe des Stromes von Omaguas an 14 bis 16 Faden zu ergeben scheinen.

Mit dem Einfluß des Rio Negro — bis wohin Schooner und Kriegsbriggs *) schon gelangt sind und, nach Lister

*) Ein Capitain der brasilianischen Marine hat mir erzählt, daß er

Maw's Meinung, wohl auch Fregatten hinaufsegeln könnten — beginnt das, den Namen „Rio das Amazonas" (im engern Sinne) führende, der Länge des Rheins gleichkommende untere Drittel des Marañon-Laufes, in welchem dieser erste Strom der Welt die bereits oben angeführten riesigen Zuflüsse zur Rechten in sich aufnimmt, die, mit Ausschluß gerade des ersten und bedeutendsten unter ihnen, dem brasilianischen Hochlande entströmen.

Der kolossale, inselreiche, ungefähr 500 Meilen lange, mithin fast die Länge der Wolga erreichende Rio da Madeira („Holzfluß"), wegen der Menge seines Treibholzes so genannt, bei den Ureinwohnern dagegen unter dem Namen Cayary, der „weiße Strom," bekannt, entsteht nämlich, nach den neuesten Forschungen, aus der zwischen 8 und $9\frac{1}{2}°$ südlicher Breite stattfindenden Vereinigung dreier Flüsse, von denen zwei, der auf der Südseite der Sierra Nevada de Cochabamba entspringende Mamoré und der von der Schneekette des Sorata und Illimani herabkommende Beni, ihren Ursprung in den Anden nehmen, während die Quellen des dritten, des Guaporé, weiter östlich, in den Campos de Parecis, und zwar nur eine halbe Stunde von denen des Paraguay entfernt liegen, so daß man, da beide Flüsse fast bis zu ihrem Ursprunge für kleine Fahrzeuge schiffbar sind, schon daran gedacht hat, dieselben durch einen Canal zu verbinden: ein Unternehmen, das bei der geringen Erhöhung der Wasserscheide keine große Schwierigkeit finden, dagegen aber für den Binnenverkehr Brasiliens von unberechenbarem Vortheile sein würde. Das

einst in einer Kriegsbrigg, die 16 Fuß tief ging, die Reise von Pará, durch die Canäle im Westen von Marajó, bis zur Barra do Rio Negro gemacht hat.

größte Hemmniß stellen jedoch die zahlreichen Cataracten, von denen 5 oberhalb und 13 unterhalb der Einmündung des Beni angetroffen werden, der Beschiffung des Madeira in den Weg, indem die kurze Strecke von 28 Meilen, welche sie einnehmen, allein den dritten Theil der neun bis zehn Monate in Anspruch nimmt, die eine Canoa braucht, um den 640 Meilen langen Wasserweg von Pará bis Villa Bella in Mato Grosso zurückzulegen *).

Schon oberhalb der Fälle trifft man zu beiden Seiten des durchschnittlich 1700 bis 2000 Schritt breiten Stroms jene ihn begleitenden, und mit ihm und den nahe gelegenen Flußgebieten auf mannigfache Art verbundenen Seen, die charakteristisch bleiben für die Dauer seines ganzen Laufs, dessen Richtung vom Einfluß des Beni an bis zu seiner 15 Meilen unterhalb der Barra do Rio Negro stattfindenden Vereinigung mit dem Amazonas, auf einer, zweimal die Länge der Oder betragenden Strecke von 240 Meilen, eine fast ganz gerade, und zwar ununterbrochen nordöstliche ist. — An seiner Mündung stellt sich der gegen 2500 Schritt breite und 23 bis 26 Fuß tiefe Madeira als eine trübe, grüngelbe, zur Zeit der Stromleere aber weißlich gefärbte, riesige Wassermasse dar, die (nach v. Spix' und v. Martius' Angaben) mit der geringen Schnelligkeit von 20 bis 26 Fuß (0,2 Knoten) träge und zögernd dahinfließt, als widerstrebe es dem Stolze des mächtigen Stromes, freiwillig den Nacken unter das Joch des Marañon, seines einzigen Nebenbuhlers auf dem südamerikanischen Festlande, zu beugen, um fortan dem Drange der erdfarbig gelben

*) Vergl. v. Spix und v. Martius, Th. III. pag. 1336. — Nach dem Diccionario geographico etc. Tomo II. pag. 12, wären nur drei bis fünf Monate dazu erforderlich.

Wogen seines Ueberwinders ohne eigenen Namen und Willen zu folgen. —

Hier ist zugleich der Ort, um einen Rückblick auf das ganze centrale Stromsystem Südamerika's, dem kein anderes auf der Erde an Größe gleichkommt, in seiner Gesammtheit zu werfen, und um dasselbe noch einmal in seinen Grundzügen zu erfassen. Zwei Hauptströme sind es, die sich uns darstellen: der aus dem obern Marañon und dem Ucayale gebildete, durch viele Nebenströme, und unter ihnen vor allem durch den auf seiner linken Seite einmündenden Rio Negro verstärkte Amazonenstrom, von Westen, und der mächtige Rio da Madeira, dessen Quellflüsse die Pampas der Moxos und Chiquitos zwischen den Cordilleren und dem brasilianischen Hochlande durchfließen, von Südwest herkommend. Beide vereinigen sich unter einem spitzen Winkel und gehen dann gemeinschaftlich in einer solchen Richtung weiter, daß ihr fernerer gemeinsamer Lauf, namentlich bis zu dem 50 Meilen entfernten Obydos, als die mittlere Proportionale aus ihrer beiderseitigen Masse und Geschwindigkeit angesehen werden kann, wonach es wohl gerechtfertigt erscheint, die beiden genannten Hauptströme als die eigentlichen Stammflüsse des Amazonas anzusehen.

Was nun ihre Länge betrifft, so beträgt die des Madeira, wenn man den Mamoré (und Guapehy) als seinen Quellstrom ansieht . . . . . 500 Meilen,
bis zur Mündung des Amazonas in's Meer aber . . . . . 640 Meilen;
die des Marañon oder Solimões dagegen, bis zur Mündung des Madeira . . . . . 630 Meilen,
und bis zum Meere . . . . . 770 Meilen;

und endlich die des Ucayale . . . . . 710 Meilen,
bis zur Mündung des Amazonas da-
gegen . . . . . 850 Meilen.

Mithin steht der Madeira dem Marañon nicht allein an Wassermasse, wie schon aus der weit geringeren Zahl und Mächtigkeit seiner Affluenten hervorgeht, sondern auch an Länge, bedeutend nach. Unterhalb des Zusammenflusses beträgt die Breite der vereinten Gewässer $\frac{2}{3}$, und da, wo sie Inseln bilden, oft bis $1\frac{1}{2}$ (5 bis 6 See-) Meilen, die Tiefe dagegen schon durchschnittlich 24 Faden. Auf dieser Strecke des Marañonlaufes finden wir auch die 42 Meilen lange, 250 Quadratmeilen messende, also der Größe des Königreichs Sachsen nahe kommende Ilha dos Tupinambaránas, gebildet durch den Amazonas und den aus dem Madeira sich abzweigenden Irariá, auf welche, wie bereits in einem früheren Abschnitte erwähnt worden, sich die letzten Ueberbleibsel des einst so mächtigen Volkes der Tupinambas zurückgezogen haben.

Nicht lange nach der Vereinigung dieses Madeira-Armes mit dem Hauptstrome, und zwar dicht unterhalb der nahen Mündung des Rio das Trombetas, eines jener kurzen, ihm von dem Grenzgebirge Guyana's zuströmenden Flüsse, bildet der mächtige Rio das Amazonas die berühmte Enge von Obydos, in der lingoa geral Pauxis genannt, jenen zweiten, einer Meerenge gleichen „Pongo," der den ungeheuren Stromkoloß, nach der trigonometrischen Messung der portugiesischen Grenz-Commission vom Jahre 1781, bis auf 2126 Schritte einengt. Inselleer, zu einem ungetheilten Spiegel, zu einem einzigen Körper vereinigt, wogt, als wollte er die engen Bande zersprengen, der stolze, prachtvolle König der Ströme hier in seiner ganzen Riesenkraft und erhabenen Majestät an den flachen, sich

auf der Nordseite kaum zu kleinen Hügeln erhebenden Ufern hin, die sein Bett begrenzen, das er, im ersten Gefühl einer fernen widerstrebenden Macht, gleichsam in seinem Grimm bis zu einer noch unergründeten, schauerlichen Tiefe ausgehöhlt hat. Bis hierher, nämlich 90 Meilen den Marañon aufwärts, oder, mit dem Rhein verglichen, so weit wie von der Nordsee bis oberhalb Mannheim, und bis zur Höhe von 451 Fuß über dem Meeresspiegel, dringt der Einfluß der Gezeiten. Herr von Martius schätzt nach ungefährer Annahme die Wassermasse, die durch diese Pforte strömt, auf 499,584 Kubikfuß in der Sekunde, wobei wohl zu merken ist, daß von den Nebenflüssen des Amazonas drei, unsern Rhein an Größe weit übertreffende Ströme hierbei gar nicht in Betracht kommen, da sie erst später ihm ihren Tribut zuführen. — Von hier bis nach Pará hinab hat die flachste Stelle des Amazonas noch eine Tiefe von 5 Faden, selbst mit Einschluß der später im Westen von Marajó anzuführenden Canäle.

Sechzig Meilen unterhalb der Mündung des Madeira und zehn Meilen von Obydos, ergießt sich der dunkelgrüne, doch etwas heller als sein rechter Nachbar, der Xingú, gefärbte Tapajós bei der Villa de Santarem, dem Haupthandels- und Stapelplatz Amazoniens, in den Marañon. Von dem unter 9° 30′ südlicher Breite gelegenen Vereinigungspunkte seiner beiden Stammflüsse, des Juruena und Arinos an, die unfern der Quellen des Guaporé und des Paraguay, an den Campos de Parecis entspringen, ist seine Richtung eine fast ganz gerade, und zwar nordnordöstliche, bis zu seiner Mündung, so daß er mit dem Arinos eine viel nähere, dabei, trotz seiner geringeren Tiefe, weniger gefährliche und deshalb weit besuchtere Wasserstraße nach Mato Grosso und Cujabá bildet, als der

Madeira, auf welcher die Baumwolle, vor allem aber der Goldstaub und die rohen Diamanten des Hochlandes sowie die zahlreichen, von den wegen ihrer Betriebsamkeit, auch wegen ihres Federschmucks bekannten Mundrucús und Mauhés eingehandelten Naturprodukte des untern Uferlandes, dem Amazonas zugeführt und dafür an Erzeugnissen europäischen Kunstfleißes meistens solche schwere Gegenstände als Rückfracht genommen werden, die für den weitern Landtransport von den großen Seeplätzen des Südens nach dem Innern, nicht geeignet erscheinen. Dennoch ist die Schifffahrt auf dem Rio Tapajós ebenso wenig frei von Schwierigkeiten, von Fällen und Stromschnellen, als die seines riesigen westlichen Gefährten, dessen größtem, 30 Fuß hohen Cataract sein Salto grande an Höhe sogar völlig gleichkommt, so daß selbst im günstigsten Falle wenigstens sechs Wochen erfordert werden, um von Santarem stromaufwärts nach Cujabá zu gelangen.

Denkt man sich die Oder an die Weichsel geknüpft, so erhält man den pp. 250 Meilen betragenden Lauf des Tapajós; setzt man dagegen zwei Rheinlängen, vom Rheinwald-Gletscher bis zur Schleuse von Katwyk op Zee gemessen, an einander, so hat man erst die Länge des 300 Meilen durchfließenden, mächtigen, aber wenig besuchten Xingú, der 50 Meilen unterhalb des vorgenannten Stromes zu Porto de Móz dem Amazonas seine klaren Wasser einverleibt, die auf der Serra dos Vertentes, im Südosten der Campos de Parecis, zwischen dem 14. und 15.° südlicher Breite, und zwar beinahe auf halbem Wege von Cujabá in Mato Grosso nach Villa Boa, der Hauptstadt von Goyaz, entspringen. Der Lauf des Xingú von seiner Quelle bis zu seiner unter 1° 41′ südlicher Breite gelegenen Mündung ist im Allgemeinen von Süden nach Norden

gerichtet. In dem untern Theile desselben beschreibt er jedoch einen auffallend stark gekrümmten südöstlichen Bogen, der kurz vor der, oberhalb Souzel, der letzten von Weißen bewohnten Ortschaft, gelegenen Einmündung des von Westen kommenden Tucurui endet.

Diese wenigen Andeutungen über den Xingú mögen vorläufig genügen; auch scheinen sie hinreichend, um später wieder daran anknüpfen zu können. Ehe wir jedoch diesen Strom verlassen, sei es uns erlaubt, hier noch einmal der unter 53° westlicher Länge von Greenwich, im Nordwesten von Porto de Moz gelegenen Serra de Almeirim oder de Parú Erwähnung zu thun, als der einzigen Erhebung, welche de la Condamine auf seiner vor hundert Jahren ausgeführten Stromfahrt, vom Fuße der Anden bis zum Atlantischen Ocean, erblickte.

Schon im Westen der Xingú-Mündung erschien Herrn von Martius der Amazonas so breit wie der Bodensee. Unterhalb derselben erweitert sich aber der Strom, der bis hieher innerhalb des Tieflandes sich stets zwischen den Parallelen von 5° und 1° 30′ südlicher Breite gehalten hat, bereits zu einem wahren Meeresarme, den viele große Inseln theilen. Der nördliche Hauptstrom fluthet, anfangs unter dem Namen Rio de Macapá, später als Canal de Braganza do Norte, von hier nach N. N. O., um sich zwischen Cap Magoarí auf der Insel Joannes oder Marajó und Cabo do Norte mit einer 33½ (134 See-) Meilen breiten, durch die Inseln Caviana und Meriana in drei Theile getheilten Mündung in den Ocean zu ergießen.

Ein zweiter, weniger bedeutender Arm, nach der daran gelegenen Villa gleiches Namens o Rio de Gurupá genannt, fließt, durch Insel-Reihen (die Ilhas de Gurupá) von dem

vorgenannten getrennt, eine Strecke weit in einer mehr östlichen Richtung als jener fort. Während sich einerseits diese südlichere Wassermasse im N. W. der Insel Marajó dem Canal de Braganza wieder anschließt, tritt 18 Meilen unterhalb der Xingú-Mündung ein Theil derselben in ein vielverzweigtes natürliches Canalsystem hinein, das die sumpfigen Gestade dieser Insel vom westlich gelegenen Festlande trennt, und durchströmt es in südsüdöstlicher Richtung. Auf der Südwestseite der Insel Joannes vereinigt sich nun diese Fluth des Marañon mit den Gewässern des Uanapú (Anapú, Guanapú), des Pacajaz und des Jacundaz in einer weiten Inselbucht, die den bezeichnenden Namen des Rio (oder der Bahia) das Bocas führt, setzt dann, ein wahres Meer süßen Wassers, die Insel Marajó in Süden und Osten von der Terra firma scheidend, als Pará-Strom *) ihren Lauf nach Osten und Norden fort, und nimmt auf halbem Wege zum Meere den letzten der drei oft genannten Riesenströme, den olivenbraunen, etwa 400 Meilen langen, gangesgleichen Tocantins auf, um sich bald darauf, und zwar nach ihrer Vereinigung mit den ebenfalls von Süden kommenden kurzen, aber wasserreichen Rios Mojú, Acará und Guamá (deren gemeinschaftliche Mündung in den Pará, Bahia de Goajará heißt), in einer Breite von $8\frac{5}{8}$ (oder $34\frac{1}{2}$ See-) Meilen zwischen der Ponta de Tigióca und Cap Magoarí gegen den Ocean zu öffnen. Wenn dagegen von manchen Geographen der Pará als nicht zum Stromsystem des Marañon gehörig, sondern als der, nur durch das beschriebene Canalsystem mit demselben communicirende Ausfluß des von ihnen als völlig für sich

*) „Pará" bedeutet Fluß oder Strom in der Sprache der Tupinambas. (Vergl. de la Condamine, Journal du Voyage etc., pag. 195.)

bestehend gedachten Tocantins betrachtet wird, so können wir — vorausgesetzt, eine Meinung in solchen Dingen sei uns überhaupt gestattet — aus später in aller Bescheidenheit zu entwickelnden Gründen, uns dieser Ansicht nicht anschließen. Rechnen wir daher die ungefähr 600 Quadratmeilen messende, von dem süßen Wasser des Amazonas und seiner Nebenflüsse umflossene Insel Marajó, die Sicilien an Größe gleichkommt, zu dem Delta desselben, so erhalten wir für die ganze Breite seiner Mündung, von der Ponta de Tigióca bis zum Cabo do Norte, $44\frac{1}{4}$ (oder 177 See-) Meilen, was ungefähr der Entfernung vom Monte Circello, an den pontinischen Sümpfen, bis Cap Gallo bei Palermo, anderseits aber auch der größten Breite unserer Ostsee (zwischen der curischen Nehrung und dem Vorgebirge Torhamn-Odde) gleichkommt.

Der Tocantins, bei dem wir einen Augenblick verweilen wollen, wird aus zwei fast gleich langen, bekanntlich durch die Cordillera Grande geschiedenen Stammflüssen gebildet, von denen der westliche bis zu ihrem unter 5° südlicher Breite stattfindenden Zusammenflusse, Rio Araguaya, der östliche aber von Anfang an Tocantins genannt wird. Die Quellen des Letzteren liegen pp. unter 16° südlicher Breite in dem östlichen Theile der Serra dos Vertentes, auf deren Südseite die Gewässer dem Paraná zufließen, und zwar ganz nahe bei Villa Boa, wo die drei Haupthandelsstraßen des Innern Brasiliens sich vereinigen, die wir uns hier in aller Kürze zu erwähnen gestatten.

Die eine der drei Straßen führt von diesem Knotenpunkte quer durch Mato Grosso über Cujabá und Villa Bella nach Bolivien, wo sie sich bis zu dem berühmten, 12,520 Fuß über dem Meere gelegenen Anden-Thale von Potosi erhebt. Ein anderer ähnlicher Saumweg nimmt von Villa Boa aus eine

nördliche Richtung nach Palma, in der Mitte von Goyaz, biegt von da nach Osten ab, um, die Gebirge quer durchschneidend, seine Waaren in Bahia abzusetzen, und vereinigt sich hier, an seinem Endpunkte, mit dem von Pará kommenden Landwege, der durch's Innere nach S. Luiz do Maranhão und dann abermals durch den Sertão (das Innere) auf dem mächtigen Bogen der Ostküste Brasiliens nach Bahia führt. Die dritte von Villa Boa ausgehende Handelsstraße vermittelt endlich die Communication mit dem Osten und Süden des Landes über Paracatú und Villa Rica, einerseits mit der Hauptstadt des Reiches, Rio de Janeiro, anderseits mit den Provinzen S. Paulo und Rio Grande.

Nach dieser kleinen Abschweifung wieder zu dem Tocantins zurückkehrend, finden wir die Quellen des Araguayá fast im Meridian von der des Xingú und 2° südlicher als die des östlichen, noch einmal so wasserreichen Stammflusses, der in seinem obern Laufe ein, im Anfang des vorigen Jahrhunderts wegen seiner Goldminen bekannt gewesenes Land durchströmt. Der mehr oder weniger breite Streif der Cataracten bildet nämlich bei allen diesen großen südlichen Zuflüssen des Amazonas zugleich die Scheide zwischen ihrem unteren, durch die waldigen Ebenen, und ihrem oberen, meistens durch hügelige Fluren („Campos") führenden Laufe, wo sich die Ufer-Vegetation nur zu den niedrigen, krummästigen, minder saftiggrün belaubten Bäumen des Minenlandes erhebt, die, gleich dem Gesteine, auf Gold-Formation schließen lassen. Beim Tocantins enden die Fälle und Stromschnellen nördlich des 4.° südlicher Breite. Hier tritt er mithin in das Tiefland ein. Beim Xingú liegt dagegen dieser Punkt des Eintritts in die Ebenen erst in $3\frac{1}{2}$° südlicher Breite, beim Tapajós aber südlich des 5.°, woraus sich zugleich

die Nordgrenze des brasilianischen Hochlandes ergiebt, welche diese Ströme, gleich einer Terrasse, quer durchschneiden.

Wenige Meilen von der Mündung des Tocantins entfernt, erhebt sich an seinem linken Ufer die Stadt Cametá, auch Villa Vigosa genannt, deren Bezirk etwa 20,000 Einwohner zählt, und die gewiß dereinst recht blühend werden kann, wenn der Handel, was sehr zu wünschen wäre, auf dem schönen Strome noch mehr zunimmt. Ja, die Natur selbst scheint denselben zur Handelsstraße bestimmt zu haben, indem sie ihn durch natürliche Bifurkationen mit dem Jacundaz, seinem Nachbarflusse zur Linken, vereinigte, und anderseits seine Wasser, dicht an der Mündung, durch den Anapú, seinen rechten Nebenfluß, und den sich darin ergießenden Igarapé-mirim beinahe auch mit dem Rio Mojú in Verbindung brachte, so daß ein kurzer Durchstich hingereicht hat, dieselbe völlig herzustellen. Auf diesem Wege gelangt man leicht und sicher aus dem Tocantins in die Bahia de Goajará und somit nach der Hauptstadt der Provinz Pará, der Cidade de Sta. Maria de Belêm do Grão Pará, die am Einflusse des Rio Guamá in diese Bucht des Parástromes, etwa 17 Meilen vom Meere entfernt, unter 1° 27′ südlicher Breite und 48° 30′ *) westlicher Länge von Greenwich, liegt.

Die Einfahrt in den Amazonenstrom ist wegen der großen Sandbänke, die sich vor seine beiden Mündungen gelagert haben, äußerst gefährlich. Außerdem tritt uns noch eine andere, leicht gefahrbringende, aber höchst wunderbare und noch nicht genügend erklärte Naturerscheinung, die bekannte „Pororóca,"

*) Nach den neuesten Beobachtungen setzt Lieutenant H. Raper R. N. Pará, Fort S. Pedro, in 48° 30′ 30″ w. Gr.

am Ausflusse des Marañon entgegen, die sich beim Voll- und Neumond, zur Zeit der Springfluth, am heftigsten daher während der Aequinoxien (besonders im Frühjahr) einzustellen pflegt, und nicht allein im Hauptstrome, sondern auch in einigen seiner dem Meere zunächst gelegenen Zuflüsse, sowie in vielen nahe liegenden Küstenflüssen wahrgenommen wird. Statt nämlich regelmäßig zu steigen, erhebt sich die, durch die stark ausströmende Wassermasse des ungewöhnlich anhaltend ebbenden Flusses allmälig aufgestaute Fluth in wenigen Minuten zu ihrer größten Höhe, überwindet den ausgehenden Strom, drückt ihn in die Tiefe hinab, und wälzt sich dann über ihn fort und, einer Mauer gleich, den Fluß aufwärts, mit einem Getöse, welches anderthalb Meilen weit hörbar ist. Oft nimmt diese Alles verheerende Fluthwelle die ganze Breite des Stromes ein, zuweilen auch nicht. Da, wo sie auf Untiefen stößt, erhebt sie sich zu 12 bis 15 Fuß Höhe; an sehr tiefen Stellen senkt sie sich dagegen und verschwindet fast gänzlich, um später an einem seichteren Orte wieder aufzutauchen. Solche tiefere Stellen nennen die Schiffer „Espéras," Warteſtellen, weil hier selbst kleinere Fahrzeuge vor der Wuth der Pororóca sicher liegen, namentlich wenn man die Vorsicht gebraucht, sie an einen Baum am Ufer zu befestigen, da ihre Ankertaue sonst leicht durch die Niveauveränderung des Flusses zerrissen werden. Je länger ferner das Ebben dauert, und je schneller es stattfindet, desto stärker erscheint die Pororóca; ebenso kräftigend wirken zahlreiche Untiefen, Sand und Schlamm im Flußbett und Verengungen desselben, außer andern örtlichen Ursachen, auf dieses Phänomen ein. — Die meisten Beobachter wollen drei bis vier auf einander folgende derartige Wogen bemerkt haben, indem die hintere Anschwellung stets die sich überstürzende vordere ersetzt. Hinter

sich aber läßt die fortziehende Pororóca die Gewässer in demselben Zustande vollkommener Ebbe zurück, in dem sich dieselben vor ihrer ephemeren Erscheinung befanden, die sich stets an drei auf einander folgenden Tagen mit Eintritt der Fluth wiederholen soll *).

Ebbe und Fluth sind überhaupt von großem Einfluß auf die Beschiffung des Amazonas in dem ihrer Einwirkung ausgesetzten Theile seines Laufes, indem sie sich theils als Hemmniß, theils als Beschleunigungsmittel der Fahrt bemerkbar machen. Gegen die Gezeiten rückt man nur langsam unter Segel fort, und mit Rudern läßt sich auf die Länge schwer dagegen ankämpfen. Aus diesem Grunde liegt man meist während der ungünstigen Zeit still. Ja, die Gezeiten spielen bei der Beschiffung des Amazonenstromes eine so wichtige Rolle, daß man sie sogar als Maß für die Entfernungen auf demselben braucht, und nach „Marés“ rechnet, worunter man den Weg versteht, den ein Fahrzeug mit einer Ebbe oder Fluth zurücklegen kann.

Die große Länge des Amazonenstromes macht, daß das Anschwellen seiner aus dem tiefsten Innern des Continents hervorströmenden Gewässer in verschiedenen Theilen seines Laufes auch in sehr ungleiche Zeiten fällt. Während der Marañon in Maynas, am Fuße der Anden, schon im Januar stark

*) Aehnliche Erscheinungen sind unter andern der bekannte Rat d'eau in der Dordogne, und die Bore oder Hyger im Hoogly-River und in mehreren andern Ganges-Armen. Die umgekehrte Erscheinung findet dagegen in dem nahen Essequibo statt, der, die Fluth überwindend, seinerseits eine solche Welle bildet, die sich der Fluth entgegenwälzt. — Die Eingebornen schreiben die Pororóca dem Einflusse böser Geister zu. In ihrer Sprache bedeutet das Wort, nach Eschwege, (Brasilien die Neue Welt, Th. I. pag. 156.), „einen Knall thun, Geräusch oder Lärm machen.“

anschwillt, fangen die Wasser des Solimões erst im Februar an zu steigen; dagegen erreicht der Amazonas unterhalb des Rio Negro nicht vor Ende März und Anfangs April seinen höchsten Stand. Ferner ist der Zeitraum zwischen dem Anschwellen und Fallen des Hauptstromes aus dem Grunde verhältnißmäßig nur gering, weil seine, theils in der südlichen, theils in der nördlichen Hemisphäre entspringenden Nebenflüsse, was das Steigen und Fallen derselben betrifft, natürlich eine sehr verschiedene Periodicität zeigen. Die nördlichen Nebenflüsse haben keinen so entschiedenen Einfluß auf den Amazonas, als die riesigen Zuflüsse, die ihm von Süden her zuströmen, im November zu steigen beginnen und sich schnell durch das Anschwellen der Gebirgswasser füllen. Vor allem aber influirt auf den Amazonenstrom sein wasserreichster Nebenfluß, der Madeira, dessen höchster und niedrigster Wasserstand gleichzeitig mit dem des Hauptstroms eintritt. Im Solimões und weiter östlich steigt das Hochwasser des Binnenlandes bis zu 40 Fuß, ja, Herr von Martius hat sogar einzelne Bäume 50 Fuß über dem niedrigsten Stand des Stromes mit zurückgebliebenem Flußschlamm überzogen gefunden! — Alsdann erscheint das Land an den Ufern des Marañon, mit seinen hochstämmigen, von dem reißenden Strome durchbrochenen Wäldern gleichsam ertrunken in den endlosen, sich unaufhaltsam fortwälzenden Wasserfluthen. Die höchsten Bäume erzittern, und unzählige Stämme werden von dem reißenden Flusse mit fortgeführt. Die Thiere flüchten auf die höher gelegenen Theile des festen Landes, und Fische und Krokodile schwimmen an den Stellen umher, wo jüngst noch die Unze und der Tapir sich durch die Wälder Bahn brachen. Nur einzelne Vögelgattungen, die auf den höchsten Baumgipfeln horsten, unter ihnen der Arára, lassen

sich nicht von dieser Aufregung der Elemente verscheuchen, die an die Stelle der stillen Waldeinsamkeit getreten ist. Durch diese Ueberfluthung entstehen und verschwinden jährlich unzählige Inseln; durch sie erhalten die Ufer zuweilen eine ganz neue Gestalt, indem der Strom an dem einen Ufer das ansetzt, was er an dem andern abgerissen hat, und so oft aus einer größern Insel mehrere Eilande bildet oder umgekehrt mehrere kleine Inseln zu einer größeren vereinigt. Auch ist es nicht unwahrscheinlich, daß die zahllosen Seen, welche den Marañon, gleich dem Madeira, auf dem größten Theile seines Laufes begleiten und mit ihm in Verbindung stehen, vornehmlich diesen Ueberschwemmungen ihr Dasein verdanken.

Die Durchschnitts-Geschwindigkeit des Amazonas schätzt von Martius an den Ufern auf 0,75 Knoten, und in der Mitte auf 1,5 Knoten. Lister Maw giebt dieselbe zwar auf 4 Knoten an, bemerkt aber dabei, daß sie in der trockenen Jahreszeit geringer ausfallen dürfte, was mit der Angabe des Schiffs-Lieutenants W. Smyth und des Mr. F. Lowe ziemlich übereinstimmt, nach deren Karte man 3,3 Knoten als mittlere Schnelligkeit des Stromes von der Mündung des Ucayale bis zu der des Rio Negro erhält. Diese verschiedenen, sich zum Theil widersprechenden Angaben rühren von der Schwierigkeit her, das Mittel aus der so häufig wechselnden Geschwindigkeit des Amazonenstromes zu nehmen, die theils von der Gegend des Stromlaufes — so schätzte sie z. B. Lister Maw an einzelnen, stark bewegten Stellen des Solimões sogar auf 5 Knoten; fast dasselbe fand de la Condamine da, wo der Marañon schiffbar wird —, theils von seinem Wasserstande, da z. B. der Madeira bei hohem Wasserstande an seiner Mündung fast still zu stehen scheint, theils, wie schon bemerkt,

von der Jahreszeit, und endlich auch noch davon abhängt, ob dieselbe am Ufer, wo man sogar oft eine Rückströmung wahrnimmt, oder in der Mitte des Stroms gemessen wird. — Ganz dasselbe Verhältniß findet in Bezug auf die Messung der Tiefen statt. Da wir oben überall nur die Durchschnitts-Tiefe angegeben haben, so dürfte es nicht uninteressant sein, wenn wir noch als besonders in die Augen fallende Abweichungen von derselben anführen, daß de la Condamine in der Gegend der Ucayale-Mündung, wo man sonst durchschnittlich nur 8 bis 12 Faden hat, mit 80 Faden, und an einer Stelle unterhalb Coary, wo die Durchschnitts-Tiefe 14 bis 16 Faden beträgt, mit 103 Faden keinen Grund fand. Darin stimmen indeß alle Reisenden überein, daß die Tiefe in der Enge von Obydos bisher noch nicht genügend ausgemittelt, jedenfalls aber höchst bedeutend ist. Wenn der Einfluß von Ebbe und Fluth sich durchschnittlich, wie wir bereits bemerkt haben, bis zu diesem Punkte, 100 Meilen stromaufwärts erstreckt, — wir sagen durchschnittlich, weil z. B. Smyth und Lowe ihn bei dem höchsten Stande des Stromes erst in Gurupá verspürt haben, — so behaupten dagegen einige Reisende, das süße Wasser des Marañon schon auf 50 Meilen von seiner Mündung in See getrunken zu haben, was jedoch an Uebertreibung grenzt, indem, wie es scheint, die Salzfluth der Aequatorial-Strömung sogar bis über die Ponta de Tigióca in den Fluß vordringt und sich hier erst nach Norden wendet, während anderseits das süße Wasser des Flusses, sich ganz an der westlichen Küste haltend, nur bis zum Cabo do Norte reicht.

Diese weite Bai, dieses Meer süßen Wassers, mit dem sich der Marañon in unabsehbarer Ausdehnung gegen den

Ocean öffnet, hat, so erzählt man, auch die Veranlassung zu diesem Namen des ersten Stromes der Erde gegeben. Als nämlich im Jahre 1500 die ersten Entdecker, unter der Leitung des Vicente Yañez Pinzon in diese riesige Mündung vordrangen, sollen die Einen staunend: „Ist dies noch die See (Mar)?“ gefragt, und die Andern „Nein!“ (spanisch non, portugiesisch nã̃o) geantwortet haben, und aus der Zusammenziehung dieser beiden Worte der spanische Name „Marañon“ und der portugiesische „Maranhã̃o (Marahnã̃o)“ entstanden sein, indem man des Wohllauts wegen ein „a“ zwischen die beiden Sylben hineinschob, oder nach der portugiesischen Leseart dem „Nein“ ein „ach (ah!)“ vorsetzte. Trotzdem, daß diese Erzählung auf die mannigfachste Art von den verschiedenen Schriftstellern gemodelt wird, bleibt sie immerhin die gebräuchlichste, wenn auch nicht gerade historisch festgestellte Ableitung des Namens.

Einunddreißig Jahre nach der Entdeckung versuchte der Spanier Diego de Ordas in die Mündung des Marañon und des Orinoco einzudringen, sah sich aber durch den Verlust eines seiner Schiffe bald genöthigt, das gefährliche Unternehmen aufzugeben; doch was dem Genannten von dieser Seite nicht gelingen wollte, erreichte bald darauf ein Landsmann desselben, Francisco de Orellana, der erste, der, wie wir früher bereits angeführt haben, den Marañon von Westen her, von den Ufern des Stillen Meeres kommend, auffand und vom Einflusse des Napo an, ihn bis zu seiner Mündung hinabschiffte.

Die Veranlassung zu dieser denkwürdigen Reise war folgende. Kaum hatte der bekannte Francisco Pizarro, dessen Namen die Geschichte nur mit Abscheu nennt, im Jahre

1541 seinen Bruder Gonzalo Pizarro, der ihn an Grausamkeit wo möglich noch übertraf, zum Gouverneur der Provinz Quito eingesetzt, als sich derselbe bereits zu einem Zuge über die Anden anschickte. Was war es aber, das ihn dazu bewog? — Die Sage von dem „Dorado" (d. h. von dem vergoldeten Manne) war es, die ihn so mächtig anzog, die auch ihn in's tiefste Innere des Continents lockte, — jene, so manchem Spanier verderblich gewordene Sage, der so viele Conquistadores, gleich einem Gespenste, nachjagten, das, mit jedem Schritte tiefer in's Land hinein, immer weiter vor ihnen her floh, weil die Eingebornen, die Goldgier der Spanier geschickt benutzend, stets den Sitz der Mythe aus ihrer Nähe in eine entferntere Gegend versetzend, den eigenen Stamm der fremden Habsucht zu entziehen verstanden.

Jene Sage von dem Goldkönige *), von seiner Wunderstadt Manao, wo dreitausend Goldschmiede stets Arbeit fanden, und seinem fabelhaften Goldlande mit einem Gold-, einem Silber- und einem Salzhügel war es, die Gonzalo im Osten Perú's, von den Aussagen der Indianer verleitet, aufzusuchen sich auf den Weg machte. Kein Wunder, daß die Erzählungen von dem „Rey dorado" seine Phantasie aufregten, seine Neugier und seine Habsucht reizten! Wie reich an Schätzen mußte das Land jenes Königs sein, der sich jeden Morgen beim „Lever" mit wohlriechendem Oel oder Harz bestreichen und dann von seinen, mit langen Blasröhren bewaffneten Kammerherren sich ganz und gar mit Goldstaub überblasen ließ, den er jedoch, da diese Art von Kleidung den

*) der statt el Dorado, auch Groß-Moxos, Groß-Paytiti, Enim und Groß-Paru genannt wurde. Vergl. Southey, I. 372.

Fürsten am Schlafe hindern würde, jeden Abend abwusch, um an jedem Tage, gleich einer künstlich gearbeiteten Statue, frisch vergoldet zu erscheinen! — Diesem Phantasiegebilde also zog Gonzalo nach, von zweihundert Mann zu Fuß und hundert Mann zu Roß, außerdem von viertausend Indianern begleitet, die ihm als Lastträger dienten, und gefolgt von einer Heerde von viertausend Schweinen und indianischen Schafen. Nach vielen Widerwärtigkeiten, und nachdem er einen Zweig der Cordilleren, obgleich nicht ohne große Beschwerde, glücklich überschritten, gelangte er in das Thal Zumaque, woselbst er sich mit Francisco de Orellana, einem Ritter aus Truxillo, der ihm mit dreißig Pferden nachgezogen war, vereinigte.

Als endlich, nach vielen bestandenen Fährlichkeiten, der Caco (Coca), ein Nebenfluß des Napo, erreicht war, bauten die unerschrockenen Spanier an seinem Ufer eine Brigantine, die zum Transport der Kranken, auch zum Uebersetzen der Truppen von einem Ufer auf das andere dienen und das Expeditions-Corps, das längs des Ufers marschirte, auf dem Flusse segelnd begleiten sollte. Sie setzten auf diese Weise die Reise eine Zeit lang stromab fort, bis bei dem unausgesetzten Regen, bei dem häufigen Durchwaten von Sümpfen und überschwemmten Savannen, Hunger, Erschöpfung und Krankheit sich in so hohem Grade einstellten und die Reihen des kleinen Corps dermaßen zu lichten begannen, daß, nachdem bereits tausend Indianer als Opfer gefallen waren, Pizarro den Entschluß faßte, Orellana mit funfzig Mann in der Brigantine nach dem 80 bis 100 Leguas entfernten Vereinigungspunkte des Caco und des Napo hinabzusenden, um in dem dortigen, als fruchtbar geschilderten Landstriche Lebensmittel zu holen, die er dem zurückbleibenden Corps zuführen sollte.

Sobald Orellana den Napo erreicht hatte, ließ er, die Rückfahrt durch das unfruchtbare Land bei dem nahrungslosen Zustande der Seinen — die bereits gekochte Schuhsohlen und Lederriemen essen mußten — für unausführbar erkennend, sich von denselben zum unumschränkten Befehlshaber wählen, um darauf am 31sten December 1541 mit ihnen die Reise den Napo abwärts eigenmächtig anzutreten. — So führte ihn sein Schicksal in den mächtigen Paraná-guaçú *), wie die Eingebornen bekanntlich den Marañon nannten. Oft waren die Ufer lange Strecken weit völlig unbewohnt; dann gelangte man wieder zu mehr oder minder zahlreichen Indianerstämmen, wo die halb verhungerten, zur Verzweiflung gebrachten Spanier bald gute Aufnahme fanden, bald in hartnäckige Kämpfe verwickelt wurden, aus denen ihre beiden Brigantinen, — es war nämlich bereits mit großem Zeitaufwande eine zweite erbaut worden, — stets siegreich hervorgingen. Auch verfehlte Orellana nicht, wo es irgend thunlich war, mit den herkömmlichen Ceremonien zum Staunen der Eingebornen von dem Uferlande im Namen des Königs von Castilien feierlich Besitz zu nehmen.

Schon lange hatten die kühnen Abenteurer von einem Volke von „Amazonen" gehört, das tief im Innern hausen sollte; doch erst am 22sten Juni 1542, nachdem sie nach ihrer Schätzung bereits 1400 Leguas auf dem Strome zurückgelegt hatten, kamen ihnen die ersten zehn oder zwölf dieser Heldinnen zu Gesicht, die an der Spitze des ihnen unterthänigen Volkes den Spaniern tapfern Widerstand leisteten. Der Grund der hartnäckigen Gegenwehr dieses Stammes war ein sehr einfacher,

*) Paraná-guaçú heißt: großes Meer.

und bestand lediglich darin, daß die schönen Tyranninnen einen jeden der Ihrigen tödteten, der die Flucht ergriff.

Die Amazonen beschreibt Orellana als von großer Statur und weißer Gesichtsfarbe, mit langem, glattem Haar, das sie um den Kopf gewickelt trugen. Ihre einzige Bekleidung bestand in einem Gürtel, und Bogen und Pfeil waren ihre Waffen. Sieben bis acht dieser Schönen blieben auf dem Platze, worauf das Volk die Flucht ergriff. Doch bald erschienen wieder neue Indianer-Haufen, so daß die Spanier sich ohne Beute an Bord ihrer Fahrzeuge zurückziehen mußten. — Im Lande der Amazonen gab es gemauerte Städte und mit Gold gedeckte Tempel, wenn man dem trauen kann, was Orellana von den Eingebornen erfahren haben will.

Nach zahllosen Schicksalen und nach einer Binnenfahrt, deren Dauer fast acht Monate betrug, und deren Länge der kühne Abenteurer auf 1800 Leguas schätzte, gelangten die beiden Brigantinen endlich am 26sten August in die offene See, und erreichten am 11ten September die Insel Cubagua, von wo Orellana nach Spanien zurückkehrte.

Nachdem er hier volle Verzeihung für sein schwer zu billigendes, eigenmächtiges Verlassen des Gonzalo Pizarro, und sogar die Erlaubniß, die von ihm entdeckten Länder, jedoch mit Schonung des portugiesischen Gebiets, unter dem Namen der Provinz Nueva-Andalusia, für die Krone Spanien förmlich zu erobern, erhalten hatte, unternahm er bereits im Jahre 1544 eine zweite Reise nach der Mündung des Amazonenstroms, um hier, nach monatelangem Umherirren in diesem Süßwasser-Labyrinthe und nach vielen vergeblichen Versuchen, in den Hauptstrom zu gelangen, gleich vielen der Seinen, von Krankheit befallen, den Tod zu finden. Sein Name wurde

früher und wird noch heute, nach dem Vorgange des berühmten Geschichtschreibers Southey, von einigen Schriftstellern dem Marañon beigelegt, eine Ehre, die der unerschrockene Spanier gewiß wohl verdient hat. Wenn jedoch die Bezeichnung: Rio das Amazonas die beliebtere geworden ist, so hat Orellana diesen Umstand sich selbst beizumessen, da seine poetischen Beschreibungen des fingirten Amazonengeschlechts dem Könige der Ströme einen eigenen mystisch-romantischen Nimbus verliehen haben, der fortan von dem Gedanken an denselben unzertrennlich wurde.

Bereits im folgenden Jahre (1545) tauchte die Amazonen-Sage in einer etwas südlicheren Gegend wieder auf, indem der Conquistador von Paraguay, Fernando de Ribeira, auf seinen Zügen von einem solchen Frauenreiche, etwa unter dem 12.° südlicher Breite, gehört haben wollte. Einige Zeit darauf folgte eine zweite Fahrt auf dem Marañon von den Anden bis zum Meere, die, überhaupt in ein gewisses Dunkel gehüllt, kein neues Licht über diese Sage verbreitete. Sechzehn Jahre nach Orellana's Tode, 1560 nämlich, versuchte Piedro de Ursua von Cuzco aus zum Amazonenstrome zu gelangen, ward aber unterwegs von dem schändlichen Lopez d'Aguirre ermordet, der die Reise bis zum Ocean fortsetzte. — Etwas später jedoch (1595) erschien ein anderer Abenteurer, Sir Walter Raleigh, der das Amazonenland an die Ufer des Tapajós verlegte.

Zwanzig Jahre danach sendete Alexandre de Moura, nachdem er kurz zuvor S. Luiz do Maranhão erobert und la Rivardière mit der französischen Besatzung von dort vertrieben hatte, den Francisco Caldeira de Castello Branco mit drei Caravellen und 200 Mann aus, um das

Land an der Mündung des Amazonas, das die Portugiesen, ebenso wie den Strom selbst, mit dem Namen Grão-Pará bezeichneten, zu erforschen, und unter dem Titel eines Capitão-Mor in Besitz zu nehmen. Derselbe traf am 3ten December 1615 in der Gegend ein, wo der Mojú, der Acará und der Guamá in den Parástrom münden, legte hier ein Fort an und somit, wie schon früher erwähnt worden, den ersten Grund zu der nachmaligen Hauptstadt dieses weiten Landstrichs: Nossa Senhora de Belêm *).

Gleich anfangs bekam Caldeira mit den Holländern zu thun, die sich am nördlichen Ufer des Amazonenstroms niedergelassen hatten und dort Handel trieben. Er entsendete nämlich den kühnen „Alferes" Pedro Teixeira gegen ein großes holländisches, etwa 40 Legoas von Belêm vor Anker liegendes Schiff, welches derselbe, nach hartnäckigem Kampfe, glücklich in Brand steckte.

Bald darauf gerieth der neue Capitão-Mor mit den Tupinambas in Streit, die, durch ihre harten Schicksale in der Provinz Pernambuco belehrt, zu den Waffen griffen, um die Portugiesen zu vertreiben. Obgleich Caldeira bald abgesetzt ward, so dauerte dennoch der Unfriede mit den Indianern mit geringen Unterbrechungen auch bei seinen Nachfolgern fort, die theils durch Capitães-Mores, unter den Befehlen des Gouverneurs von Maranhão und Ceará, theils als selbstständige Gouverneure über die Provinz Pará herrschten, und mittelbar oder unmittelbar die armen Eingebornen auf's grausamste verfolgten und bekriegten, ja es zuließen, daß ihre Landsleute den schauderhaftesten Menschenhandel trieben, die

*) Unsere liebe Frau von Bethlehem.

unglücklichen Indianer zu Sklaven machten und sie für ihre Rechnung auf dem Markte von Belêm verkauften. Ueberhaupt ist die Geschichte der Provinz Pará, die, bei der entfernten Lage dieses Landstrichs sowohl von Lissabon, als von dem Sitze der frühern General-Gouverneure Brasiliens, Bahia und Rio de Janeiro, fast zu allen Zeiten isolirt dasteht, ebenso arm an erfreulichen, als an großartigen Ereignissen. Wir hören, wenn wir sie verfolgen, von nichts als von der Absetzung und Wiedereinsetzung von Capitães-Mores, von der Vertreibung und Rückkunft geistlicher Orden, von innern Zwistigkeiten und Rebellionen aller Art, von Zügen gegen die Eingebornen und von unbedeutenden Kämpfen gegen die Ansiedler anderer europäischer Nationen, vor allem der Holländer, die sich ebenfalls am Amazonenstrome festgesetzt hatten und auf demselben Handel trieben. — Wir wenden uns daher von diesen politischen Wirren ab und einer interessanteren Art von Erscheinungen zu, indem wir einige der berühmteren Abenteurer und Reisenden anführen, die den größten Strom der Erde beschifften.

Nachdem zwei, zu einer aufgelösten Mission gehörende Franziskaner in Begleitung von sechs Kriegsknechten, deren Hauptmann von den Indianern erschlagen worden, dem Beispiele des Orellana folgend, sich der Vorsehung überlassen hatten und so auf dem Napo und Marañon bis zum Ocean gelangt waren, wurde gleich darauf, im October 1637, die erste Expedition stromaufwärts nach Quito abgesendet, das damals bekanntlich während der Vereinigung beider Kronen demselben Herrscher huldigte. Pedro Teixeira unternahm diese Fahrt, die glücklich ablief und ohne die Landreise etwa zehn Monate dauerte, mit 70 Soldaten und 1200 Indianern,

welche als Bogenschützen und Ruderer dienten, was mit den Weibern und Sklaven eine Gesammtzahl von nahe an 2000 Köpfen gab, die auf 45 Canoas eingeschifft waren. Der Hauptzweck dieses Unternehmens scheint die Unterwerfung der Uferstämme am Amazonas gewesen zu sein, die zum Theil eine entschiedene Neigung für die Holländer und Engländer an den Tag legten, deren Streben noch immer dahin ging, sich in diesen Gegenden festzusetzen, und von denen die erstgenannten ihre Handelsverbindungen sogar bereits bis zum Tapajós ausgedehnt hatten.

Im Jahre 1639 kehrte der kühne Portugiese auf demselben Wege von Quito, wo man ihn festlich empfangen und ihm zu Ehren nach der Sitte des Landes Stiergefechte veranstaltet hatte, nach Nossa Senhora de Belém, und zwar in Begleitung des gelehrten Jesuiten Frei Cristoval d'Acuña, zurück, der die Reise umständlich beschrieben hat. Auch er erwähnt der Amazonensage, indem er unter anderm berichtet, daß diese Heldinnen zur Zeit Teixeira's mit dem Stamme der Guacarás am Rio Cunuris, den Herr von Martius für den Rio das Trombetas hält, in Handelsverbindungen und außerdem in solchen Beziehungen standen, welche ihr Geschlecht vor dem Aussterben sicherten. Wenn nach ihrer Gewohnheit die Guacarás jährlich einmal in das gebirgige Land kamen, das damals die Amazonen bewohnten, so gingen ihnen diese bewaffnet an's Stromufer entgegen. Sobald sich die Schönen überzeugt hatten, daß es ihre Freunde waren, eilten sie zu den Canoas derselben, und eine jede holte die Hangematte eines der Ankömmlinge, um sie sogleich in ihrer Wohnung aufzuhängen und somit den Eigenthümer des schwingenden Bettes für die gegenwärtige Saison zum Gefährten

zu erwählen. Im darauf folgenden Jahre holten alsdann die Väter, nach den Aussagen Einiger, die von den Amazonen gebornen Knaben ab, während die Töchter bei den kriegerischen Müttern zurückblieben; Andere berichten dagegen, im Widerspruch mit dieser Angabe, daß die Amazonen ihre Söhne sämmtlich ermordeten, und dies klingt auch wahrscheinlicher, weil entgegengesetztenfalls leicht eine Uebervölkerung an Männern bei dem Stamme der Guacarás eingetreten sein würde.

Nach diesen Reisen des Pedro Teixeira, — denen unter andern in den Jahren 1689 bis 1691 die des Pater Samuel Fritz, eines böhmischen Jesuiten, folgte, der eine Karte des Stroms veröffentlichte, — gehörte bald die Fahrt den Marañon hinab nicht mehr zu den Seltenheiten, da man, auf diese Weise die gefahrvolle Umschiffung des Cap Hoorn vermeidend, den Weg von Perú nach Europa sicherer zurücklegen konnte. Auch wurden von jetzt an der Amazonas und seine Nebenflüsse allmälig bekannter, und zwar kann man etwa das Jahr 1710 als den Zeitpunkt betrachten, wo die Portugiesen eine allgemeine geographische Ansicht von dem Laufe dieser Ströme bereits gewonnen hatten.

Im Jahre 1719 ward Nossa Senhora de Belêm, nachdem sich seine Bevölkerung im Jahre 1676 durch Einwanderer von der durch einen vulkanischen Ausbruch verheerten Insel Fayal vermehrt hatte, durch königlichen Beschluß zu einem Bisthum erhoben, das seine Gerichtsbarkeit über die portugiesische Guyana, Mato Grosso und Goyaz erstreckte; auch trat endlich unter dem Marquis de Pombal die Provinz Pará unter dem Namen Estado do Grão Pará definitiv in die Reihe der Capitanias ein.

Trotz der bekannten Fürsorge dieses Staatsmannes, sowohl

in Bezug auf die Eingebornen, als auf die Colonisten, die ihm unter andern bereits (1755) die Gründung einer mit ausschließlichen Privilegien begnadigten Handelsgesellschaft in Pará und Maranhaõ verdankten, schien die unruhige Provinz doch erst befriedigt, als im Jahre 1759 auch hier die Vertreibung der Jesuiten erfolgte. Ueber die Reinheit der Absichten dieses Ordens und die Art, wie dieselben ausgeführt wurden, wollen wir hier nicht richten; doch soviel scheint festzustehen, daß die Missionen desselben für die Heranbildung der wilden Stämme des Innern, namentlich für die bürgerliche Erziehung, von großem Nutzen waren, und daß mit der Vertreibung der Brüderschaft Jesu der Verfall der „Aldeas" (Indianer-Dörfer) in Pará seinen Anfang nahm, obgleich Pombal sich von der Unterordnung dieser Wohnsitze unter weltliche Obere ganz andere Resultate versprochen hatte. — Gleichzeitig mit diesen Maßregeln wurden die kräftigsten Gesetze zur Aufhebung und gänzlichen Abschaffung der Sklaverei der unglücklichen Indianer erlassen; doch trat leider sehr bald die Einführung von Negersklaven an deren Stelle.

Etwa ein Jahrhundert nach der Reise Teixeira's, im Jahre 1743, fand die oft erwähnte wichtige Expedition de la Condamine's, von Jaën de Bracamoros den Amazonenstrom abwärts bis Pará, statt. So kurz ihre Dauer war — sie währte nur $2\frac{1}{2}$ Monat —, so groß war die auf dieser Reise gewonnene Ausbeute für die Wissenschaft, namentlich für die Geographie des Marañon, die durch de la Condamine's Karte wesentlich bereichert wurde. Ueberall erkundigte sich der große Akademiker, obgleich er selbst jenen Erzählungen nicht vollen Glauben schenkte, nach der Amazonensage, und fand sie längs des ganzen Stromufers noch im Munde des Volks.

Alle Aussagen stimmten darin überein, daß die Amazonen schon vor längerer Zeit ihren Wohnsitz verändert, indem sie, von Süden kommend, den Marañon überschritten und sich dem Rio Negro oder einem der andern nördlichen Zuflüsse zugewandt hätten. Ja, in Coary erfuhr de la Condamine sogar von einem Häuptlinge, daß sein Großvater diese Frauen, die von dem Cayamé (einem sich hart unterhalb des Teffe in den Amazonas ergießenden südlichen Nebenflusse) gekommen wären, an einer der Mündungen des Purús (dem Cuchinuara) auf ihrem Wege nach dem Rio Negro habe vorüberfahren sehen, und daß derselbe vier von diesen Amazonen selbst gesprochen habe, von denen die eine ein säugendes Kind auf dem Arme getragen hätte. Anderseits theilte ein alter Soldat der Garnison von Cayenne, der sich an den Fällen des Oyapok niedergelassen hatte, dem berühmten Gelehrten mit, daß er im Jahre 1726 mit einem auf Entdeckungen entsendeten Detachement zu einem mit langen Ohren behafteten Volksstamme an den Quellen des Oyapok gekommen sei, wo die Frauen grüne Steine (die bekannten Amazonensteine) um den Hals getragen, und auf die Frage: woher sie dieselben erhalten, geantwortet hätten: „von den Frauen ohne Männer, die sieben oder acht Tagereisen weiter gen Westen wohnen." Nach andern Nachrichten sollten sie am Flusse Irijó hausen, der zwischen Macapá und dem Cabo do Norte in den Ocean mündet.

Southey giebt an: de la Condamine habe diesen Nachrichten nur insofern Glauben beigemessen, als er nicht an der einstmaligen, wohl aber an der gegenwärtigen Existenz der Amazonen gezweifelt habe. Dessenungeachtet glaubt sich aber der berühmte Geschichtsschreiber nicht berechtigt, diesen Zweifel zu theilen, und hält vielmehr das Dasein des Ama-

zonen-Volkes nach den obigen Angaben, die 30 Jahre später durch die Reise des portugiesischen Astronomen Ribeiro, außerdem aber durch den Missionair Gili und noch Andere großentheils bestätigt wurden, nicht für unwahrscheinlich.

Alexander von Humboldt, der bekanntlich auf seinen denkwürdigen Wanderungen durch die Aequinoctial-Gegenden des Neuen Continents in den Jahren 1799 bis 1804 sowohl den Rio Negro, vom Orinoco kommend, beschiffte, als auch den oberen Marañon besuchte, giebt ebenfalls die Möglichkeit zu, daß die Weiber eines oder des andern Stammes, der drückenden Sklaverei überdrüssig, in welcher sie von ihren Männern erhalten wurden, in die Wildniß geflohen seien, und sich dort, gleich flüchtig gewordenen Negern, in Horden oder Palenquen vereinigt und, zur Erhaltung ihrer Unabhängigkeit, nach und nach eine kriegerische Lebensweise angenommen haben. — Und wie leicht konnte nicht die aufgeregte Phantasie der Conquistadores, zu der sich oft auch wohl unlautere Beweggründe gesellt haben mögen, aus einem solchen Weiberhaufen durch Uebertreibung ein ganzes Volk von Amazonen machen?

Herr von Martius, der in den Jahren 1819 und 1820 mit Herrn von Spix die in jeder Hinsicht für die Wissenschaft ersprießlichste Reise auf dem Amazonenstrom unternahm, — die bei einer Fahrt stromaufwärts von $4\frac{1}{2}$ und stromabwärts von 3 Monaten sich zwar nur bis Tabatinga erstreckte, dafür aber auch große Strecken auf dem Yupurá und Rio Negro in sich faßte, — gehört in Bezug auf die Amazonensage zu den völlig Ungläubigen und macht kein Hehl daraus. Nach seiner Meinung lag der Fabel der, von den europäischen Abenteurern auf das mannigfachste verdrehte und ausgeschmückte Umstand zum

Grunde, daß schon zu Orellana's Zeiten, wie es heut noch bei den Mundrucús der Fall ist, die Weiber ihre Männer in den Krieg begleiteten.

Ebenso wenig als der letztgenannte und ein anderer deutscher Naturforscher, der bekannte Professor Pöppig, der in $8\frac{1}{2}$ Monat, vom August 1831 bis April 1832, die Reise stromab, vom Einflusse des Huallaga bis zum Meere vollendete, scheinen sich die englischen Reisenden Lister Maw, der 1828 in 3 Monaten von der Huallaga-Mündung, und Smyth und Lowe, die 1835 in $2\frac{1}{2}$ Monat von der Ucayale-Mündung bis Pará hinabschifften, für diese Mythe interessirt zu haben. Das neueste Zeugniß darüber legt Herr Richard Schomburgk, der im Jahre 1840 seinen ältesten Bruder, Sir Robert, auf dessen letzter Reise in Guyana begleitete, in den Monatsberichten der Gesellschaft für Erdkunde (Neue Folge. Bd. III. Berlin 1846) ab, wo es pag. 33 heißt: „Der Häuptling derselben (der Arawaaks am Demeraraflu ß) erzählte uns, daß sein Bruder, welcher am obern Mazaruni lebte, sie (die Amazonen) einige Male besucht und selbst einmal einen der grünen Steine von den Wirisamoco, wie sie sich nannten, zum Geschenk erhalten habe. Sie bearbeiteten ihre Felder ohne alle männliche Hülfe, schössen mit Bogen und dem Blaserohr, und erlaubten den Besuch von Männern alljährlich nur einmal, worauf sie nach der Geburt alle männlichen Kinder tödteten; zugleich wäre ihm von den Frauen selbst aufgetragen worden, die Männer seines Stammes zu einem jährlichen Besuch zu veranlassen; doch dürfe die Zahl derselben nicht die von 20 überschreiten. — Unsere Hoffnungen, weitere und bestimmtere Nachrichten über die Existenz dieser fabelhaften Mannfrauen einziehen zu können, sind leider nicht erfüllt worden, wie unsere Reise nach dem

Quellgebiete des Corentyn sie jetzt auch aus diesem letzten Schlupfwinkel vertrieben hat." —

Die Provinz Pará war die letzte Brasiliens, welche Dom Pedro I. als Kaiser anerkannte, und zwar erst im Jahre 1823, wo sich die Hauptstadt einer kaiserlichen Kriegsbrigg unter Capitain Grenfell ergab. Der kurz nachher erfolgende Ausbruch einer Contre-Revolution ward schnell erstickt, und 253 Aufrührer wurden in ein Schiff von 600 Tonnen eingesperrt. Als darauf die Gefangenen einen Versuch machten, sich zu befreien, feuerte die Wache durch die Luken auf sie, worauf die Unglücklichen, zur Verzweiflung gebracht durch die Hitze und die dicke, im Schiffsraume herrschende Luft, sich gegenseitig auf das unmenschlichste zu zerfleischen begannen. Hierzu gesellten sich sehr bald alle Schrecken des Erstickungstodes, so daß am andern Morgen von den 253 Mann nur noch vier am Leben waren, die sich hinter einem Wasserfasse verborgen hatten!

Aehnliche Greuelscenen wiederholten sich zum Theil in den nun folgenden Revolutionen, wo Tausende von Gefangenen in den Forts schmachteten, bis der Tod sie daraus befreite, und auf dem Gefängnißschiff „Xin-Xin" allein im Verlauf von 5 bis 6 Jahren an 3000 Menschen umgekommen sein sollen! —

Der Anfang des letzten großen Aufstandes fällt in den Januar des Jahres 1835. Zuerst standen die Truppen auf, indem sie am 7ten desselben Monats gleichzeitig den Präsidenten, den Commandante das Armas und den Hafen-Capitain ermordeten. Hierauf stellte sich ein Unteroffizier, Namens Gomez, an die Spitze der Bewegung, der sogleich ein grausames Gemetzel unter den zurückgebliebenen Portugiesen begann und einen großen Theil der Gefangenen befreite. Unter den Letzteren befand sich auch Felix Antonio Clemente Malcher,

der zuletzt einen Aufstand am Rio Acará geleitet hatte. Dieser wurde jetzt zum Präsidenten erwählt, bald darauf jedoch nach kurzem Widerstande von dem neuen Commandante das Armas, Francisco Pedro Vinagre, abgesetzt und nach dem Fort an der Barre unterhalb Belêm abgeführt, aber schon auf dem Wege dahin ermordet.

Nachdem bereits am 12ten Mai von einem Geschwader von dreizehn Segeln ein vergeblicher Versuch auf die Hauptstadt gemacht worden war, gelang es doch erst am 24sten Juni dem von Rio gesendeten neuen Präsidenten Rodriguez, sich Pará's zu bemächtigen, das augenblicklich von den Insurgenten, die sich mehr in das Innere der Provinz zurückgezogen hatten, entblößt war. Am 14ten August setzte sich jedoch Vinagre, an der Spitze zahlreicher Indianer-Horden aus dem Innern der Provinz zurückkehrend, unter allgemeiner Niedermetzelung der Weißen, wieder in den Besitz der Hauptstadt, fand aber bei einem dieser Straßengefechte seinen Tod. Pará wurde fortan zum Hauptsitz der grausamsten Schreckensherrschaft und Anarchie herabgewürdigt, welche sich bald über die ganze Provinz ausdehnte, bis endlich im Mai 1836 durch die Ankunft des zum Präsidenten ernannten kaiserlichen Generals Andréa, die Ruhe, wenn auch nicht ohne vieles Blutvergießen, wieder hergestellt ward! —

Alle diese Wirren waren die Frucht der endlosen Unterdrückungen, welche sich die weiße Bevölkerung von Anfang an, und zwar hier noch mehr als in andern Theilen Brasiliens, gegen die armen Eingebornen erlaubt hatte. — Nach solchen Vorgängen wird man sich nicht wundern, daß die Einwohnerzahl der Provinz Pará im Allgemeinen in den letzten Jahren eher ab- als zugenommen hat. Dies gilt besonders von den

aldeirten (in Dorfschaften vereinigten) Indianern, deren Zahl früher 60,000 betrug, jetzt aber auf weniger als die Hälfte herabgesunken ist.

Während man ferner die Größe dieses ungeheuren Landstrichs, der einerseits vom Meere bis zur Grenze von Perú, oder vom 46. bis zum 72.° westlicher Länge von Greenwich, und anderseits vom 6.° südlicher bis 4° 10′ nördlicher Breite reicht, auf 50,000 Quadratmeilen, d. i. zehnmal so groß wie den preußischen Staat annimmt, schätzt man seine Bevölkerung, mit Einschluß von etwa 10,000 wilden Indianern, nur auf 200,000 bis 239,000 Seelen, oder wenig größer als die halbe Einwohnerzahl Berlin's. — Hiernach bildet der Flächeninhalt dieser einzigen Provinz mehr als ein Drittel, beinahe zwei Fünftel des ganzen Kaiserreichs (130,000 Quadratmeilen), während hingegen ihre Bevölkerung, zu 200,000 Seelen angenommen, nur den fünfunddreißigsten Theil der Gesammtbevölkerung Brasiliens (zu sieben Millionen gerechnet) ausmacht. In diesem Falle kommen in der Provinz Pará 4 Seelen auf die Quadratmeile, während in dem ödesten Gouvernement Rußlands, in dem von Archangel, das zur Hälfte in der eisigen Polarregion liegt, noch durchschnittlich 16 Menschen auf demselben Raume leben.

Nach andern Nachrichten *) ist die allgemeine Ungewißheit, welche noch in Bezug auf die Stärke der Bevölkerung des Reiches herrscht, vornehmlich auch über die Provinz Pará verbreitet. So weist unter andern der Präsident dieser Provinz

*) Proposta e Relatorio etc. pro 1841. pag. 25. — Dem Diccionario geographico etc. Th. I. pag. 208. zufolge, ergab die Volkszählung von 1840: 139,000 civilisirte Einwohner (habitantes civilizados) und 100,000 wilde Indianer (Indios bravos).

in seinen offiziellen Tabellen für das Jahr 1841 nur 109,960 Einwohner, mit Ausschluß des obern Amazonas, nach, für welchen Landstrich, wie er sich ausdrückt, „Viele 30—40,000 Seelen annehmen," was für die Gesammtbevölkerung Pará's 140—150,000 Seelen ergeben würde. Diese Angabe jedoch erklärt der Präsident selbst für zu gering, indem er die Behauptung aufstellt, die Provinz habe, wenn nicht 200,000 Einwohner, doch gewiß nur unbedeutend weniger: eine Annahme, der wir auch im Obigen gefolgt sind.

Außer den eingebornen Stämmen besteht die Population der Provinz aus Weißen (brancos), aus Leuten von gemischter Abkunft (cafusos), bei denen meist das indianische Blut vorherrscht, aus Negern und aus sogenannten zahmen Indianern (Indios mansos), d. h. solchen Ureinwohnern, welche sich zwischen der weißen Bevölkerung angesiedelt haben. Die Schwarzen und die Mulatten finden sich hier in geringerer Zahl als in andern Theilen des Reiches, weil bis zum Jahre 1755 die Eingebornen ausschließlich alle Sklavendienste thaten. Erst um diese Zeit gestattete ihnen König Joze, nach freier Wahl selbstständig zu werden, und seitdem erst hat man, wie schon erwähnt, Negersklaven hier einzuführen begonnen.

Die Provinz Pará ist bei ihrem warmen, stets gleichmäßigen Aequatorial-Klima — das aber gemäßigt wird durch die Passatwinde, die vom Ocean durch die weit geöffnete Mündung in den Amazonenstrom hineindringen, und durch die schattigen Waldungen, die den feuchten, fruchtbaren Boden gegen die glühenden Strahlen der Sonne schützen — mit Herrn von Martius zu reden, als Antipodin der Molucken, der Pflanzengarten Brasiliens. In der That kann keine Stadt des Reiches eine so reichhaltige Liste von Ausfuhrartikeln auf-

weisen, als die Hauptstadt dieser Provinz, indem sie deren nicht weniger als vierzig besitzt, worunter sich auch einige Erzeugnisse des Thierreichs befinden, die meist von der Insel Marajó stammen, wo viel Viehzucht getrieben wird *).

Die ganze Breite des Parástroms zwischen dieser Insel und der Stadt beträgt $4\frac{3}{4}$ (19 See-) Meilen; doch dehnt sich eine Reihe waldiger Eilande, von denen die Ilha das Onças das bedeutendste ist, von der Doppelmündung des Rio Mojú und des Guamá bis zu der unterhalb Belêm gelegenen Bahia de S. Antonio aus, welche Marajo und den eigentlichen Strom den Blicken der Bewohner Pará's entzieht, und wodurch jener kurze, 2 Seemeilen breite, von Süd nach Nord streichende Flußarm entsteht, der den Namen Bahia de Goajará führt, eine Bezeichnung, worunter auch zuweilen die Guamá-Mündung allein verstanden wird, während der Hauptcanal jenseits

---

*) Die Ausfuhrartikel der Hauptstadt sind: Zucker, Zuckerbranntwein, Melasse, Kaffee, Cacao, Vanille, Baumwolle, Copaivabalsam, Werg, Pech, Copal, Gelbholz (Guriuba), feine Tischlerholzarten (wie Moira-pinima, Jacaranda, Pão violete oder de Rainha, Pão setim), Bauhölzer, Tabak, Palmfaserstricke (Piaçába), Sassaparille, Reis, gekörntes Mandioca-Stärkmehl (Tapioca), feines Stärkmehl (Goma), sowohl aus der Mandiocawurzel, als aus andern Knollenwurzeln bereitet, Gummi elasticum (hier Seringa genannt), Pechurimbohnen (Favas de Pucheris, Pechurim), Toncabohnen, Tamarindenmus, Nelkenzimmt (Cassia caryophyllata), hier Cravo do Maranhão genannt, Indigo, Roucu, Maranhão-Nüsse (Castanhas do Maranhão) und kleine Quantitäten Zimmt, Gewürznelken, Muscatnüsse, Guaraná, Chicaroth und Ambra; ferner rohe und gegerbte Rindshäute, Ochsenhörner und Spitzen, und endlich Pferde. — Vergl. v. Spix und v. Martius, Th. III. pag. 911. — (Die Ausfuhr der Provinz betrug im Jahre 1836: 821,622,000 Reis, und im Jahre 1839 war sie auf 1,236,857,000 Reis gestiegen, wobei sie aber immer noch um 322 Millionen Reis hinter der Einfuhr zurückblieb. — Vergl. Diccionario geographico etc. Th. II. pag. 210.)

jener Eilande einen Wasserspiegel von $2\frac{1}{2}$ (10 See-) Meilen Breite bildet.

Auf der Nordostseite einer hart unterhalb der Guamá-Mündung in den Parástrom vorgreifenden Spitze der Wälder des Festlandes, dehnt sich die Cidade de Nossa Senhora de Belêm aus, deren Bevölkerung sich, durch die wiederholten Rebellionen, seit dem Jahre 1819 von 24,500 Seelen bis auf 10,000 vermindert hat. Von der Rhede aus sieht man, an der scharfen Ecke nach dem Guamá zu, einen Hügel schroff aus den Fluthen aufsteigen, den eine dicht gedrängte Gruppe hoher Gebäude krönt, überragt von der zweithürmigen Kathedrale. Von hier an zieht sich die ziemlich ansehnliche Stadt eine Viertelmeile weit am flachen Ufer des Pará stromabwärts fort, bis dahin, wo sie sich unter einem stumpfen Winkel an die von Süd nach Nord streichenden Wälder der Terra firma wieder anschließt. Etwas oberhalb der Stadt liegt das kaiserliche See-Arsenal, woselbst wir eine Fregatte sahen, deren Rippen, obgleich sie bereits siebzehn Jahre auf dem Stapel stand, noch nicht einmal bekleidet waren. Von diesem Etablissement — das leider nur von sehr geringer Bedeutung ist, wenn es sich auch besser als irgend ein Punkt der Erde zur Werft eignet, weil ihm wohl in einem Jahrtausend das Bauholz nicht ausgehen dürfte — führt eine prachtvolle, schattenreiche Mango-Allee zwischen zwei Canälen längs der ganzen hinteren Seite der Stadt durch Felder hin, die von zahlreichen, durch das Fluthwasser gespeisten Gräben durchzogen sind. Am andern Ende dieser herrlichen Avenue liegt ein kleiner, freier Platz mit einer Kirche, neben der ich die ersten Fächerpalmen (Miriti, Mauritia flexuosa) in die Luft ragen sah. Dicht dabei ist schon Alles Urwald. Das Innere der Stadt schien mir nicht besonders gut gehalten

zu sein, und die zum Theil recht wohlgebauten steinernen Häuser, unter denen unstreitig der Pallast des Präsidenten — dasselbe Schloß, das einst Pombal zum dereinstigen Sitze eines portugiesischen Prinzen bestimmte — als Hauptgebäude genannt zu werden verdient, würden Belém gewiß etwas Großstädtischeres geben, wenn nicht das häufig in den Straßen wachsende Gras den guten Eindruck einigermaßen wieder zerstörte.

Doch wenden wir uns wieder dem Flusse zu, dessen braungelbe, gleich der Farbe des Mains in's Röthliche hinüberspielende Fluthen bald von der Macht des Oceans zurückgedrängt werden, bald von der vereinten Kraft des Amazonas und Tocantins, des Mojú und des Guamá getrieben, sich in der Breite von 5000 Schritt zwischen der waldigen Unzen-Insel und den endlosen Urwäldern des Festlandes fortwälzen. Alles ist Wasser und Wald, soweit das Auge reicht; auch die kleinen Inselchen sind damit bedeckt, die sich in der Richtung nach dem Meere quer über den Strom hinziehen und nur hie und da den Horizont frei und unbegrenzt durchblicken lassen! Nur mit Mühe hat man gleichsam der Tropen-Vegetation einen kleinen Raum zwischen Fluß und Wald abgerungen, um die Hauptstadt einer riesig großen Provinz dazwischen hineinzuzwängen. Wenn auch diese völlig ebene Gegend dem, der von Rio de Janeiro aus dahin gelangt, etwas monoton erscheint, und Para seinerseits auch als Stadt nicht gerade geeignet ist, eine große Wirkung auf den Ankömmling hervorzubringen, so nimmt es sich doch mit den endlosen Wäldern dahinter, vom Flusse gesehen, sogar recht stattlich aus. Einen eigenthümlich fremdartigen Eindruck gewähren schon die zahllosen, von halbnackten Indianern bewohnten Boote, die längs

des Strandes liegen. Dieser Eindruck steigert sich aber noch für den, der den Süden Brasiliens kennt, sobald er, in die Stadt eintretend, den auffallenden Mangel an Negern und Mulatten gewahr wird, und die braune, eingeborne Bevölkerung nebst den vielen Mischlingen, bei denen jedoch stets der indianische Typus der überwiegende ist, so entschieden vorherrschen sieht. Mir drängte sich diese Bemerkung selbst beim Anblick der Truppen auf, welche an dem Tage, wo ich dem Präsidenten meinen Gegenbesuch abstattete, das Spalier vom Ufer bis zum Palais desselben bildeten. Im Allgemeinen sind diese mit indianischem Blute gemischten Menschenracen wohlgebildet, namentlich bemerkte ich einzelne schöne Frauen darunter.

Zur Zeit unserer Anwesenheit erfreute sich Pará gerade keines zahlreichen Besuchs von Kauffahrern; dagegen lagen außer dem Growler mehrere Kriegsfahrzeuge auf der Rhede, unter andern die brasilianische Brigg „Brasileiro" und die französische Corvette „la Bergère," Capitain Blanc, nebst der Canonière-Brick „la Boulonnaise," geführt vom Schiffs-Lieutenant, jetzt Corvetten-Capitain, Tardy de Montravel. Von dem letztgenannten Offizier erhielt ich später seine trefflich ausgeführte Karte des Amazonas, die er während eines dreijährigen Aufenthalts in den Gewässern jenes Stromes, den er bis zur Barre des Rio Negro mit seiner Brigg beschiffte, auf Befehl des französischen Marine-Ministeriums aufgenommen hat. Diese Aufnahme ist es auch, welche der hier beigefügten Karte vom Parástrom und seinen Verzweigungen mit dem Amazonas hauptsächlich als Grundlage gedient hat.

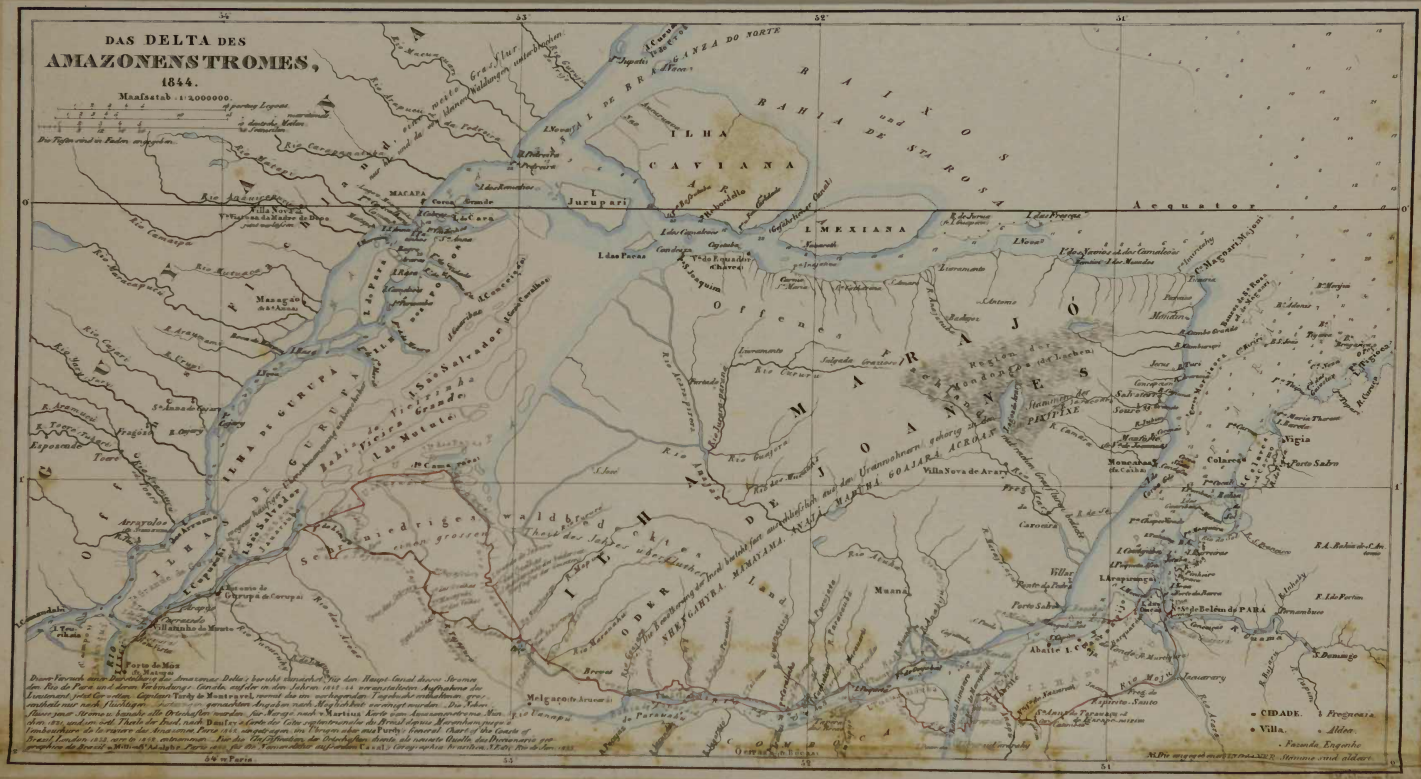
Die „Boulonnaise" war, um einen Anker für die Corvette von Cayenne zu holen, welche die ihrigen oder wenigstens einen

derselben bei einer, in dieser Gegend leider nicht selten vorkommenden Berührung mit dem Rücken der Sandbänke in der Mündung des Pará eingebüßt hatte, bereits gesegelt, als wir uns anschickten, eine Fahrt den Strom hinauf zu unternehmen, die, bei einer Dauer von vier bis höchstens sechs Wochen, wo möglich bis zum Xingú ausgedehnt werden sollte. Ich hatte mir diesen Zeitraum gesetzt, um möglichst gleichzeitig mit dem vom Plata kommenden S. Michele, der mich nach Europa zurückführen sollte, in Bahia eintreffen zu können; auch war mir in Pará von allen Seiten zu einem Ausfluge nach dem Xingú gerathen worden, da er nicht allein einer der am wenigsten besuchten großen Nebenflüsse des Amazonas sei, sondern weil man auch an seinen Ufern leicht zu ganz wilden Stämmen, namentlich zu den Jurúmas und Taconhapéz, gelangen könne, während dies in der gegebenen Zeit am Hauptstrome selbst, den wir höchstens bis Santarem an der Tapajós-Mündung hinaufschiffen könnten, nicht möglich sei, indem die Ureinwohner sich in diesem Theile seines Laufes zu weit vom Strome entfernt und in's Innere zurückgezogen hätten. Von dem weit näher gelegenen Tocantins aber hatten wir schon von Hause aus, wegen der damals an seinen Ufern herrschenden Fieber, gänzlich absehen müssen.

In der unglaublich kurzen Zeit von acht Tagen wurden sämmtliche Vorbereitungen zur Reise unter der ebenso thätigen als umsichtigen Leitung des Grafen Oriolla beendet, der sich bei dieser Gelegenheit, ohne je vielleicht von einem Andern in dieser Beziehung erreicht werden zu können, in der That selbst übertraf und auf das zuvorkommendste von den Behörden unterstützt wurde. Auch gaben uns dieselben Schreiben an die Behörden aller Ortschaften mit, die wir berühren sollten. Vor

allem aber empfahlen sie uns den Geistlichen von Souzel, Padre Torquato Antonio de Souza, als den Mann, der uns am meisten bei unserm Ausfluge zu den Wilden behülflich sein könne, und versahen uns daher ebenfalls mit Briefen an ihn.

den 22. Novbr. Der zur Abreise bestimmte Abend des 22sten November ist gekommen. Der Leser wird daher gut thun, sich jetzt zu uns an Bord des Growler zu begeben, wenn er anders wirklich den kühnen Entschluß gefaßt hat, sich der kleinen Schaar auf ihren Fluß-Expeditionen anzuschließen, oder vielmehr, wenn er ernstlich gesonnen ist, vor diesem letzten Abschnitte nicht zurückzubeben, sondern sich wiederum kühn hineinzuwagen in das oft vielleicht monotone und langweilige Labyrinth dieser Blätter! Möchte er uns den Umweg verzeihen, den wir ihn geführt haben; dem Eintritt in den königlichen Strom glaubten wir jedoch, im Sinne wenigstens eines Theils unserer Leser, ein allgemeines Bild von dem Laufe des Amazonas, von seinem mächtigen Tieflande und von den Gebirgen, denen er entquillt, in aller Kürze voranschicken zu müssen, was indeß nicht geschehen konnte, ohne zugleich den Blick über jenen, an großartig ausgeprägten Länderformen so reichen Continent selbst zu erheben, den der Marañon fast in seiner ganzen Breite durchströmt. Zum Schlusse dieser Einleitung fügten wir noch einige Worte über die Geschichte jener Region hinzu, theils,


DAS DELTA DES
AMAZONENSTROMES,
1844.
Maasstab 1:2000000.
ILHA CAVIANA
ILHA GRANDE DE GURUPA
ILHA DE JOANNES
Acquator
Rio Amazonas
Rio Para
Rio Tocantins
Rio Xingu
Rio Jary
Rio Trombetas
Rio Nhamundá
Rio Madeira
Rio Purus
Rio Solimoens
Rio Negro
Rio Branco
Rio Jauapery
Rio Urubu
Rio Jamundá
Rio Tapajos
Rio Arapiuns
Rio Maecuru
Rio Paru
Rio Jary
Rio Curuá
Rio Cuminá
Rio Mapuera
Rio Nhamundá
Rio Uatumá
Rio Abacaxis
Rio Canumá
Rio Manacapuru
Rio Purus
Rio Juruá
Rio Jutahy
Rio Javary
Rio Içá
Rio Japurá
Rio Caquetá
Rio Iça
Rio Putumayo
Rio Napo
Rio Tigre
Rio Pastaza
Rio Morona
Rio Huallaga
Rio Ucayali
Rio Pachitea
Rio Ucamara
Rio Jurupari
Rio Mocajuba
Rio Tocantins
Rio Arumanduba
Rio Anapu
Rio Moju
Rio Guamá
Rio Capim
Rio Acará
Rio Mojú
Rio Tocantins
Rio Pará
Rio Guajará
Rio Maracanã
Rio Caeté
Rio Gurupy
Rio Piracanã
Rio Jauapery
Rio Urubu
Rio Jamundá
Rio Tapajos
Rio Arapiuns
Rio Maecuru
Rio Paru
Rio Jary
Rio Curuá
Rio Cuminá
Rio Mapuera
Rio Nhamundá
Rio Uatumá
Rio Abacaxis
Rio Canumá
Rio Manacapuru
Rio Purus
Rio Juruá
Rio Jutahy
Rio Javary
Rio Içá
Rio Japurá
Rio Caquetá
Rio Iça
Rio Putumayo
Rio Napo
Rio Tigre
Rio Pastaza
Rio Morona
Rio Huallaga
Rio Ucayali
Rio Pachitea
Rio Ucamara
Rio Jurupari
Rio Mocajuba
Rio Tocantins
Rio Arumanduba
Rio Anapu
Rio Moju
Rio Guamá
Rio Capim
Rio Acará
Rio Mojú
Rio Tocantins
Rio Pará
Rio Guajará
Rio Maracanã
Rio Caeté
Rio Gurupy
Rio Piracanã
Cidade
Villa
Aldea
Fazenda. Engenho

um für diese, unsern Landsleuten so fern liegende Gegend das Interesse, dessen der Leser im weitern Verlauf unserer Fahrt so sehr bedürfen wird, anzuregen, theils aber auch, um ihn für das zu entschädigen, was unsere durchaus unwissenschaftliche, mehr den Charakter einer Lustfahrt tragende Stromreise ihm nicht gewähren kann. — Möchten wir uns hierin nicht getäuscht haben; möchte diese von ungeübter Hand entworfene, daher vielleicht nur sehr mangelhafte geographisch-historische Skizze — in welcher wir, selbst auf die Gefahr hin, manchen unserer Leser damit zu ermüden, zum Theil nur längst Bekanntes wiederholen, oft Geschildertes wieder schildern konnten — ihn nicht vollends abgeschreckt haben, uns fernerhin zu begleiten. — Willst Du uns dennoch folgen, lieber Leser, schöne Leserin? Wasser und Wald stehen Dir bevor — nichts als Wasser und Wald — bedenke das! Du bist rechtzeitig gewarnt — Du kennst Dein Loos — und schwankst nicht? — Wohlan, so sei es!

Wir finden den Growler entfernt von allen Schiffen, einsam in der Mitte des orangefarbenen Stroms geankert, und neben ihm das kleine, am Hintertheile mit einem Dach („Roof") von Palmblättern versehene, offene Fahrzeug, das uns stromaufwärts tragen soll. Dieses uns vom kaiserlichen See-Arsenal überwiesene große Boot ist eine sogenannte „Igarité (Garité)" *), eines jener diesen Gewässern eigenthümlichen Fahrzeuge, die eigens für die Beschiffung des Amazonenstroms gebaut sind. Unbeweglich liegt der schwere Rumpf des Growler neben ihm auf dem Wasser, während der Mast der Igarité unablässig, gleich einem umgekehrten Pendel, hin- und herschwankt. Der „Rothrock" promenirt indessen mit geschulterter Muskete auf

*) Wahrscheinlich gebildet aus Igára, Canoa, und eté, ächt, groß.

dem Deck des mächtigen Dampfers, und tritt zuweilen neugierig hinaus auf den luftigen Gipfel des Fallreeps, auf dem sich einzelne Leute geschäftig treppauf, treppab bewegen, um unsere wenigen Habseligkeiten mittelst eines kleinen Boots an Bord unseres Flußfahrzeugs zu schaffen. Die letzte und schwerste Arbeit ist vollendet, die gewichtigen Kisten des Dr. Lippold sind glücklich übergesiedelt; sie beengen zwar nicht wenig den ohnehin so geringen Raum in der bescheidenen Barke, liefern dafür aber ein um so glänzenderes Zeugniß von dem Platze, welchen wir der Wissenschaft gern und willig bei unserer unschuldigen „Boot-Expedition" einräumen wollten.

Da sank die glühende Tropensonne hinter Wald und Strom hinab, und mit ihr das dunkelblaue Banner am Flaggstock des britischen Kreuzers! — Unsere neue Bootsmannschaft, acht Seeleute des „Brasileiro," langte an Bord des Growler an und rangirte sich mit ihren „Bags" (Säcken) auf dem Quarterdeck. Gleichzeitig wurde die Igarité an die Treppe geholt. Am Spiegel dieser, von den braunen Wellen des Pará geschaukelten kiellosen Arche, die von jetzt an unsere schwimmende Behausung werden sollte, stand, bereits das Steuer in der Hand, José Coelho de Albuquerque, unser Lootse, ein braungebrannter Portugiese und Xingú-Bewohner, nebst einem ebendaher stammenden Indianer, den er sich als Gehülfen mitgebracht hatte. — Capitain Buckle begleitete uns bis in's Boot, um sich durch eigene Anschauung zu überzeugen, ob wir auch „comfortable" wären; dann kehrte er nach kurzem, aber herzlichem Abschiede an Bord zurück. Wir stießen ab; der Growler bemannte flink die Wandten und sandte uns „three hearty cheers" nach, die wir aus allen Kräften beantworteten. Einen Augenblick darauf umfing uns dunkle Nacht.

Jetzt galt es, die Nordspitze der, Pará gegenüber liegenden Ilha das Onças zu umschiffen. Wir gingen daher anfangs mit der Ebbe stromabwärts, wobei uns jedoch der entgegenstehende Seewind bedeutend aufhielt, da er im Kampf mit der Strömung etwas See hervorbrachte; auch machten wir schon jetzt die traurige Erfahrung, daß bei der allzu großen „Vorderlastigkeit," die das Fahrzeug durch fehlerhaftes „Stauen" (Vertheilung der Ladung) erhalten hatte, das Steuerruder fast ohne Wirkung war. — Lange noch schienen die Lichter Pará's hinter uns auf dem Strome zu schwimmen; indessen setzte uns die Ebbe nahe an die Insel heran, so daß wir längs des dunklen Waldes hinfuhren. Endlich, nach einer mehrere Stunden langen, für unsere Leute sehr anstrengenden Arbeit mit den kurzen indianischen Rudern, erblickten wir links vor uns ein Licht: der „Furo (Canal) da Ilha das Onças," an der Nordspitze dieser Insel, hatte sich geöffnet, denn jenes Licht sollte von einer Fazenda auf der, nördlich ihr vorliegenden Insel „Arapiranga" (Uarapiranga, Guara-piranga) *) herrühren. Wir steuerten gerade darauf zu; links blieb uns die Ilha das Onças, von der sich eine Bank in den Canal hinein erstreckt, und rechts das Inselchen „do Fortim." Die kurze Durchfahrt war schnell zurückgelegt; dann wandten wir uns links in den langen, nach Südwest streichenden Canal zwischen der Ilha das Onças und Arapiranga hinein, der wohl 3000 Schritt breit sein kann **).

Der Seewind begünstigte uns jetzt, so daß wir unser

*) Wahrscheinlich von dem rothen (piranga) Ibis (Guara) so genannt.

**) Nach Montravel's Karte ist er 3500 Schritt breit.

Raasegel zum ersten Mal setzen konnten. Da ging der Mond auf über den Wäldern der Unzen-Insel. Wir waren nun im stillen Wasser; man fing an, sich einzurichten und zu conversiren. Der Lootse mischte sich mit Erzählungen aus den Wäldern in's Gespräch und machte uns den Mund ganz wässerig mit seinen Unzen-Geschichten. Nicht lange danach sahen wir schräg rechts vor uns etwas, das einer Bucht glich, sich aber bald als die Einfahrt in den, nach meiner Schätzung 4—600 Schritt breiten Canal Barquaréna zwischen Arapiranga und der großen Insel Mojú kundgab, in den wir nun hineinlenkten. Kurz darauf schien der Barquaréna eine Bifurkation zu bilden; allein es war abermals nur eine Täuschung. Wir hatten nämlich den Punkt erreicht, wo er, den Namen Aroizal annehmend, sich plötzlich rechts wendet, während es sich herausstellte, daß der linke Zahn der scheinbaren Gabel kein Canal, sondern nur eine tief in's Land greifende Bucht war.

Gegen meine Absicht war ich einen Augenblick eingeschlafen, erwachte aber plötzlich, als die Leute auf einmal aus Leibeskräften anfingen zu rudern, und wir bei hellem Mondschein, uns links wendend, quer über den Canal steuerten. Auf meine Frage: was es gäbe, erfolgte die ebenso lakonische als unklare Antwort: „hum bixo," d. h. „ein Wurm" (ein Ausdruck, der hier von den gemeinen Leuten auch für „Thier" gebraucht wird). Ich fragte noch einmal, worauf mir der Lootse entgegnete, so eben sei eine Unze über den Fluß geschwommen und habe nur wenige Sekunden vor uns das Ufer erreicht. Jetzt fuhr Alles auf, um zu sehen, — allein leider zu spät! — Wir beruhigten uns mit dem Gedanken, daß das vermeinte Unthier wahrscheinlich nur ein Phantasiegebilde unserer Leute gewesen sein würde.

Der Aroizal hat eine Breite von 2—300 Schritt; doch vergesse man nicht, daß die Schätzungen des heutigen Abends sämmtlich bei dem trügerischen Scheine des Mondes gemacht wurden. Zwischen den Bäumen am Ufer unterschieden wir dennoch hie und da die dunklen Umrisse von Palmen. Um 2 Uhr a. m. ward die Igaritè am buschigen Ufer linkerhand an einen Baum gebunden.

Als der Tag anbrach, befanden wir uns nahe an der Mündung des Aroizal in den Parástrom. Die Ufer dieses Canals überraschten uns durch ihren eigenthümlichen, für uns in jeder Beziehung neuen Charakter. Ein dichter, undurchdringlicher Wald von Fächerpalmen, den ein breiter Saum von braunstämmigem, großblättrigem Caladium arborescens einfaßt, zieht sich an seinen Ufern hin und spiegelt sich in seinen stillen Fluthen. Da aber, wo dieser Caladium-Gürtel unterbrochen ist, blickt man in ein Gewirr von kolossalen, unterwaschenen Wurzeln. den 23. Novbr.

Um 6 Uhr a. m. gingen wir wieder unter Segel, und bald darauf traten wir aus der sich breit öffnenden Mündung in den riesenhaften Pará ein, den wir in westsüdwestlicher Richtung schräg durchsetzten. Gegen N. O., nach dem Ocean zu, dehnte sich weithin die gerade Linie des Seehorizonts aus; links zogen sich die gräulichblauen Wälder der großen Insel Mojú (Carnapijo) in unabsehbarer Ausdehnung hin, während rechterhand die flachen Küsten Marajó's sich immer grüner und grüner färbten, je näher wir seinen waldigen Ufern kamen. Vor uns, doch etwas links (krahnbalksweise an Backbord), lag die niedere Insel Abaïté *) mitten in dem braungelben

*) Wohl dieselbe Insel, welche bei Mr. de Montravel und auf

Strome, der auch nach dieser Richtung sich gegen ein Meer zu öffnen schien. — Nur zwei kleine Schooner und eine Canoa belebten dieses große, ungefähr 2 (8 See=) Meilen breite Wasser. An der Mündung des Aroizal traten schwarze Felsriffe deutlich aus den Fluthen hervor. Auch schienen ähnliche Riffe den Pará oberhalb unseres Eintrittspunktes fast in seiner ganzen Breite zu durchsetzen. Allein es ergab sich später, nachdem diese Täuschung selbst unsern trefflichen Fernröhren eine Zeit lang siegreich die Stirn geboten hatte, daß die vermeinten Riffe nichts als schwarze Schattenstriche gewesen waren, die von einer dunklen Wolke herrührten.

Unterdessen stellte sich, um 8 Uhr a. m., die Seebrise sehr frisch ein und trieb uns schnell vor sich her. Eine halbe Stunde später konnte ich folgende Peilungen nehmen: Abaïté S. W., Cap Bacabal auf Marajó (das nach Angabe des Lootsen ungefähr in gleicher Breite mit Pará liegen soll) N. W., die Einfahrt in den Aroizal O. — Bei dieser Gelegenheit kann ich nicht unterlassen anzuführen, daß die meisten der in diesem Abschnitt vorkommenden Namen sich oft lediglich auf die Angaben unserer Lootsen oder der Eingebornen gründen und mithin nicht durchgehends verbürgt werden können. Dies zu erwähnen halte ich um so nothwendiger, als ich gar viele dieser Namen, sowie auch ganze Inseln und Eilandgruppen auf meinen Karten nicht angegeben finde. — Zum Peilen benutzte ich einen guten englischen Bootcompaß, gebe aber hier die Compaßstriche ohne alle Correctur für die Variation. Dieselbe kommt übrigens hier

---

andern Karten „Capim" genannt ist, und wahrscheinlich dem auf dieser Küste zwischen dem Tocantins, Mojú und Iguará gelegenen blühenden Pfarrdorfe Abaïté gegenüber. — Vergl. Diccionario geographico etc. Tomo I. pag. 1.

wenig in Betracht, da sie nach Capitain Montravel's Karte zu Pará nur 0° 16' 5" O. beträgt, und, allmälig gegen W. hin zunehmend, an der Xingu-Mündung etwa 1½° O. gewesen sein mag. Ferner muß ich noch erwähnen, daß ich in den Verbindungswassern zwischen dem Para und Amazonas die Richtung der Canäle nach dem Cours des Boots, und nicht nach dem Laufe der Strömungen bezeichnen werde, und daß, eben wegen dieser letztern, von einem Log nicht wohl Gebrauch zu machen war, weshalb denn auch bei Einzeichnung unserer Fahrt in den hier beigefügten beiden Karten — insoweit als sie nicht durch die Montravelschen Aufnahmen festzustellen gewesen ist — zur Beurtheilung der Distanzen nur die auf die einzelnen Compaßstriche verwandte Zeit als Maßstab dienen konnte, woraus schon von selbst die geringe Zuverlässigkeit dieser unvollkommnen Angaben hervorgeht, die durch keine Beobachtungen berichtigt werden konnten, da ich sowohl meinen Chronometer als Sextanten an Bord des S. Michele und des Growler zurückgelassen hatte, um sie nicht den Zufälligkeiten dieser Fahrt auszusetzen.

Unser nach W. S. W. gerichteter Cours brachte uns nach und nach Marajó so nahe, daß wir den schönen Urwald mit seinen vielen Fächerpalmen bald ganz deutlich unterscheiden und am Strande Sand und schwärzliches Gestein abwechseln sehen konnten. — Um 11 Uhr a. m. steuerten wir in der Entfernung von etwa 500 Schritt an einer Spitze hin, der Albuquerque den Namen Malatta gab, während folgende Peilungen unsern Ort um Mittag ergaben: Westspitze von Abaïté S. S. W., Ostspitze dieser Insel O. S. O., Cap Mandii auf Marajó W. S. W.

Jetzt kommen wir zu einem höchst interessanten Abschnitte

unseres ersten Reisetages, nämlich zu dem Diner, nach dem sich unsere hungrigen Magen schon lange gesehnt. Da wir die beiden Diener in Pará zurückgelassen hatten, und die Seeleute bei der Arbeit und der Bereitung des eigenen Mahles nicht stören wollten, so sah sich unsere kleine Gesellschaft hinsichtlich des Kochens auf sich selbst angewiesen. Einer meiner treuen Gefährten hatte daher die Güte, sich täglich diesem Geschäfte zu unterziehen, um mir, weil wir meist während dieser wichtigen Begebenheit still zu liegen pflegten, Zeit zum Zeichnen zu lassen. Heute aber blieb die Igarité unter Segel. Graf Oriolla, der uns diesen Morgen schon durch seinen gelungenen Kaffee eine sehr gute Meinung von seiner Kunst gegeben, überwand die Regungen der Seekrankheit wie ein Held, ergriff, nachdem alle Vorbereitungen getroffen, trotz der Schwankungen unserer gebrechlichen Behausung, den Kochlöffel, und stellte, oder richtiger balancirte sich, vor dem, aus einem mit Sand gefüllten Fasse und darauf gesetztem Dreifuße gebildeten Heerde, auf welchem der Reis in einer Kasserolle über einem munter lodernden Feuer schwitzte, dessen Dampf zu Zeiten den kochenden Grafen völlig unsern neugierigen Blicken entzog. — Als nach langem Harren endlich die Kasserolle vom Dreifuße abgenommen ward, verschwand, wie mit einem Zauberschlage, die letzte Anwandlung der Seekrankheit bei meinen Gefährten, während wir sämmtlich bereits mit gierigen Blicken den Inhalt des Kochtopfes verschlangen. Jetzt ging es an's Kosten — doch welch' harter Schlag: der Reis war versalzen und — angebrannt! Aller Jubel verstummte; tiefe Stille und Niedergeschlagenheit trat an seine Stelle. Da riß uns unser Lehrer in der Kochkunst, Dr. Lippold, aus der peinlichen Verlegenheit, und mit seiner, im stillen, häuslichen Kreise gemüthlicher, menschen-

fressender Botocuden erlangten hohen Virtuosität erhob er sich, eine zweite Auflage zu liefern *). — Sie gelang! O großes Wort! —

Aller Anfang ist schwer; — wer hätte nach diesem ersten, mißglückten Versuche wohl geahnet, daß Graf Oriolla nicht allein noch so große Fortschritte in dieser edlen Kunst machen, sondern sie einst sogar in den Bergen des Himalaya mit großem Glück ausüben würde, wie er es drei Jahr später auf der Reise meines Bruders gethan! Vor allem aber erlangte Graf Bismark, von trefflichen Naturanlagen begünstigt, eine hohe Meisterschaft, während Herr Theremin, dem ein tiefer, kritischer Blick in die Theorie der höheren Kochkunst gewiß nicht abzusprechen ist, mehr ein launisches („journalieres") Talent besaß, das einen Tag mit vielem, am andern mit geringerem Glück die Produkte der niedern Praxis darzustellen wußte, die aber stets den denkenden Künstler verriethen. Lang ist die Kunst — doch meine Kochkunst läßt sich in die wenigen Worte zusammenfassen: Lippold's Genie entwarf und gab das Maß an, und ich — rührte um! —

Da hier so ausführlich von der chemischen Verarbeitung von Rohstoffen die Rede gewesen, so wird der Leser vielleicht zu wissen wünschen, was eigentlich für derartige Stoffe, die unten auf dem Boden des Bootes oder in Fässern und Blechbüchsen noch der umwandelnden Hand des denkenden Menschen harrten, kurz, was für Lebensmittel überhaupt am

*) Der Doctor hatte sich nämlich vor einigen Jahren auf dem ersten Dampfboot der Rio-Doce-Compagnie eingeschifft, in diesem Flusse Schiffbruch gelitten, und war in Folge davon zu den Botocuden in der Gegend von Linhares gelangt, bei denen er sechs Monate blieb, bis er seine Rückreise nach Rio de Janeiro antreten konnte.

Bord der Igarité vorhanden waren. Dieselbe war auf vier Wochen reich verproviantirt mit Reis, Feijões (schwarzen Bohnen), Zucker, Chocolade, Kaffee, Thee, Schiffszwieback, Salz, Schinken, holländischem Käse, hamburger Butter, Essig, Oel und Wein. Für die Leute war außerdem noch Farinha, Pivarucu (getrockneter Fisch, der in der Provinz Pará die Carne secca, das getrocknete Fleisch, ersetzt), Honig, Melaço und Caxaça mitgenommen worden. Auch fehlte es weder an Brennmaterial (Holz und Steinkohlen), noch an dem nöthigen Küchengeräthe. — Um endlich auf alle Fälle gefaßt zu sein, war selbst ein Blechkasten mit Medicamenten vorhanden.

Zu unserer eigenen Bequemlichkeit hatte man die Igarité, wie bereits erwähnt, im Arsenal mit einem etwa 4½ Fuß hohen Dache von Palmwedeln über dem Hintertheil versehen, aber auch ein ähnliches kleineres für die trockene Aufbewahrung der Sachen der Mannschaft auf dem Vordertheil angebracht, auf dem zugleich, außerhalb, der Anker nebst dem Ankertau seinen Platz fand. Die hintere Bedachung griff nicht über den Spiegel hinaus, so daß der Lootse mit seinem Gehülfen frei darüber hinweg schauen konnte, wenn er am Steuerruder stand. — Unter dem „Roof" liefen Bänke, wie in den Booten der Kriegsschiffe, im Viereck herum, die so breit gemacht worden waren, daß man bequem darauf schlafen konnte. In der Regel lagen des Nachts Drei von uns auf denselben, während die beiden Andern sich auf den Boden des Bootes, auf „Esteiras" (Strohmatten), hinstreckten. Die vordere Querbank unter den vieren wurde außerdem noch als Eßtisch benutzt, und da sie für diesen Zweck zu schmal war, durch lose Planken breiter gemacht, die man wie ein leichtes Deck querüber von Bord zu Bord legen konnte. Unsere eigenen Habseligkeiten, unser

geringes Gepäck, unsere Waffen und „Redes" (netzartige Hangematten), zum Schlafen in den Wäldern, nahmen sehr wenig Platz fort, was auch nicht wohl anders sein durfte, da der kleine Raum unseres Fahrzeugs nur eben die funfzehn Köpfe fassen konnte, die darin eingeschifft waren. Die genannten Gegenstände fanden theils auf und unter den Bänken ihren Platz, theils wurden sie auch, namentlich die Flinten, an der innern Seite der Bedachung befestigt. Unter dem Fußboden dagegen ward die wohlverwahrte Munition, außerdem aber Teller, Tassen und Bestecke, auch die mir von Capitain Buckle freundlichst mitgegebenen Krüge mit Selterwasser, die oft in dem eingedrungenen zolltiefen Wasser umherschwammen, untergebracht. Der Raum zwischen dem hintern und vordern Palmendache war von vier Ruderbänken eingenommen, auf deren jeder zwei Mann, das Gesicht dem Vordertheil zugewandt, saßen, da sie, statt der „Riemen," nach indianischer Weise mit kurzen, schaufelartigen „Pagaien" (Petschen) versehen waren. — Endlich hatte die Igarité, wie schon angeführt, einen in der vordersten Ruderbank befestigten kurzen Mast mit einem Raasegel, aber keinen Kiel; Vorder- und Hintertheil waren abgestumpft. —

Nach diesen Erläuterungen fahre ich fort und nehme den Faden der Erzählung in dem Moment wieder auf, wo nach beendetem Mahle sämmtliches Eßgeräth und der improvisirte Tisch abgewaschen und Alles mit der gewissenhaftesten Ordnung wieder an seinen alten Ort „gestaut" worden war.

Wie dünn die Bevölkerung an diesen Küsten gesäet ist, kann man schon daraus abnehmen, daß wir von heute Morgen bis zum Nachmittag nur zweier Wohnungen auf Marajó ansichtig wurden, während außerdem höchstens nur noch der in den Wäldern zu beiden Seiten des Pará aufsteigende Rauch

auf menschliche Nähe schließen ließ. Das zweite dieser beiden kleinen Etablissements liegt an einem „Inlet" (Eingang, Oeffnung), vor dessen Mündung sich zwei kleine grüne Eilande, die schönsten Palmen-Inseln, die man sich vorstellen kann, vorschieben. Bald darauf that sich links vor uns die Mündung des Tocantins auf, der, gleich einem dritten Meere mit unbegrenztem Horizonte, uns zur Seite lag, während im Pará das Auge stromauf- und stromabwärts, ebenso wie heute Morgen, die See in der Ferne zu erblicken wähnte.

Nachdem wir kurz zuvor die Mitte des Tocantins in S. und seine Ostseite in S. S. O. gepeilt hatten, durchschifften wir um 3 Uhr p. m. den kurzen Canal zwischen Marajo und der Insel Goyabal. Eine Stunde später befanden wir uns nahe an der Küste von Marajó (Ilha de Joannes), mitten unter einer Gruppe reizender kleiner Palmen-Eilande, die auf meinen Karten nicht angegeben waren, aber in der neuen Aufnahme des Herrn von Montravel zum Theil schon eingezeichnet sind *). Sie füllen eine Bucht der zuletzt genannten Insel aus, welche im N. W. der Tocantins-Mündung, und zwar derselben schräg gegenüber, liegt, und nach der Angabe unseres Lootsen Bahia do Marajó genannt wird **).

Zwischen diesen Inseln steuerten wir beim prächtigsten Abende hin. Auf einer derselben, die uns links blieb, zeigte sich uns im Vorübersegeln ein recht eigenthümliches Bild. Ein

---

*) Folgende Peilungen konnte ich, obgleich nicht mit großer Genauigkeit, nehmen. Die Ostseite des Tocantins S. O., die Insel Conceiçaõ S.; ferner, von der Gruppe der kleinen Inseln: Nr. 1. S. S. O. (eine Meile von Goyabal), Nr. 2. S. S. W., Nr. 3. S. W., und Nr. 4. W. z. S.

**) Vergl. v. Spix und v. Martius, Th. III. pag. 987.

großer brauner Greis mit langem, weißem Haar stand nackt vor seiner Hütte, die in dem Dickicht der Fächerpalmen kaum zu unterscheiden war. Zu seinen Füßen lag, in einer kleinen Einbuchtung in dem Caladium-Saume, eine Canoa, die ein gleichfalls nackter Knabe für ihn zuzurichten schien. — Einsamkeit, tiefe Stille ringsum! Im Nu war das Bild wieder hinter einer vorspringenden Palmengruppe verschwunden. —

Wir standen darauf, uns mehr gegen die Mitte des Pará wendend, zu einer andern Insel hinüber, an der wir den Rest des Abends, sie an Steuerbord lassend, hinsegelten, während die übrigen Eilande dieses lieblichen Archipelagus uns zur Linken blieben. Ihr Name ist Tucupí. Prächtige Palmen, reizende Einbuchtungen, ein schlechtes Häuschen, eine Indianerhütte, einzelne braune Leute, eine Canoa mit ein paar nackten Indianern, einige Papageienschwärme hoch in den Lüften, deren Geschrei sich mit dem der „Guaribas" (Brüllaffen) mischte, und einzelne „Botos" (Tummler), die sich in der trüben Fluth kugelten, bildeten die Eindrücke dieses Abends, die noch dadurch an Zauber gewannen, daß die Mondscheibe sehr bald heraufstieg und die Tropenlandschaft mit ihrem milden Silberlichte übergoß. Unsere Igarite erklang unterdessen noch spät in die Nacht hinein von deutschen Liedern, bis meine Gefährten endlich, von dem „Sandmann" (dem Morpheus der Alten) überwunden, sich auf ihrem harten Lager hinstreckten, während unsere Seeleute munter fortruderten, sich laut von Unzen und Jacarés (Krokodilen) unterhaltend. — Erst zwischen 10 und 11 Uhr p. m. banden wir das Boot an die Sträucher des Ufers, um den Eintritt der Fluth zu erwarten *).

*) Folgendes waren die Resultate der Temperatur-Beobachtungen

den 24. Novbr. Um 4 Uhr a. m. gingen wir wieder unter Segel, und doublirten gleich darauf die Südspitze von Tucupí. Wir befanden uns somit wiederum auf kurze Zeit in dem Hauptstrom des Pará; doch lag bereits — wie denn heute überhaupt die Zahl der Eilande sich eher vermehrte als verminderte — ein neues, die kleine Ilha Paquetá, vor uns, die wir bald darauf passirten. Mit dem gestrigen Nachmittage waren wir nämlich in jenes Labyrinth von größeren und kleineren Inseln eingetreten, die der Pará von der flachen, sumpfigen Südküste des großen Marajó abgerissen zu haben, und von denen er einzelne zu Zeiten ganz, andere nur zum Theil zu überschwemmen scheint. Diese zahllosen Eilande erschwerten hin und wieder den Ueberblick nicht wenig, indem sie den breiten Strom häufig unsern Blicken entzogen, und nur selten eine freie Durchsicht auf das Land von Marajó gewährten.

Allmälig hatte die herrliche Mondnacht dem in vollster Pracht anbrechenden jungen Tage das Feld räumen müssen, als wir um 6 Uhr a. m. die Westspitze der Ilha da Conceiçaõ S. z. O., die Westspitze der dahinter liegenden Insel S. z. W., und ein kleineres Eiland mitten im Pará S. W. z. S. peilten. — Zur Erläuterung erlaube ich mir anzuführen, daß der Lootse anfangs den Namen Ilha da Conceiçaõ auf die beiden Inseln erster Linie auf der Westseite der Hauptmündung des Tocantins, welche, von weitem gesehen, nur eine bildeten, zu beziehen schien, daß es sich aber auf dem Rückwege herausstellte, wie auch von diesen beiden nur die westlichere

---

am heutigen Tage: Um 9 Uhr a. m. Luft 22°, 3. Wasser 23°, 0. Um Mittag Luft 23°, 4. Wasser 23°, 2. Um 6¼ Uhr p. m. Luft 23°, 5. Wasser 23°, 5.

jenen Namen führt, während die zwischen ihr und dem Tocantins gelegene Tucumaiduba genannt wird. — Gleich darauf erreichten wir die Höhe von Assuranda, einer kleinen Fazenda auf Marajo. Vier Häuser liegen, von Cocospalmen beschattet, am flachen Ufer; dahinter erhebt sich prächtiger Urwald, meist hochstämmiges Laubholz, das sich schon von weitem nicht allein durch seine Höhe, sondern auch durch die größere Mannigfaltigkeit in den Umrissen seiner sich oft unter einander überragenden Gipfel von den niedern Fächerpalmen-Wäldern des gestrigen Tages unterschied, da die sphärischen Kronen der „Miriti" (Fächerpalmen) sich in der Regel so dicht an einander schließen, daß der obere Contur des Waldes sich einer geraden Linie stark nähert. Während man fast alle andern Palmenarten mit Leichtigkeit des Nachts erkennt, erscheint die buschige Fächerpalme ganz wie Laubholz.

Außer Assuranda sahen wir heute Morgen im Vorüberfahren noch ein zweites Etablissement auf Marajo, nämlich die Fazenda eines Engländers, wenn ich nicht irre dieselbe, welcher der Lootse auf dem Rückwege den Namen Maruari beilegte. Vor dieser Besitzung ankerte ein großer Schooner, der in seinen Bretterverschlägen auf dem Verdeck eine reiche Ladung Vieh mit sich führte. Solche Fahrzeuge, denen man hie und da auf dem Amazonas begegnet, heißen „Gabarra" oder „Batelaõ de Gado." Sie holen meist ihre Ladung auf dem heerdenreichen Marajó und führen sie nach der „Cidade," wo das Vieh, wie ich schon auf meinem ersten Spaziergange in jener Stadt Gelegenheit hatte mich zu überzeugen, häufig in einem so jammervollen Zustande abgeliefert wird, daß man sich in Wahrheit keinen Begriff davon machen kann.

Nach den neuesten Angaben besitzt Marajó etwa 20,000

Stück Rindvieh, welches, nächst dem Reis, der auf der großentheils flachen, sumpfigen Insel vielfältig gebaut wird, den Haupthandelsartikel derselben ausmacht. Der Boden dieses großen, für den Handel so äußerst günstig gelegenen Eilandes ist übrigens auch für jede andere Kulturgattung der heißen Zone geeignet. Stärker bevölkert und besser angebaut, könnte Marajó einst für das Kaiserreich von hoher Wichtigkeit werden, als Markt eines ungeheuren Hinterlandes, mit dem es durch die herrliche Wasserstraße des Amazonenstroms in unmittelbarer Verbindung steht.

Als Antonio de Souza Macedo, Baron de Joannes, mit Marajó — das früher auch nach ihm den Namen Ilha de Joannes führte — belehnt wurde, fand er dasselbe von einem als treffliche Ruderer bekannten Stamme der Tupinambas bewohnt, welcher später durch die Jesuiten bekehrt wurde. Nach der Vertreibung der Holländer ging die Insel in den Besitz der Krone über. In der Revolution von 1835 traf sie das harte Loos, sowohl von den Rebellen unter Vinagre, als von den Truppen der legitimen Regierung ausgeplündert zu werden.

Marajó ist ferner dafür bekannt, daß es alle Thiergattungen der Provinz Pará aufzuweisen hat, und, was uns am meisten interessirte, daß die zahlreichen Viehheerden auf den Campos in seinem nördlichen Theile, wie man behauptet, mehr Unzen dorthin ziehen, als sich sonst in der ganzen Umgegend vorfinden, während es in den, in seiner Mitte gelegenen großen Tümpeln von Krokodilen wimmeln soll. Leider hatten wir keine Zeit, hier einen Aufenthalt von acht bis vierzehn Tagen zu machen, der durchaus erforderlich gewesen wäre, wenn wir mit irgend einer Aussicht auf Erfolg hätten jagen wollen. Mithin fern davon, auch nur dem leisesten Zweifel an dem zahlreichen

Vorhandensein jener wilden Thiere und Ungethüme Raum geben zu wollen, erlaube ich mir nur gelegentlich hier einzuschalten, daß wir auf unserer Hin- und Rückreise nicht ein einziges Krokodil, geschweige denn einen Tiger in diesen Gewässern und an den Küsten der mächtigen Insel zu sehen bekommen haben, deren Gestade uns noch mehrere Tage lang, d. h. bis zum Eintritt in den nördlichen Hauptarm des Amazonenstroms, begleiteten.

Doch zurück zur Igarité! Wir treffen sie um Mittag wieder im freien Strome, und zwar befanden wir uns etwa um diese Zeit, nachdem wir kurz vorher den Meridian des Städtchens Oeiras passirt hatten, der Mündung des Jacundaz, eines rechten Nebenflusses des Pará, gegenüber, die nach Angabe des Lootsen in S. W. z. S. uns links zur Seite lag. Bis hierher hatten wir am rechten Ufer des Stromes nichts als Inseln gesehen; jetzt erblickten wir zum ersten Male, und zwar in der Richtung jener Flußmündung, die jedoch selbst nicht ganz deutlich zu unterscheiden war, das feste Land. Um 2 Uhr p. m. passirten wir den Ausfluß des Periha, eines Flüßchens auf Marajó, und den etwas breiteren Furo Sta. Isabel, die hier vereint in den Pará münden. Die vor dieser Doppelmündung gelegene Ilha de Sta. Isabel kann hinsichts der Abstufung ihrer Vegetation als Typus für alle jene, von Marajó's Südküste abgerissenen oder losgeschwemmten Eilande dienen, deren wir von jetzt an wieder eine große Zahl den ganzen übrigen Theil des Tages hindurch erblickten.

Den Saum der Insel bildete das dem Wasser entsprossende Caladium, das gegen die aus Palmen bestehende, zweite Linie mit einer flachen Wölbung anstieg und die weißen Stämme zur Hälfte deckte. Die Masse dieser Palmen-Terrasse bestand

aus dicht zusammengedrängten Fächerpalmen, deren Gipfel ebenfalls ein, nach dem Lande zu schräg ansteigendes, kleinwelliges Dach bildeten, wobei sich diese Wipfel wieder in sich in der Art abstuften, daß die niederen Stämme der Corypha umbraculifera (Lin.), meist vorn stehend, von der hochstämmigen Corypha elata (Roxb.) überragt wurden. Zwischen beiden Gattungen nickte die graziöse Assai-Palme (Euterpe oleracea) *) hervor, die leichte, aus zartbefiederten Wedeln gebildete Krone am schlanken, dünnen, rohrartig schwankenden Stamme hin und her wiegend. Als dritte Linie erhob sich endlich in voller Majestät das hochstämmige, Alles überragende Laubholz, seine vollen, ächt brasilianischen Laubdächer, seine flachgewölbten Pinienkronen zum tiefblauen Aether aufsendend, während an seinen Riesenstämmen einzelne rothe Schlingpflanzen — und zwar die ersten von solcher Farbenpracht, die uns zu Gesicht kamen — emporklommen. Doch auch „unter den Palmen" wohnt der Ehrgeiz, denn hie und da sieht man eine einzelne, riesenhaft aufgeschossene Fächerpalme über alle andern Bäume stolz das kugelförmige Haupt — die aus hunderten von grünen, dicht gedrängt vom gemeinsamen Mittelpunkt strahlenförmig nach der Oberfläche strebenden Fächern gebildete Krone — erheben, welche die rothbraunen Riesentrauben (die Frucht des Baumes), die, mit einzelnen verwelkten gelben Fächern untermischt, am kräftig-schlanken Stamme herabhängen, beschattet. Einem Theile der Inseln, deren Boden wahrscheinlich nicht hoch genug über den Wasserspiegel heraustritt, fehlt die dritte Linie, das Laubholz, gänzlich; sie bilden daher nur einen, von

*) Nach von Spix' Zeichnung; siehe dessen Atlas zur Reise in Brasilien, Tab. I., Pflanzenformen des tropischen Amerika, No. III.

Caladium arboreseens umgürteten Palmenhain, und verdienen daher mit vollem Recht den oft gebrauchten Namen der „Palmen-Inseln." Im Allgemeinen läßt sich nämlich hier in dem Delta-Lande des Amazonenstroms aus der Ufer- und Insel-Vegetation nicht allein auf die größere oder geringere Fruchtbarkeit des Erdreichs, sondern vor allem auch darauf schließen: ob dasselbe häufigen und anhaltenden Ueberschwemmungen ausgesetzt ist oder nicht. Hoher Urwald verkündet stets festeren Boden; die Palmen-Vegetation und das Caladium bezeichnen dagegen das flache und sumpfige, oft überfluthete Land.

Der heutige Tag machte insofern noch einen fühlbaren Eindruck auf mich, als ich zum ersten Male meine Wäsche selbst wusch und mir dabei, weil dies außerhalb des Palmendaches besorgt werden mußte, einen Sonnenstich nicht allein auf beiden Armen, sondern auch, trotz des Hemdes, auf dem Rücken holte.

Gegen Abend sahen wir mitten im Pará ein paar riesenhafte Baumstämme frei daliegend ihre dürren Aeste in die Luft strecken. Sie schienen sich auf einer Sandbank mit ihren unteren Zweigen fest eingegraben zu haben, und bildeten auf diese Weise ein Hinderniß, eine Gefahr für die Schifffahrt, mindestens so groß, wie die Wracks der türkisch-ägyptischen Flotte am Ende der weiten Bucht von Navarin, und wie die Trümmer der in die Luft gesprengten „Hellas," in dem prachtvollen Hafen von Poros, die leider jeder Fäulniß zu trotzen scheinen. — Ein anderer Stamm schwamm, vielleicht in ebenso gefährlicher Absicht, den Strom hinab, besetzt mit einer ordentlichen „File" von Vögeln, die unsere Jagdlust reizten und uns aus unserem Cours lockten, uns dann aber vor der Nase davonflogen! — Was hätten wir erst darum gegeben, wenn statt

dessen jener Stamm mit der Unze und dem Krokodil an uns vorüber getrieben wäre, dem die berühmten bayrischen Reisenden das beneidenswerthe Glück hatten auf ihrer Stromfahrt zu begegnen! *) —

Dennoch sollten wir für den Mangel des Wunderbaren wenigstens durch etwas Sonderbares einigermaßen entschädigt werden. Wir sahen nämlich, zu unserer nicht geringen Verwunderung, aus einer Fächerpalme rechts am Ufer eine leichte Rauchwolke aufsteigen, die längere Zeit unsere Neugier in hohem Grade in Anspruch nahm, und die wir so emsig durch das Fernrohr anstaunten, daß uns der Arm davon einschlief, bis wir endlich entdeckten, daß es nichts als ein kreisender Insektenschwarm, mithin eine Erscheinung war, derentwegen wir weder die Linie zu passiren noch den Amazonenstrom aufzusuchen gebraucht hätten. — Viele Papageien flogen von Insel zu Insel, während zahlreiche Exemplare der Pontederia, wie Dr. Lippold diese Wasserpflanze uns nannte, eilig auf der unklaren Fluth an uns vorüberschwammen.

Da senkte sich die Sonne in den meeresgleichen Rio das Bocas hinab, wie bekanntlich hier der Pará bei der Vereinigung des Uanapú, des Pacajaz und des Jacundaz genannt wird **). Drei Durchfahrten lagen vor uns, nach der Aussage des Lootsen sämmtlich, wenn auch mit Umwegen, nach Melgaço führend, das nach seiner Angabe, im Widerspruch mit meinen Karten, auf dem Festlande liegen sollte. Ich versuchte vergebens, hier Albuquerque's Ansichten mit denselben in Uebereinstimmung zu bringen; es wollte durchaus nicht ge-

---

*) Vergl. v. Spix und v. Martius, Th. III. pag. 1012.

**) Siehe oben pag. 504.

lingen. — Beim Eintritt der schönen Sternennacht liefen wir in den Canal rechterhand, in die nördlichste jener drei Einfahrten, den „Rio dos Breves," ein, der in die nordwestliche Ecke des großen Wasserbeckens mündet, das mir „Bahia de Taparà" genannt wurde, während sich in die südwestliche Ecke der Anapú ergießt. In dem bezeichneten Canale gingen wir in west-zu-nördlicher Richtung fort, bis unser Fahrzeug um 1 Uhr a. m., beim Eintritt der Ebbe, an einen schönen großen Baum linkerhand, einen Bombax wenn ich nicht irre, festgebunden wurde *).

In aller Frühe verließen wir unser Boot, durchstreiften den 25. Novbr. den nahen Urwald, schossen zwei schwarz und gelb befiederte „Japú's," die wir an Bord zurückbrachten, um sie später bei unserm Mittagsmahle zu verzehren, und setzten dann unsere Fahrt eine kurze Strecke weit, bis zu dem nahe gelegenen „Breves," fort, das wir nach wenigen Augenblicken rechts vor uns auf einem 6 bis 10 Fuß hohen Vorsprung des lehmartigen, schlammigen Ufers von Marajó erblickten.

Einige Bananenbüsche mischen sich unter die beiden kurzen Häuserreihen, aus denen das Oertchen besteht, während hoher Urwald den Hintergrund bildet. Die nach dem Wasser zu gelegenen Häuser dieser Straße stehen zum Theil auf Pfählen, welche sich zur Zeit der Ebbe 3 bis 5 Fuß über den Boden erheben. Ihre Wände sind entweder von gespaltenen Palmenstämmen aufgeführt, oder aus einem mit Palmblattstielen bekleideten Gestelle von Stangen zusammengesetzt, während

*) Temperatur: Um 8 Uhr a. m. Luft 22°, 1. Wasser 23°, 5. Um Mittag Luft 24°, 5. Wasser 23°, 8.

Palmenwedel das Dach bilden. Da, wo Fensteröffnungen vorhanden, werden sie, in Ermangelung von Glasscheiben, mit gitterartigen Rohrmatten zugesetzt, die mich unwillkürlich an die Gitterfenster der orientalischen Harems erinnerten. Im Innern der Hütte — denn der Ausdruck „Haus" könnte leicht dem Leser einen falschen Begriff von einer solchen, mehr als bescheidenen Wohnung geben — befindet sich meist ein großer, von Rohr geflochtener Tisch, der fast das ganze Zimmer ausfüllt, zuweilen aber einen zweiten vollständigen Fußboden auf Tischhöhe bildet, der von der steigenden Fluth, was bei den jährlichen Ueberschwemmungen von Wichtigkeit erscheint, nicht so leicht erreicht werden kann. — Dennoch ist die Lage von Breves, das gleichzeitig den Centralpunkt für den Handel von Pará mit Portel, Melgaço und dem Hauptstrome bildet, eine gesunde zu nennen, da seine Einwohner, die fast durchgehends indianischer Abstammung sind, häufig ein hohes Alter erreichen sollen. Uebrigens verstehen es die guten Leute, sich das Leben bequem zu machen, was nicht allein aus dem Mangel an Anpflanzungen zu schließen ist, deren man fast keine in der Nähe findet, sondern schon daraus hervorgeht, daß sie den größten Theil des Tages in ihren baumwollenen Hangematten oder netzartig geflochtenen, den Schlafnetzen der Puris und den von uns selbst mitgeführten ähnlichen „Redes" zubringen. Selbst die Gefäße, die man in den Wohnungen antrifft, haben schon einen mehr indianischen Anstrich; vor allem aber zogen einige schöne rothe Arárafedern, die an der Wand einer Hütte steckten, meine Aufmerksamkeit auf sich, denn seit den Urwäldern bei Aldea da Pedra, wo wir einen Schwarm dieser prachtvollen Vögel, gleich schwarzen Pünktchen, einen Augenblick hatten über unserm Haupte kreisen sehen, war uns keine Spur mehr

davon zu Gesicht gekommen. — Die Autoritäten des, etwa nur noch 20 bis 30 Wohnungen zählenden Orts endlich, und zugleich auch wohl die einzigen Leute in ganz Breves, die man nach unsern Begriffen mit „Sie" anreden könnte, sind ein „Juiz de Paz," ein sehr freundlicher Mann, der uns mit einigen Lebensmitteln beschenkte, und eine Art von Commandant, die beide allein den Reisenden noch an die besseren Zeiten mahnen, welche Breves vor der, Alles zerstörenden letzten Revolution gesehen haben soll. — Um $8\frac{1}{4}$ Uhr a. m. stießen wir wieder ab, um auf dem Rio dos Breves unsere Reise in der Richtung nach N. W. z. N. fortzusetzen, wobei wir Marajó zur Rechten, zur Linken dagegen verschiedene, zum Bezirk von Melgaço gehörige Inseln hatten.

Die Wälder an den Seiten des 2—400 Schritt breiten Canals glichen schon mehr den Urwäldern am Parahyba do Sul; auch entzückten uns heute wieder die gestern gesehenen rothen Schlingpflanzen, die nach Dr. Lippold's Meinung vielleicht mit den Euphorbien verwandt sind, während hie und da sich ein einsames Haus am schattigen Ufer erhob, unsern Blicken fast entzogen durch das hohe, prächtig weiß blühende Caladium. Nicht lange, so änderte der Rio dos Breves seine anfängliche Richtung eine kurze Strecke weit nach N. z. W. Hier war es, wo wir eine reizende schmale Insel erreichten, an der wir nun mehrere Stunden lang, sie zu unserer Rechten lassend, hinsteuerten. Ich möchte sie das Assai- und Ubussú-Eiland nennen, in solcher Fülle wachsen auf ihr diese herrlichen Palmenarten, mit einzelnen hohen Stämmen der verschiedenen Fächerpalmengattungen untermischt, — wenn nicht die kolossalen, durch zahllose Schlingpflanzen zu einem undurchdringlichen Ganzen verwebten Laubbäume der brasilianischen

Urwälder, in noch weit größern Massen auf dieser Insel wuchernd, jenen Namen Lügen straften.

Die Ubussú- (Bossú-) Palmen waren uns eine neue Erscheinung; sie haben einen kurzen, nur 20 bis 30 Fuß hohen, dicken Stamm, aus dessen oberem Ende mächtige Blattstiele, gleich den Kelchen einer Lilie, fächerförmig aufsteigen, an denen, statt der Wedel, die kolossalen, enggefalteten oder gerieften Blätter angesetzt sind, deren Länge, bei einer Breite von 5 Fuß, oft 20 Fuß beträgt. Vermöge ihrer Schwere beugen sich diese Riesenblätter von ihrem gemeinschaftlichen Mittelpunkt aus mehr oder weniger nach außen, oder hängen, gleich denen der Bananen, vom Winde geknickt und zerfetzt, an dem schuppigen Stamme herab. — Sehr anmuthig stachen dagegen die Assai-Palmen ab, die, gleich leicht befiederten Lanzenbüscheln, sich aus dem Dickicht hervorneigten, sich in den Fluthen des Canals spiegelnd, welche die Baumwurzeln am Saume des Eilandes bis weit hinein unterwaschen hatten. Aeste und ganze Stämme streckten sich weit über das Wasser hin, wobei unter andern eine leicht geschwungene Assai-Palme sich sogar zu einem vollkommenen Ringe verschlungen hatte. Eine andere Palme dieser Gattung hieben wir um, auf des Doctors Vorschlag, um ihre Spitze in dünne Scheiben zu zerschneiden, die wir dann, mit Essig und Oel angemacht, als Salat mit großem Wohlbehagen verzehrten.

Der beschriebenen Insel folgte eine zweite; dann kam ein drittes Eiland, mitten im Rio dos Breves, welches diesen zu einer Gabeltheilung zwingt. Der Canal rechterhand, in den wir einliefen, ging nach N. W. z. N.; der zur Linken war dagegen nach W. gerichtet.

Nach 1 Uhr p. m. erreichten wir ein großes, wald-

umschlossenes Bassin, mit einem bewaldeten Eilande an seinem nördlichen Ende, einen Hauptknoten, wo sich drei, aus verschiedenen Himmelsgegenden kommende Canäle mit dem Rio dos Breves vereinigen. Hier überraschte uns der erste wahre tropische Regen auf unserer Stromfahrt und verdünnte die breiartige Reissuppe, die Graf Bismark mit den Gaben des Juiz de Paz würzte, denen er noch ein in Breves eingehandeltes Huhn hinzugefügt hatte. Ich konnte unterdessen, da die starke Ebbe uns zu ankern nöthigte, folgende Peilungen nehmen: Der Rio dos Breves durchschneidet das Bassin in seiner alten Richtung von S. O. nach N. W z. N.; der Rio dos Maeaeos fällt von N. z. O. hinein, ein anderer Canal kommt von O., und der letzte von S. S. O. — Nach beendetem Mittagsmahle schifften wir im Rio dos Breves fort und gelangten gleich darauf, um 3 Uhr p. m., an eine zweite Haupttheilung. Der genannte Fluß bildete nämlich ein schiefes Kreuz mit einem links nach Melgaço abgehenden Canale und einem andern, von rechts her kommenden, was aus folgenden Peilungen näher abzunehmen sein dürfte: Rio dos Breves N. W. z. W., Furo de Melgaço S. S. W., Igarapé (Garapé) *) zwischen dem Rio dos Maeaeos und Pordento N. z. W.

Von jetzt an wurde der Urwald an beiden Ufern immer undurchdringlicher und bedeutend höher. Viele große Botos zeigten uns, im Wasser sich kugelnd, ihren fleischfarbenen Rücken. Gleich hinter dem zuletzt angeführten Zusammenflusse banden wir das Boot rechterhand an einen Baum der Insel do Pordento an, gingen an Land und durchstreiften das wilde Dickicht, wobei wir uns mit unsern „Facões"

*) eine allgemeine Bezeichnung für einen Fluß oder Canal.

(großen Waldmessern) Bahn hauen mußten. Nach etwa zweistündigem Aufenthalte und einem tüchtigen Platzregen, den ich unter den schützenden Riesenwedeln einer, wenn ich nicht irre, stammlosen Palme, von Ameisenheerden umkrochen, abgewartet hatte, verließen wir das Eiland, und befanden uns um 6 Uhr p. m. wieder unter Segel. Unsere Seeleute behaupteten, Affen auf dieser Insel gesehen zu haben; uns waren sie jedoch leider nicht zu Gesicht gekommen, obgleich wir seit unserer Ankunft in Brasilien unabläßig danach umherspähten, in der Hoffnung, endlich einmal einen zu erblicken. —

Wir mochten etwa eine halbe Seemeile, von der zweiten Haupttheilung an, zurückgelegt haben, als wir rechterhand ein freies Stückchen schlammigen Bodens gewahrten, den einzigen Fußbreit freien Landes an diesen Waldufern. Von diesem Fleck soll die Fazenda do Pordento in zwei Minuten erreicht werden können. Diese Angabe Albuquerque's stimmt jedoch mit der Karte des Herrn von Martius nicht überein, in welcher Pordento südlich des Rio dos Macacos gesetzt ist. — Der Rio dos Breves nimmt später von einem dritten Knotenpunkte, der etwa in zwei Stunden von dem zweiten aus erreicht werden kann, auch noch den Namen Jaburú an, den er, wie wir sehen werden, sehr lange fortführt. In den nach N. W. streichenden Jaburú oder Rio dos Breves fällt hier nämlich ein, ungefähr von W. kommender Canal, der Aturiazal, hinein, der seinerseits wieder durch den Tagipurú (Tayapurú) mit dem Amazonas verbunden ist. Der starken, entgegengesetzten Strömung wegen schlug der Lootse diesen Weg zum Hauptstrome nicht ein. Um 9 Uhr p. m. sahen wir den schmalen Rambuagú sich von N. O. her mit dem Jaburú vereinigen, der bei der stockfinstern Nacht einem geraden,

1 — 200 Schritt breiten holländischen Canal glich, nur mit dem Unterschiede, daß er an den Seiten von niederem Gebüsch eingefaßt war, wobei zu bemerken ist, daß nach der Angabe Albuquerque's alles Land rechterhand, zu Marajó gehörige Inseln waren. Außerdem machte mich der Lootse auf das Geschrei der Krokodile aufmerksam, das dem der Unken sehr ähnlich ist. Es gewährte unsern Leuten ein Hauptvergnügen, die Stimme der Jacarés nachzuahmen, um sie zu locken; allein das Geschrei blieb sehr entfernt, und vom Sehen derselben war gar keine Rede.

Zwischen 1 und 2 Uhr a. m. gelangten wir zur Einmündung des von N. O. z. N. kommenden Furo das Ovelhas, wo der Jaburú, plötzlich seine alte Richtung nach N. W. z. N. verlassend, sich scharf nach W. wendet. Hier ankerten wir. Bis zu diesem Punkte waren wir mit der Fluth gegangen, wogegen wir von nun an die Ebbe benutzten. Wir hatten mithin die Scheidungslinie erreicht, von wo die Wasser einerseits nach der nördlichen Hauptmündung des Amazonas, anderseits nach der südlichen hin, ebbten *).

Mit Tagesanbruch waren wir wieder in Bewegung. Der Jaburú bildete heute, einen vollkommenen Schlangenlauf darstellend, eine kleine Krümmung nach der andern, indem er, obwohl nur immer auf wenige Augenblicke, bald dem einen, bald dem andern der fünf Compaßstriche: W., N. W. z. N., O., S. O. und abermals N. W. z. N., folgte, wobei er bis 9 Uhr a. m. zwei Igarapés von links her aufnahm. Um die genannte Stunde ward, nachdem wir bereits große Wäsche den 26. Novbr.

*) Temperatur: Um Mittag Luft 23°, 7. Wasser 24°, 0.

gehalten und die nassen Effecten auf dem Palmdache bei glühender Sonne getrocknet hatten, wegen Eintritts der Fluth, links an der Ilha grande do Jaburú angelegt. Die Wälder dieser Insel sind reich an den sonderbarsten Luftwurzeln, die sich oft so hoch frei über den Boden erheben, daß man bequem darunter hinweggehen konnte. Andere Wurzeln springen, wie schon oben angeführt worden, gleich schräg ansteigenden, auf der hohen Kante stehenden dreieckigen Brettern, aus den Bäumen vor. Etwas Neues waren uns dagegen die Wurzeln der Fächerpalmen, die aus einem dichten Bündel von unzähligen dünnen und glatten Stäbchen bestehen, unter denen oft einzelne grell roth gefärbt sind. Bei einer von diesen Palmen fing eine zweite ähnliche Wurzel, wohl 10 Fuß vom Boden, an, oben aus dem Stamm auszuschlagen, was einen sehr sonderbaren Anblick gewährte. Vor allem aber sind die Luftwurzeln der Rhizophora wahrhaft charakteristisch — ein rechtes Wahrzeichen — für die herrliche Pflanzenwelt dieses sumpfigen Delta-Landes, die alles weit hinter sich läßt, was wir in dieser Hinsicht sonst in Brasilien gesehen haben. Alles ist hier kolossal; die glühende Aequatorial-Sonne zieht gleichsam die grüne Pflanzendecke unseres Planeten in diesen Gegenden des Erdgürtels mächtiger zu sich hinauf als an andern Orten des Erdballs, während die jährlich sich von den Anden heranwälzenden, Alles überfluthenden und befruchtenden Hochwasser tief in das Heiligthum dieser Waldungen dringen, die deshalb „Igapó-Wälder" *) genannt werden. — So sahen wir z. B. die schlanke Miriti, die höchste aller hier einheimischen Palmen, oft über 100 Fuß vom Wasserspiegel aufschießen. Ebenso

*) Igapó heißt eine überschwemmte Gegend.

häufig aber finden sich unter dem Laubholze Urwald-Riesen, deren mächtige Kronen sich wohl über 150 Fuß vom feuchten Boden bis zu jenen schwarzen, tief ziehenden Regenwolken erheben, die der Vento geral fast täglich über diese Wälder hintreibt. — Wie die Bäume, so die Wurzeln, vornehmlich die der Rhizophora. In hohen, immer kleiner werdenden Bogen wölben sie sich aus dem Dickicht hervor und streichen, gleichsam die Sprünge einer Kanonenkugel nachahmend, wohl an 50 und mehr Schritte über den Wasserspiegel fort, im Verein mit den dunkelschattigen Einbuchtungen der Ufer-Vegetation die stille Fläche der Canäle auf das mannigfaltigste unterbrechend.

Da wir etwa bis um Mittag auf die Ebbe warten mußten, so durchstreiften wir die Insel, um uns einen frischen Braten für's Diner zu schießen, während unsere Seeleute, nachdem sie bis auf ein um die Hüften geschlagenes Tuch sich jeglicher Kleidung entledigt, mit Messer und Stock bewaffnet, Jagd auf Schildkröten und kleinere Schaalthiere machten, die sie in den Gräben und Pfützen erhaschten, oder auf Fische, indem sie sich dem harmlosen Vergnügen des Angelns hingaben. Die Mehrzahl unter ihnen waren schlanke, wohlgebildete Indianer mit glattem, glänzend schwarzem Haar und spitz gefeilten Zähnen. Ihr Orientirungssinn und die Schärfe ihres Gesichts erregten in hohem Grade unsere Bewunderung, ebenso die Leichtigkeit und Geräuschlosigkeit, mit der sie über die unter unsern schweren Tritten laut knisternden Blätter, Zweige und Palmwedel, die den Boden fußhoch bedeckten, hinschritten. Nur selten gebrauchten sie das Facão, diese uns so unentbehrliche Waffe, um sich Bahn zu brechen, indem sie mit unglaublicher Gewandtheit und Biegsamkeit sich zwischen den Lianen hindurch wanden,

und es namentlich verstanden, unter jenen überhangenden hohen Palmwedeln hinwegzuschlüpfen, die hier gleichsam wie Pilze aus der Erde wachsen und die, wenn wir sie ungeschickt berührten, nie verfehlten, uns eine volle Ladung kleiner brauner Ameisen auf Kopf und Nacken herabzusenden, von denen wir auf die unangenehmste Art gebissen wurden. Diese Eigenschaften, in denen sie, wenn auch nicht ganz, von dem Neger und den beiden Mulatten erreicht wurden, machten sie ungemein geschickt zur Jagd, namentlich zum Anschleichen des Wildes. Der Neger war kräftig gebaut und stets von der besten Laune, die Mulatten dagegen hübscher als diejenigen, welche man im Süden Brasiliens antrifft, und nur durch das dunklere Braun ihrer Haut und das wollige Haar von den Indianern zu unterscheiden, mit denen sie sonst hinsichts des Wuchses viel Aehnlichkeit hatten.

Alle diese farbigen Bewohner unserer bescheidenen Arche durchstreiften, wie gesagt, unserem Beispiele folgend, den Wald, umstanden das am nahen Ufer lodernde Feuer, an welchem, gleich ihnen, der Consul das Mittagsmahl kochte, oder bewegten sich geschäftig auf der luftigen Brücke hin und her, die eine, weit über den Wasserspiegel sich fortwölbende Rhizophora-Wurzel zu der Igarité hinüberschlug; — denn nur vermittelst einer solchen Luftwurzel oder eines umgefallenen Stammes ist es möglich, das feste Erdreich vom Boote aus zu erreichen, da der viele Schritt breite Rand von Zweigen und Schlingpflanzen, der das Ufer einfaßt und theils auf der Wasserfläche aufliegt, theils dicht darüber schwebt, unfehlbar unter den Füßen nachgeben würde. — So ward denn die tiefe Einsamkeit dieser abgeschiedenen Waldinsel mannigfach belebt, so ward die Todtenstille unterbrochen, die hier stets in den Mittagsstunden herrscht,

im Gegensatz zu dem ohrenzerreißenden, tausendstimmigen Geschrei, das Affen und Vögel zuweilen des Morgens, in der Regel aber des Abends ertönen lassen, und zu dem eintönigen melancholischen Concerte, das zur Nachtzeit Unken, Paukenfrösche und Krokodile anzustimmen pflegen.

Als nun um die bestimmte Zeit einer unserer Seeleute nach dem andern wieder an Bord der Igarité eintraf, und auch wir uns allmälig einstellten, wurde Graf Oriolla vermißt. Wir riefen, schossen, schickten unsere Matrosen nach allen Richtungen aus, und gingen zuletzt selbst ihn zu suchen. Endlich, kurz vor Abend, fanden wir den Vermißten schon auf dem Rückwege zur Igarité. Der Graf hatte nämlich am Morgen während der Ebbe mehrere schlammige Canäle und Gräben theils durchwatet, theils auf hinübergefallenen vermoderten Baumstämmen passirt und, sich dann dem Vergnügen der Jagd sorglos überlassend, nicht weiter an seinen Rückweg und an den nahen Eintritt der Fluth gedacht. Als es nun Zeit war, an Bord zurückzukehren, fand er jene Igarapés bereits vom Hochwasser bis zum Rande gefüllt und die natürlichen Brücken theils überfluthet, theils weggeschwemmt. Als erprobter Schwimmer zauderte er keinen Augenblick, sich mit Kleidern und Waffen in die trübe Fluth zu stürzen, und bald waren die verschiedenen trennenden Canäle durchschwommen, allein leider auch bei Besiegung dieser vielfachen Hindernisse zugleich die anfängliche Richtung gänzlich verloren. Dies bewog den Grafen auf der Stelle Halt zu machen, um sich nicht noch weiter von den Gefährten zu entfernen. Unstreitig war dies der beste Entschluß, den er unter diesen Umständen fassen konnte; jedoch hierbei blieb er nicht stehen, sondern, gewohnt den kommenden Dingen dreist in's Auge zu schauen und dann zu handeln,

machte er sich sogleich darüber her, seine gänzlich durchnäßte Munition auf Palmblättern zu trocknen, um durch Schüsse uns Nachricht von seinem Aufenthalte geben, und, wenn dies nicht gelingen sollte, sich mit seiner Muskete, außer den zahlreichen, schmackhaften Früchten der Wälder, auch thierische Nahrung und erforderlichenfalls die nöthige Sicherheit verschaffen zu können. — Bei dieser Beschäftigung fand ihn einer unserer Leute, nachdem ihn bereits unsere vielen Schüsse über die Nähe der Gefährten beruhigt hatten. Doch waren damit noch nicht alle Fährlichkeiten überwunden, denn noch gab es einige Canäle zu durchschwimmen, ehe Graf Oriolla und sein Führer die Ufer des Jaburú erreichten. — Auf diese Weise wurde es 5 Uhr p. m., ehe wir die Insel verließen.

Der Jaburú wandte sich, dicht bei unserm Ankerplatze, nach W., ungefähr 1000 Schritt von da nach N. W.; darauf folgte er eine ebenso lange Strecke weit einer nordnordöstlichen Richtung, lief dann 500 Schritt lang nach O. z. N., von hier an wieder etwa 1000 Schritt nach N. und endlich nach N. z. O. Um $8\frac{3}{4}$ Uhr p. m. fiel ein Igarapé von N. O. z. O. in den Jaburú, der eine kleine Stunde später einen andern, ebenfalls von N. O. z. O. kommenden Canal aufnahm, und hierauf eine nordnordwestliche Richtung einschlug. Um 10 Uhr p. m. ward die Igarité, nach einer sehr kleinen Tagereise, und nachdem es am Abende stark gewetterleuchtet hatte, rechterhand an einen Baum gebunden.

den 27. Novbr. Um 4 Uhr a. m. verließen wir unsern nächtlichen Ruheplatz. Bereits nach einer halben Stunde nahm der sich allmälig bis nach W. z. S. krümmende Jaburú einen Canal, etwa von O. N. O. her, auf. Eine Viertelstunde später fielen

kurz nach einander noch zwei andere Igarapés von der linken Seite in den genannten Hauptcanal, worauf derselbe, seinen Lauf nach O. z. N. nehmend, eine Breite von 3—400 Schritt erlangte, und nach der Vereinigung mit einem dritten, von O. her kommenden Igarapé sich nach N. W. z. W. wandte. Viele bunte Aráras flogen unterdessen kreischend über uns fort und entlockten unsern Flinten ebenso viele zwecklose Schüsse. Um 8 Uhr a. m. erreichten wir den wichtigen Stromknoten, wo sich der Jaburú in den Jabirava ergießt, einen über 1000 Schritt breiten Arm des Amazonas, der, nachdem er sich erst kurz zuvor von dem Hauptstrome getrennt hat, anfangs in südlicher, später in südöstlicher Richtung, eine große Ausbuchtung nach Osten bildend, bis zu dem Vereinigungspunkte fließt und, sich hier im scharfen Winkel nach Osten wendend, fortan nicht breiter zu sein scheint, als der Jaburú selbst.

Auf der breiten Wasserfläche des Jabirava sprang die Seebrise auf, und führte uns vom Vereinigungspunkte schnell nach dem westlichen Ufer hinüber, wo wir, die Zeit der Fluth benutzend, unter den prachtvollen hochgewölbten Bogengängen eines wahrhaft zauberischen Waldes jener riesenblättrigen Ubussú-Palmen jagten, der auf dem, von unzähligen Gräben durchschnittenen, schlammigen, oft überflutheten Boden in üppigster Fülle wucherte. Bei dieser Gelegenheit hatten die Grafen Oriolla und Bismark das Glück, wenigstens auf Unzen-Fährten zu stoßen, das mir leider nicht zu Theil wurde.

Nach vierstündigem Verweilen, und nachdem Graf Bismark, seinem Glücke die Krone aufzusetzen, in weniger als einer Viertelstunde fünf der schmackhaftesten Fische, 3 Piranhas und 2 Pirapitangas gefangen, Dr. Lippold uns aber mit einer Schildkröte regalirt hatte, die, nach der grausamen

Methode unserer Leute, sammt ihrem Panzer unter schrecklichen Martern über dem Feuer geröstet worden war — eine Prozedur, die uns unglückliche Bewohner der Igarité jedesmal, wegen des davon unzertrennlichen, alle menschlichen Begriffe übersteigenden Gestankes, und der dicken, mephitischen, im wahren Sinne des Wortes uns fast unter unserm Palmdache herausräuchernden Dämpfe zur Verzweiflung zu bringen pflegte — verließen wir um 2 Uhr p. m. diese Insel und segelten dann, in nordwestlicher Richtung den Jabirava, seinem östlichen Ufer, d. h. der Küste Marajó's folgend, aufwärts.

Hochstämmiger Urwald erhebt sich zu beiden Seiten des breiten Wasserspiegels, auf's anmuthigste unterbrochen von schlank geschäfteten Assais, die sich leicht und voll Grazie, gleich ätherischen Sylphiden, aus der kolossalen Waldmauer hervorbeugen, aus jenem Chaos von Schlingpflanzen, unter denen vor allem die purpurroth gefärbten vorherrschen, welche oft weit über 100 Fuß hohe Riesenbäume gänzlich wie mit dem herrlichsten Korallenschmuck vom Scheitel bis zur Sohle überziehen. Nie werde ich diese bezaubernde Farbenpracht vergessen, an der wir uns gar nicht satt sehen konnten; ebenso wenig das reizende Bild, das ein von Osten, aus dem tiefsten Schatten dieses Zauberwaldes hervorkommender Igarapé uns an seiner Mündung gewährte, indem er uns einen Blick in das Innerste dieser Wunder der Schöpfung thun ließ.

Es war 5 Uhr p. m., als wir vor uns die beiden Ilhas das Pacas, und hinter ihnen zum ersten Male einen Theil des Hauptstromes, seinen südlichen Arm, genannt Rio de Gurupá, erblickten, der sich weiter hinab mit dem andern großen Arme des Amazonas, dem Rio de Macapá, vereinigt, um die Hauptmündung zwischen Marajó und der Küste des bra-

silianischen Guyana zu bilden *). Das begrenzende Land am fernen Horizonte hinter jenen Inseln schien mir dagegen, wenn auch nur nach oberflächlicher Schätzung, die auf meiner französischen Karte angegebene Ilha grande dos Porcos zu sein. Ich sage: schien, da leider meine beiden Karten in keiner Hinsicht, wenigstens was die Verbindungs-Canäle zwischen dem Amazonas und dem Pará anbetraf, mit unsern Wahrnehmungen übereinstimmten. Nicht lange darauf, etwa bei Sonnenuntergang, erreichten wir die Mündung des von N. W. kommenden Urituquara, eines andern, sich weiter oberhalb abzweigenden südlichen Nebenarmes des Rio de Gurupá, in den wir nunmehr links hineinbogen. An Backbord hatten wir einen prächtigen Laubwald, während sich auf der rechten Seite der Einfahrt eine dichte Gruppe schöner Palmen vorschob, deren Fuß durch Schlingpflanzen gleichsam gegen das Wasser geschützt war. Die Breite des bald von kleinen Inseln unterbrochenen Canals beträgt 3 — 500 Schritt, während seine Richtung sich kurz darauf in eine west- zu süd- ½ südliche umändert, in welcher derselbe einige Stunden lang beharrte.

Der Urituquara ist, nach der Aussage Albuquerque's und nach unserer eigenen Wahrnehmung, dadurch merkwürdig, daß er, ähnlich wie der mit dem Jaburú fast parallel laufende Tagipurú, den wir auf dem Rückwege näher kennen lernen werden, beständig ebbt, und zwar gegen den Jabirava abfließt.

Während des Abendessens der Leute lagen wir einen Augenblick still, während unseres Thees aber, den wir erst einnahmen, nachdem der Kampf gegen die Strömung auf's neue begonnen worden, stellte sich Regen und Finsterniß ein. Wenn

*) Siehe oben pag. 503.

bei uns der Regen auf Reisen meist ein höchst unwillkommner Gast zu sein pflegt, so machte er dagegen hier, in dem heißen Tropenlande, durch die angenehme, Alles erfrischende Kühlung einen völlig umgekehrten Eindruck auf unsere Leute, indem er sie auf's unzweideutigste zur Heiterkeit und Fröhlichkeit stimmte. Sie zogen sogleich das Hemd aus und ließen das lauwarme Wasser sich mit vielem Wohlbehagen den nackten Körper herabrieseln, scherzten ohne Ende mit einander, so seelenvergnügt wie die unschuldigen Kinder, und stimmten dann, aus Leibeskräften rudernd, wieder ihre nie wechselnde schöne, aber melancholische Weise an, die Worte dazu improvisirend. Dabei sang immer nur Einer allein, indem er alles, was ihm irgend durch den Kopf ging, in Reime brachte; dann löste ihn ein Anderer ab, und nur bei den Endstrophen fiel der Chor ein. — Um 8¼ Uhr p. m. peilte ich die Mündung eines kleinen Igarapé's S. W., und um 9½ Uhr p. m. wurde die Igarité linkerhand am Ufer festgelegt *).

den 28. Novbr. Die Sterne standen am Himmel, der Mond schien schwach, als wir mitten in der Nacht, um 2½ Uhr a. m., wieder aufbrachen. Der Uituquara ging sehr bald aus seiner west- zu südlichen Richtung nach W. über, wandte sich aber um 5 Uhr wieder nach W. z. S., um 6½ Uhr nach S. W. z. W., und um 9 Uhr nach S. O. — Als es Tag wurde, erhoben sich meine Gefährten wie gewöhnlich von den Bänken oder von ihren auf den Boden des Boots ausgebreiteten Esteiras; dann stürzte sich der größere Theil derselben, den Krokodilen, deren

*) Temperatur: Bei Sonnenaufgang, 6 Uhr a. m., Luft 20°, 1. Wasser 24°, 0.

Vorhandensein für uns täglich mehr in das Reich der Mythe überging, zum Trotz, in die laue Fluth, um darauf, vermittelst einer von Graf Oriolla verfertigten Strickleiter wieder an Bord zu steigen. Jetzt begann die allgemeine Toilette, und darauf folgte der Kaffee, bereitet von demjenigen, den gerade die Reihe des Kochens, die sogenannte „du jour," traf.

Die Geschäfte dieses Unglücklichen, die ich heute ausnahmsweise übernommen hatte, waren übrigens sehr mannigfacher Art, doch wurde er in der Regel bei vielen derselben mit großer Bereitwilligkeit von den andern Kameraden unterstützt, z. B. wenn es galt, dem Theile der Igarité, den wir für uns in Beschlag genommen hatten, das Ansehen wahrhaft seemännischer Reinlichkeit zu geben, das nie fehlen durfte, und ebenso auch beim Serviren des Diners und dem Abspülen der Teller im Flusse. Der Doctor unterzog sich meist dem Rupfen der Hühner oder der von uns Andern geschossenen Vögel, und war überhaupt stets irgendwie bei der Bereitung der Mahlzeiten thätig, obgleich ihm außerdem das Trocknen der Pflanzen genug zu thun gab. Graf Oriolla hatte dagegen die Güte, die Vertheilung des nur den kräftigsten Hammerschlägen weichenden Schiffszwiebacks und der Lebensmittel im Allgemeinen zu übernehmen; auch bereitete er uns in einer blechernen Kanne ein kühlendes, aus Wein, Flußwasser und Zucker bestehendes Getränk, das, in Ermangelung des gegen die Hitze noch wirksameren Selterwassers, mit dem sehr sparsam umgegangen werden mußte, stets großen Beifall fand. — Ich kochte heut Reis mit Papageien, schmorte Abends Bananen und machte Thee, während in der Regel nur letzterer oder Chocolade getrunken wurde; doch war man stets geneigt, neu improvisirte Gerichte zu gestatten. Den Beschluß des thatenreichen Wirkens

des „du jour Habenden“ machte das Anzünden der Laterne, einer vom Growler mitgenommenen „fighting-lantern.“ Die Uebrigen beschäftigten sich gewöhnlich den Tag über mit Lesen, Tagebuchschreiben, Zeichnen, Peilen, Schießen und Anschauen der Gegend. Morgens und Abends sollte der Regel nach stets wenigstens eine Flinte schußfertig gehalten werden, da dann fast immer Gelegenheit war, Etwas zu erlegen; auch schoß Graf Bismark heute einen „Japú“ und einen sehr schönen Specht, in der Größe unserer Krähen; ferner kamen uns wundervolle blaue Aráras, deren Flügel unterhalb gelb gefärbt waren, und rothe mit blauen Flügeln, und zwar meist paarweis über uns fortziehend, zu Gesicht, auch machten sich schon, gegen ihre Gewohnheit, in aller Frühe die Guaribas durch ihr lautes Geheul in den Wäldern zu unserer Linken bemerkbar.

Nach 12 Uhr kamen wir an eine Gabeltheilung; wir folgten dem nach W. S. W. gerichteten Uituquara, während ein anderer, kurzer Canal sich nach S. z. W. abzweigte, um gleich darauf in den Limão zu fallen, der die Verbindung zwischen unserem Flußarme und dem oben angeführten, gleichfalls vom Amazonas kommenden Tagipurú bildet. — Um 2 Uhr p. m. gelangten wir an den Punkt, wo nun der oben genannte Limão selbst sich nach O. S. O. abzweigte, während der Uituquara seiner alten Richtung treu blieb. Um 4½ Uhr p. m. kam ein Gewitter, jedoch zum Glück ohne Regen, herauf, und kurz vor Sonnenuntergang fiel ein schmaler Ygarapé von der rechten Seite in den beständig 5 — 600 Schritt breiten Hauptcanal. Während am Abend die Affen wieder sehr laut schrieen, übergoß die untergehende Sonne vor uns den Fluß und die prachtvollen, von reizenden Umrissen umzogenen Uferwälder mit ihrem goldenen und rosigen Lichte. Um 8½ Uhr

p. m. wendete sich der Uituquara nach S. W. z. W., um sich gleich darauf mit dem Amazonas zu vereinigen. Vor uns in der Mündung zeigte sich bei Sternenschein eine schwarze Insel; wir ließen sie rechts. Hier an dieser schmalen Stelle hielt uns aber die Ebbe eine Zeit lang wie festgebannt, so daß wir erst um 10 Uhr 40 Minuten den Ausfluß des Uituquara erreichten, wo wir die Fluth vor Anker erwarteten. Da lag der Amazonas vor uns ausgebreitet: — ein majestätischer Anblick! Nach seiner Mündung zu schien er ein Meer.

Das Südkreuz stand noch leuchtend am wolkenfreien Him- den 29. Novbr.
mel, als wir, um 4 Uhr a. m. wieder Segel setzend, unsern Ankerplatz an der stumpfen, den Uituquara von dem Tagipurú scheidenden Landspitze verließen. Beide Nebenarme trennen sich nämlich in ein und derselben Bucht des Amazonas von dem nun vor uns liegenden, etwa eine Seemeile breiten, nach N. N. O. strömenden Rio de Gurupá — der durch die Reihe der Ilhas de Gurupá von dem Rio de Macapá getrennten Südhälfte des riesigen Hauptstromes —, und zwar indem der Uituquara anfänglich nach N. O. z. O., der Tagipurú aber nach O. S. O. seinen Lauf nimmt. Mit Tagesanbruch bewölkte sich der Himmel, und die den Amazonenstrom weit hinauf wehende Seebrise, hier Vento geral genannt, welche man wohl als den über das Festland hinstreichenden Passat ansehen kann, sprang auf. Wir flogen munter vor ihr her, hinter uns den geraden Seehorizont, an den Seiten meilenlange, hochbewaldete Inseln, welche in dem Rio de Gurupá zu liegen schienen, während vor uns in blauer Ferne die Ilha grande de Gurupá sich vorschob, die gewiß schon zu jener, die beiden Haupteanäle trennenden Inselreihe gehörte.

Um 7 Uhr a. m. peilte ich die Nordspitze derselben W. ½ S., stromab blickend, dagegen die Spitze an der Mündung des Tagipurú N. O. z. N.; hinter derselben das Ende des Landes am rechten Amazonas-Ufer N. N. O. ¼ O., das der gegenüber liegenden Insel Urutaui aber N. N. O. Darauf trennten sich um 10½ Uhr a. m. an Steuerbord das Südwestende von Urutaui, das wir in N. N. W., und die Nordspitze der Ilha grande de Gurupá, die wir in N. W. z. W. peilten, von einander, so daß wir vermittelst dieser Oeffnung, die man uns als den Furo Mararú bezeichnete, aus dem Canale, in dem wir uns befanden, einen Blick über die ungetheilte Fläche des Rio de Gurupá, vielleicht sogar bis in den Rio de Macapá, thun konnten. Gleich nachher aber näherten wir uns dem rechten Ufer, das wir von nun an mit frischem, günstigem Winde longirten.

Indessen ruhte hie und da das Auge mit Wohlbehagen auf einzelnen schönen Baumformen des nahen Waldes, oder streifte umher, dem Fluge der zahlreichen, uns zum Theil neuen Wasservögel, namentlich jenen großen weißen Möven „Garce," oder den weißen Reiherarten und den Tauchern mit fleischfarbenem Kopfe zu folgen, die, unsere Jagdlust reizend, Luft und Wasser belebten, während Graf Bismark einen „Mergulho" (einen Vogel, mitteninne stehend zwischen Gans und Ente), und Graf Oriolla einen großen, weißen Raubvogel erlegte. Eben wollte auch ich darangehen, meine Flinte zu laden, als ich links vor uns, von der Sonne hell beschienen, auf dem weißen Uferschlamm einen silbernen Knäul gewahrte, den wir alsbald für eine große Schlange erkannten, die sich behaglich sonnte. Wir hielten dicht zu ihr hinüber, und Graf Oriolla feuerte auf etwa 30 bis 40 Schritt einen Schuß auf sie ab, der vorbei ging, traf sie aber mit dem andern,

mit grober Nummer 2. geladenen Laufe seiner Flinte in den Schwanz, worauf sie aus ihrem schlummerartigen Zustande zu erwachen schien. Fast in demselben Augenblicke strandete auch schon unser Boot dicht dabei, und zwar etwas oberhalb, im seichten Wasser, doch so, daß die Schlange unsern Blicken durch das Buschwerk entzogen ward. Im Nu stürzte sich der größte Theil von uns und der Mannschaft mit einem Feuereifer, als gälte es mehr als ein bloßes Jagdvergnügen, über Bord, um das Ufer zu erreichen. Während die Grafen Oriolla und Bismark ohne Zaudern in das schlammige Wasser sprangen, dessen Tiefe mir schwer zu ermessen schien, schwang ich mich auf einen der vielen Aeste, die uns ein umgefallener Riesenstamm entgegenstreckte, der mir als Brücke dienen sollte, um so schnell als möglich auf festen Boden zu gelangen, da ich die Schlange bereits tiefer im Urwalde vor mir vermuthete. So schwach meine Hoffnung auch war, sie noch erreichen zu können, so arbeitete ich mich doch, trotzdem daß die zu weiten Gummischuhe, die ich wegen meiner schon seit einigen Wochen geschwollenen Füße zu tragen genöthigt war, beständig hin- und herglitten, mit aller Kraft auf dem nassen, spiegelglatten Stamme vorwärts. Da plötzlich fiel ein Schuß zu meiner Linken! Augenblicklich warf ich mich von meinem Baume herab, um durch den tiefen, lauwarmen Schlamm, in dem ich, bei jedem Tritt bis über's Knie einsinkend, einen meiner Schuhe stecken ließ, jener Richtung zuzueilen. Graf Oriolla nämlich, den wir einen der ersten aus dem Boote in's Wasser springen sahen, hatte sich von Anfang an ganz links gehalten, um die Schlange an dem Orte aufzusuchen, wo er sie angeschossen hatte, und auf diese Weise wirklich das Glück gehabt, dieselbe nach wenigen Augenblicken zu Gesicht

zu bekommen, worauf das geschmeidige Thier vor ihm in hohen Bogensätzen den Wald zu gewinnen strebte. Schon sah der Graf den Moment kommen, wo ihm die Schlange entschlüpfen würde, als sie plötzlich im weichen Schlamme unter einen quer vorliegenden, umgestürzten Baumstamm tauchte. Kaum war das Kopfende der riesigen Schlange unter dem Baume, so führte auch der Graf bereits einen Stoß mit seinem Hirschfänger nach der Mitte ihres Leibes; da dieser Stoß aber ihre feste Haut kaum ritzte, warf er sich mit der ganzen Last seines Körpers auf sie, ihr den spitzigen Stahl wenige Fuß vom Schwanzende in den Rücken stoßend, indem sie sich in diesem Augenblicke schon mit drei Viertel ihres Körpers unter dem Baumstamm hindurch gewunden hatte. Allein es war unmöglich, den riesigen Flüchtling ganz aufzuhalten; derselbe zog im Gegentheil seinen kühnen Verfolger an dem Eisen, das sogar ein Stück in die Erde eingedrungen war, unwiderstehlich mit sich fort und immer näher an den quer vorliegenden Stamm heran. Welches Glück daher für Graf Oriolla, daß die mächtige Schlange keinen Versuch machte, sich über den Stamm zurückzubiegen und ihren Feind zu umwickeln, was bei der Geschmeidigkeit ihres Rückgrates, trotz der Dicke des Baumes, ihr wohl ein Leichtes gewesen wäre. Welch' größeres Glück aber noch, daß Graf Bismark, der einzige von uns allen, der mit einer Flinte bewaffnet war, gerade in diesem kritischen Augenblick auf dem Kampfplatze erschien. Der Graf überkletterte den Stamm, stellte sich der bäumenden und zischenden Schlange gerade von vorn entgegen und gab ihr mit großer Kaltblütigkeit einen Schuß à bout portant, so daß das Gehirn herumspritzte, und sie betäubt, ja fast leblos schien. — Wundervoll soll es gewesen sein, dies ungeheure

Thier noch kurz vorher in seinen gewaltigen Kraftanstrengungen zu sehen, wie es sich in Ringeln zusammenrollte, bald links bald rechts den Kopf schleudernd und vergeblich trachtend, sich dem so gut geführten Stahl des Grafen Oriolla zu entziehen. Einen Augenblick nach dem Schusse jedoch, dessen Schrootkörner, auf diese wenigen Schritte dicht zusammenhaltend, wie eine Kugel gewirkt und außer einem Theile des Kopfes nur den linken Unterkiefer fortgerissen hatten, schien es wieder, trotz des halbzerschellten Schädels, aus seiner Betäubung zu erwachen. Graf Bismark eilte daher an Bord zurück, Herrn Theremin's Flinte zu holen.

Alles dies war das Werk eines Augenblicks, denn kaum mochten zwei oder drei Minuten verstrichen sein, seitdem ich das Boot verlassen hatte, als ich auch schon neben dem Grafen Oriolla auf jenem ominösen Baumstamm stand, die Schlange zu unsern Füßen in einen großen Klumpen zwischen dem Stamm des umgestürzten Baumes und seinen Wurzeln geringelt. Ehe ich noch das Geschehene erfuhr, konnte ich es nicht lassen, einem der umstehenden Seeleute die schwere Stange aus der Hand nehmend, wenigstens einen Stoß nach ihrem Kopfe zu thun. Da fuhr sie, ihre letzten Kräfte zusammennehmend, noch einmal zischend auf, aber ohne uns auf unserem Stamme mehr erreichen zu können. Vergeblich hoffte ich auf eine kräftigere Erneuerung ihres ohnmächtigen Angriffs, da ich, nachdem wir Stange und Stahl vertauscht, im Hirschfänger eine Waffe besaß, die ich ihr vielleicht mit Glück in den Rachen stoßen konnte, wogegen der Graf durch kräftige Stöße den erschöpften Feind zum Kampfe herauszufordern versuchte. — Allein umsonst; die Kraft des Thieres schien gebrochen. Unterdessen war Graf Bismark zurückgekehrt und zerschmetterte ihr mit einem

letzten Schuß vollends den Kopf, worauf sie allmälig unter gewaltigen Convulsionen vom Leben zum Tode überging.

Wenn ich auf diese Weise auch die Ehre des Tages mit meinen beiden kühnen Grafen nicht theilen konnte, so hatte ich wenigstens das Glück, noch zum „Hallali" zurecht zu kommen. — Die großartige Jagdbeute wurde nun an dicken Lianen in's Freie gezogen und gemessen. Es ergab sich, daß es eine Riesenschlange (Boa constrictor) von 16 Fuß 2 Zoll Länge war, die 1 Fuß 9 Zoll im Umfange maß, von unsern Matrosen aber „Sucurijú" genannt wurde. Beim Abhäuten und Ausnehmen derselben fanden die Herren in ihrem Leibe mehr als ein Dutzend häutiger Eier, in denen die zum Theil noch lebenden jungen Schlangen bereits eine Größe von 1 bis 2 Fuß erlangt hatten. — Die schöne, weiß, gelb und schwarz schillernde, kleinschuppige Haut hatten die beiden Grafen die Güte, mir als Andenken zu schenken. Jetzt dient dieses ehrenvolle Zeichen ihrer kaltblütigen Unerschrockenheit meiner Wohnung in Monbijou zum schönsten Schmuck. Sobald die beschwerliche Arbeit des Abhäutens — denn nur mit großer Mühe gelang es, den Schuppenpanzer des noch convulsivisch zuckenden Thieres zu durchschneiden — vollendet war, gingen wir, gleich nach 12 Uhr, wieder unter Segel, um, die Haut als Trophäe des Tages über unser Palmendach ausgebreitet, stolz den Amazonas aufwärts zu ziehen!

Nachdem der Hochwald linkerhand allmälig in einen Fächerpalmenwald übergegangen war, erblickten wir, um eine kleine Spitze biegend, die Villa de Gurupá, die den über 20 Fuß hohen, plötzlich, gleich einer rothen Mauer aus der schmutziggelben Fluth des Amazonas aufsteigenden Uferrand krönte. Diese senkrechte Wand von eisenschüssigem Sandstein-

Conglomerat, mit dem Oertchen darauf, erfreute das Auge um so mehr, als wir seit der aus den Cocoswäldern bei Pernambuco sich erhebenden Steilküste von Olinda keine Spur von einer Höhe, und seit der Gegend von Breves auch keine menschliche Wohnung mehr gesehen hatten. Das erste, was uns zu Gesicht kam, war das kleine, auf einem kurzen Vorsprunge am Ostende der Stadt gelegene Fort, das wir leider bei der herannahenden Dunkelheit nicht näher besichtigen konnten. Von weitem schien dieser „Schlüssel des Amazonas" ein schwacher, unregelmäßiger Wall mit einer Kanone und einem Schilderhause. Herr von Martius nennt es daher ganz richtig eine Escarpe, und setzt hinzu, daß dieselbe aus Letten aufgeführt sei. Dieser Zusatz kam uns jedoch weniger richtig vor, indem wir bei unserm zweiten Besuche in Gurupá durch's Glas wahrzunehmen glaubten, daß dieselbe von Stein erbaut sei. An diesen Wall schließt sich eine Palliſadirung an. Wenn man von hier den Rücken des Uferrandes gegen Westen verfolgt, so tritt einem zuerst ein großes hölzernes Kreuz entgegen; dahinter erblickt man die einfache, weiß angestrichene Kirche, die den Uebergang bildet zu dem aus zwei Straßen bestehenden Oertchen, in denen sich ein Dutzend geweißter, mit Lehmdächern versehener Häuser — unter ihnen das des Commandanten — erheben, an die sich mit Palmzweigen gedeckte Hütten oder große Ranchos anreihen. Den Hintergrund bildet hoher Urwald, während im Vordergrunde ein paar einzeln stehende Palmen die Einförmigkeit des Gemäldes unterbrechen. Es war 6 Uhr p. m., als wir am Nordostende der Stadt ankerten, die Igarité nach dem andern Ankerplatz am Südwestende schickten und dann an Land gingen.

Gurupá ist, Pará ausgenommen, unstreitig der größte

und ansehnlichste Ort, den wir auf unserer Reise an den Ufern des Amazonas gesehen haben. Seine erste Entstehung verdankt es, nach Einigen, einer Ansiedlung der Tupinambas. Später, um das Jahr 1615, setzten sich die Holländer, wie es scheint im Verein mit englischen und französischen Abenteurern, hier fest, mußten aber, trotzdem daß sie sich verschanzt hatten, bereits im Jahre 1623 den Portugiesen weichen, die von Belêm aus 70 Soldaten und 1000 eingeborne Bogenschützen in einer Caravelle und 22 Canoas unter Bento Maciel Parente gegen sie abschickten, und gleich nach der Besitznahme hier das Fort S. Antonio errichteten. Von da an wird Gurupá nur in Verbindung mit den Jesuiten in der Geschichte genannt, indem die aufgeregten Einwohner im Jahre 1655 die dort ansässigen Fratres eines guten Tages in eine Canoa einsperrten und sie dann dem Strome überließen, wogegen sich später die Jesuiten wieder einer so guten Aufnahme unter ihnen und ihrem Capitão zu erfreuen hatten, daß viele derselben diesen Ort eine Zeit lang als Zufluchtsstätte wählten, bis endlich, im Jahre 1661, 90 Portugiesen und 400 Indianer in 26 großen Fahrzeugen unter Pedro da Costa Favella von Belêm anlangten, sich ihrer bemächtigten, und sie nach der Hauptstadt abführten. — Das gegenwärtig 40 bis 50 Häuser zählende Gurupá, dem 1693 König Dom Pedro II. von Portugal den Titel einer „Villa" beilegte, ist insofern noch heute von Wichtigkeit, als hier alle Fahrzeuge, welche den Amazonenstrom hinauf- und herabschiffen, angehalten und durchsucht werden. Seine Bewohner brennen Mauer- und Dachziegel, verfertigen Töpferwaaren und sammeln Cacao und Sassaparille auf den gegenüber liegenden Inseln, und dehnen ihre desfallsigen Excursionen sogar bis in den Xingú aus.

Als wir durch die Straßen des Städtchens wandelten, drang das tausendstimmige Concert der Brüllaffen aus den nahen Wäldern zu uns herüber. Um 7 Uhr p. m. setzten wir, nachdem wir die Schlangenhaut einstweilen der Obhut des Commandanten anvertraut hatten, der die Güte haben wollte, sie gehörig austrocknen zu lassen, unsere Reise fort. Der frische Wind führte uns gleich darauf so schnell in die Nähe der Riffe bei Ilha Redonda, daß wir uns genöthigt sahen, den Canal im Norden der Insel einzuschlagen, während das eigentliche Fahrwasser südlich derselben liegt. — Ich schlief diese Nacht *).

Die aufgehende Sonne beschien die kleine Insel Tarazéda, die wir links ließen. Auf diesem Eilande soll sich jene fabelhafte kolossale Schlange, die menschenfressende „Boï-uassú" **) — wohl dieselbe, welche von den Herren v. Spix und v. Martius die Flußmutter genannt wird — zuweilen zeigen. Später erfuhren wir mehr über dieses apokryphische Ungeheuer, und zwar aus dem Munde eines Mannes, an dessen Glaubwürdigkeit wir sonst nie Grund gehabt haben im Geringsten zu zweifeln, nämlich von unserem treuen Reisegefährten auf dem Xingú, dem Pater Torquato, den der Leser bald kennen lernen wird, und der vorgab, die „Boï-uassú" mit eigenen Augen gesehen zu haben. Drei bis vier Männer, erzählte er, konnten sie nicht umspannen, und ihr gegliederter Leib glich einer zusammen- den 30. Novbr.

*) Temperatur: Um 6 Uhr 15 Minuten a. m., d. h. eine Viertelstunde nach Sonnenaufgang, Luft 21°, 0. Wasser 23°, 4. Um Mittag Luft 24°, 5. Wasser 23°, 6. Um 6 Uhr p. m. Luft 23°, 2. Wasser 23°, 6.

**) Boï-uassú heißt große Schlange, von Boï oder Boya, Schlange, und uassú oder guassú, groß. Die Riesenschlange (Boa constrictor) wird von den Indianern mit diesem Namen bezeichnet.

hängenden Reihe von Tonnen. In Vigia, setzte er hinzu, soll man einmal mit einer Kanone auf sie geschossen haben, doch ohne sie zu treffen, worauf sie vom Lande in's Wasser gegangen sei. — Der Volksglaube fabelt noch außerdem von einer sogenannten „Acará-mboya"*), die sich an tiefen, besonders fischreichen Stellen des Flusses aufhalten, den Fischenden mit der Fluth entgegengehen und ihnen ihre Brust und ihr mit drei Federn geziertes Haupt zeigen soll. Vor allem aber, und als besonders fürchterlich, beschrieb uns Albuquerque die große, siebenköpfige „Serpente," die in dem vom Ajará (einem Arme des Amazonas) gebildeten See „sette Cabeças," der Serra de Almeirim gegenüber, haust, setzte aber hinzu, mit dieser „Serpente" sei es nicht so ganz gewiß, die Acará-mboya dagegen habe sich noch im Jahre 1834 in seiner Gegend, am Peturú, unweit des mit dem Xingú zusammenhängenden Aquiquí gezeigt, und zwar habe es damit folgende Bewandtniß: Ein Vater sei mit seinen drei Söhnen an diesen Ort gegangen, um Fische zu fangen, habe sich aber, bevor er an sein Geschäft ging, vorher, der Sicherheit wegen, über die Existenz der Schlange Gewißheit verschaffen wollen. „Alle drei" (?) schossen daher ihre Flinten dreimal ab — denn neun Schuß, in drei Malen abgegeben, bilden die Zauberformel, um die Acará-mboya heraufzubeschwören, — und beim neunten Schuß sei richtig die Schlange gerade auf sie zugekommen, worauf sie die Waffen fortgeworfen und das Hasenpanier ergriffen hätten. Dieser wunderbaren Historie fügte der Lootse noch aus eigener Erfahrung hinzu: er habe die Schlange selbst brüllen gehört, da aber stets alle Creaturen, namentlich die Krokodile, mitschrieen, so könne man nie genau

*) Acará-mboya heißt Reiherschlange.

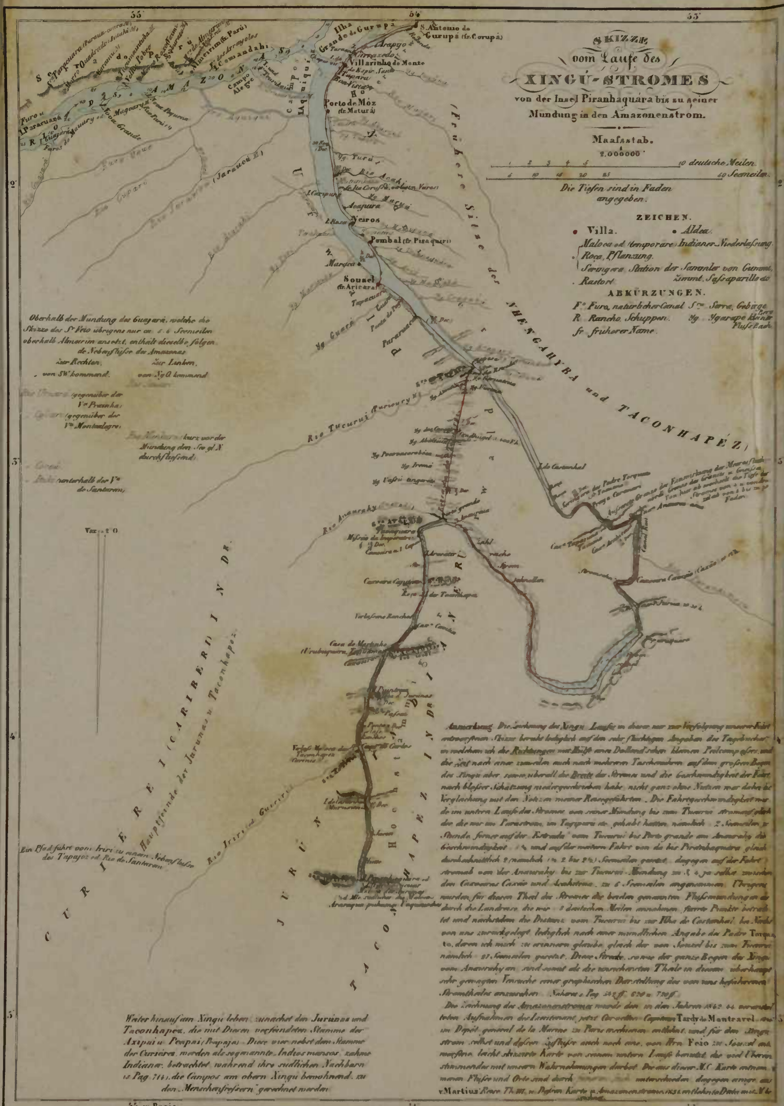
sagen, von wo eigentlich das Gebrüll aus den Fluthen herauf=käme. — Soviel von den Volksmährchen.

Nahe bei der Insel Tarazéda liegt die Aldea Carrazédo am rechten Ufer des fortwährend ungefähr eine Seemeile breiten Stromes; doch konnten wir sie nicht unterscheiden. Nicht lange danach, um 8 Uhr a. m., segelten wir an Villarinho vorüber; zwei Häuser unter einem großen Baume, davor zwei kleine Inseln, bezeichnen den Ort. Dann passirten wir die kleine Ilha do Chapeo Virado (d. i. vom umgekehrten Hut), eine vereinzelt mitten im Strome stehende, von einer compakten Masse von un=zähligen Schlingpflanzen fast erdrückte Baumgruppe, die rings von großblättrigem, stämmigem Caladium arborescens um=geben ist. — Um 11 Uhr a. m. erreichten wir Tapará, einige Hütten auf sandigem Strande, unter schattigen Bäumen; denn schon von Gurupá an säumte häufig ein Sandstreif die Wälder: ein Beweis, daß sich die Ufer zu heben begannen. Eine schöne Gruppe junger Assai steht zur Seite. Als wir hier landeten, zogen einige sonderbare Gefäße unsere Aufmerk=samkeit auf sich; da gab es unter andern zum Theil hübsch bemalte Cujas, Kürbisschaalen oder Calebassen, auch große, aus der einfachen Fruchtkapsel der Najá=Palme, und andere, aus dem Bauchschilde der Krokodile bestehende Schaalen.

Weiter oberhalb fahren die Ufer des Amazonas fort, sich durch schöne Waldungen auszuzeichnen; doch verschwanden von hier an die Miriti=Palmen gänzlich, wenigstens für uns, die wir in den Xingú einbogen, an dem dieser schöne Baum gänz=lich fehlte. — Rechterhand bildeten die drei Ilhas do Es=pirito Santo einige sehr hübsche Durchsichten; nicht lange, so kamen wir an dem, aus ein paar Häusern am rechten Ufer bestehenden Boavista vorüber. Gleich darauf sahen wir in der

Ferne den Amazonas sich erweitern; unzählige Inseln waren über seine breite Wasserfläche ausgestreut, während in N. W. z. W. der lange, niedere Rücken der Serra de Almeirim uns wie ein bläulicher Nebel entgegenschimmerte. Da bogen wir scharf links um eine bewaldete, sandige Landspitze herum, und auf's neue schien ein Meer sich uns zu öffnen: — es war der Xingú, dessen Spiegel kein Land gegen Süden begrenzte; allerdings ein überraschender Anblick, nachdem wir bereits eine Stromfahrt von 80 Meilen zurückgelegt hatten, eine Strecke, die einer Reise rheinaufwärts von der Nordsee bis Mainz gleichkommt. — Schon eine ganze Weile vorher hatte der Xingú sich durch sein klares, bouteillengrünes Wasser angekündigt, dem allmälig die trübe, gelbe Fluth des Amazonas das Feld hatte räumen müssen. Kaum eine halbe Stunde darauf ankerten wir bei Porto de Móz.

Eine lange Häuserreihe, die sich in der Mitte aber bis zu drei Reihen verstärkt, zieht sich, durch schöne Palmengruppen auf's anmuthigste unterbrochen, theils auf einer sanften Anhöhe, theils am flachen, sandigen Strande hin. — Porto de Móz schien uns etwas weniger bedeutend als Gurupá, denn es besitzt, außer dem des Commandanten, kein einziges geweißtes Haus; trotzdem machte es aber einen weit belebteren Eindruck auf uns, da heute gerade das Fest des heiligen Andreas gefeiert wurde. — Die Neger tanzten in einem Hause nach dem „Benguá" (Tamtam), einem kurzen, ausgehöhlten Stück Baumstamm, das an dem einen Ende mit einem Fell überzogen ist. Vor der, ziemlich in der Mitte des Ortes an einem Platze gelegenen Kirche, von welcher man eine schöne Aussicht auf den Xingú genießt, lagen oder standen einige, mit frischen Schlingpflanzen und Bananenbüscheln umwickelte Fahnen. Nach und nach kam auch


Skizze
vom Laufe des
XINGÚ-STROMES
von der Insel Piranhaquára bis zu seiner
Mündung in den Amazonenstrom.
Maafsstab.
1/2.000000
10 deutsche Meilen.
60 Seemeilen.
Die Tiefen sind in Faden angegeben.
ZEICHEN.
Villa.
Aldea.
Maloca od. (temporäre) Indianer-Niederlassung.
Roça, Pflanzung.
Seringera Station der Sammler von Gummi, Zimmt, Sassaparille etc.
Rastort
ABKÜRZUNGEN.
F° Furo, natürlicher Canal
S^ra Serra, Gebirge
R. Rancho, Schuppen.
Yg. Ygarape kleiner Fluss, Bach
fr. früherer Name.
S. Antonio de Gurupá (fr. Corupá)
Porto de Móz
Pombal (fr. Piraquiri)
Sousel
Veiros
Anmerkung.

die ganze Population, meist lauter braune Leute, nebst einer zahlreichen nackten Jugend auf die Beine, und alsbald setzte sich eine Prozession, mit jenen Fahnen vorauf, in Bewegung.

Vom Handel des Oertchens, zu dessen District gegen 4000 Seelen gerechnet werden, zeugte ein, dem Commandanten gehöriger hübscher Schooner; auch standen ein paar dergleichen Fahrzeuge unter einem Palmendache auf dem Stapel. Der genannte Offizier ist ein Major der Nationalgarde, der ein Bataillon von drei Kompagnien unter sich hat, von denen die erste in Porto de Móz, die zweite in Veiros und Pombal, die dritte aber in Souzel stand. Der Major, obgleich schon sieben Jahre in dieser Stellung, hatte, und zwar „por falta de Commodos" („wegen Mangel an Bequemlichkeit"), wie er sich sehr naiv ausdrückte, noch nie die beiden zuletzt genannten Kompagnien seines Bataillons besichtigt, war daher auch nie weiter als bis zu seinem eigenen Stabsquartiere, d. h. vier Legoas in den Xingú vorgedrungen, weshalb seine Nachrichten über diesen Strom und dessen Bewohner auch nicht eben die zuverlässigsten sein mochten. So wußte er unter andern viel von einem, den Jurúnas feindlichen Stamme zu erzählen, der seine Gefangenen bei den Beinen aufhinge und ihnen dann einen Schlag in's Genick gäbe, um ihnen vollends den Garaus zu machen. Dies war jedoch so ziemlich Alles, was er uns mittheilen konnte.

Ueber den fernen Wäldern der flachen, Porto de Móz gegenüber liegenden Insel Aquiquí, die durch den gleichnamigen, den hier 3 bis 5 See- (etwa 1 deutsche) Meilen breiten Xingú mit dem Jarauçú und dem Goajará verbindenden Canal vom Festlande getrennt wird, stiegen dicke schwarze Rauchwolken zum Abendhimmel auf. Dort drüben soll es viel Tiger und

Krokodile geben, wie man uns allgemein erzählte; leider würde es uns jedoch zu weit von unserem Ziele abgeführt haben, hätten wir sie aufsuchen wollen, da solche Jagden wenigstens drei bis vier Tage Zeit zu erfordern pflegen, mein Hauptbestreben aber darauf gerichtet war, bei der beschränkten Zeit möglichst schnell den Xingú aufwärts zu dringen, um recht bald unter die Wilden zu kommen.

Nach Eintritt der Dunkelheit, etwa um 7 Uhr p. m., gingen wir wieder unter Segel und steuerten nach Süden, dem Strome entgegen, dessen Richtung mir hier eine beinahe südnördliche zu sein schien. Die Höhe des Furo de Aquiquí, der nach der Aussage des Lootsen in der Nähe der obenerwähnten Feuer vorübergehen sollte, war bald bei sternheller Nacht passirt, als nach etwa zwei Stunden ein aus Leibeskräften ruderndes Boot uns einholte. Es war ein junger Franzose, ein Sohn des Schiffsbaumeisters der kaiserlichen Werft zu Pará, Monsieur Pichon, den mir der Commandant mit einem sehr jugendlichen, kaum 2 Fuß langen Jacaré-tinga (Krokodile der kleineren Art) als Geschenk nachzusenden so gütig war, da er, trotz der Kürze unserer Bekanntschaft, unsere unzweideutige Vorliebe für Krokodile und Consorten bereits hinlänglich kennen gelernt hatte. Obgleich diese Thiere in dem Rufe stehen, höchst schmackhaft zu sein, so schenkten wir, nachdem Monsieur Pichon mit herzlichem Danke entlassen worden war, unserm armen Gefangenen dennoch das Leben, und wiesen ihm seinen Platz unter dem Fußboden an, wo er denn auch bald sich heimisch zu fühlen und mit großer Lebendigkeit zwischen den Tellern und Tassen umher zu wirthschaften begann, und nach und nach so dreist und patzig wurde, daß er sich zuweilen sogar mit seinem Miniaturgebiß dem Herausnehmen der genannten Gegenstände zu

widersetzen versuchte. — Um 11 Uhr p. m. ankerten wir nahe dem rechten Ufer, um die Fluth zu erwarten *).

Um 5 Uhr a. m. waren wir bereits wieder unter Segel. den 1. Decbr.
Mit dem dämmernden Tage ließ sich die Farbe des Xingú bald deutlich unterscheiden, die hier ein fast schwärzliches Bouteillengrün ist, während sie mir gestern heller erschienen war. Nicht lange, so erblickten wir linkerhand die Mündung des Igarapé Turu, eines unbedeutenden Zuflusses, den der Xingú noch kurz vor seiner Vereinigung mit dem König der Ströme aufnimmt, und um $7\frac{1}{2}$ Uhr a. m. liefen wir in den von O. z. N. kommenden Acahí, einen rechten Nebenarm des Xingú, ein, an dessen Ufern unsere beiden Lootsen zu Haus waren, die hier ihre Familien aufsuchen wollten. Die Ufer des Acahí sind an seiner Mündung mit dichtem, niederem Gehölz bewachsen, das ganz den Eindruck der Capueira **) macht, und nach dem Wasser zu mit Caladium arborescens gesäumt ist. Auf einzelnen kleinen, kaum erhabenen Sandvorsprüngen liegen hie und da zerstreute Wohnungen, die, gleich denen von Tapará und Breves, schon den Uebergang zu den Hütten der Indianer zu bilden scheinen.

In einer jener Hütten am linken Ufer fand Albuquerque, der Portugiese, seine Frau und seine Kinder, die aus seiner weiter stromaufwärts gelegenen Wohnung vor den in der Gegend umherstreifenden Deserteur-Horden hatten fliehen und hier bei Verwandten Schutz suchen müssen; auch stellte uns daselbst

*) Temperatur: Um 6 Uhr a. m. Luft 20°, 0. Wasser 23°, 4. Um Mittag Luft 24°, 4. Wasser 24°, 7.

**) Das Wort Capueira oder Capoeira ist eine Verstümmelung von Caâ-pirera, gefallener Wald. — Dies als Ergänzung zu pag. 323.

unser anderer Lootse, der Eingeborne, seine Frau vor. Beide Damen waren von indianischer Abkunft. Ein leichtes Gestell von Stangen trug das Palmdach der luftigen Hütte, deren Wände ebenfalls aus Palmwedeln bestanden. Einige Redes, außer einer Hütsche oder richtiger einem indianischen Stuhle die einzigen Meubles, hingen quer durch das Zimmer. Am Boden und hoch oben auf einem von Stangen gebildeten Gesims in der einen Ecke standen ähnliche Geräthe und Fruchtkapseln der Najá-Palme, wie wir sie schon in Tapará kennen gelernt hatten, außerdem aber noch große, mit roher Baumwolle gefüllte Bastkörbe und Töpfe. An den Wänden hingen ebenfalls Körbe, ferner die Webegeräthschaften der Frauen, Bananenbüschel, leinene Jacken, Hemden und Strohhüte umher; auch lehnten Bögen und Pfeile daran. In einer Hangematte mitten im Zimmer schaukelte sich ein hübscher schlafender Knabe, nackt, wie ihn Gott geschaffen hatte. Dahinter erblickte man durch eine zweite, thürartige Oeffnung den still dahinfließenden, schmalen Acahí und den dunklen Wald am jenseitigen Ufer. Die Jugend geht hier schon durchgehends, wie es sich aus dem Gesagten ergiebt, völlig unbekleidet; die Männer tragen dagegen in diesen Gegenden am untern Xingú und Amazonas meist nichts als eine kurze leinene Hose, und scheinen die übrigen Kleidungsstücke mehr als einen überflüssigen Staat zu betrachten, während man die Frauen stets im Rock und meist in kurzer Jacke, das Haar in einen Büschel mitten auf dem Kopfe zusammengebunden, sieht, was ihnen ein einigermaßen wildes Ansehen giebt.

Nach kurzem Verweilen nahmen wir von unserm indianischen Lootsen, der, hier bei den Seinigen zurückbleibend, uns aus Dankbarkeit noch mit fünf Hühnereiern beschenkte, und

von all' den freundlichen Leuten Abschied, und fuhren schon nach ein paar Stunden wieder die kurze Strecke den Acahí hinab, um dann unsere Reise den Xingú aufwärts fortzusetzen. Der frische, über das Land hinstreichende „Vento geral" schwellte unser vierkantiges Segel und begünstigte heut unsere Fahrt ungemein. Plötzlich in diese Gegend des 3—4 Seemeilen breiten Stromes versetzt, würde man versucht sein, sich, statt auf einem Flusse, auf einem Meeresarm zu wähnen, indem man sowohl stromauf- als stromabwärts, d. h. nach S. und nach N. schauend, nichts als den endlosen Seehorizont erblickt. Hinter uns stiegen in weiter Ferne hohe Rauchsäulen aus den Fluthen empor, die von den Feuern herrührten, welche wir gestern Nacht, Porto de Móz gegenüber, auf den Campos de Aquiquí hatten leuchten sehen.

Die Wälder an den Ufern des untern Xingú tragen völlig den Charakter der Capueira, obgleich sie gewiß ebenso wenig wie das Gehölz an der Mündung des Acahí jemals niedergebrannt worden sind, während hie und da an ihrem Saume weiße Sandflächen, „Prayas" genannt, hervortreten. Schon Herr von Martius, der zwar nur einen Blick in die Mündung des Xingú gethan, erwähnt diesen auffallenden Contrast mit den Ygapó- und Palmen-Wäldern am untern Amazonas und die Aehnlichkeit der Vegetation um Porto de Móz mit der einiger Gegenden des südlichen Brasiliens. — Unter diesen Prayas zeichnet sich namentlich die große Praya de Maruá, an der Mündung des gleichnamigen Flüßchens aus, das, wie der Lootse uns mittheilte, gleich dem Acahy, ein kleiner, nach N. O. abgehender Arm des Xingú ist. „Auf dieser sandigen Spitze," setzte er hinzu, „pflegt man die meisten Schildkröten-Eier zu sammeln, wie sie denn überhaupt im September, wo die Schild-

kröten ihre Eier legen, in diesen Gegenden im Ueberfluß gewonnen werden." Sie dienen bekanntlich nicht allein als einfaches Nahrungsmittel, sondern man macht auch eine Art gelblichen Oeles daraus, dem man den Namen „Manteiga" (Butter) giebt, und das man sowohl zur Bereitung der Speisen, als zur Erleuchtung gebraucht.

Um $2\frac{1}{2}$ Uhr p. m. passirten wir die Höhe der kleinen, ebenfalls am rechten Ufer befindlichen Aldea Acajuira. Von hier an erweitert sich der Strom allmälig, indem auf seiner rechten Seite das Land zurücktritt, um eine weite Bucht zu bilden, an der sich das Oertchen Veiros erhebt. Bei einem hübschen, am Ostende des lieblichen Golfs gelegenen kleinen Eilande tauchte eine Schaar von fleischfarbenen Botos neben uns auf, die, unser Boot umspielend, uns bis Veiros geleiteten, welches mehr gegen das südliche Ende der Bucht, ungefähr da, wo dieselbe sich wieder an die gerade Stromrichtung anschließt, auf einer 20 Fuß hohen Lehmwand sichtbar wurde, die schroff aus dem sandigen Strande emporsteigt.

Das Erste, was uns hier zu Gesicht kam, war eine halb nackte braune Frau, die, in einer Canoa sitzend, ihre Kinder im Flusse badete, bei unserem Anblick aber schleunig mit den Kleinen die Flucht ergriff. Als wir darauf landeten, fiel uns vor allem das in zahllosen Blöcken über den Strand ausgestreute rothe, schlackenartige Gestein auf, wie es mir schien dasselbe eisenschüssige Sandstein-Conglomerat, welches v. Spix und v. Martius so häufig am Amazonenstrome wahrgenommen haben. — Doch hier unten war unseres Bleibens nicht; der Uferrand mußte erstiegen werden. Eine breite Treppe führt vom Flusse aus zu der Kirche hinauf, die sich mitten unter 20 bis 30 ärmlichen, ebenfalls mit Palmwedeln gedeckten

Lehmhäusern, oder richtiger Hütten, erhebt, während mit Palmen untermischtes Gebüsch den Hintergrund bildet. Vor der Kirche steht, auf einem Vorsprunge des Ufers, ein hohes hölzernes Kreuz, das auf die Bucht, auf den, gleich einem breiten Seearme, vorüberströmenden Xingú, der scheinbar aus einem Meere nach dem andern fluthet, und auf das ferne jenseitige Ufer ernst und bedeutungsvoll herabschaut. Man hat dem Kreuze unstreitig den schönsten und passendsten Fleck in ganz Veiros angewiesen. Besonders anziehend ist der Blick vom Fuße desselben auf den flachgeschwungenen Golf mit den malerischen Eilanden an seinen beiden Enden; denn, der oben erwähnten Insel gegenüber, steigt an der Südspitze die liebliche, schattige Ilha Rora aus der dunkelgrünen Fluth auf. Ein paar Hütten schimmern durch das üppige, von gefälligen Umrissen umzogene Laubholz, unter welchem hie und da eine Palme das anmuthige Haupt erhebt. Zwischen Veiros und diesem kleinen Eilande mündet der Maxipaná in den Xingú.

Das Oertchen erschien uns ganz verödet; außer jener Frau in der Canoa und ihren Kindern kam uns kein menschliches Wesen zu Gesicht. Die Männer hatten nämlich sämmtlich Veiros verlassen und waren auf ihre „Roças" hinausgezogen, um, wie es die Bewohner aller dieser halbindianischen Orte zu thun pflegen, noch vor der Regenzeit zu pflanzen. Somit bestand gegenwärtig die ganze Bevölkerung aus den allein zurückgebliebenen Weibern, die es jedoch für gut fanden, sich nicht zu zeigen. Damit uns Veiros aber nicht gar zu todt erscheinen sollte, hatte sich ein Schwarm schwarz und gelber „Japús" auf einer Palme niedergelassen und vollführte von dort herab einen betäubenden Lärm.

Die Sonne war im Sinken, als wir unsere Reise stromaufwärts fortsetzten. Bald spannte sich der schönste Sternenhimmel über uns aus, während links aus den Wäldern das Geschrei der Faulthiere — dafür gab es wenigstens der Lootse und unsere Mannschaft aus, obgleich es mir dem der Brüllaffen sehr ähnlich zu sein schien — zu uns herüber tönte. — Um 8 Uhr p. m. erreichten wir die Rhede, wenn man's so nennen kann, von Pombal, worauf Albuquerque an Land geschickt wurde, um sich nach Lebensmitteln umzusehen. Inzwischen sahen wir vom Flusse aus in einer Hütte durch die offene Thür Licht brennen, und zwar gewährten mehrere davon beschienene Hangematten ein recht hübsches, eigenthümliches Bild. — Dazu bellten die Hunde! — Nach einer Viertelstunde ging's weiter; doch nicht lange, so wurde, um die Fluth abzuwarten, am rechten Ufer geankert *).

den 2. Decbr. Bereits um 5 Uhr a. m. wurde der Anker gelichtet, und bald darauf beschien die aufgehende Sonne das Oertchen Maracá, an dem uns gegenüber liegenden linken Ufer des Xingú, das hier einen andern Charakter annimmt, indem es sich etwas erhebt und zwischen dem dunklen Holze, mit dem es bewachsen ist, hie und da steile rothe Wände durchschimmern. Von einer frischen Brise begünstigt, durchschnitten wir jetzt in schräger Richtung den 3 bis 4 Seemeilen breiten Strom, uns auf Souzel dirigirend, das unweit einer waldigen Spitze des linken Ufers sichtbar wurde. Es war 10 Uhr a. m., als wir in der hübschen kleinen Bucht ankerten, welche von buschigen, niederen

*) Temperatur: Um $5\frac{1}{2}$ Uhr a. m. Luft 19°, 1. Wasser 23°, 0. Um Mittag Luft 25°, 2. Wasser 24°, 0. Bei Sonnenuntergang Luft 25°, 0 Wasser 24°, 4.

Höhen, die ein schmaler Sandstreif säumt, eingefaßt wird. Am Fuße derselben zieht sich längs des Strandes Souzel hin, das uns schon von weitem durch seine Ziegeldächer auffiel.

Wir haben bereits früher erwähnt, daß man uns schon in Pará den Pfarrer von Souzel als den Mann empfohlen hatte, der uns am besten über die wilden Völkerschaften am Xingú Auskunft geben und uns bei unserm projectirten Ausfluge zu denselben vor allem behülflich sein könne. Alle unsere Hoffnungen waren daher auf diesen geistlichen Herrn gebaut, unser ganzes Unternehmen auf seinen Beistand basirt, und Souzel der Ort, wo sich unsere nächste Zukunft entscheiden sollte. Graf Oriolla wurde sogleich an Land gesandt, um den Pater aufzusuchen und ihm die Schreiben aus Pará zu übergeben. Nicht ohne eine gewisse Spannung erwarteten wir seine Rückkunft in unserer schwankenden Behausung, die von den leichten Wellen des Xingú fast wie in einer Meeresbucht geschaukelt wurde. Nach wenigen Minuten schon stellte sich der Graf mit dem frischen, jugendlichen Padre Torquato Antonio de Souza ein, der sich sogleich auf's freundlichste erbot, uns zu begleiten. Meine frühere, wohl sehr verzeihliche Befürchtung, als könne derselbe ein Hemmschuh für unsere Expedition werden, verschwand sogleich bei seinem ersten Anblick. Die schlanke, muskulöse Gestalt im Strohhut und der brasilianischen Jacke, das sonnenverbrannte Gesicht des dreißigjährigen Padre, der sich mit einem Worte als das vollkommenste Gegentheil unseres zwar ebenso freundlichen, aber nicht so rüstigen Begleiters zu den Puris am Parahyba darstellte, flößte uns Allen von Hause aus das beste Zutrauen ein und zeugte von einem Mann, der keine Fatigue scheut, und dem das Leben auf den Flüssen und in den Wäldern nichts

Neues mehr ist. Einen solchen Mann brauchten wir gerade; um wieviel mehr mußte uns aber Padre Torquato willkommen sein, da er uns zugleich durch seine Stellung und sein Ansehen bei den Indianern vom größten Nutzen sein konnte.

Aus Salina gebürtig, war es Torquato de Souza's sehnlichster Jugendwunsch gewesen, Soldat zu werden; dies stimmte jedoch nicht mit den Absichten seines Vaters überein: er mußte in das Seminar nach Olinda wandern, um für den geistlichen Stand erzogen zu werden. Wenn auch einmal für's Leben an seinen neuen Beruf gekettet, gelang es ihm doch bald, eine seinen Neigungen, seinem Unternehmungsgeiste entsprechende Anstellung zu erlangen; er wurde Missionar, anfangs unter den Mundrucús, und später unter den Jurúnas. Dieses Amt bekleidete er nun schon seit zwei Jahren.

Meine Absicht, die noch gänzlich uncivilisirten Indianerstämme aufzusuchen, und wo möglich dabei auch die Catàracten des Xingú zu sehen, ward dem Padre mitgetheilt. Er hielt beides für ausführbar, und zwar in der kurzen Zeit von etwa zwölf Tagen, indem er uns zu den Jurúnas, dem nächsten und, in Bezug auf die Taconhapéz, dem interessanteren Indianerstamme, zu führen versprach. Ihm selbst schien diese Reisegelegenheit sogar sehr erwünscht zu sein, da er nur die nächste „Maloca" *) der Jurúnas kannte, deren Bewohner er bereits sämmtlich getauft hatte, und da es für ihn, als Missionar, wichtig sein mußte, noch mehr Verbindungen und Bekanntschaften mit den Indianern anderer Ansiedelungen anzuknüpfen; endlich waren auch ihm die Cataracten noch gänzlich unbekannt.

*) Mit Maloca (Oca heißt Haus, Hütte, Mala-oca, Niederlassung) bezeichnet man in der Lingoa geral jede Ansiedelung wilder Indianer.

Es kam nun zunächst darauf an, den Reiseplan näher festzustellen. Ein Blick auf die beigefügte, zum Theil nach unsern flüchtigen Notizen skizzirte Karte wird ihn dem Leser leicht verständlich machen. — Ich darf es wohl hier in Erinnerung bringen, daß der Xingú im Allgemeinen von S. nach N. fließt, bis zu dem Anfange seiner größeren Fälle, oder richtiger Stromschnellen, von wo ab er einen großen, südöstlichen Bogen beschreibt, um kurz vor der Mündung des Tucuruí wieder in seine frühere, mehr nördliche Richtung überzugehen. Diese Hauptkrümmung zurückzulegen, braucht man, stromaufwärts schiffend, der starken Gegenströmung wegen, nach der Aussage einiger Indianer 20, nach Andern 40 Tage. Um daher diesen zeitraubenden Umweg zu vermeiden und den Anfangs- und Endpunkt des Bogens zu verbinden, hatten einst die Jesuiten eine Picada angelegt, die vor zwei Jahren von unserm Padre wieder einigermaßen gangbar gemacht worden war. Diesen von den Indianern häufig benutzten Fußsteig, der zugleich die einzige Land-Communication mit dem oberen Xingú bildet, nennt man die „Estrada." Sie beginnt unweit der Mündung des Tucuruí und führt in ganz gerader Linie nach dem untern Anaurahy (Anauhirahi), der wenige Minuten nachher, und zwar gerade da in den Xingú fällt, wo derselbe seinen großen Bogen beginnt. Der Anfangspunkt des Fußsteigs am Tucuruí wird „Bocca da Estrada" genannt, sein südlicher Ausgangspunkt aber, wo er auf den Anaurahy trifft, mit dem hochtrabenden Namen „Porto grande" bezeichnet.

Es wurde nunmehr auf den Vorschlag Padre Torquato's der Entschluß gefaßt, mit der Igarité den Xingú und den Tucuruí aufwärts bis zur Bocca da Estrada zu segeln und

von da auf diesem Fußsteige zu Lande nach dem Anaurahy zu marschiren, wozu zwei bis vier Tage gerechnet wurden. Zu Porto grande wollten wir uns dann auf Canoas einschiffen, den Anaurahy hinab und den Xingú aufwärts gehen, bis zu der ganz in der Nähe gelegenen letzten, richtiger untersten Maloca der Jurúnas, und dort sollte sich das Weitere finden; denn alles, was weiter stromauf lag, war selbst für den Pfarrer von Souzel ziemlich eine Terra incognita. Doch glaubte derselbe, wenn auch nicht mit Bestimmtheit, da jede Zeitrechnung hier nothwendig ein Ende hatte, daß wohl zwei bis drei Tage hinreichen würden, um von Taua-quéra (so heißt diese letzte Ansiedelung) bis zu den ganz wilden Jurúnas vordringen zu können. — Der Rückweg sollte auf dem Flusse unternommen werden, und, dem südöstlichen Bogen desselben folgend, über die Caxoeiras (Cataracten) gehen. Die Igarité, wurde vorläufig festgesetzt, könne uns entweder bis zu der, dicht unterhalb der „ultima Caxoeira" (des letzten Xingú-Falles) gelegenen kleinen Insel Castanhal entgegenkommen, oder uns im Tucurui erwarten. Für die Reise stromabwärts auf dem oft genannten südöstlichen Bogen des Xingú, rechneten die Indianer etwa zehn Reisetage; der Padre schätzte aber, die Langsamkeit der indianischen Reisen in Anschlag bringend, die für uns dazu erforderliche Fahrzeit auf fünf, höchstens sechs Tage.

Nachdem diese allgemeinen Dispositionen für unsere Xingú-Expedition gemeinschaftlich entworfen waren, begab sich unser neuer Reisegefährte in seine Wohnung zurück, um die nöthigen Vorbereitungen zu treffen. Wir aber benutzten die wenigen Stunden, welche Padre Torquato dafür in Anspruch nahm, dazu, uns, nachdem die Igarité auf den Strand gezogen worden war, etwas am Lande umzusehen.

Souzel besteht aus etwa 40 bis 50 Lehmhütten und großen, offenen Ranchos. Nur das Pfarrhaus ist geweißt und besitzt, gleich der anstoßenden, halb verfallenen, dem S. Francisco Xavier geweihten Kirche, ein Ziegeldach. Die letztgenannte erhebt sich am Südende des Ortes, in der Mitte der dem Flusse zunächst gelegenen der beiden, mit dem Strome parallel laufenden Straßen. Vor der Kirche steht, wie überall hier zu Lande, ein hohes hölzernes Kreuz, das in einem kleinen viereckigen Piedestal von Lehm wurzelt; zur Seite befindet sich der Glockenstuhl. Das Kirchlein zeichnet sich nicht durch einen Thurm aus; nur ein kleines Kreuz macht es kenntlich, das den Giebel des Daches krönt, durch welchen die glühenden Strahlen der Aequatorialsonne ungehindert an vielen Stellen in das Innere dringen können. Hier sieht es auch eben nicht sehr freundlich aus. In den geschlagenen Lehmboden sind die Gräber eingelassen und mit morschen Holzplatten bedeckt, während alte, schlecht erhaltene Vergoldungen und Heiligenbilder, namentlich ein Marienbild, das noch in neuester Zeit zu Kämpfen Veranlassung gegeben haben soll, von früherer Pracht und früherem Reichthum zeugen. Souzel war nämlich einst der Hauptsitz der Jesuiten an den Ufern des Xingú, und ihnen verdankt es, gleich Veiros und Pombal, seine Entstehung. Weniger glücklich waren dagegen die Jünger Loyola's in ihren Bekehrungsversuchen in den oberen Gegenden des Stromes; denn obgleich sie den Lauf desselben allerdings bis hoch hinauf erforschten, so wollte es ihnen doch auf die Dauer nicht gelingen, eine Kirche und einen Missionar unter den Jurúnas oberhalb der Cataracten zu etabliren. Dagegen stammen die Bewohner der drei vorgenannten Orte größtentheils von den wilden Indianern ab, welche die Jesuiten in diesen Gegenden

vorfanden, tauften und dann „aldeirten." Der übrige Theil ihrer Bevölkerung besteht aus Mischlingen von diesen Ureinwohnern und Weißen; eigentliche Weiße findet man dagegen nur in äußerst geringer Zahl unter ihnen ansässig.

Nur wenige Monate des Jahres sind diese Ortschaften bewohnt; die übrige Zeit stehen sie fast leer, indem alsdann ihre Bewohner, wie es gegenwärtig der Fall war, sich auf ihre am Strome zerstreut liegenden „Sitios" begeben, um im Winter, d. h. etwa vom Juni bis December, Seringa (Gummi elasticum), die sie gleich an Ort und Stelle bereiten, im Sommer aber Sassaparille, Copaivabalsam, Nelkenzimmt und Cacao zu sammeln. Während die Männer diesen Beschäftigungen in den Wäldern, und außerdem noch der Jagd und dem Fischfange nachgehen, bleiben die Weiber in den Sitios zurück, um Farinha zu bereiten, womit sie Handel treiben. Zweimal des Jahres aber, zu Johanni und um Weihnachten, versammelt sich die gesammte Bevölkerung in den Ortschaften, die somit von dem größeren Theile derselben gewissermaßen mehr als ein bloßes pied-à-terre betrachtet werden, um die gesammelten Rohprodukte gegen Zeuge und andere einfache Gegenstände des Kunstfleißes umzutauschen, oder um sie nach Pará zu verschiffen. Der Zusammenfluß von Menschen soll alsdann nicht unbedeutend sein, und z. B. von Weihnachten bis Ostern jeder der drei Orte 5—700, Souzel aber, wie einer von uns den Padre verstanden hat, manchmal sogar das Doppelte zählen *). Nach den Festen zerstreut sich dann wieder der größte Theil dieser Familien in seine Sitios, und der alte

*) Im Jahre 1788 hatte jeder dieser Orte ungefähr 800 Einwohner. Vergl. Southey, III. pag. 735.

Kreislauf beginnt von neuem. — Jetzt herrschte wenig Leben in Souzel; ja alle die großen, scheunenartigen Ranchos standen leer.

Am Fuße der buschigen Hügel hinter dem Oertchen, die an ihrem Saume abgeholzt und mit Mandioca, Bananen, Mamões u. s. w. bepflanzt sind, erheben einzelne Palmen das Haupt. Doch vor allem interessirte mich ein schöner Brodbaum auf der Rückseite der Villa, der vielleicht noch von den Jesuiten herrühren mochte. — An den sandigen Strand zurückkehrend, fanden wir wieder, wie bei Veiros, Blöcke eisenschüssigen Sandstein-Conglomerats über denselben ausgestreut; überhaupt scheint mir dieses Gestein hier vorzuherrschen und auch die Ursache der rothen Färbung jener schroffen Abhänge des linken Ufers zu sein, die uns bereits heute Morgen in die Augen gefallen war.

Die kleine Rhede von Souzel hat glatten Lehmgrund, in dem die Anker schwer halten, weshalb man die kleinen Flußfahrzeuge hier gern auf den Strand zieht. Zwei kaiserliche Kriegsschooner, der „Amazonas" und der „Mundrucú," haben diesen Ankerplatz vor einiger Zeit besucht; auch sollen sie, wenn ich nicht irre, sogar bis zu der nahe liegenden „ultima Caxoeira" hinaufgesegelt sein. Bis zu eben diesem Punkte macht sich auch in einigen Jahreszeiten der Einfluß der Gezeiten im Strome bemerkbar; doch soll die Fluth kein eigentliches Zurückströmen des Xingú bewirken, sondern ihn nur aufstauen. — Von Porto de Móz bis Souzel findet man ferner, nach Albuquerque's Angabe, in dem in der Mitte des Stromes gelegenen Fahrwasser durchgehends 8 bis 20 Faden Tiefe; doch wechselt der Grund ebenso oft innerhalb dieser Zahlen, als in seiner Beschaffenheit, indem er bald aus Sand oder Lehm

bestehen, bald felsig sein soll. Bis zu dem untersten Cataract will man das ganze Jahr hindurch eine Tiefe von 3 Faden im Fahrwasser gefunden haben.

Nachdem der freundliche Padre seine Geschäfte in aller Eile geordnet und die nöthigen Vorbereitungen beendet hatte, traf er, von seinem indianischen Knaben Francisco begleitet, an Bord der Igarité ein, so daß wir bereits um 1 Uhr p. m. den Anker wieder lichten und die kleine Bucht verlassen konnten, während einige „Botos" rings um unser Fahrzeug auftauchten. Unsere Fahrt begann mit dem gewöhnlichen frugalen Mahle, das unser neuer Reisegefährte durch seine heitern und interessanten Gespräche würzte, und wobei ich die Gesundheit des Kaisers, der gerade heut in sein achtzehntes Lebensjahr eintrat, ausbrachte. Nach dem Essen ging's an die Vorbereitungen zu unserer Fußtour und an die Vertheilung der zum Tauschhandel mit den Juruínas bestimmten Schätze, die in Glasperlen, kleinen Spiegeln, Messern und Beilen bestanden; dann wurde emsig gezeichnet oder eifrig, wenn auch ohne Erfolg, auf Botos gefeuert.

Dicht oberhalb Souzel, und zwar gleich um die nächste Spitze herum, liegt die große Roça Tapacuari; dann folgten mehrere kleine, vorspringende waldige Spitzen, die der Fahrt stromauf um so mehr Abwechselung gaben, als die von einem weißen, mit rothen Geröll bestreuten Sandstreif eingefaßten Wälder des linken Ufers, an denen wir hinruderten, obgleich ohne alle Palmen, einen großen Reichthum an prächtigen Laubbäumen entfalteten, deren gefällige Conturen das Malerische der vielen kleinen Caps noch erhöhten. Beim Passiren der Punta de Pagé trat zum ersten Male vor uns, an die Stelle des endlosen Meereshorizontes, ein langer, gerader

Höhenrücken, der weit nach Osten in den Fluß vorsprang, dann aber senkrecht abstürzte. Es war das ferne Cap Tapará, hinter dem der Tucurnú in den Xingú fällt, während diesseits desselben sich flache Höhen hinziehen. Zwischen dieser Serra de Tapará, die man wohl schon als den äußersten Vorposten des brasilianischen Hochlandes ansehen kann, und der Serra de Almeirim, der südlichsten Vorschwelle der Erhebungen der Guyana, scheint die schmalste Stelle des mächtigen Amazonas-Tieflandes zu liegen, indem die Entfernung beider Höhenzüge von einander nicht mehr als 30—40 Meilen betragen mag.

Jetzt endlich, nachdem wir zwei Tagereisen stromauf gesegelt waren, nahm der Xingú das Ansehen eines Flusses an, wenngleich er hinter uns sich, nach N. W. z. N., immer noch gegen ein Meer zu öffnen schien. Da sank die Sonne unter — es ward finster. Gleich darauf, um 7 Uhr p. m., wurde bei dem Hause des Schmieds zu Pararuaca beigelegt, um Graf Bismark's Flinte in Stand setzen zu lassen. Mit der Flinte aber hatte es folgende sonderbare Bewandtniß. Seit der Schlangentödtung versagte sie standhaft den Dienst; der Graf konnte mit ihr anfangen, was er wollte, sie ging durchaus nicht los. Unsere brasilianischen Seeleute schien dies zu freuen, da es nach ihrem Aberglauben so kommen mußte, und bei jedem abblitzenden Zündhütchen riefen sie daher: „Este he a cobra! Este he a cobra!“ Zuletzt aber schien ihnen des Grafen Beginnen wie ein Frevel vorzukommen; sie machten bedenkliche Gesichter, verließen bei jedem neuen Versuche die Ruderbänke, kurz es war ihnen nicht recht geheuer. Nach anderthalbstündiger Arbeit gelang es endlich dem Schmied, den Schuß auszuziehen, und somit war der Zauber gelöst.

Um 8½ Uhr p. m. setzten wir unsere Reise, und zwar

ohne allen Aufenthalt, die ganze Nacht hindurch rudernd, fort, doublirten Cap Tapará und liefen in den Tucurui ein. Leider verschlief ich den Moment des Einlaufens, indem ich erst 10 bis 15 Minuten später, zwischen 4 und 5 Uhr a. m., in dem mit vielen Krümmungen von S. W. kommenden Flüßchen erwachte.

den 3. Decbr. Nacht und Tag hatten eben ihren Kampf begonnen; dunkle Massen von buschigem Laub und Schlingpflanzen hingen in das schmale Flüßchen herab, das sich durch dichte Wälder hinschlängelt. Hie und da spiegelte sich noch ein Stern in der dunklen Fluth. Ein Licht und bald wieder ein Licht blitzte neben uns zwischen den Bäumen auf. Da erschallte bereits die laute, kräftige Stimme des Padre, der im Vorüberfahren an den einzelnen zerstreut liegenden Wohnungen der halbcivilisirten Indianer den Männern zurief, sich aufzumachen nach der „Estrada" in ihren Canoas, oder gleich an Bord zu kommen und mitzurudern, um mit uns zu ziehen. — Aus dem Dunkel des Waldes antworteten einzelne Stimmen, und ab und zu sprang auch eine jener fremden Gestalten in unser Boot und arbeitete frisch mit, nicht fragend, wohin es gehen solle und auf wie lange, denn das ist ja diesen Naturkindern so gleichgültig, daß sie sich sogar über Zeit und Raum nicht einmal auszudrücken wissen. — Die Sterne erloschen plötzlich; man fing an, die Gegenstände um sich her deutlicher zu unterscheiden; wenige Minuten noch, und der junge Tag hatte gesiegt. Welch' schneller Sieg! In wie kurzer Zeit ist er hier in den Tropen errungen, wie schwer dagegen in unsern Zonen, wo der stundenlang geröthete Himmel den Ernst des blutigen Kampfes bezeugt, den Tag und Nacht täglich zweimal zu

bestehen haben! So lebt bei uns auch der Mensch in beständigem Kampfe mit der Natur; — hier unter dem Erdgleicher, wo das ganze Leben derselben die reinste Harmonie athmet, giebt sie sich ihm fast ohne Widerstreben hin, ja sie ladet ihn selbst ein zum Genusse! —

Es war 5 Uhr a. m., als die Igarité am rechten Ufer des Tucurui an einen sich überbeugenden Baumstamm festgebunden wurde, und es hieß: wir sind an der „Bocca da Estrada." Ein munteres Feuer loderte auf einem kleinen freien Fleckchen zwischen den Bäumen am Ufer, um welches sich eine Gruppe von, nach Landesart in kurzen, groben, grauen Leinwandjacken oder Hemden und kurzen Hosen von demselben Stoffe gekleideten Männern sammelte, deren braunes Fleisch, auf Brust und Nacken oder zwischen Jacke und Hose zum Vorschein kommend, auf den ersten Blick ihre indianische Abstammung verrieth. Ein kleines hölzernes Pulverhorn, einen Schrootbeutel und ein kleines graues Säckchen trugen sie über der Schulter, während ihre langen, sehr einfachen Flinten friedlich an einem Baumstamm lehnten. Auch waren einige Netze zwischen die Bäume gehängt, was darauf hindeutete, daß ein Theil der Indianer die Nacht hier zugebracht haben mußte. Bereits ehe wir Souzel verließen, hatte nämlich der für Alles sorgende Padre eine Canoa vorausgesendet, um die ersten Anordnungen für die Reise zu treffen und die nöthige Mannschaft dazu aufzubieten. Diese Gruppe brauner Männer war aber nichts anderes, als eben unsere neuen Reisegefährten, die für uns jagen oder unsere Lebensmittel tragen, späterhin aber uns als Lootsen und Ruderer bei der ferneren Beschiffung des Xingú und der Caxoeiras dienen sollten. Auch Roxa, der dunkle, finster blickende Portugiese, war unter ihnen, der, allein der

Sprache der Jurúnas mächtig, unsern Dolmetscher bei denselben machen sollte. Die übrigen Leute redeten dagegen nur die hier völlig heimisch gewordene Lingoa geral, die selbst den Jurúnas nicht fremd ist und auch von unserem Padre Torquato geläufig gesprochen wurde; außerdem verstanden sie auch etwas portugiesisch.

Gleich nach der Ankunft am Ziele unserer ersten Stromreise, begann es sich unter dem Palmroof der Igarité zu regen, und bald war Alles Leben an Bord unserer schwimmenden Behausung, von der wir uns nun auf Wochen trennen sollten. — Die Lebensmittel wurden abgemessen und die Bündel geschnürt. Ein blechernes cylindrisches Gefäß von etwa anderthalb Fuß Höhe und einem Fuß Durchmesser nahm, mit Ausschluß des Mandiocamehls, unsern ganzen, auf 14 Tage berechneten Mundvorrath in sich auf, der aus Reis, Bohnen, Chocolade, Thee und Zucker bestand. Doch befand sich nicht alles Salz dabei, da ich aus Vorsorge noch etwas in ein Porzellanfläschchen gefüllt hatte, das man über die Schulter hängen konnte. Zwei Körbe voll Farinha nahmen wir gleich mit uns; ein Farinhakorb aber, die kolossale Caraçaflasche für die Leute und der kleine blecherne Medizinkasten blieben vorläufig zurück, um, da es im Augenblick an Trägern fehlte, drei bis vier Indianer aber noch erwartet wurden, sobald als möglich unter Roxa's Aufsicht nachzufolgen.

Während der Zubereitungen zu unserm Marsch ging die Sonne auf. Merkwürdig war mir dabei der bedeutende Unterschied zwischen der Temperatur des Tucurui, die um diese Zeit nicht mehr als 20°, 0 R. bei 20°, 2 Luftwärme betrug, und der des Xingú, die gestern um dieselbe Zeit 24°, 0 war, bei gleich warmer Luft. Dasselbe bemerkte ich an allen Bächen,

welche die „Estrada" überschritt, was wohl zum Theil von dem kühlenden Schatten der endlosen Wälder herrühren mag, durch welche sich diese Bäche hindurchwinden. — Einige Seeleute der Igarité baten, den Zug mitmachen zu dürfen, was ich auch Mehreren erlaubte, da wir viel Leute brauchten, um die Lebensmittel und das, wenn auch nur sehr geringe Gepäck zu tragen, indem die kleinste Belastung bei dieser großen Hitze den Mann außerordentlich ermüdet. Wollten wir mithin schnell in den Wäldern vordringen, so konnte dies nur mit einer verhältnißmäßig starken Colonne geschehen. Durch diesen Zuwachs nun ward die unsrige auf zwanzig Köpfe gebracht. Nachdem die Matrosen und Indianer einen kleinen Vorsprung gewonnen hatten und ihnen etwas Zeit gegönnt worden war, um sich Tragen für die Sachen zu machen, setzten auch wir uns um 7 Uhr a. m. in Bewegung, holten aber bereits nach wenigen Minuten jenen Vortrupp ein.

Es war amüsant zu sehen, mit welchem Geschick unsere Leute sich zu arrangiren wußten. Schlingpflanzen vertraten die Stelle des Bindfadens, und dünne Streifen Baumrinde oder Bast bildeten die Tragriemen. Wir selbst blieben jedoch, ohne uns aufzuhalten, im Marsch. Der Padre führte, leichten Schrittes, gleich uns die Flinte über der Schulter und ebenso leicht angethan wie wir selbst. Anfangs war der Fußsteig ziemlich leicht zu finden; nach und nach aber ward er mehr oder weniger durch das herabgefallene Laub unsern Blicken entzogen, und bald fing das abwechselnd sehr dichte Gebüsch und das Gewirr von Schlingpflanzen an, den Pfad beschwerlicher zu machen. Der Wald, den wir durchzogen, konnte sich nicht mit den prachtvollen Urwäldern am Parahyba messen, denn seine Stämme waren dünn, dabei aber kerzengerade

in die Höhe geschossen, wie in allen Wäldern Brasiliens, und nur sehr selten sah man einen wahrhaft schönen, großartigen Baum. Zuweilen senkte sich das Terrain ein wenig, und während dann hie und da ein klares Bächlein in der sanften Einsattelung quer über unsern Pfad floß, erhob sich jenseits desselben der Boden des Waldes wieder ebenso allmälig. Am ersten größeren dieser Ygarapés, dem Uassútinga, den wir, nach Ueberschreitung eines kleineren, etwa nach einer Stunde erreichten, setzten wir uns nieder und warteten eine ganze Weile auf unsere Indianer, um uns nicht zu weit von denselben zu entfernen. Für diese Rücksicht wurden wir aber schlecht belohnt, denn ein heftiger Regenschauer goß während dessen unerwartet auf uns herab und unterbrach und calmirte den Doktor, der schon jenseits unter einem Baume Posto gefaßt hatte, und, seinen Beranger in der Hand, eben daraus laut recitirte.

Sobald unser zweites Echelon angelangt war, denn von der Ankunft des dritten, unter Roxa's Führung, war heut keine Rede, überschritten wir den Bach, und setzten, während die Indianer ruhten, unsern Marsch fort. Auf den Regen folgte eine glühende Sonnenhitze, die uns im Nu trocknete; dafür fing aber der Weg an, mit jedem Schritte unbequemer zu werden, indem wir alle Augenblicke in dem Dickicht über einen umgefallenen Baumstamm hinwegschreiten oder klettern mußten. Dennoch führte der Padre immer mit demselben leichten Schritt, so daß wir abermals einen sehr bedeutenden Vorsprung gewannen. Indessen nahmen die vereinzelten Stämme an Höhe, Stärke und Schönheit zu, obgleich der Wald im Allgemeinen seinem Charakter treu blieb. So z. B. maßen wir einen Baum, ich glaube es war eine Copaiba

(Andere haben den Padre verstanden: eine Itaubá), die, etwa 4 Fuß vom Boden, 30 Fuß 7 Zoll (englisch Maß) im Umfang hatte.

Um 11½ Uhr a. m. kamen wir an den Igarapé Uierena, wo wir abermals den Rest der Colonne abwarteten und daher bis 1½ Uhr p. m. hielten. Es war ein kleines freies Plätzchen, von einigen hohen Stämmen und dichtem Gebüsch eingefaßt und beschattet. Ein den Puri-Hütten ähnlicher Rancho, bestehend aus einem, auf wenigen in den Boden gesteckten Stangen ruhenden leichten Dache von Palmblättern, die durch Schlingpflanzen zusammengebunden waren, stand dicht an dem klaren Waldbache, ein Beweis, daß dieser Ort wohl zuweilen von den nach Souzel ziehenden Indianern zum Nachtlager benutzt werden mag.

Durch diese Ruhe erfrischt, brach die gesammte Colonne auf einmal auf, die Indianer an der Tête. Nach einigen Augenblicken gelangten wir wiederum an einen breiten Bach, über den ein Baumstamm hingestreckt lag, eine Brücke bildend, der die Indianer im Vorübergehen ein Lianengeländer gegeben hatten. Es gewährte ein recht eigenthümliches Bild, wie wir den Stamm überschritten; dazu die dichtbelaubten, schattigen Bäume, die sich über den Bach hinbeugten, und die graziösen Massen von Schlingpflanzen, die bis auf seinen Spiegel herabhingen. Später zeigten sich wieder einige schöne Stämme. Wir maßen einen derselben, der 39 Fuß im Umfang hatte, und dessen Höhe wir gleich der einiger anderer Urwald-Riesen auf mehr als 150 Fuß anschlugen, da er uns trotz seiner Dicke noch schlank aufgeschossen erschien.

Als die Sonne schon tief gesunken war, hörten wir das Fällen von Bäumen nahe vor uns, und, einen sanften Abhang

hinabsteigend, standen wir, etwa um 5 Uhr p. m., vor unserm Bivouaks-Platz, dem einzigen lichten Fleckchen auf dem waldigen Hange, wo wir bereits einige Indianer mit den Vorbereitungen zum Feueranmachen beschäftigt fanden, während wir das Rauschen des nahen Ygarapé das Caroeiras laut und deutlich unterschieden. Am untern Ende unserer Lagerstätte erhob sich ein riesiger Baum, dessen breiter Fuß, einige dunkle Nischen bildend, einzelnen unserer Leute, die sich darin einnisteten, ein gastliches Obdach gewährte. Vor dem Baume, und zum Theil an denselben gelehnt, stand ein leichter, etwas verfallener Rancho, dessen Palmdach wohl keinem Regen mehr trotzen konnte, und bald loderten zwei helle Feuer links daneben, um die wir Pfähle einschlugen und Leinen zogen, unsere nassen Sachen daran zu trocknen. Dann ward, etwas höher hinauf am Abhange, das kleine Segel, das uns Capitain Buckle zu diesem Zweck vom Growler mitgegeben hatte, als Dach ausgespannt. An den Stangen, die es trugen, hingen drei von uns ihre Hangematten auf, während der Padre, der Doktor und meine Wenigkeit unsere Redes unter freiem Himmel um Pfähle außerhalb des Segeldachs schlangen.

Es war bereits finstere Nacht, als sich die kleine Gesellschaft um ein bescheidenes Feuer versammelte, das wir zwischen den letztgenannten drei Hangematten, der aus blau und weißer Baumwolle gewebten des Padre und den beiden andern, aus braunem Bast geflochtenen, angemacht hatten. Der Knabe des Padre, einer der unermüdetsten und unverdrossensten dienstbaren Geister seines Jahrhunderts, holte flink und geschäftig die porzellanenen Schaalen herbei, die unser geistlicher Freund später unter die Indianer vertheilen wollte, und aus denen wir inzwischen noch selbst speisten. „O Francisco!“ „O Rapa-

sinho!" rief dieser einmal über das andere dem Kleinen zu, der für Alles sorgen und Alle zugleich bedienen sollte, ihn bald hierhin, bald dorthin schickend und ihn freundlich an Alles erinnernd; und hurtig, auf den leisesten Wink, flog der behende Knabe, ohne daß seine Bewegungen die geringste Spur von Müdigkeit verriethen. Wahrhaft bewundernswürdig, ja fast unglaublich für sein Alter war es, was er aushalten konnte. Schwer beladen hatte er denselben Weg zurückgelegt wie wir, und Abends war er noch ebenso frisch als wir, die wir Nichts getragen hatten. — „Rapasinho" konnte nun einmal seine indianische Abstammung nicht verleugnen!

Endlich kam Graf Oriolla mit dem dampfenden Reis und goß ihn einem Jeden in seine Schaale. Daß er uns vortrefflich mundete, brauche ich wohl nicht erst zu sagen, da wir leider heute bis zu dieser allerdings höchst eleganten Stunde hatten hungern müssen! — Nur noch wenige Minuten, und Alles schlüpfte in die Redes. Tiefe Stille trat ein. Die Feuer brannten hell; die Wolken zogen rasch, vom Winde gejagt, über das einsame Plätzchen fort, während der ganze Abhang von den verfaulten Blättern, die den Boden bedeckten, leuchtete, als wär's die See. Da kroch auch ich in meine Rede, und schlief, trotz des Rauschens des Ygarapé das Caroeiras und des ohrzerreißenden Schwirrens der Cicaden, ein.

Doch nicht lange, so weckte mich ein Regenschauer, und alsbald entspann sich eine Conversation mit dem Doktor. Auch der Padre steckte die weiße Zipfelmütze zur Hangematte heraus, zog sie aber gleich wieder über die Ohren. Wir folgten seinem Beispiel und schliefen weiter. Nach einigen Stunden kam ein anderer Guß, der es redlicher meinte und die Feuer auslöschte. Alles drängte sich nunmehr unter die Leinwand, die, von einer

Mauer von Männern umgeben, eine ordentliche Stube bildete. Auch ich drang glücklich in dies Gemach von Fleisch und Leinwand hinein, und bei der Scheu, die wohl jeden Europäer in diesen Wäldern vor den zahllosen Ameisen und andern Insekten befällt, von denen es hier überall am Boden wimmelt, konnte es mir nur angenehm sein, daß mir sowohl Graf Oriolla als Herr Theremin einen Platz in ihrer Hangematte anboten. Ich versuchte sogleich von dem freundlichen Anerbieten Gebrauch zu machen, aber aller erdenklichen Anstrengung ungeachtet wollte es nicht glücken, uns zu Zweien hineinzulegen. Unsere gymnastischen Uebungen mußten daher, theils wegen des schwer zu haltenden Gleichgewichts, theils wegen der um uns herrschenden, wahrhaft ägyptischen Finsterniß, sowie endlich aus dem Grunde aufgegeben werden, weil unsere feinen Schlafnetze diesen Kraftanstrengungen nicht gewachsen und dem Zerreißen nahe waren. Da schien der Regen sich einen Moment legen zu wollen, und augenblicklich drängte ich mich wieder durch und hinaus, und tappte dann glücklich fort bis zu meiner Hangematte. Doch bald darauf kam ein neuer Schauer; ich warf einen Blick auf den neben mir hängenden Doktor und sah ihn ohne Mantel. Das rührte mein gefühlvolles Herz; ich versuchte mit ihm Rede und Mantel zu theilen; die Absicht war edel, aber der Ausgang eben nicht ergötzlich, denn die Geschichte endigte mit einem tüchtigen gemeinschaftlichen Fall auf die nasse Erde. Das war zu viel! Jetzt riß auch mir die Geduld; ich suchte das alte Obdach wieder auf und arbeitete mich wiederum glücklich durch die Indianer hindurch bis unter das Segel. Einmal — wenn es nicht gegen die Bescheidenheit wäre, diesen hoffärthigen Ausdruck in Bezug auf unser kümmerliches Asyl zu gebrauchen —

einmal unter Dach und Fach, legte ich mich auf die Erde, in meinen Poncho gehüllt, und eine Zeit lang glückte es mir wirklich, den Kopf über dem so gefürchteten Boden zu halten, indem ich irgend etwas fand, worauf ich ihn legen konnte. Unterdessen aber wurden meine Beine naß, was mich veranlaßte, weiter hineinzukriechen. Dasselbe Prinzip, das mich in Bewegung gesetzt, äußerte jedoch gleichzeitig seine Wirkung auf die rohe umgebende Masse, die, nun auch ihrerseits immer stärker und stärker drängend, mit jedem Augenblick tiefer unter die Bedachung vordrang. Doch dabei blieb es nicht, denn allmälig kamen die Indianer damit zu Stande, das Segeltuch von uns fort und auf die entgegengesetzte Seite zu ziehen, so daß sie es zuletzt fast ganz für sich hatten und die Hangematten halb im Regen hingen. Bei dieser allerdings etwas lieblosen Operation aber brachen ein paar Stangen um, eine Hangematte fiel auf die Erde, und die triefende Leinwand selbst senkte sich tief herab. Welche Calamität! Da lag ich nun bei der Finsterniß wie ein Blinder auf dem Rücken, das Gesicht dem Platzregen zugewendet und von der vereinten Gewalt des Regens und des Wassers, das von der durch das Segeltuch gebildeten Gosse herabströmte, fast fortgeschwemmt, den unglücklichen Ameisen eine Zufluchtsstätte in dieser Ueberschwemmung darbietend, und unbehülflich, wie ein auf den Rücken gefallener Käfer, in dem immer zunehmenden Gedränge. Endlich verspürte ich Licht und Wärme hinter mir; beides rührte von einem kleinen Feuer her, das die Indianer angezündet hatten und an das ich mich, immer auf dem Rücken liegend, allmälig glücklich heran manövrirte, meinen Kopf zwischen ein paar braune, nackte Kerls hindurchsteckend, und zwar ohne daß ich, eingekeilt in dieser scheußlich-fürchterlichen

Enge, mich irgend rühren oder umdrehen konnte. Alle Ameisen Brasiliens vergessend, schlief ich endlich sanft ein und bis zum andern Morgen fort.

den 4. Decbr. Nachdem bereits in aller Frühe abgekocht und die nassen Bündel geschnürt worden, brachen zuerst unsere Jäger, die bewaffneten Indianer, auf, und mit ihnen Graf Oriolla, um vor uns den Bach Uassú-tingeréte, unsern Mittagshalt, zu erreichen. Von dort aus sollten sie alsdann ihre Jagd beginnen, um dieselbe schon bei Ankunft der Hauptcolonne beendet zu haben. Indessen hoffte der Graf bei diesem Vortrupp schon unterwegs zum Schuß zu kommen, da wir uns leider gestern davon überzeugt hatten, daß bei dem Geräusch, welches die belasteten Indianer und Seeleute machten, davon bei der großen Colonne nicht wohl die Rede sein konnte. Den schnellen Schritt der indianischen Jäger in Anschlag bringend, folgten wir ihnen nach einer halben Stunde, um 6½ Uhr a. m. Schon gestern hatte Dr. Lippold mich darauf aufmerksam gemacht, daß der Wald nach starkem Regen von den verfaulten Pflanzenstoffen einen unangenehmen Geruch anzunehmen pflegt; auch heute Morgen bestätigte sich diese Erfahrung. Uebrigens war der arme Doktor wirklich zu bedauern, denn es kostete ihm große Anstrengung, dem Padre zu folgen, der noch schneller als gestern voranschritt, hoffend, uns noch heute Abend bis zum Anaurahy, dem Ziel unserer Wanderung, zu führen. Der lange, statt der Spitze mit einem eisernen Haken versehene Spieß, den Lippold führte, um die Schlingpflanzen damit herabzureißen, schien eine angeborne Neigung zu denselben zu besitzen, indem er sich bei jedem Schritt festhakte, und den Unglücklichen sogar ein paar Male auf die Knie herabzog. Dennoch wollte der erschöpfte

Botaniker durchaus nicht von seiner Waffe lassen; dagegen gelang es nach vielen vergeblichen Versuchen, ihn von seiner Botanisirtrommel und seinem Ueberrock zu trennen, mit dem er sich schleppte; der Padre nahm ihm Einiges selbst ab, und steckte unter andern des Doktors großes „Facaõ" an.

Bisher hatten wir in diesen Wäldern gar keine Palmen angetroffen, heute dagegen stellten sie sich in Massen, jedoch nur an den Ufern der Bäche, und überhaupt an sumpfigen Stellen in den Einsattelungen des Terrains ein, die sich, da die Hügel an Höhe und Steilheit zunahmen, mehr bemerklich machten als gestern. In einem derartigen Haine ruhten wir einige Minuten; vor uns floß murmelnd ein klarer Bach vorüber, ein kleiner, leichtgedeckter Rancho stand zur Seite, beschattet von den luftigen Kronen der schlankgeschäfteten Palmen, zwischen denen der tiefblaue Himmel durchschimmerte, an dem hoch oben im Zenith die Sonne stand, ihre mächtigen Strahlen auf uns herabsendend, so warm, so glühend, als wollte sie uns allen Regen der vergangenen Nacht vergessen machen! Dazu male Dir, lieber Leser, die Wollust aus, mit der wir einige vom Baume geschüttelte Cacaonüsse, ein paar Castanhas do Maranhaõ und eine Handvoll Farinha verschlangen, die der Padre, in sein Schnupftuch eingewickelt, mit sich führte; denke Dir dazu die Begierde, mit der wir das kalte Wasser des Waldbachs schlürften, und Du hast ein Bild von dieser kurzen Rast und von den einfachen Genüssen, mit denen wir uns labten und zu neuen Anstrengungen stärkten.

Wenige Augenblicke darauf überschritten wir das kleine Wasser vermittelst eines Baumstammes, erstiegen die dahinter liegende Höhe und setzten dann lange Zeit unsere Wanderung durch den palmenlosen Laubwald fort. Kaum waren wir jedoch

eine Stunde seit dem beschriebenen Ruhepunkte marschirt, als die letzten Kräfte den greisen Doktor verließen, und wir uns genöthigt sahen, den Armen unter der Aegide des Negers unserer Igarité zurückzulassen, theils um selbst nicht zu viel Zeit zu verlieren, theils um dem Doktor Gelegenheit zu geben, uns langsam bis zu unserm Mittagshalt zu folgen. Indessen war der Weg immer schlechter geworden; alle Augenblicke mußte man umgefallene Baumstämme, und zwar zum Theil von kolossalem Umfang, überschreiten, und dann hingen wieder an einer andern Stelle die zu einer undurchdringlichen Masse verwachsenen Zweige und Schlingpflanzen so tief herab, daß man oft Strecken von 20 — 30 Schritt völlig kriechend zurücklegen mußte. Bei diesem Durcharbeiten schüttelte man dann unzählige Ameisen von den Zweigen herab, die bei der dünnen Bekleidung leicht bis auf die Haut durchstachen; doch nichts vermochte den flinken Padre aufzuhalten, der uns rüstig voranschritt und es verstand, sich mit unglaublichem Geschick durch alles hindurchzuwinden und mit Leichtigkeit jedes Hinderniß zu überklettern oder zu überspringen, — und zwar in niedergetretenen Schuhen! Zu diesen Mühseligkeiten gesellte sich noch eine andere Schwierigkeit, nämlich die, den Weg zu finden, der, schon durch das herabgefallene Laub kaum sichtbar, bei dem Hindurchwinden durch das Dickicht und dem Durchkriechen der Büsche, wobei wir häufig gänzlich die Richtung verloren, sich streckenweis völlig unsern Blicken entzog. Aber das war noch nicht Alles; öfters stießen wir sogar in dieser Einsamkeit noch auf andere Pfade, richtiger Spuren, im Laube und auf abgehauene Zweige. Zuweilen stutzten wir dann einige Minuten lang, bis der Padre mit seinem scharfen Orientirungssinn sich dennoch glücklich herauszog und sehr bald den richtigen Weg entdeckte.

Nicht lange, nachdem wir den Doktor zurückgelassen, vermehrten sich die Höhen und Senkungen, so daß es mir schien, als müßte hier wohl der höchste Punkt des erhabenen Terrains der sogenannten Serra liegen, welche die Estrada durchzieht und den Xingú zu seinem großen Bogen zwingt. — Auch erinnere ich mich der Freude, die wir hatten, als wir einmal von einer natürlichen Waldblöße herab in ein liebliches Thal von schlanken Assai-Palmen blickten — es war die erste Aussicht seit zwei Tagen, denn bis dahin hatten wir, im wahren Sinne des Worts, den Wald vor Bäumen nicht gesehen!

Als wir die Thalsohle erreicht hatten, gewahrten wir einen Schwarm Aráras, der sich hoch oben auf die Baumwipfel über uns setzte; doch leider gelang es keinem von uns, auch nur einen derselben herabzuschießen. Bald darauf hörten wir Affen neben uns schreien, und gingen den Tönen nach; allein sie verschwanden bald in der Ferne, ohne daß wir einen einzigen zu Gesicht bekommen hätten. — Beim Ueberschreiten eines dünnen Baumstammes sahen wir eine prachtvolle, scharlachrothe Corallenschlange sich darunter krümmen, doch leider schlüpfte sie so schnell davon, daß wir ihr nichts mehr anhaben konnten. Endlich, nach einem tüchtigen Marsche, kamen wir gehörig ermüdet und schweißtriefend, etwa um 2½ Uhr p. m., an dem lang ersehnten Bach Uassú-tingeréte an. Hier erfuhren wir zu unserm nicht geringen Leidwesen, daß Graf Oriolla und die Jäger erst vor einer Viertelstunde zur Jagd aufgebrochen waren: eine traurige Aussicht für das Diner, welches dadurch leicht sehr verspätet werden konnte. Allein der Padre machte Alles wieder gut! Er war an den Bach gegangen, um zu trinken, erblickte plötzlich einen großen Fisch, und hatte den beneidenswerthen Treffer, ihn auch gleich mit des Doktors Facão durch und

durch zu stechen. — Wenige hundert Schritt von dem Rastplatze unserer Jäger, auf dem wir uns jetzt befanden, sollte ein einladender freierer Fleck liegen, wo wir sogar einen Rancho finden würden. Wir überschritten daher den Bach und begaben uns dahin, um dort abzukochen. In wenigen Minuten loderte auch schon ein Feuer zur Seite des Rancho, und ebenso schnell waren die Redes gespannt, in denen wir, in Erwartung des Diners, behaglich ruhten. Da der Marsch zum Anaurahy nämlich immer noch mehrere Stunden erfordert haben würde, so entschied ich mich, mit Rücksicht auf den übermüdeten Doktor und auf die Ermüdung unserer Leute, namentlich der Matrosen, die an das Lasttragen und Marschiren nicht gewöhnt waren, heute nicht weiter zu gehen, sondern hier die Nacht zu bleiben.

Zum Essen war Alles wieder vereinigt; der Neger hatte den Doktor glücklich durch den Wald hindurch gelootset, und auch Graf Oriolla war mit den Jägern von seiner Jagd wieder eingetroffen. Hatte der Graf auch leider keine Beute mit zurückgebracht, so wußte er uns doch viel zu erzählen von dem Scharfblick, dem Orientirungssinn und der Schnellfüßigkeit seiner indianischen Gefährten, die ihn mit der höchsten Bewunderung erfüllt hatte, und die er nicht genug loben konnte. So ward denn unser Mahl durch interessante Gespräche gewürzt, während der „Tariéré-uassú," der Fisch des Padre, den dieser von den Leuten à l'Indienne an einem schräg in die Erde gesteckten Stock hatte über dem Feuer rösten lassen, uns die herrlichste Tafelfreude bereitete. Wir saßen dazu Alle in unsern Hangematten um das Feuer herum; doch nicht lange, so stellte sich die Dunkelheit ein. Die Redes wurden abgenommen und nun wohlweislich unter dem Dach des Rancho

geschlungen, worauf die Gesellschaft sehr bald sanft einschlief, ohne von einem kleinen Regenschauer belästigt zu werden, der in der Nacht herabrieselte.

Schon am frühen Morgen durch ein Bad in dem nahen Bache erfrischt, brachen wir um 6½ Uhr a. m. wieder auf. Das Terrain erschien uns von jetzt an weniger wellig und hügelig, und wir merkten daher, daß wir uns wieder dem Xingú näherten. Auch heute lagen viele hohe, umgestürzte Stämme herum, auf denen sich lange Züge von Ameisen aller Art geschäftig hin und her bewegten. Mit jedem Schritte, den man tiefer in den Urwald eindringt, überzeugt man sich mehr und mehr davon, daß diese winzigen Thierchen sichtlich die Zerstörer der Riesenstämme dieser Wälder sind, die bei ihrer Dichtigkeit jedem Sturmwind trotzen. Man ersieht hieraus wieder recht, welcher scheinbar kleinen Mittel der Schöpfer sich oft bedient, um die größten Zwecke durchzuführen. Welch' größeres Mißverhältniß ist wohl denkbar, als das zwischen einer Ameise und einem jener kolossalen Stämme, deren Umfang wir selbst gemessen haben! Ist einmal ein solcher Baum in ihre Hände gerathen, so hilft ihm all' seine Größe und Schönheit nichts; er wird ohne Gnade zernagt, und zwar oft dermaßen, daß die Rinde allein erhalten bleibt und innen alles Holz zu Staub zerbröckelt, bis er zuletzt der Ausdauer und der vereinten, rastlosen Thätigkeit der sich immer wieder neu ergänzenden Millionen von Ameisen zum Opfer fällt und krachend umstürzt. — Außer diesen Werken der Zerstörung findet man in den Wäldern an der Estrada auch Produkte des Kunstfleißes dieser Thierchen, nämlich ähnliche Termitenhaufen, wie wir sie bereits an den Küsten der Provinz Rio de Janeiro

den 5. Decbr.

angetroffen hatten. Auch kamen uns einzelne Baumstämme zu Gesicht, in welchen tiefe Löcher gleichsam eingefressen waren, eine Art durchbrochener Arbeit in großem Maßstabe bildend, und zwar wahrscheinlich ebenfalls von den Alles zernagenden Ameisen.

Wir näherten uns jetzt dem Ausgangspunkte der Estrada, deren Richtung man im Allgemeinen als eine südsüdwestliche annehmen kann. Anfangs versuchte ich zwar, dieselbe aufzuzeichnen; so z. B. war sie die erste Stunde vom Tucurnî an S. 40° W., dann S. 20° W.; von da ab konnte ich sie jedoch bei den vielen und fast beständigen Krümmungen des Pfades nicht mehr bestimmen.

Von den zahlreichen, sämmtlich dem Xingu zufließenden Bächen, welche die Estrada überschreitet, wurden uns von den Indianern nur acht namhaft gemacht, welche nicht einmal die wasserreichsten zu sein schienen, und unter denen sich sogar gegenwärtig einzelne völlig ausgetrocknete befanden; ihre Namen sind, von Norden anfangend, folgende: der Ygarapé Curuatéua, Azoutinge (oder Uassú-tinga), Uierena, das Caxoeiras (es war dies der sechste, den wir überschritten), Abinteua, Pocovasoroboca-uassú, Irema und Uassú-tingeréte. Sie sind fischreich, ihr Wasser ist kalt und krystallhell, ihr Bett Sandgrund. Ebenso erschien mir der Boden des Waldes meist sandig, in den Einsattelungen dagegen sumpfig; auch sind die von W. nach O. streichenden Terrainwellen, welche die Estrada überschreitet, dem Anschein nach nichts als Sandhügel von wenigen hundert Fuß Höhe, die wohl ebenso wenig den Namen der „Serra" verdienen, als das 30 Fuß im Quadrat haltende Fleckchen an der Mündung der Estrada gegen den Anauralhy seinen hochtrabenden Namen „Porto grande."

Und doch ist Porto grande — das Ziel unserer Wanderung, welches wir nach einem zwei- bis dreistündigem Marsche erreichten — ein reizendes, einsames Plätzchen voller Anmuth und Frieden, so recht das Bild stiller Abgeschiedenheit. Wie durch den schönsten natürlichen Rahmen blickt man unter einem sich weit überbeugenden Baum fort auf den klaren Spiegel des Anaurahy, dessen kaum hundert Schritt entferntes jenseitiges Ufer eine hohe, undurchdringliche Wand von überhängenden Schlingpflanzen und von dichten Laubmassen bildet, aus denen einige Arten der hohen tropischen Gräser sich lieblich hervorbeugen. Oben in den sich bis in's Wasser herabsenkenden Aesten des Baumes nistete sich einer unserer Seeleute, der Mulatte Furtoso, ein, und ließ dann seine Angelschnur im Wasser spielen, und zwar mit dem besten Erfolge.

Während dessen wurde Feuer zum Kochen angemacht und Lianen wurden gespannt zum Trocknen der Sachen, die ein vorüberziehender Regen angefeuchtet hatte. Auch hatten wir volle Zeit zu dem Allen, da die „Ubás" noch nicht angekommen waren, die uns zur nahen untersten „Maloca" der Jurúnas hinüberführen sollten, obgleich nach einem Abkommen mit diesem Stamme stets zwei dergleichen Fahrzeuge hier bereit gehalten werden sollten. Endlich aber langten sogar drei derselben an, so daß wir nach 2 Uhr p. m. abstoßen konnten. Diese „Ubás," in denen wir von nun an drei Wochen lang reisten, sind, gleich den Canoas der Neger in Rio, aus einem großen ausgehöhlten Baumstamme gebildet, unterscheiden sich aber dadurch von diesen, daß sie weniger Bord haben, d. h. oben flacher abgeschnitten sind. Vorn und hinten haben sie einen geraden, abgestumpften, weit vorspringenden Schnabel, wie die Kähne

auf unsern Flüssen, und statt der „Riemen" werden sie durch, denen der Igarité ähnliche „Pagaien," oder durch im Walde geschnittene Stangen fortbewegt und gesteuert. Die Leute sitzen beim Rudern, wie es sich von selbst versteht, mit dem Gesicht nach vorn. Zum Segeln ist die Ubá niemals eingerichtet. Da man ferner in diesen holzreichen Gegenden durchaus keinen Begriff von einem Brett hat, so bestehen die Ruderbänke aus einzelnen, neben einander gelegten kurzen Knütteln, die auf den Bord aufgelegt, oder, wenn man sie tiefer haben will, „binnenbords" eingeklemmt werden. — Da das Sitzen auf diese Weise uns nicht allein schon nach einem halben Tage sehr unbequem wurde, sondern auch, weil wir die Füße unausgesetzt im Wasser stehen hatten, das sich immer auf dem Boden dieser Fahrzeuge vorfindet, so strengten wir bald unsern Kopf an, wie wir diesem Uebelstande am besten abhelfen könnten, und kamen auch nach und nach dahinter, ihm dadurch zu begegnen, daß wir uns eine Art von Rost aus Knütteln machten, indem wir über die in der Quere eingeklemmten andere, der Länge nach, legten. Auf diesem Stangenlager richteten wir uns nun mit Hülfe der Ponchos und unserer kleinen Bündel so comfortable als möglich ein, und brachten es auf diese Weise auch glücklich dahin, dem Rost die täuschende Aehnlichkeit mit den abgeschafften „Latten" zu benehmen, an die er uns anfangs auf eine sehr eindringliche Art erinnerte.

In den drei Ubás hatte sich die Gesellschaft so vertheilt, daß immer je zwei von uns in einer eingeschifft waren, und zwar saßen Graf Bismark und ich in der ersten, in der zweiten Graf Oriolla und der Padre, und in der dritten der Consul und der Doktor. Schnell glitten wir den schmalen Anaurahy in südöstlicher Richtung hinab, unter den weit über-

hangenden Schlingpflanzen fort, die sich zur Rechten und Linken auf seinen Spiegel herabbeugten. Nach wenigen Minuten aber liefen wir bereits in einen linken Nebenarm des Xingú ein, der in einer Breite von nur 150 Schritt nach O. z. S. zu strömen schien. — Mit jedem Ruderschlage wurde die Vegetation um uns her schöner und üppiger, ja die Fülle und Grazie der Rankengewächse übertraf alle Beschreibung. Unter dem Schatten des dichten grünen Laubes und der überhangenden, undurchdringlichen Lianenwände sah man in dunklen Nischen hie und da eine Gruppe von fünf bis sechs Palmen, deren schlanke Stämme unten nur einen Stamm zu bilden und, sich oben graziös aus einander biegend, auch nur eine breite Krone zu tragen schienen. Beinahe an jedem Vorsprunge des Ufers beugte sich eine solche Palmengruppe über den Fluß hin; doch waren dieselben, ich möchte sagen, mit solcher „Discretion" angebracht, daß sie stets dem Auge neu erschienen, und mit einem Geschmacke, der selbst dem Genie unserer größten Gartenkünstler alle Ehre gemacht haben würde.

So ganz im Anschauen der uns umgebenden Pflanzenwelt versunken, wurden unsere Blicke und Gedanken plötzlich zur Thierwelt hinübergelenkt. „Jacaré! Jacaré!" rief nämlich auf einmal der indianische Jäger, der, an der Spitze der Ubá stehend, die Stange führte, auf eine Stelle links im Wasser deutend, wo er so eben ein Krokodil hatte untertauchen sehen; — doch für unsere ungeübten Augen war nichts zu unterscheiden. — Dann flogen wieder einzelne Vögel über uns fort; wir setzten daher unsere Flinten in Stand, was unserm Mann in der Spitze, bei der angebornen großen Jagdpassion dieser Indianer, großes Vergnügen zu gewähren schien. Auch blickte und spähte unser Jäger umher, uns auf jede Creatur auf-

merksam zu machen — und welche große Freude hatten wir, als er uns die erste Tapir- (Anten-) Spur am Ufer einer der Inseln links neben uns zeigte!

Unter den Zweigen fortrudernd, die ein niederes Laubdach über dem Wasser nahe am Ufer bildeten, sahen wir in dem Dunkel derselben eine sehr große Gattung von Fledermäusen umherschwärmen. Kurz darauf gelangten wir an eine Gabeltheilung des Xingú-Armes, den wir beschifften; bald aber sahen wir, daß es nur ein kleines Eiland war, das derselbe, in zwei ganz schmale Arme sich theilend, umfloß, wobei seine Breite sich von 100 auf etwa 20 bis 30 Schritt verringerte. Während wir uns kräftig gegen die zunehmende Strömung fortarbeiteten, uns zwischen dem Gestrüpp durchwindend, das, quer über den Canal setzend, dicht neben uns aus dem Wasser auftauchte und alle Aussicht benahm, entdeckte der indianische Jäger einen nicht unbedeutenden Fisch, den auch Graf Bismark glücklich mit seiner Flinte traf und den die Indianer nach kräftiger Verfolgung in der Strömung erhaschten.

Diese Fischjagd hatte uns schnell aus dem schmalen Canal herausgeführt, und plötzlich lag die ungeheure Wasserfläche des mächtigen Hauptstromes des Xingú majestätisch vor uns ausgebreitet, der, von W. z. S. kommend, hier im großen Bogen nach S. O. strömt; mit einem Wort, wir hatten den Xingú dicht an dem Hauptwendepunkte seines Laufes erreicht, d. h. da, wo, nachdem er kurz zuvor seine constante süd-nördliche Richtung verlassen und seinen Lauf nach O. z. N. genommen hat, er sich nunmehr nach S. O. wendet, um auf diese Weise den schon früher erwähnten Bogen der Cataracten zu beginnen.

Blickte man den riesigen Strom von hier aus hinab, also gegen S. O., so erschien die ungeheure, 1—1½ (4—6 See-)

Meilen breite Wasserfläche durch eine Linie von waldigen Inseln begrenzt, hinter denen die blauen Höhen wie hingehaucht lagen, welche die Schnellen und Fälle des Xingú veranlassen, und trotz ihrer unbeträchtlichen Höhe dennoch diese kolossale, pfeilschnell dahin schießende Wassermasse aus ihrem geraden Laufe zu verdrängen im Stande sind. Wenn man näher hinblickt, so liegen diese Eilande in mehreren Reihen hinter einander. In der vordersten Linie macht sich die Insel Murissitiba vor allem kenntlich durch einen einzelnen, riesenhaften Baum in ihrer Mitte, der sich hoch über die Gipfel der andern erhebt. Rechts an Murissitiba reiht sich eine längere Wald-Insel, gegen deren südliches Ende wir hoch oben ein rundes Loch in der dichten Laubwand, fast wie durch Kunst angebracht, gewahrten, durch welches der blaue Himmel hindurchschimmerte. Zwischen dem genannten Eilande aber und der Terra firma des rechten Ufers zieht sich eine zweite Reihe unzähliger kleiner Inseln hin.

Oft noch schauten wir zurück nach dem schönen, großartigen Bilde, während wir stromauf ruderten, denn der Blick nach vorwärts hatte weniger Anziehendes für uns, da der Strom uns hier nicht so inselreich und nur zwischen 1500 und 2000 Schritt breit erschien. Seine Waldufer steigen dagegen in dieser Gegend meist steil auf, sich jedoch kaum über 100 bis 200 Fuß erhebend. — Während wir so am linken Ufer hinfuhren, sahen wir plötzlich vor uns das Boot des Padre sich dem Lande nähern und anlegen. Wir beeilten uns heranzukommen, und hatten auf diese Weise die Freude, die ersten Affen zu erblicken. Drei Monate waren wir in Brasilien und hatten bis dahin keinen Affen gesehen, während uns doch in Gibraltar dieses Vergnügen schon am zweiten Tage zu Theil geworden war! Um so größer war aber auch jetzt unsere

Freude über die großen, schwarzbraunen Guaribas, die hoch oben in den Gipfeln der Bäume von Zweig zu Zweig sprangen. Voller Eifer kletterten wir an den Wurzeln und dem Stamm eines umgestürzten dicken Baumkolosses das steile Ufer hinan, und schlugen uns, oben angelangt, mit den „Facões" durch; allein alles war vergebens: die Guaribas hatten sich schnell davon gemacht, und erst als wir wieder im Boot waren und sie sich sicher wußten vor unsern Flinten, kamen sie zum Vorschein, als thäten sie's uns zum Schabernack.

Bald darauf ging die Sonne, den Strom mit ihrem rosigen Lichte übergießend, in den Wäldern unter, und mit dem unmittelbar danach erfolgenden Eintritt der Dunkelheit doublirten wir, um 6 Uhr p. m., die oben erwähnte scharfe Ecke, wo der Xingú plötzlich aus seiner bis dahin ununterbrochen nördlichen Richtung, auf eine kurze Strecke in eine östliche übergeht, die, wie wir eben gesehen, sich bereits da, wo der den Anaurahy aufnehmende linke Seitenarm sich wieder mit ihm vereinigt, in eine südöstliche verwandelt. Wir steuerten nunmehr nach S., dem Strome entgegen, und da wir jetzt nicht mehr weit von der Maloca entfernt sein konnten, so ward eins der Boote vorausgesendet, um uns bei den Jurúnas anzukündigen. Die beiden andern Ubás hielten sich unterdessen dicht neben einander, in freudiger Erwartung einen allgemeinen lauten Gesang anstimmend, den jedoch der Padre nach kurzer Zeit durch die Bemerkung verstummen machte, daß wir uns ganz still nähern müßten, weil sonst die leicht einzuschüchternden Indianer vielleicht Argwohn schöpfen und nicht Stand halten möchten. — Wir näherten uns dabei dem linken Ufer, und um 7 Uhr p. m. legten wir zwischen einigen andern Canoas an und stiegen aus.

Pechschwarze Nacht umgab uns. Auf einmal kamen ein paar Feuerbrände den Uferrand herunter gehüpft, und bald unterschieden oder richtiger ahnten wir einige Gestalten, die uns den schlüpfrigen Steg hinauf leuchteten, der den steilen, etwa 20 bis 30 Fuß hohen Rand hinanklimmt, und die uns gleich links auf eine Hütte zuführten, von deren rundlichem Umriß wir ebenfalls kaum einen schwachen Schimmer erblickten. Wir traten ein, den Padre, als die einzige, den Bewohnern bekannte Person, an der Spitze. Eine Gruppe freundlicher brauner Männer, Frauen und Kinder, stand, von einem am Boden lodernden Feuer beleuchtet, vor uns, sich um einen, in ein Paar kurze Hosen und ein darüber gezogenes Hemd gekleideten, vierschrötigen, untersetzten Mann von älteren Jahren sammelnd, der den Padre sichtbar erfreut empfing und, sowie die ganze Gruppe hinter ihm, uns durch Entgegenhalten der flachen Rechten auf die herzlichste Art willkommen hieß. — Wenn dessenungeachtet die guten Leute im ersten Moment ein wenig befangen schienen, so verlor sich dies doch nach wenigen Augenblicken.

Der Padre stellte uns nun einzeln vor, wobei er mich unter anderm einen „Turáva (Turaua)", einen Häuptling, nannte, der über das große Wasser weit, weit her gekommen sei. Kaum hatte er seine Rede beendet, so traten Alle, Einer nach dem Andern, an mich heran, und hielten mir die flache Rechte, mir herzlich und freundlich zunickend, entgegen. Dann kamen die Kinder, die aus den Winkeln der Hütte herbeigeholt wurden, um dasselbe zu thun. Der gleiche, allgemeine Gruß ward uns Allen, je nachdem wir an die Reihe kamen. Jetzt erst waren wir bekannt, und nun erst konnten wir daher unsere Habseligkeiten aus der Ubá heraufholen und sie in der Hütte niederlegen, da wir gerade in dieser die Nacht zubringen sollten.

Sobald dies Geschäft beendigt war, setzte man sich auf kleine hölzerne Stühlchen (Hütschen) um's Feuer. Die Indianer brachten darauf geröstete Fische und „Bananas da terra" zum Geschenk für den Padre herbei, die von uns mit Graf Bismark's Fisch zusammen als Abendbrod verzehrt wurden, wobei wir die Bananen am glimmenden Feuer rösteten, obgleich auch diese Gattung bei einigem Hunger roh gegessen werden kann.

Nach und nach sammelten sich noch mehr Indianer um uns her aus den benachbarten Hütten, die uns ebenso freundlich begrüßten. Man kann sich leicht denken, welchen gar eigenthümlichen Eindruck es machte, sich so auf einmal in ein ganz anderes Leben und Treiben versetzt zu sehen, mitten unter diese nackten braunen Leute, die sich mit angebornem, natürlichem und zwanglosem Anstande um uns herum bewegten, und in deren ganzem Wesen soviel Gutmüthigkeit und Zuvorkommenheit lag, wie wir es vorher durchaus nicht erwartet hatten. Und dies waren die sogenannten „Wilden!" So hatten wir sie uns allerdings nicht gedacht, denn von Wildheit war in ihren Zügen nichts zu lesen; auch glichen sie ebenso wenig den stumpfsinnigen Puris und Coroados in den Wäldern am Parahyba do Sul, die uns menschenscheu und mißtrauisch fliehen wollten und nur mit Mühe Stand gehalten hatten. Ja, obgleich das ganze Wesen dieser Jurúnas von großer Einfachheit zeugte, so las man doch gleich auf ihren Gesichtern, daß sie auf einer weit höhern Stufe der Bildung und Intelligenz stehen, als die wilden Stämme Südbrasiliens.

Noch ein Stündchen etwa saßen wir bei dem Feuer, so daß wir die Indianer recht in aller Ruhe betrachten konnten. Die Gestalten der Männer waren kräftig und schön, die Frauen, mit einem Schurz um die Hüften bekleidet, schienen im Allge-

meinen hübscher zu sein als die Weiber der Puris und Coroados, unter denen wir nur ein hübsches Mädchen in Aldea da Pedra gesehen hatten. — Nach und nach verließen die Frauen die Hütte, gefolgt von ihren Männern; die Hunde aber, diese Lieblinge der Indianer, konnten sich nicht so schnell vom Feuer trennen. João, so hieß der ältere Mann in Hemd und Hosen, der uns empfangen hatte, überließ uns nämlich die Hütte des abwesenden Häuptlings gänzlich und nahm deren Bewohner bei sich auf, da die Indianerinnen sich scheuten, in demselben Raume mit uns die Nacht zuzubringen. Graf Oriolla allein trennte sich von uns, um sich, gleich ihnen, dem João anzuschließen; wir übrigen dagegen schlangen unsere Redes um die Pfähle der uns übergebenen Hütte, da, wo Platz gelassen war, denn die Jurúnas hatten die ihrigen nicht abgenommen. Die Sonderbarkeit des Ortes und das glimmende Feuer vermochten nicht, unsere Müdigkeit nach den Märschen der letzten Tage zu überwinden; wir schliefen daher bald ein. —

Schon früh am Morgen trat ich auf das kleine freie Plätzchen vor der Hütte hinaus. Hart rechts stürzte der Uferrand steil ab. Der unseren gerade gegenüber stand eine ganz gleiche Hütte, und zwischen beiden, aber etwas links, befand sich ein offener, viereckiger Lehmschuppen mit einem Giebeldach, das in einem Kreuze endete: es war dies die, vom Padre angefangene, noch unvollendete Kapelle, die gegenwärtig, obgleich sie nichts als die glatten Wände aufzuweisen hatte, als Unterkunft für die Indianer des Padre und für unsere Seeleute diente. Diese vorläufig noch etwas scheunenartig aussehende Kapelle ist dem Xingú zugewendet; vor ihr jedoch erhebt sich

den 6. Decbr.

oben auf dem schroffen Uferrande ein hölzernes Kreuz aus einem kleinen viereckigen Erdaufwurfe, recht bezeichnend für den letzten Vorposten der Christenheit gegen die heidnischen Bewohner dieser endlosen Wälder und Wildnisse, der, trotz aller Widerwärtigkeiten, abermals bis hierher über die Cataracten vorgeschoben worden ist.

Bereits in der Mitte des vorigen Jahrhunderts gründeten nämlich die Jesuiten an dieser Stelle einen Missionsplatz, den sie durch die gleichzeitige Anlage der „Estrada" zwischen dem Tucuruí und dem Anaurahy in nähere Verbindung mit Souzel brachten, und Tavaquára (Tauaquéra) nannten. Leider war aber diese Ansiedelung nur von kurzer Dauer, da der letzte der hier angestellten, mit der Bekehrung der heidnischen Jurúnas beauftragten Jünger Loyola's durch seine bösen Sitten, die wenig mit seinem, sonst vielleicht übertriebenen Bekehrungseifer in Einklang gestanden haben sollen, sehr bald das Vertrauen der Wilden verscherzte und in Folge dessen von ihnen ermordet wurde. Fast ein Jahrhundert verstrich, ohne daß es gelang, das Licht des Glaubens über die Cataracten hinüberzutragen, bis vor zwei Jahren unser geistlicher Freund, Padre Torquato Antonio de Souza, in diesen Gegenden erschien und am 1sten November 1841 zum zweiten Male das Kreuz zu Tavaquára aufrichtete, nunmehr der neuen Ansiedelung den Namen „Missão da Imperatriz" ertheilend. Durch sein freundliches, leutseliges Benehmen und durch reiche Spenden, bestehend in Porzellan-Schaalen, Glas, Perlen, Werkzeugen u. s. w. an die Jurúnas, welche von Zeit zu Zeit nach Souzel hinabkamen, zog er immer mehr ihrer Stammgenossen dorthin, gewann mehr und mehr das Vertrauen derselben, und taufte sie. Obgleich auf diese Weise Vielen unter ihnen bereits

näher bekannt, begab er sich doch das erste Mal unter starker Bedeckung nach der „Estrada" und nach Tavaquára, wo es ihm bald gelang, gegen dreihundert Jurúnas um sich zu versammeln und vierzig derselben zu taufen. Somit war das Missionswerk eingeleitet! —

Von dem Fuße des Kreuzes sieht man eine lange Strecke weit den Xingú aufwärts; auch kann man seinem Laufe, stromabwärts blickend, bis zum Anfange seines östlichen Bogens mit den Augen folgen. — Der linke Uferrand stürzt überall steil ab, so weit man ihn zu übersehen im Stande ist, während nach dem rechten Ufer zu mehrere lange Waldinseln liegen, die sich so hinter einander schieben, daß ihr dunkles Grün in das der Wälder der Terra firma hinüber schimmert.

Trotz der frühen Stunde war auf dem kleinen Platze um das Kreuz und vor der Kapelle, dem einzigen Fußbreit freien Terrains zwischen Urwald und Strom, schon Alles Leben. Die Männer standen bereits vor der Hütte, Pfeil und Bogen in der Rechten, frei vor sich hinblickend, während ihre Frauen ihnen das pechschwarze, lang herabwallende Haar kämmten und ihnen dasselbe, sowie den ganzen Körper, mit Palmöl einrieben, welches sie in einer zierlichen, kugelrunden Calebasse aufbewahrten. Andere Indianerinnen waren hingegen, um den Wünschen des Padre nachzukommen, beschäftigt, das Unkraut auszujäten, das auf dem Plätzchen vor der Kapelle fast ebenso wild wucherte, wie die vernachlässigte Pflanzung von Mandioca und Bananen, welche in der Breite von wenigen Schritten die Hütten umgürtete. — Wir dagegen gingen unterdessen hinab an's Ufer, uns in den klaren Fluthen des dunkelgrünen Xingú, den beißenden „Piranhas" zum Trotz, zu baden, vor denen die Jurúnas uns auf's eindringlichste warnten, und die

hier sehr häufig sein sollen, uns jedoch niemals belästigt haben. Oben am Rande des Ufers versammelte sich während dessen das ganze Volk von Tavaquára, Männer, Frauen und Kinder, um die weißen Leute anzuschauen, die ihnen, im nackten Zustande gewissermaßen näher gerückt, weit weniger fremdartig vorzukommen schienen. — Nach dem Bade ging's an's Frühstücken. Leider konnte ich wegen eines schlimmen Fußes die Excursion nach einer benachbarten Insel nicht mitmachen, wo Graf Oriolla und Graf Bismark Anten und Tiger zu treffen hofften. Wenn ich auch durchaus nicht an eine Wahrscheinlichkeit glaubte, daß dergleichen dort vorkommen würden, so war es mir dennoch leid, nicht einmal den Versuch zu einer solchen Jagd mitmachen zu können. Um mich einigermaßen zu trösten und zu entschädigen, versuchte ich statt dessen den nahen Wald mit dem Padre und einem schönen, schlanken Indianer zu durchstreifen, der mit Pfeil und Bogen uns voranschritt, mußte jedoch auch bald diese Jagd aufgeben, hatte dafür aber nun zur Genüge Zeit, das Innere unserer Hütte und deren Bewohner zu beobachten.

Die Hütten der Jurúnas, in denen stets große Ordnung herrscht, bilden im Grundriß ein an den schmalen Seiten abgerundetes, längliches Viereck von 20 bis 30 Fuß Seitenlänge, über welchem ein leichtes Gestell von Stangen, wie das einer Laube, errichtet ist, welches inwendig wieder von anderen, kürzeren Stangen gestützt und getragen wird. Da nämlich, wo die die Wölbung bildenden Seitenstangen sich vereinigen und giebelartig kreuzen, stehen als Träger des Gewölbes — dessen Höhe vom Boden wohl 20 Fuß und darüber beträgt — die Hauptstützen, deren natürlich nur wenige sind, um den innern Raum nicht noch mehr zu beschränken. Außerdem

aber werden noch einzelne Seitenstangen zuerst in ihrer Mitte und dann noch einmal etwas tiefer, etwa 5 Fuß vom Boden, gestützt. Die erstgenannten dieser Träger, welche die Seitenstangen in ihrer Mitte stützen, sind oben durch eine Querstange verbunden, die von der einen langen Wand der Hütte zur andern reicht. An einzelnen Stellen liegen nun auf diesen Querstangen eine Menge von Knütteln, Stangen und Stöcken in der Längenrichtung der Hütte mit ihren Enden auf, so daß sie, von denselben getragen, eine Art Boden bilden, der zur Aufbewahrung der verschiedenartigsten Vorräthe dient. Da sieht man z. B. aufgehäuft: Mandioca-Körbe, Haufen von Baumwolle, größere Gefäße (meist Calebassen), dicke Bündel von Rohr, zu Pfeilen bestimmt, u. s. w. Was aber die kurzen, 5 Fuß hohen Stützen der oben erwähnten Seitenstangen betrifft, die hart an der Wand aufsteigen, so sind sie mit den andern, etwa 10 Fuß langen Trägern, die natürlich weiter gegen die Mitte vorspringen, ebenfalls durch kurze Querstangen verbunden; darüber legen die Jurúnas dann wieder dünne Knüttel in der Längenrichtung der Hütte, wodurch ein ähnlicher, aber nur ganz schmaler Knüttelrost entsteht, den man sich als ein „entre-deux“ zwischen einem Sims und einem Tisch vorstellen kann, auf dem meist kleinere Gefäße, Cujas, geflochtene Körbchen, Palmöl-Kugeln u. s. w. stehen, und auf dem die Waffen, die Bögen mit ihren dazu gehörenden Pfeilbündeln liegen. Auch hängen verschiedene musikalische Instrumente daran herum, während einige rothe Arárafedern, der Lieblingsschmuck der Männer, stets dicht bei den Waffen in der Wand stecken.

Die Wände der Hütte sind dadurch gebildet, daß man die sich zusammenwölbenden Seitenstangen stets mit den nebenstehenden, rings um die Hütte herum durch dünne, horizontal

laufende Stangen von 2 zu 2 Füß vom Erdboden bis zum Gipfel hinauf verbunden hat. Ueber diesem Stangengerippe, das durch Kreuzbunde von Schlingpflanzen seine Festigkeit erhält, liegt nach außen zu eine dicke Lage von Palmwedeln, welche einen guten Schutz gegen den Regen gewährt. Diese Wände haben ferner die gute Eigenschaft, daß man sie sehr leicht mit einem Stück Holz durchstoßen kann, was sehr nützlich ist, wenn man sich z. B. eine Anstalt zum Aufhängen der Sachen machen will, damit dieselben nicht auf dem Boden der Hütte schmutzig werden; auch wäre auf diese Weise ein Fenster schnell herzustellen. Außer den beiden Haupt-Eingängen auf den schmalen Seiten sind nämlich nirgends Oeffnungen angebracht, weshalb ein beständiges Halbdunkel in diesen Wohnungen herrscht; auch fehlt es gänzlich an einem Rauchfange, sowie an einem Heerde. Dies hindert aber nicht, daß stets in der Hütte gekocht wird. Das Auskunftsmittel ist sehr einfach. Ein paar große Steine liegen nämlich bei dem Feuer, aus denen man sich nach Belieben einen Heerd arrangirt. Zwischen den zahlreichen Pfählen hängen nun die baumwollenen Hangematten der Bewohner nach allen Richtungen bunt durch einander. Sie dienen sowohl zum Bett als zum Sitzen, und sind daher natürlich so niedrig über dem Boden angebracht, daß man, sitzend, bequem mit den Füßen auf die Erde reicht. Außer den Redes und den Knüttelrosten bilden die bereits erwähnten, aus einem einzigen Stück Holz geschnittenen Schemel oder Hütschen, die einzigen Möbel in der Hütte. Alle von uns besuchte Wohnungen dieses Stammes, der nächst den Mundrucús und Mauhés als der gebildetste und industriöseste der Provinz Pará genannt wird, waren auf ähnliche Weise construirt und eingerichtet.

Wenn auch der erste Anblick von lauter ganz nackten Menschen einen sehr eigenthümlichen Eindruck macht, so gewöhnt sich doch das Auge sehr schnell daran, und das Fremdartige verschwindet, besonders bei farbigen Leuten, sehr bald. Wir Weiße kamen uns unter einander beim Schwimmen, so zu sagen, immer weit nackter vor, als uns die braunen Indianer erschienen.

Die Jurúnas sind von mittler Größe und, obschon ihre Beine im Verhältniß zum Oberkörper ein wenig kurz sind und bei den Meisten der Leib etwas hervortritt, wie schon bemerkt, schön und kräftig gebaut, alle ihre Bewegungen und Stellungen edel und voller natürlicher Grazie; dabei leuchtet aus ihrem ganzen Wesen stets wahre Mannhaftigkeit hervor, auch sieht man ihrer kräftigen Gestalt an, daß sie von keiner Verweichlichung irgend einer Art etwas wissen. Ihre Gesichtszüge, die sich schon durch die hübsche gebogene Nase vortheilhaft von denen der andern uns bekannt gewordenen Indianerstämme unterscheiden, sind meist angenehm und tragen das Gepräge der Offenheit und herzlichen Gutmüthigkeit, das sich auch in ihrem freundlichen Blicke spiegelt, der nicht die geringste Spur von Wildheit verräth. Das bis auf die Schultern herabwallende, glänzend schwarze Haar giebt ihnen etwas Eigenthümliches und sticht wohlgefällig gegen die sanfte, kastanienbraune, glänzende Haut ab. Wenn sie auch meist das Haar aufgelöst und glatt heruntergekämmt tragen, so binden sie es doch zuweilen, namentlich auf Reisen, auf, oder machen sich lange Zöpfe daraus. Die Männer sind fast alle bartlos, weil sie sich, mit Ausnahme der alten „Pagés" (Zauberer und Aerzte), die eine schwache Spur davon tragen, den Bart ausraufen, während die Frauen sogar so weit

gehen, sich die Augenbraunen und selbst die Augenwimpern auszureißen.

Sonderbar ist es bei der Pflege, welche diese Wilden ihrem Haupthaar widmen, daß sie dasselbe fast nie mit einem eigentlichen Kopfputz zieren. So sahen wir zu Tavaquára nur einen Indianer, der einen Kranz von grünen Papageienfedern im Haar trug, was ihm ein mehr wildes und fremdartiges Ansehn gab, wogegen uns außer ihm keiner dieses Stammes zu Gesicht kam, der irgend etwas auf den Kopf gesetzt hatte. Wohl aber stecken sich die Männer sehr häufig eine rothe Arárafeder hinter das Ohr, oder ein ganz dünnes Stückchen Rohr, an dessen einem Ende der Zahn eines erschlagenen Feindes befestigt ist. Ferner tragen sie in der Regel Perlenschnüre, meist von blauer und zuweilen von schwarzer Farbe, um den Hals, und in solcher Menge um die Hüften, daß man sie füglich als einen 3 bis 4 Zoll breiten Perlengürtel betrachten kann, um den Oberarm aber und über dem Knöchel am Bein ein schmales, eng anschließendes Band von rothgefärbter Baumwolle, die fast wie rothes Juchtenleder aussieht. Dieses Band hat großen Werth für den Besitzer, da es häufig ein Geschenk der Geliebten ist.

Will der Jurúna eine Jungfrau heimführen, so wendet er sich an den Vater der Braut, die dabei ebenso wenig eine Stimme hat, als ihre Mutter. Der Vater pflegt nicht gleich diesem Wunsche nachzugeben, sondern gewisse Proben von Muth und Geschicklichkeit zur Bedingung zu machen. Zuweilen ist es eine Unze oder ein Tapir, der mit dem Bogen geschossen, oft auch der Zahn eines erschlagenen Feindes, der als Trophäe heimgebracht werden muß, ehe der braune Jüngling die schöne indianische Braut sein nennen darf. Zuweilen

aber werden von dem unerbittlichen Schwiegervater noch schwierigere Proben verlangt. So z. B. kam jüngst, um die Zeit, als das Kreuz zu Tavaquára aufgerichtet wurde, ein glücklicher Vater auf den sonderbaren Einfall, an den Freier seiner Tochter, der sich für einen angehenden „Pagé" ausgegeben haben mochte, plötzlich das Anmuthen zu stellen: derselbe solle tanzen, ihm zugleich eine Cigarre anfertigen und sie ihm zum Rauchen darreichen. Der junge Jurúna begann, ohne sich im geringsten einschüchtern zu lassen, seinen Tanz, gewahrte zum Glück einen Tabaksstrauch ganz in der Nähe, der dem Scharfsinn seines zukünftigen Schwiegervaters entgangen war, näherte sich tanzend und mit den Händen in der Luft herumvagirend, wie es hier der Zauberer Art ist, der Staude, brach ein Blatt ab, rollte es und überreichte die fertige Cigarre dem erstaunten Alten, der nunmehr keinen Anstand nahm, dem Tausendkünstler und Hexenmeister seine Tochter zu geben; auch segnete Padre Torquato ohne Weiteres das junge Paar ein. — Häuptlinge und anerkannte „Pagés" machen allein eine Ausnahme von der Regel, indem sich jeder Vater glücklich schätzt, wenn seine Tochter das Loos trifft, einen so ausgezeichneten Bewerber zu finden. Während ferner die meisten Jurúnas sich mit einer Frau begnügen, hat der „Turáva" fast immer mehrere.

Unter den Bewohnern von Tavaquára war nur ein einziger junger Jurúna tättowirt, und zwar sah es aus, als hätte er kurze durchbrochene Damen-Handschuhe nach der letzten Mode („Mitaines") an, die bis auf die halben Finger reichten; dabei waren seine Beine bemalt, als trüge er schwarze, durchbrochene Strümpfe oder Kamaschen bis unter das Knie.

Die Frauen schlagen einen, den schottischen „Kilts" ähn-

lichen, grau und rothbraun karirten Schurz („Tanga") um die Hüften, den sie festzumachen verstehen, ohne ihn zu binden oder anzunadeln, und den sie selbst aus gefärbter Baumwolle auf einer Art großen Stickrahmen weben, während die noch nicht mannbaren Mädchen ganz nackt einhergehen. — An Perlenschnüren um den Hals lassen es die indianischen Damen ebenfalls nicht fehlen; können sie dagegen keine Glasperlen erschwingen, so schmücken sie sich mit Schnüren von einer erbsenartigen grauen Frucht oder von aneinander gereihten Nußschaalen, denen sie eine medizinische Kraft beimessen. Sie tragen ferner, außer gerieften breiten Armbändern von schwarzem Holze, dieselben baumwollenen Arm- und Beinspangen wie die Männer, auch das Haar ganz ebenso wie diese, aber niemals Federn. Noch mehr Werth als auf den eigenen Schmuck, legen sie auf den ihrer kleinen Kinder, wenigstens scheinen sie ein sehr großes Vergnügen daran zu finden, dieselben recht mit Perlen zu schmücken und ihnen sogar das Haar damit auszustaffiren, was denn oft sehr kurios aussieht.

Außer den zwei Hütten und der kleinen Kapelle, die sich auf dem freien Platze am Kreuze erheben, gab es oben auf dem Uferrande zu Tavaquára noch eine, etwas versteckt gelegene Hütte und einen „Rancho" unweit derselben, unten am Flusse. Diese abgelegene Hütte stand völlig leer, da sich kurz hinter einander drei Todesfälle darin ereignet und ihre früheren Bewohner, sie deshalb für ungesund haltend oder vielleicht aus einer Art Aberglauben, dieselbe verlassen hatten. — Drei mit Matten überdeckte Gräber lagen in der Mitte der Hütte, in der ein trübes Halbdunkel herrschte, indem die Sonne bereits dem aufsteigenden Regengewölk unterlegen war.

Die Art, wie die Jurúnas ihre Leichen bestatten, ist, wie

mir Padre Torquato auf mein Befragen erzählte, höchst einfach. Der Todte wird nämlich in seine „Rede" gewickelt, dann auf eine Matte von Palmstroh, „Tupé", gelegt und mit einer andern zugedeckt. Hierauf überschüttet man das Ganze mit Erde — die weit her aus den Wäldern geholt sein muß — und deckt dann ein drittes Tupé darauf. Dem Manne legt man Pfeil, Bogen und Ruder, die er geführt, auf's Grab, während bei den Frauen alle Habe in's Wasser geworfen wird, mithin nichts auf das Tupé kommt. Sobald das Fleisch verwest ist, ziehen die Hinterbliebenen die Knochen aus der lockern Erde hervor und hängen sie in einer Matte oder einem Korbe an der Decke der Hütte auf. So bleiben die Gebeine der Todten stets unter den Lebenden, was wir auch in allen Wohnungen der Jurúnas, welche wir selbst gesehen, mit Ausnahme dieser einzigen verlassenen Hütte, bestätigt fanden. Die ersten zwölf Monate hindurch gehen die Angehörigen jeden Morgen und jeden Abend an das Grab, um zu heulen und zu klagen. Ebenso ist es in diesen zwölf Monaten das erste Geschäft eines Abwesenden nach seiner Rückkehr, die Todtenklage anzustimmen.

Unten im Rancho wohnten einige Familien, die von weit her gekommen waren. Sie hatten sich förmlich darin häuslich niedergelassen und sehr vieles Geräth mit hergeführt. Ein hübscher kleiner Bogen fiel mir unter den Waffen auf. Er gehörte einem kleinen Jungen, der auf meinen Wunsch damit nach dem Ziele schoß, und — wie leider so oft gerade bei einer Vorstellung die Dinge zu mißglücken pflegen, die einem sonst nie fehlschlagen — er schoß vorbei! — Diese trübe, ihm vielleicht noch ganz neue Erfahrung schien den Knaben niederzudrücken; noch trauriger aber wurde er, als ich ihm gar den

Bogen abkaufen wollte. Seine Mutter hingegen, der die dargebotenen kostbaren Glasperlen dermaßen in die Augen stachen, daß sie dieses Opfer durchaus von dem Sohne, in seinem eigenen Interesse, verlangen zu müssen glaubte, wendete alle Künste weiblicher Beredsamkeit an und suchte ihren Liebling zu überführen: wie wichtig der Besitz eines so werthvollen Schatzes für seine Zukunft sein werde. Endlich, wenn auch mit schwerem Herzen, gab der Kleine, sich in die höhere Weisheit der Mutter fügend, diesen Vorstellungen nach, und der Bogen war mein!

Wir kehrten nun zu unserer Hütte zurück, wo bereits das Mittagsmahl unser harrte. Auch die beiden Grafen kamen noch gerade zu recht dazu, sehr durchnäßt zwar und ohne irgend eine wilde Creatur auf ihrer Jagd gesehen zu haben. Ein à l'Indienne am Stock gerösteter Guariba machte den Braten aus. Das Affenfleisch schmeckte mir etwa wie Hasenbraten, doch schien es mir zäher, die Andern aber hielten den Geschmack desselben für ein Mittelding zwischen dem eines Hasen und dem eines Kaninchen. Wenn ich nicht irre, gab uns auch Graf Oriolla seinen am frühen Morgen geschossenen „Mutúm" (Hoccohuhn), einen großen, schwarzbraunen Vogel zum Besten, der uns Allen trefflich behagte.

Nach dem Essen lieferte uns ein Pröbchen ächt indianischer Arzneikunst vielen Stoff zum Lachen. Unser Neger hatte sich nämlich auf dem Marsche durch den Wald einen Dorn eingerissen. In Folge dessen war sein Fuß geschwollen und er selbst in die unvollendete Kapelle consignirt. Da trat mit einem Male der „Pagé" von Tavaquára — den seine kleine, ältliche Gestalt, seine sehr dunkelbraune Hautfarbe und sein kleiner, etwas unordentlicher Schnurrbart kenntlich machten —

vor den schwarzen Patienten hin, sah den Fuß mit einer Miene an, als wollte er sagen: „Laßt mich nur machen, den Fuß kuriren ist Kleinigkeit," blies dann mehrmals darauf, strich mit der Hand darüber hin und zeigte endlich den Umstehenden einen Dorn, den er aus dem Fuße herauspraktizirt haben wollte. Der Neger machte zu dem Allen ein gläubiges Gesicht, trotzdem, daß er beim Auftreten noch nicht ganz frei von Schmerzen zu sein schien. Hierauf unternahm der Zauberer eine zweite, ähnliche Kur bei einem Andern, wobei er zum Schluß den schon einmal gezeigten Dorn abermals hervorholte. Dennoch schienen die Umstehenden, wenigstens die Farbigen, von Bewunderung hingerissen!

Jetzt ging's bei den Indianern unserer Hütte an's Essen. — Eine eigenthümliche Scene, die ich gern gezeichnet hätte, werde ich nie vergessen. Ein schöner junger Mann lag in seiner „Rede" und bog sich geschmeidig und voll natürlicher Grazie herab, um aus der Calebasse die Speisen zu nehmen, die ihm seine Frau knieend hinhielt. Es war ein schönes Bild häuslicher Eintracht, wie man denn überhaupt bei diesen Kindern der Wildniß fast überall ein ungetrübtes, glückliches Zusammenleben der Familien antrifft. Die Frau ist fast unzertrennlich von ihrem Manne, den sie zur Jagd und zum Fischfang, ja selbst in den Krieg begleitet. Geht der Mann einmal allein auf den Fischfang oder auf die Jagd, so webt sie unterdessen die baumwollnen Redes oder Schürzen, bestellt die „Roça" und bereitet das Mahl. Nach dem Essen verfehlt sie nie, dem Manne Wasser zum Mundausspülen zu reichen. Neben ihrer Beschäftigung mit den Kindern machen sich die Frauen viel zu schaffen mit ihren Lieblingen, den jungen Hunden, die sie meist mit einem Tuche fest gegen ihre Brust

gebunden mit sich herumtragen und die sie sogar, wie wir öfters mit angesehen haben, selbst säugen.

Im Gegensatz zu den Weibern sind die Männer zu Hause fast gänzlich unbeschäftigt. Ist der Jurúna nämlich in seiner Hütte, so sitzt oder liegt er in der Hangematte, um zu ruhen, oder spitzt Pfeile und flicht Körbe. Seine Lieblingsbeschäftigung scheint außerdem das Rauchen zu sein, denn fast niemals läßt er die Cigarre ausgehen; dagegen hört man ihn nur selten die Flöte blasen, obgleich er verschiedene derartige musikalische Instrumente besitzt. Die Verfertigung der Bogen und Ruder und das Aushöhlen der zu Canoas bestimmten Baumstämme mag er wohl meist außerhalb seiner Wohnung vornehmen, doch haben wir diesen Arbeiten nie beigewohnt.

Den heutigen Nachmittag benutzten wir zum Tauschhandel mit den Indianern. Gegen Abend trafen unsere anderen Canoas mit Senhor Roxa und den Farinha-Körben ein, so daß wir morgen schon unsere Reise fortsetzen konnten. Bald darauf hieß es, der „Turáva," der Häuptling, komme. Wir traten auf den Platz vor der Hütte hinaus; viel Volks hatte sich hier zusammengefunden, denn der Abend war schön und die untergehende Sonne röthete den Himmel und die Fluthen des Xingú. Ein schöner junger Indianer lehnte an dem freistehenden Kreuze und ließ den Blick über den majestätischen Strom und die endlose Wildniß hinschweifen, während die Umstehenden sich dem Uferrande näherten, um die Canoa zu sehen, die den Turáva und seine junge Frau von Souzel heimführte. Einige braune Männer und Knaben rannten in vollem Lauf, wie es ihre Gewohnheit ist, den jähen Abhang hinunter, den Ankömmlingen entgegen. Diese Indianer scheinen überhaupt eine große Vorliebe für die Schnellfüßigkeit zu

besitzen, die sie ebenso wenig verfehlen beim Ersteigen des Ufers an den Tag zu legen.

Nach wenigen Augenblicken trat der Häuptling, mit Pfeil und Bogen in der Hand, vor uns hin und reichte jedem von uns freundlich die Rechte. Jozé Antonio Bitancourt war von schönem und kräftigem, dabei aber feinem Körperbau; der breite blaue Perlengürtel hob seine edle Gestalt und seine schöne braune Hautfarbe noch mehr hervor. In seinem Gesicht lag ein Zug von Klugheit, ja wenn man will, von Pfiffigkeit. Die jüngste seiner Frauen, die ihn begleitet hatte, war ebenfalls zarter gebaut, als die übrigen Indianerinnen, und auch hübscher von Gesicht. Er war nicht allein Häuptling über die, etwa sechs bis acht Familien und vierzig bis sechzig Seelen zählende Maloca von Tavaquára, sondern noch weit mehr als das: der von der brasilianischen Regierung aufgestellte Prätendent zur Turáva-Würde über das gesammte Volk der Jurúnas. — Bisher hatten nämlich die Jurúnas außer den Häuptlingen über die einzelnen Niederlassungen ein gemeinsames Oberhaupt gehabt, dem das ganze Volk huldigte, und dessen Würde erblich war. Der letzte dieser Herrscher hinterließ einen unmündigen Sohn, und dies hatte zur Folge, daß sich mehrere Usurpatoren gegen ihn erhoben. Aus diesem Umstande suchte die brasilianische Regierung insofern Nutzen zu ziehen, als sie den Turáva von Tavaquára, der sich von jeher an sie angeschlossen hatte, nunmehr als ihren Prätendenten zu der erblichen Turáva-Würde über alle Jurúnas aufstellte. Um aber das Ansehen desselben bei seinem Stamme zu befestigen, ließ das Gouvernement vor einiger Zeit durch den Padre Torquato eine Volksversammlung zu Tavaquára einleiten, die auch wirklich der Wahl des Jozé Antonio Bitancourt

ihre Zustimmung gab. Dennoch konnte der Prätendent immer noch zu keinem Einfluß kommen, da der achtzehnjährige Sohn des letzten „Turáva principal" allgemein unter den Jurúnas geliebt und geachtet war, und sie ihn, wie es schien, viel lieber in der ihm angestammten Stellung gesehen haben würden, als den José Antonio Bitancourt, in welchem sie immer noch, zwar mit Recht, doch ohne Groll, den Usurpator erblickten, indem derselbe sie eigentlich vollkommen gleichgültig ließ. Wir sollten dies bald selbst erfahren, denn er hatte sich erboten, uns morgen den Xingú aufwärts zu den andern Malocas zu begleiten, um bei dieser Gelegenheit von dem Padre seinen Stammgenossen vorgestellt zu werden.

Ueberhaupt kann der Einfluß des gemeinsamen Oberhauptes auf die Jurúnas immer nur von geringer Bedeutung gewesen sein, wenn wir ihn nach dem der Turávas der einzelnen Niederlassungen abmessen. Unter „Turáva" versteht man nämlich einen ausgezeichneten Mann, dem die Bewohner einer Ansiedelung insofern ihr volles Vertrauen schenken, daß sie ihm, als ihrem permanenten Bevollmächtigten, alle Unterhandlungen mit den Weißen und Andern, den Stämmen gegenüber, übertragen. Wenn man will, so kann man einen Solchen allerdings einen Häuptling nennen, doch darf er sich weder in die innern Angelegenheiten der Familien mischen, die jeder Familienvater für sich verwaltet, noch gebührt ihm das Recht der Anführung im Kriege. Wenn nämlich ein Krieg, d. h. ein Einfall in eine fremde Niederlassung, beschlossen wird, so frägt man einen „Pagé" um Rath, auf welche Art dies am besten zu bewerkstelligen sein würde. Der Pagé übernimmt dann die strategische Leitung der Expedition: er führt seine Stammgenossen auf den Fleck hin, den er am geeignetsten zum Kampfplatz hält; — doch

von da an hört sein Einfluß gänzlich auf. Ein Jeder kämpft nunmehr für sich, ohne sich viel um den Andern zu kümmern, sucht einen Gegner zu erschlagen, und verläßt, sobald ihm dies gelungen, auf eigne Faust den Kampfplatz und kehrt heim.

Die Jurúnas verleben in der Regel einen Theil des Jahres, gleich vielen andern Indianern, im Kriege mit einzelnen Familien anderer Stämme, denen sie die Söhne rauben, und es fehlt zu solchen Streifzügen, die meist von ein paar Malocas gemeinschaftlich unternommen werden, nie an Veranlassung, indem bei dem Tauschhandel mit den benachbarten Völkerschaften leicht kleine Reibungen und Zwistigkeiten entstehen, die dann schnell in offene Fehde übergehen. Der letzte Kampf, von dem uns die Jurúnas erzählten, hatte 13 Monate vor unserer Ankunft, auf einer kleinen Xingú-Insel unfern Tavaquára, stattgefunden. Die Veranlassung dazu gab eine Ubá, welche von den Taconhapéz entwendet sein sollte. Die Jurúnas blieben Sieger, zehn Taconhapéz aber auf der Wahlstatt. —

Zu unserm, eben nach achttägiger Abwesenheit in seine Hütte wieder eintretenden Turáva Bitancourt zurückkehrend, muß ich zunächst noch bemerken, daß derselbe, wie dies öfter der Fall zu sein pflegt, die Würde des Turáva mit der des Pagé in seiner Person vereinigte. — Nachdem die Ankommenden den Padre begrüßt, gingen sie in die Hütte und setzten sich mit vielen Weibern auf kleinen Schemeln im Kreise dicht zusammen, die Todtenklage anzustimmen für den Neffen des Turáva, ein in der gegenüber liegenden Hütte vor drei oder vier Monaten gestorbenes und begrabenes Kind. Sie heulten und schluchzten; auch drückten sich einige Weiber die Thränen mit den Händen aus den Augen. Wenn Eine von ihnen zu sehr fatiguirt war, so winkte sie einer Andern zu, die sich statt ihrer in den Kreis

setzte, und nahm derselben dafür ihrerseits das Kind oder das Hündchen ab, mit dem sie sich schleppte. Die Klage dauerte wenigstens eine halbe Stunde; nach einiger Zeit stellte sich aber eine gewisse Unruhe bei der klagenden und heulenden Gesellschaft ein, worauf sie den Schauplatz ihrer Wehmuth von dem entferntesten Winkel der Hütte näher nach der Mitte und dem Haupteingang zu an das Feuer verlegte; denn mit der eintretenden Dunkelheit schienen die nackten Wesen doch einen Unterschied in der Temperatur zu bemerken.

Als endlich das Geheul verstummt war, trat auf unser Begehren der Padre mit dem Vorschlage eines allgemeinen Tanzfestes hervor und ersuchte den Turáva, dazu die nöthigen Vorbereitungen zu treffen. Sogleich wurden zwei oder drei große Feuer vor der Hütte angezündet, um die sich darauf die Bewohner von Tavaquára auf des Häuptlings Geheiß willig versammelten. Er selbst erschien in einem blauen Hemde und blauen Tuchhosen mit einem goldenen Streif, und hatte dazu eine eben solche Mütze auf sein nach Damenart aufgebundenes Haar gesetzt. So schön er nackt ausgesehen, so gewöhnlich nahm er sich in diesem Costüm aus, das er der Güte des Padre zu verdanken hatte. Vielleicht theilten seine Frauen diese Ansicht, und es mochte ihrem Einflusse mit beizumessen sein, daß er sich sehr bald der lästigen Kleider, jedoch mit Ausnahme der Mütze, entledigte, an der er ein besonderes Wohlgefallen zu finden schien.

Die Nacht war wundervoll, die Sterne funkelten hell, die Feuer warfen ihren Schein auf die umstehenden braunen Gestalten, auf die Hütten und die hohen Bäume dahinter; ja selbst der Strom erglänzte davon. So warteten wir der Dinge, die da kommen sollten, an einem „Quati" kauend, einem

Thiere des Waldes, das uns zum Abendessen diente. Endlich, nach langem Zögern, traten drei Frauen aus der dunklen Gruppe hervor, faßten sich unter, und gingen taktmäßig und singend immer vier Schritt vor und vier Schritt zurück. Ein taubstummer Junge — den ich auf seinen Wunsch am Morgen gezeichnet hatte, und zwar von hinten, da er sich schämte und beständig beide Hände vor das Gesicht hielt — zerrte so lange an dem Schurz seiner tanzenden Mutter, bis sie ihn, doch ohne sich aus dem Takt bringen zu lassen, auf den Arm nahm. Nach einiger Zeit reihten sich noch drei andere Frauen an einander, und nun schwankten diese beiden Abtheilungen immer um einander herum, aber dabei stets vier Schritt vorwärts und vier zurück machend, und so viel Abwechselung in dieses Schwanken hineinbringend, als es der enge Raum zwischen den Feuern irgend gestattete.

Man sagte mir, es sei eine Eigenthümlichkeit dieser Wilden, daß die Männer nie an den Tänzen der Frauen Theil nähmen, sondern nur bei gewissen festlichen Trinkgelagen unter sich tanzten. Doch heute, bei dem künstlich hervorgerufenen Feste, war es anders; denn zwei Männer schlossen sich dem Tanze an, sich abwechselnd den beiden Gruppen zugesellend oder, beide untergefaßt, zwischen ihnen hindurchtanzend. Der eine Jurúna war der mit den tättowirten Kamaschen und Handschuhen, und führte eine lange Stange gleichsam als Lanze; der andere, welcher sein „Facão" wild in der Luft schwang, war der Mann mit dem Kranze von grünen Papageienfedern auf dem Haupte. Es bildeten sich nun Abtheilungen von je Zweien, wobei die Männer aber stets zusammenblieben. Der Takt wurde immer schneller, der Gesang immer lauter; es war ein wildes Durcheinander, doch der gewisse Schritt zog sich wie ein

rother Faden durch alles hindurch. Sie sangen, so übersetzte man uns, wie sie sich freuten, daß der „Pai," der Vater, zu ihnen gekommen sei und so gute Leute mitgebracht habe. — Endlich reichten, da die Tanzenden nicht einen Moment geruht hatten, Kräfte und Athem nicht mehr aus. So hörte denn das improvisirte Zauberfest von selbst auf, und bald lagen wir in unsern Hangematten friedlich neben denen der Jurúnas, deren Weiber diese Nacht schon nicht mehr die Hütte flohen *).

den 7. Decbr. Als um 7½ Uhr a. m. unsere aus vier Ubás bestehende Esquadrilla abstieß und frisch stromauf ruderte, sahen uns unsere braunen Freunde vom Uferrande noch lange nach, obgleich keiner derselben vorher zu uns herangekommen war, um Abschied zu nehmen. Ich möchte daher fast glauben, daß diese Sitte ihnen fremd ist. Außer dem Turáva begleitete uns der Mann mit dem grünen Federkranze nebst seiner Frau. Alle drei fanden in der größten und längsten der vier Ubás ihren Platz, die den Padre nebst seinem Diener und den Grafen Oriolla, außerdem aber noch einen Steuermann und drei Ruderer, im Ganzen also zehn Personen trug. Graf Bismark und ich hatten dagegen eine sehr leichte Ubá, den besten Lootsen am Steuer und eine ebenso gemischte, aus vier Köpfen bestehende Bemannung, wie die der andern Boote, theils Seeleute, theils von des Padre Indianern von Souzel und vom

*) Ich erlaube mir hier zu S. 630 einzuschalten, daß es, nach v. Spix und v. Martius (Th. III. pag. 1050), ein deutscher Missionar des Jesuitenordens war, der sich zuerst unter den Tacunhapéz und Jurúnas niederließ, und zwar zu „Tucuana, oberhalb des Turicury" (Tucurui), einem Orte, den ältere Karten dicht unterhalb des letzten Cataracts verlegen.

Tucurui. In der dritten Canoa, die so wenig Bord hatte, daß man sich kaum darin bewegen durfte, saßen der Consul und der Doktor mit der gleichen Zahl von Leuten. Die vierte Ubá endlich war mit einer „Tolda," einer leichten Bedachung von Palmzweigen, versehen, unter die man das Gepäck gestaut hatte, und wo man alles, was unterwegs eingetauscht werden würde, unterbringen wollte. Senhor Roxa, dem die Aufsicht über alle diese Gegenstände anvertraut war, und die vier Mann, die zu diesem Fahrzeug gehörten, brachten die ganze eingeschiffte Gesellschaft auf achtundzwanzig Köpfe.

Besonders fremdartig sah die große Ubá aus, die außer ihrer, nach Geschlecht und Farbe gemischten Gesellschaft auch unsere Lebensmittel, namentlich ein paar große Farinha-Körbe, trug. Der Indianer mit dem Federkranze führte eine lange Stange zum Fortstoßen. Bald schritt er mit kühner, kräftiger Haltung vor bis zur äußersten Spitze des Bootes, die Stange in die grünen Fluthen des Xingú zu stoßen, bald lehnte er sich mit ganzer Kraft auf dieselbe, sich ihr gänzlich hingebend, und stämmte sich dabei im Zurücklaufen mit den Füßen so gegen das Vordertheil des Bootes, als wollte er es in den Grund stoßen — ja fast schien es, als setzte er sich hin, so sehr hing er nach hinten über, um dann, plötzlich in die Höhe schnellend, die Stange rasch wieder herauszuziehen, wobei er jedesmal das lange schwarze Haar schüttelte, wie der Löwe die Mähne, so daß die grünen Papageien-Federn des Kranzes abwechselnd in Ordnung kamen und wieder in Unordnung geriethen. In diese Wildnisse sollte der bildende Künstler gehen! Bei dem Anblick dieser mannhaften braunen Gestalten wird er unwillkürlich erinnert werden an die Bildwerke des Alterthums, an die edlen Formen aus der Zeit der Griechen und Römer; denn auch bei

diesen Völkern hier, wo weder Kleidung noch Verweichlichung die freie Entwickelung der Formen und Kräfte hemmt, und ein gesunder Sinn in einem gesunden Körper wohnt, ist Alles Natur, und jede Gezwängtheit in Haltung und Bewegung den Leuten fremd.

Nach einer halben Stunde erreichten wir ein Felsriff, das vom linken Ufer aus quer über den Strom bis nach Capaú, der nächsten der Inseln, hinübersetzt, die sich in demselben hinziehen. Eine Reihe einzelner Blöcke von ausgewaschenem Conglomerat, einem ähnlichen Gestein, wie das zu Souzel, ragt über den Spiegel des Xingú hervor, und bildet, wie unser indianischer Lootse sagte, bei hohem Wasser eine starke Stromschnelle oder Caxoeira. Während Capaú flach und dicht bewaldet ist, erschien uns auch hier das linke Ufer des Flusses noch ein wenig erhoben, doch der Urwald, der es bedeckt, nicht hoch. Als wir das Riff passirt hatten, konnten wir, uns umwendend, über dasselbe hinweg noch einen letzten Blick auf den waldigen Uferrand von Tavaquára und auf einen bewaldeten Höhenzug dahinter werfen, den man uns als die „Serra Arapuja" nannte.

Eine kleine Stunde später zeigten sich, ähnlich wie wir es auf dem Parahyba gesehen hatten, eine Menge von Sträuchern, die theils auf Steinblöcken mitten im Flusse wuchsen, theils ihr buschiges Haupt nur eben aus der Wasserfläche emporstreckten, als wurzelten sie auf der Sohle des Flußbettes. Unterdessen hatte unser Boot die andern weit hinter sich gelassen; wir gewannen daher Zeit, einen Moment am linken Ufer an's Land gehen zu können, um das Gestein näher zu beschauen, das seit einiger Zeit am Uferrande in einzelnen kleinen Blöcken zu Tage kam. Während unsere Leute kleine

Bäume umhieben, sich Stangen zum Fortstoßen des Bootes daraus zu machen, und sich kleine Stöckchen schnitten, um sie als Ruderbänke quer zwischen die Ränder der Ubá zu klemmen, hoben wir ein Stück gneisartigen Granit auf, und fanden, daß über den Ufersand, der an dieser Stelle den Wald säumte, ein lockeres Conglomerat von Kieselsteinen und Sand ausgestreut war. — Dann stießen wir wieder ab.

Allmälig war der Urwald auf dem etwas ansteigenden linken Ufer, an dem wir uns hielten, höher und schöner geworden; doch ermangelte er gänzlich des Schmuckes der Palmen, die wir heute den ganzen Tag über vermißten. Dagegen nahm die Menge der sich in einander schiebenden bewaldeten Eilande mit jedem Augenblick zu. Längere Zeit lag uns unter andern die Insel Araſátir links zur Seite, in deren Mitte sich ein Stück Wald erhob, dessen Wipfel ein einziges gewölbtes Laubdach zu bilden schienen, das von der schweren Masse der üppig wuchernden Schlingpflanzen bis in die dunkelgrünen Fluthen des Xingú hinabgedrückt schien; und wie schön waren die dunklen Schatten, die, wie man es hier so häufig findet, unter diese dichten Laubgewölbe vom mannigfachsten Grün, tiefschwarz, gleichsam wie kräftige Drucker, hingesetzt sind! — Stromaufwärts nach dem rechten Ufer blickend, sah man zwischen den Inseln hindurch die Hügel der Serra Iruitira sich in blauem Duft jenseits der Wälder hinziehen; so nannte sie uns wenigstens unser Lootse, der nie in Verlegenheit war, den Hügeln und Inseln Namen zu geben. Freilich erschienen uns dieselben höchst apokryphisch, da diese Leute sich eigentlich sehr wenig darum kümmern, wie die Dinge heißen; oft ward z. B. dem Einen von uns eine Insel so, dem Andern aber wieder ganz anders genannt.

Nach und nach wurden die Canäle zwischen den Inseln enger, und immer mehr Büsche und Sträucher tauchten aus dem Flusse auf, dessen beschleunigter Lauf bald in eine anhaltende Stromschnelle überging, die aber bereits um 10½ Uhr a. m. hinter uns lag. Zurückschauend, erblickten wir ein solches Gewirr von kleinen Steinblöcken und Büschen, welches sich, gleich einem schmalen Streif, quer über den Fluß von dem linken Ufer zu den im Strome gelegenen Inseln hinüberzog, daß es uns fast unbegreiflich schien, wie wir mit dem Boote durch diesen buschigen Streif hatten hindurchdringen können, der nunmehr, trotz der geringen Entfernung, den Spiegel des Stromes völlig unsern Blicken entzog.

Der Tag war schön; doch wurde es nach und nach drükkend heiß, so daß wir abermals eine Weile unter dem Schatten von überhängenden Schlingpflanzen anhielten, um die Leute ruhen zu lassen, bis die andern Ubás näher herangekommen sein würden. — Schon den ganzen Morgen hatten wir unsere Flinten schußfertig gehalten und hie und da auch einen großen Vogel — vorbeigeschossen, oder einem hochfliegenden Arára, im Anschlag liegend, — nachgesehen: ob er uns nicht vielleicht den Gefallen thun wollte, sich tiefer zu uns herabzulassen. Anfangs besaßen wir nämlich noch soviel Gewalt über uns selbst, daß wir dieser schweren Versuchung zu unnützer Munitions-Verschwendung glücklich widerstehen konnten; zuletzt aber riß uns die Geduld, und sobald ein Arára, wenn auch noch so hoch, über uns hinwegflog, gingen die Gewehre schon wie von selbst los. Jetzt gewahrten unsere Leute von unserm schattigen Ruheplatz aus wieder einen dieser unerreichbaren Segler der Lüfte. Bereits etwas blasirt über die Freuden solcher höchst dankbaren Vogeljagden, wie man sich leicht denken kann, übergaben wir

den Indianern, um sie bei guter Laune zu erhalten, unsere Flinten, und erlaubten ihnen, diesen Vogel anzuschleichen. Alle Müdigkeit vergessend, sprangen sie an's Ufer und verloren sich bald im Dickicht. Eine Zeit lang war alles still; dann fiel ein Schuß, und — der unverletzte Arára flog vergnügt dicht über unsern Köpfen fort.

Endlich kamen die andern Boote mit den Gefährten, die, gleich uns, bereits einen Ueberfluß von Pulver nutzlos auf die unerreichbaren und durch ihre dicke Haut fast schußfesten Aráras verschwendet hatten, heran, worauf wir, nachdem unsere Ruderer mit Hülfe eines über das Wasser sich weit ausstreckenden Astes wieder in die Ubá hineingeklettert waren, bald einen neuen Vorsprung gewannen. Dabei vermieden wir sorgfältig die Mitte des Xingú, weil dort die Strömung am stärksten ist, und hielten uns beständig in den schmalen Seiten-Canälen, die, von dem Hauptstrome durch Inseln getrennt, ihn coteyiren. Vor lauter Inseln verloren wir aber natürlich allen Ueberblick, so daß wir den Lauf des Xingú durchaus nicht mit einiger Bestimmtheit schätzen konnten. Erst auf dem Rückwege, wo wir die Mitte hielten, wurde es uns möglich, ein etwas richtigeres Bild desselben zu erhalten. Ich werde daher bei der Reise stromaufwärts den Lauf des Stromes fast ganz außer Acht lassen, und erst bei der Thalfahrt unsere flüchtigen Beobachtungen — auf die indeß, nach dem bereits pag. 543 Angeführten, wenig oder gar kein Werth zu legen sein dürfte — erwähnen.

Zwischen den Inseln uns durchwindend, thaten wir heute manchen anziehenden Blick in verschiedene Neben- und Zwischen-Canäle hinein, die mit der üppigsten Vegetation, mit den prächtigsten Bäumen eingefaßt waren. Was würde man in

England darum geben, könnte man nur ein kleines Stück aus diesem Natur-Garten Südamerika's dorthin verpflanzen, um es als den prächtigsten Park neben ein schönes Schloß zu setzen. Der Gärtner brauchte nichts dabei zu thun, als ihn gangbar zu machen, ja er hätte sich wirklich nur zu hüten, nichts von dem Seinigen hinzuzufügen.

Nach 1 Uhr p. m. lag eine Schlucht zwischen zwei waldigen Hügeln vor uns, aus der der Xingú uns entgegenströmte. Es schien mir eine Stromenge zu sein; doch war es nur ein Theil des Flußbettes, das vor uns lag, und die Höhe links, wie ich mich später überzeugte, eine Insel. Zugleich hörten wir ein fernes Rauschen, so daß wir an einen Wasserfall zu gelangen glaubten, der sich aber, als wir näher herankamen, nur als eine starke Stromschnelle (die man hier zu Lande auch „Caxoeira," d. h. Wasserfall, nennt) erwies. Der Xingú gleitet hier nämlich über und zwischen Felsplatten von jenem eisenschüssigen Conglomerat fort, auf welchem Gneis oder gneisartiger Granit aufgesetzt zu sein scheint. Unsere Leute sprangen in's Wasser und schoben mit Armen und Schultern die Ubá gegen die reißende Strömung vorwärts, da, wo zwischen den Blöcken und Platten Raum und Tiefe genug war. Dabei war es höchst interessant, diese nackten, braunen Gestalten im Wasser arbeiten, gegen die schäumende, tosende Fluth und die kleinen Wellen, mit denen der Fluß sich über den Steingrund fortwälzt, ankämpfen und die Canoa siegreich stromauf fortstämmen, stoßen und halb tragen zu sehen. Mit unbegreiflicher Sicherheit bewegten sie sich in dem reißenden Strome und auf dem schlüpfrigen und scharfen, steinigen Grunde, ja hie und da mußten sie sogar einen Augenblick schwimmen, bis sie wieder auf einem nahen Blocke festen Fuß in dem Strudel fassen konnten.

Nach einer halben Stunde langten wir oberhalb der Caxoeira an, legten unser Boot zwischen den Steinen fest und erwarteten auf einer Felsplatte die andern Ubás, denen unsere Leute zu Hülfe eilten. Hier konnten wir weit um uns schauen. Ueber der Stromschnelle lag ein großer Wasserspiegel, den ringsum ein hoher, waldiger Uferrand einfaßte, hinter dem sich wieder nähere und fernere Höhen in den unabsehbaren Wäldern erhoben. Der Xingú strömt von S. S. W. in dies Becken ein und nimmt in der Stromschnelle selbst eine nördliche Richtung an, wobei er auf seiner linken Seite eine große Ausbuchtung nach N. W. bildet. Ein Streif von Sträuchern, untermischt mit vielen kleinen zerstreuten Felsblöcken, bezeichnet die Linie der Caxoeira, wie sie den mächtigen Strom quer durchsetzt. Stromauf erhebt sich in der Ferne eine Reihe niederer blauer Hügel.

Als sämmtliche Boote wieder vereint waren, ward eine leichte Canoa mit einigen Indianern zum Fischfang vorausgesendet, die auch sogleich Pfeil und Bogen dazu in Bereitschaft setzten. Dann folgte, in der brennendsten Sonnenhitze, der Rest der Esquadrilla, die Bucht quer durchschneidend, um das linke Ufer wiederzugewinnen, während, in Folge der starken Gegenströmung, die Kräfte unserer schon ermüdeten Leute etwas nachzulassen anfingen. In diesem Bassin oberhalb der Caxoeira zeigten sich einige buschige Eilande, unter denen sich besonders eines dadurch bemerkbar machte, daß es, nur durch einen schmalen Canal vom linken Ufer getrennt, viel weiter stromaufwärts als die andern, und mithin ganz vereinzelt daliegt. Dies ist die verlassene Insel der Taconhapéz. Dieser wilde Stamm hatte nämlich vor einiger Zeit von ihr Besitz genommen und gegenüber am linken Ufer eine Roça angelegt, die uns

heute sehr zu Statten kam, indem sie uns einen guten Haltplatz zum Kochen gewährte, den wir um 4 Uhr Nachmittags erreichten.

Die Taconhapéz sind jener Stamm, von dem man in Pará fabelt, daß er aus „weißen" Indianern bestehe. Sie sollen wirklich von einer etwas helleren Farbe als die übrigen Indianer, auch blondes Haar und blaue Augen bei ihnen keine Seltenheit sein, und zwar, wie uns Padre Torquato erzählte, aus dem einfachen Grunde, weil sie die Nachkommen von entlaufenen Spaniern und Portugiesen sind, die sich einst in der Wildniß mit Indianerinnen verbanden und nun in diesen Wäldern hausen *). Gegenwärtig stehen sie auf einer niederern Stufe als die benachbarten Stämme, führen schlechtere Waffen als diese, leben statt in Hütten in bloßen Ranchos, ändern häufig ihren Wohnsitz, und können bald als die Freunde, bald als die Feinde der Jurúnas betrachtet werden. Auch sollen sie nur von kleiner Statur und schwächlich sein.

Von unserm schattigen Plätzchen hart am Ufer, mit der Aussicht auf das erwähnte Eiland, gelangte man auf einem schmalen Pfade, dem allerdings viel fehlte, um betreten genannt werden zu können, links in den Wald hinein, über ein paar umgefallene oder gefällte Baumstämme zu der Roça, die hauptsächlich aus schönen Bananen bestand. Das weite Gewissen der Indianer in Bezug auf das Mein und Dein

*) Herr von Martius sagt, Th. III. pag. 1047, von den Taconhapéz, daß sie sowohl in ihrer Sprache, als in der Sitte mit den Tupinambazes übereinkommen, ein gewisses membrum (Taconha in der Lingoa geral) mit der Taconhoba, einem eingerollten Blatte, oder einem Lappen gestrickten Baumwollenzeuges, zu verhüllen. — Uns erzählte man, daß sie ihrer besonders langen Taconha ihren Namen verdankten. Auch die Jurúnas bedienen sich des zusammengerollten Blattes zu jenem Zwecke.

ließ sie diese Gelegenheit benutzen, um für sich und uns Bananen zu pflücken, die wir, da die meisten „Bananas da terra" waren, größtentheils am lodernden Feuer rösteten. — Auch unser Fischerboot ließ nicht lange auf sich warten. Unser brauner Freund mit dem Federkranze brachte uns mit einer Miene von Stolz und Freundlichkeit einen sehr schmackhaften kleinen Fisch, Pacú genannt, und einen enormen Araja (Raja), einen Rochen von wenigstens drei Fuß Länge, die er beide mit seinen Pfeilen erlegt hatte und die wir sogleich auf einem einfachen Rost von dünnen Stöckchen ebenfalls rösteten. Hierdurch verzögerte sich unser köstliches Mahl so lange, daß die Sonne eben schon im Untergehen war, als wir uns wieder einschifften, worauf wir noch von $6\frac{1}{4}$ bis 9 Uhr p. m. stromaufwärts ruderten.

Anfangs war es dunkel, später warf der Mond seinen schwachen Schein über den Fluß hin; auch fuhren wir zwischen Inseln und konnten daher den Lauf des Xingú nicht übersehen, bis abermals am linken Ufer angehalten und ausgestiegen ward, da die Indianer angaben, es ständen hier verlassene Ranchos der Taconhapéz. Padre Torquato ging bei stockfinsterer Nacht, sie aufzusuchen, und fand sie endlich nach langem Umherirren; wir nahmen hierauf unsere Redes aus den Booten und tappten unserm geistlichen Freunde nach, zu den beiden Ranchos hin, die gar nicht fern lagen. In jedem derselben schlangen Drei von uns ihre Hangematten. Dies ist nicht so leicht gethan, als es aussieht, denn meist geben, wenn man sich in die Rede legt, die Pfähle dieser alten Palmdächer nach; auch gehört eine gewisse Uebung dazu, gleich den richtigen Pfahl zu finden, der die Last aushält. Wenn es nicht anders ist, muß man das Tau der Hangematte um je zwei sich kreu-

zende Pfähle binden. Ferner hängt oft die Rede anfangs hoch in der Luft, und dennoch berührt man nach wenigen Minuten, sanft oder unsanft, die Erde.

Unterdessen zündeten unsere Leute eiligst mehrere Feuer an, die bald mit ihrem röthlichen Lichte den Wald sammt seinen grotesken Schlingpflanzen erhellten, so daß man bis tief in das ferne Dunkel hineinsehen konnte, wo bereits einzelne ermüdete Indianer sich in ihren Schlafnetzen zwischen den Baumstämmen wiegten. Auch unser braunes Paar lag schon in der Rede, um von des Tages Last und Hitze auszuruhen. — Es klingt lächerlich, und doch ergriff uns eine neue Verwunderung, als wir so mitten im Walde die nackten braunen Gestalten ohne Decke, ohne Tuch oder Mantel in der Hangematte liegen sahen, während wir selbst, trotz unserer Bekleidung, froh waren, uns in die Mäntel hüllen zu können.

den 8. Decbr. Es war noch ziemlich dunkel, als bereits das Zeichen zum Aufbruch gegeben wurde und wir aus unsern schwingenden Bastnetzen sprangen, dieselben wieder zusammenwickelten, unsere Bündel schnürten, die Mäntel rollten und dann, mit allen unsern Habseligkeiten beladen, uns nach dem Ufer des Xingú zu dirigirten, wo bereits das Frühstück an einem Feuer, in der Nähe der Canoas, unser harrte. Doch schneller noch als wir, waren unsere indianischen Freunde fertig. Der mit dem Federkranze machte einen Satz aus der Rede, schüttelte sein langes Haar und ergriff Pfeil und Bogen, während seine Frau ihn kämmte und salbte, worauf sie dann geduldig die Hangematte des Gebieters auf den Rücken nahm und ihm zum Flusse folgte.

Dennoch mochte es 5½ Uhr a. m. geworden sein, ehe sich unsere Esquadrilla mit dem dämmernden Tage wieder in

Bewegung setzte, und zwar, nachdem bereits der Padre und der Consul einen ebenso frühzeitigen, als, natürlich, auch fruchtlosen Versuch auf einen Arára gemacht hatten, der auf einer versteckt liegenden Gruppe schöner Palmen den ersten erwärmenden Strahl der Morgensonne zu erwarten schien. — Wir hielten uns wieder am linken Ufer und hatten an Backbord einige Inseln. Hinter uns begrenzte ein Höhenzug die Aussicht; vor uns lag ein abgerundeter Hügel. Von dorther tönte uns abermals das Rauschen einer Cachoeira entgegen, das immer mehr zunahm, bis wir dieselbe um 6½ Uhr a. m. erreichten. Der tosende Strom windet sich hier zwischen einem breiten Streifen von Felsblöcken hindurch, oder schießt reißend über die Felsplatten hin, die sich vom linken Ufer querüber bis zu den in seiner Mitte liegenden Inseln erstrecken. Diese ganze Linie von Felsblöcken ist mit niederen grünen Sträuchern bedeckt, in deren Mitte, jedoch weiter zurück, ich möchte sagen in zweiter Linie dahinter, sich ein prachtvoller, dickbelaubter Baum erhebt, dem seinerseits wieder jener vorgenannte runde Hügel als Hintergrund dient.

Das linke Ufer bildete hier ein ansteigender Wald, welcher, von der ersten Kraft der Morgensonne beschienen, in allen Nüancen des prachtvollsten Grüns strahlte, während die sich überhöhenden Kronen der Bäume mit ihren genialen Umrissen sich scharf gegen das tiefe Blau des Himmels absetzten. Was aber diesem Laubwalde seinen eigenthümlichsten Reiz verlieh, war das erste Auftreten der Uauassú-Palmen, deren Kronen mich unwillkürlich an die Federn des Prinzen von Wales erinnerten, indem ihre Wedel wie ein Busch herabwallender riesiger Straußenfedern sich am Ende des mächtigen, geraden Stammes emporwölben.

Nicht ohne große Anstrengung ward diese Stromschnelle überwunden, so daß erst um 8 Uhr a. m. alle Boote wieder oberhalb derselben vereinigt waren und die Reise fortgesetzt werden konnte. Unter den einzeln herantudernden Ubás zog schon von weitem die leichte Canoa des Doktors durch auffallende Geberden und beständiges Zuwinken ihrer Insassen unsere und unserer Leute Aufmerksamkeit auf sich, ohne daß wir jedoch den Sinn dieser Demonstrationen zu deuten wußten, der uns jetzt erst bei größerer Nähe durch eigene Anschauung klar werden sollte. Sie führten nämlich eine noch ganz frische Paca (Coelogenys Paca) mit sich, welche sie im Vorübertreiben ergriffen, und die, wie sie sich in Gemeinschaft mit den Indianern überzeugt hatten, von einer Piranha, einem jener, den Badenden so gefährlichen Fische, wahrscheinlich beim Durchschwimmen des Flußarmes überfallen und angefressen worden war.

Oberhalb der Caxoeira, die uns „Cavitia" von den Indianern genannt wurde, nahm der Xingú wiederum einen neuen Charakter an; von nun an wanden wir uns durch ganz schmale, dem Flußlauf folgende Canäle, die bei ihrer größeren Seichtheit das Schieben vermittelst der Stangen gestatteten, zuweilen aber auch die Kreuz und Quere zwischen zahllosen, von der Last der prächtigsten, üppigsten Vegetation beinahe erdrückten Inseln hindurch, die fast im Niveau des Stromes lagen, während andere Eilande, von deren Boden nichts mehr über dem Wasser zu entdecken war, gleichsam den Eindruck von ertrunkenem Land machten. — Dann ging's oft lange Strecken weit durch nichts als verworrenes, niederes Buschwerk hindurch, das aus dem Flusse herausstarrte; man sah nicht mehr vier Schritt um sich, mußte sich auf den Rücken legen

und die Arme vor's Gesicht halten, während Einem von beiden Seiten die Zweige unsanft die Backen streichelten. Dabei schoß uns dann der Fluß mit der reißenden Schnelligkeit von etwa 5 Knoten entgegen, während er sonst meistens nur etwa $2\frac{1}{2}$ bis 3 Knoten laufen mag. War aber eine solche schwierige Stelle erst glücklich überwunden, so wurden wir dafür auch reichlich entschädigt durch den bezaubernden Anblick der üppigen Insel-Vegetation. Wenngleich nämlich die stolzen Uauassú-Palmen immer seltener wurden, so traten an ihrer Statt nunmehr die schlanken, von keiner Palmengattung, außer von den Assai, an Grazie übertroffenen Jauarí (Stachelpalmen) *) mit ihren dunklen, runden und krausen Kronen, in großer Menge und stets in malerischen Gruppen anmuthig zusammengestellt, am Saume der buschigen Eilande hervor.

Um $11\frac{1}{2}$ Uhr a. m. erlangten wir endlich wieder eine freiere Aussicht stromauf. Am Fuße einer waldigen, 800 bis 1000 Fuß hohen, dem linken Ufer angehörenden Serra, der höchsten, die wir bisher am Xingú gesehen, machte sich ein weißer Punkt bemerkbar, den uns unser Steuermann als eine Indianer-Hütte bezeichnete, wo wir eine gastliche Aufnahme zu gewärtigen hätten, und vor uns dehnte sich in blauer Ferne ein abgerundeter Höhenzug aus, welchen jedoch die hochstämmigen Bäume einer mehr nach der rechten Seite des Stromes zu gelegenen langen Insel zum Theil unsern Blicken entzogen. — Allmälig sonderte sich die Hütte sammt ein paar hohen Bäumen, die sich über sie hinwölbten, von den Wäldern der Terra firma ab, und nun erst erkannten wir, daß sie auf einem kleinen Eilande stand. Nach einer halben Stunde liefen wir in den

*) Vergl. v. Spix und v. Martius, Th. III. pag. 1158.

schmalen und kurzen Canal hinein, der die Insel vom Festlande trennt, während von der entgegengesetzten Seite eine Canoa mit Indianern, namentlich mit schlanken, halberwachsenen Knaben, auf uns zusteuerte, die, mit Pfeil und Bogen in den Händen, von der Jagd in den Wäldern oder vom Fischfang heimzukehren und sich, gleich uns, auf den von überhängenden Zweigen beschatteten Landungsplatz zu dirigiren schienen.

Die Waffen in den Ubás zurücklassend, traten wir an's Land. Eine Gruppe von Indianerinnen stand unfern des Ufers unter Bäumen; sie blickten uns zuerst verwundert an, stoben dann plötzlich auseinander und flohen den buschigen Hügel hinan, auf dessen Gipfel wir die Hütte durch die Zweige hindurchschimmern sahen. Doch während dessen mußte man bereits dort oben unser ansichtig geworden sein, denn eine Anzahl Männer kam in vollem Lauf zu uns herab und geleitete uns hinauf. Die Gegenwart unserer braunen Freunde und einige Worte derselben nahmen ihnen sogleich alles Mißtrauen. Auf dem kleinen Raume vor der runden Palmen-Hütte angelangt, wurden wir von einer Schaar von Männern umringt, die, trotz ihres fremdartigen, ja fast wilden Ansehens, doch den gutmüthigen nationellen Zug der Jurúnas nicht verleugnen konnten. Mehrere derselben hatten einen vertikalen blauschwarzen Streifen über das Gesicht, der von der Wurzel ihres langen, löwenartigen Rabenhaares, woselbst ein kleines scharlachrothes Herzchen befestigt war, in der Breite von 1 bis 1½ Zoll über die hohe, freie Stirn, über die prononcirte Nase und den Mund bis unter's Kinn herablief. Einige aus der Gruppe streckten uns freundlich die flache Rechte entgegen, oder erwiederten unsern Gruß, wenn wir die Ersten waren, die dieses

Freundschafts- und Friedenszeichen ihnen boten. Ja auch die Frauen thaten es jetzt, da sie uns von ihren Männern freundlich bewillkommnet sahen, ohne Scheu, wenngleich mit mehr Zurückhaltung.

Gleichzeitig mit dem braunen Haufen, unter den sich nun auch jene schlanken Knaben der Canoa mischten, traten wir in die Hütte ein, deren halbdunkler Raum schon ziemlich mit Indianern gefüllt war. Pater Torquato schritt ernst und freundlich gerade auf den Häuptling der Maloca zu, einen schlank und kräftig gebauten Indianer, dessen funkelnde Augen einen entschlossenen, unerschrockenen Charakter verkündeten, während sein dichter schwarzer Schnurrbart, seine geschmeidige Gestalt und ein Paar in aller Eile übergezogene kurze Hosen ihn beim ersten Anblick vor allen seinen Stammgenossen bemerkbar machten. In seinem ganzen Wesen las man deutlich, daß er viel durchgemacht haben mußte, und seine Stirn umschwebte ein gewisses Etwas, das auf gehabte Sorgen deutete: ein Ding, das diesen glücklichen Kindern der Wildniß sonst völlig fremd ist; kein Wunder, denn dieser Mann, den der Padre jetzt auf portugiesisch anredete, war — Martinho, „der Deserteur!" Als civilisirter Indianer in der Gegend von Pará geboren, war er, wie es öfters geschehen soll, gewaltsam zum Militairdienst gepreßt worden. Er hatte jedoch die erste Gelegenheit ergriffen, sich loszumachen und sich in's Innere zu seinen nackten wilden Brüdern zu flüchten. So war er zu den Jurúnas am Xingú gelangt. Hier fand er hinreichenden Schutz, siedelte sich unter dem menschenfreundlichen Volksstamm an und wurde Jurúna!

Zuweilen geht Martinho nach Souzel, die Waaren, die seine Freunde ihm zu diesem Zweck von weit her in ihren Canoas zuführen, vor allem die Baumwolle, dann auch Waffen,

zahme Vögel und Affen, Farinha u. s. w. abzusetzen. Eben deshalb war auch heute seine Hütte ganz mit Indianern vom obern Xingú gefüllt, deren Zahl wohl auf 30, und zwar größtentheils ungetaufte Wilde, geschätzt werden konnte. Martinho, der portugiesischen und der Jurúna-Sprache gleich mächtig, unterzieht sich diesen Handelsgeschäften zu ihrer Zufriedenheit; auch duldet das Gouvernement ihn gern, weil es in ihm ein Organ besitzt, durch welches es mit den entferntesten Jurúnas unterhandeln kann. Padre Torquato hat ihm später einen förmlichen Abschied ausgewirkt und sich so ein großes Anrecht auf die Dankbarkeit des Deserteurs erworben, die derselbe auch bei jeder Gelegenheit an den Tag legt. Unser geistlicher Freund hoffte, in ihm eine Hauptstütze für sein ferneres Wirken unter diesen Kindern der Wildniß und ebenso für das Gelingen unserer gegenwärtigen Expedition zu finden, und in der That war Martinho zu unserer großen Freude willig, uns zu begleiten.

Nach der bekannten Vorstellungs- und Begrüßungs-Ceremonie, die sich hier wiederholte, hatten wir Zeit, uns in der Hütte umzusehen, und zwar begnügten wir uns, dem uns schon bei unserm ersten Eintritt in die Hütte zu Tavaquára vom Padre eingeschärften Grundsatz getreu, der auch den Leuten oft wiederholt worden war, eine ganze Weile lediglich mit dem Anschauen aller der, freilich sehr einfachen Wunderdinge und Seltenheiten, bis wir erst allmälig vertrauter mit den Indianern wurden, und ihnen anmerkten, daß wir diesen oder jenen Gegenstand unserer Neugier anrühren oder in die Hand nehmen durften. Da wurde denn Manches eingehandelt, wobei der Padre, der meist den Unterhändler in der Lingoa geral machte oder sich durch einen seiner, der Jurúna-Sprache

mächtigen Indianer verständigte, einen hohen Grad von Geduld entwickelte, indem er uns Alle fast gleichzeitig anhörte und befriedigte; denn Jeder wollte ihn nur allein für sich haben und ihn gerade in den Winkel der Hütte ziehen, wo sich das Ziel seiner Wünsche befand. Für den Einen war dies eines jener sonderbaren musikalischen Instrumente, entweder eine Pan's-Pfeife aus dünnem Rohr, die hier in allen Größen gefunden werden, oder ein großer, mächtiger Kürbiß mit einem fußlangen, dicken Rohrende, das ihm als Mundstück diente, während an weißen Baſtſchnüren allerhand Zierrathen an dem Dinge herunterhingen, dem, aller Anſtrengungen der Lunge ungeachtet, kein — wenigſtens kein melodiſcher — Ton entlockt werden konnte. Ein Anderer hatte eines jener kugelförmigen Gefäße in einer entfernten Ecke entdeckt, in denen die Frauen das Oel der Uauaſſú-Palme aufbewahren, mit welchem ſie ihren Männern Haar und Körper ſalben, um die Haut gegen die Stiche der Inſekten zu ſchützen. Er hielt die an der Wand hängende Kugel in der Hand, indem er ſeinen ſehnſuchtsvollen Blick von einer braunen Gruppe zur andern ſtreifen ließ: ob ſich der Beſitzer dieſes Gegenſtandes nicht zu erkennen geben wollte; denn fromme Scheu hielt ihn noch zurück, die Phiole von der Wand zu nehmen. Endlich aber riß ihm die Geduld, und das Gefäß dem Padre darreichend, ſchärfte er ihm beſonders ein, keine Verwechſelung zu machen. — Dieſe, gerade dieſe, vom Oel tief braungelb gefärbte Kürbiß-Kugel zeichnete ſich ja vor allen ihres Gleichen durch eine ringsherum eingeätzte „Grecque" aus, — und wer erwartet wohl unter den Wilden eine griechiſche Arabeske anzutreffen! — Von der andern Seite ſuchte man die Blicke unſeres ſtets zuvorkommenden geiſtlichen Freundes auf verſchiedene Bogen zu lenken, von

denen ein jeder einen besonderen Vorzug haben sollte. Der eine war schwarz, der andere braun; ein dritter, von braun und weißem Holz, befriedigte zwar das Auge, doch fehlte es ihm an Spannkraft, und darum hatte er dem einfach braunen, schön geölten, mit straffer Bastsehne, weichen müssen. Der gekränkte Besitzer der verschmähten Waffe drängte sich nun auch, durch die kostbaren Perlenschätze in den Händen des Padre gereizt, heran, und stemmte seinen Bogen gegen die Erde, ihn mit aller Kraft spannend, um seine Elasticität in's beste Licht zu setzen; allein vergebens, man blieb kalt, und lange noch ruhte des Indianers schwermüthiger Blick auf den Perlen. Was waren auch in seinen Augen alle Perlen Indiens gegen diese! Jene sind ja nur weiß, diese aber spielten in allen Farben!

Mitten in diesem warmen, braunen Gewühl, durch das sich hie und da auch einer unserer Seeleute als reicher Mann mit einer Perlenschnur in der Hand hindurchdrängte, hier, wo es sich noch sichtlicher als sonst nur um den Tand und die eingebildeten Schätze dieser Erde handelte, und Jeder sich auf seine eigene Hand zu bereichern strebte, — mitten in diesem Gewühle saß eine ernst vor sich hinblickende Mutter mit ihren heiter spielenden Kindern auf dem Grabhügel ihres Mannes, als wolle sie dessen Waffen vor Entweihung schützen; denn die Waffen der Todten sind den Jurúnas heilig und werden um keinen Preis verkauft.

Nach und nach entfalteten die Indianer immer reichere Schätze, immer größere Kostbarkeiten, unter andern auch mehrere schöne Kränze von Papageien-Federn, viel schöner und bunter als wir sie bisher gesehen, die denn auch reißenden Abgang fanden. — Ich selbst hatte das Glück,

eine schlanke, schön geriefte Keule von schwerem, dunklem Holze zu erstehen, die der Besitzer einem Aripai im Kampfe abgenommen hatte. Auch wandelte so mancher Jurúna unter dem Haufen einher, mit dem kleinen Rohrendchen hinter dem Ohr, an dem der Zahn eines erschlagenen Feindes befestigt war; vielleicht hatte er nur des Zahnes, der schönen Trophäe wegen, seinem Gegner nicht das Leben gelassen! Doch für bunte, blaue oder rothe Perlen war auch dieses blutige Zeichen des Ruhmes feil, und fand ebenfalls seinen Weg in das zierlich geflochtene indianische Körbchen, das Einer von uns schon reichlich mit allerhand Zierrathen der Frauen gefüllt hatte, die willig ihre aschgrauen Perlenschnüre von Saamenkapseln mit gläsernen vertauschten. Obgleich viele dieser Zähne, an deren Statt einige Indianer schöne rothe Arára-Federn hinter dem Ohr trugen, erschlagenen Peapais angehörten, so sahen wir dennoch einen Sklaven aus diesem Stamme nackt, ohne allen Schmuck, mitten unter den freien Jurúnas einherwandeln, der als Knabe von seinem jetzigen Besitzer gefangengenommen und mitgeführt worden war.

Doch drinnen herrschte eine drückende Luft; wir suchten daher lieber die glühende Sonnenhitze im Freien auf, und traten auf den freien Fleck vor der Hütte hinaus, die fast den ganzen Gipfel des kleinen Hügels einnahm, welcher sich als ein rundes, buschiges Eiland aus den dunkelgrünen Fluthen des mächtigen Stromes erhebt und von den Eingebornen Urubúquára oder Tapuáma genannt wird. Von hier konnte der frei umherschweifende Blick den großen Wasserspiegel des Xingú in seiner ganzen Ausdehnung umfassen und dem Strome entgegen, zwischen ein paar dunkel bewaldeten Inseln hindurch, seinem Laufe bis zu dem lichtblauen Höhenrücken

folgen, der den Horizont begrenzte. Beide hohe, waldige Ufer, die man hier auf einmal übersieht, fassen den Fluß wie mit einem grünen Saum ein. Gerade vor uns, in der Mitte des Stromes, lag eine Gruppe von bebuschten Felsblöcken, hinter der man eine Linie von Sträuchern und Blöcken in weiter Ferne ahnte, die, nach dem linken Ufer zu, leichter sichtbar war und auf eine neue Stromschnelle deutete. Blickte man näher hin, so bemerkte man, daß an dieser Stelle der Strom wieder einen, wenngleich nur sehr unmerklichen Bogen beschrieb, wodurch auch hier, auf dieselbe Art wie bei der gestrigen Stromschnelle unterhalb der Insel der Taconhapéz, seine größere Breite entsteht. Schlug man den schmalen, dicht am Abhange hinlaufenden Pfad links um die Hütte ein, so erblickte man ihr gegenüber jene obenerwähnte lange Insel mit den schönen hohen Bäumen, die, indem sie eine, wenigstens 1000 Schritt breite Wasserfläche frei läßt, sich weit abwärts in der Richtung des Stromlaufes, und zwar so nahe dem rechten Ufer hinzieht, daß sie es größtentheils verdeckt.

Hinter der Hütte standen, da sie allein die große Zahl der braunen Gäste wohl nicht zu fassen vermochte, die sich hier häufig einzufinden pflegt, ein paar leichte Ranchos. Unter dem einen dieser Palmdächer waren einige zahme Affen angebunden, die sich geschäftig hin und her bewegten, darunter auch ein paar plumpe Guaribas. — Während um die Hütte her einige dürftige Anpflanzungen wild wie Unkraut wucherten, erhoben sich auf dem freien Platze vor derselben ein paar auf einander gelehnte, abgeschälte Stangen; ferner erblickte man hier mehrere zu Pfeilen bestimmte, gleich Gewehr-Pyramiden aufgesteckte Rohrbündel, und eine verfaulte Canoa, die unter den hohen Kräutern am Rande des Abhanges sichtbar wurde.

In die Hütte wieder eintretend, widmete ich gleich links am Eingange einer Gruppe von zahmen Affen und Papageien meine besondere Aufmerksamkeit und musterte all' die schön gefiederten Vögel, von denen jedoch keiner bis jetzt das Talent der Rede entwickelte. Einen grünen Papagei mit einem breiten Halsringe von blauen und rothen Federn, der mir wegen seiner seltenen Farben besonders gefiel, erstand ich. Die hübsche kleine Tochter des „Deserteurs," die schon sehr frühzeitig den karirten Schurz angelegt zu haben schien, fütterte die Thierchen mit der größten Liebe und Sorgfalt. — Auch unser Mahl war unter den schattigen Bäumen nahe dem Landungsplatze bereitet, wo unsere Leute und unsere braunen Freunde sich schon bequem in den Redes wiegten. Ein zahmer, hochbeiniger schwarzer Mutúm stolzirte ernst zwischen all' den fremdartigen Gästen einher.

Von einer kurzen Wasserfahrt zurückgekehrt, die ich mit dem Consul nach einem im Strome liegenden Felsblocke unternommen, und die uns Gelegenheit gegeben hatte, den schönen, mit einzelnen Uauassú-Palmen untermischten Hochwald des linken Ufers näher zu bewundern, fanden wir gegen Abend Alles oben vor der Hütte versammelt. Viele Gruppen hatten sich gebildet, die sich lebhaft unterhielten. Wir mischten uns unter die Indianer. Die Meisten standen umher, nur Einzelne saßen auf den kleinen Schemeln. Ich setzte mich neben einen alten, recht dunkelbraunen Pagé, mit dem ich eine Unterhaltung durch den Dolmetscher, so gut es gehen wollte, anzuknüpfen versuchte, und siehe da, es glückte mir, ihn auf den Krieg zu sprechen zu bringen. Der Zauberer ergriff dies Thema mit Leidenschaft, und um mir einen vor kurzem erfolgten Ueberfall gegen die Taconhapéz recht klar zu machen, verwarf er selbst das Mittel

des Dolmetschers, sprang auf und agirte mir mit solcher Klarheit den ganzen Vorgang vor, daß ich, durch einzelne mir zugeraunte Worte des halbcivilisirten Dragoman unterstützt, das Ganze schnell fassen konnte. Besonders groß war die Wirkung auf die braune Gruppe, die sich immer dichter um uns drängte, als er uns vormachte, wie ein Taconhapé, von einem Pfeil in's Kreuz getroffen, mit großen Schmerzen zu Boden stürzte und verschied, während die übrigen Bewohner jener angegriffenen Maloca ihr Heil in der Flucht suchten. Zum Schluß rühmte er sich noch, daß sein Bruder einst von den großen Leuten, den Tapui-uassú, die weit den Xingú hinauf wohnen sollen, gefangen und dann aufgefressen worden sei.

Die letzten Strahlen der scheidenden Sonne hatten diese Scene erhellt, und bald gab die eintretende Dunkelheit uns das Zeichen, die Redes aus den Booten zu holen, um sie unter einem der Ranchos zu schlingen, wozu uns der etwas merkliche Todtengeruch in der Hütte veranlaßt hatte, dem nur wenige meiner Gefährten Trotz zu bieten gesonnen waren. Der Mond schien hell auf Wälder, Hütte und Strom herab; es ward still ringsum, — und der Schlaf fand sich ein. Herr Theremin, der über einem Grabhügel in der Hütte hing, riß, so wurde mir erzählt, mit seiner Hangematte ab und fiel auf das Grab.

den 9. Decbr. Der Verabredung gemäß ward um Hahnschrei geweckt; schnell waren die Redes zusammengeschnürt und in die Canoas gebracht, Thee und Farinha — unser frugales Frühstück — eingenommen, und mit der aufgehenden Sonne stieß unser kleines Bootgeschwader, durch die Ubá des „Deserteurs" vermehrt, ab, und ruderte der in der Ferne dumpf brausenden Cachoeira entgegen. Nach einer kleinen Stunde erreichten wir

sie. In der Breite von fast einer Seemeile strömt der Xingú mit noch reißenderer Schnelligkeit, als in den bisherigen Stromschnellen, zwischen Felsplatten und abgerundeten Granitblöcken von noch bedeutenderer Größe hindurch, als wir sie bis jetzt gesehen, nachdem er kurz zuvor aus seiner nordöstlichen Richtung in eine nordnordöstliche, sein Bett durch die Biegung bis zu dieser großen Breite erweiternd, übergegangen ist.

Unser Boot hatte sich, gleich dem unseres neuen Freundes Martinho, näher dem linken Ufer gehalten; denn so reißend die Strömung in der Mitte der Caroeiras ist, so nimmt sie doch gegen die Seiten hin merklich ab, ja nicht selten verwandelt sie sich sogar in eine Art Gegenströmung. Des Padre Ubá, die zurückgeblieben war, hielt sich dagegen zu sehr nach der Mitte, wurde breit gefaßt und hatte große Mühe, sich, durch Martinho's Winke wieder in's rechte Fahrwasser gebracht, stromauf zu arbeiten. — Schön war der Rückblick stromabwärts auf die ansteigenden Wälder hinter der Casa do Martinho und auf die waldige Hügelkette, die den Lauf des Xingú zu beenden schien und sich in den Baumwipfeln der kleinen Inseln verlor, die dicht unterhalb der Caroeira nach dem rechten Ufer zu liegen. Den Vordergrund bildeten die großen Granitblöcke, zwischen denen der schäumende Strom sich hindurchdrängte, belebt durch des Padre Boot, das, dagegen ankämpfend, fast emporgehoben wurde durch die vereinten Anstrengungen aller unserer braunen Begleiter, von denen jeder Einzelne sich als ein Bild von Kraft und Stärke darstellte, wie es uns Europäern jetzt nur noch die Antike zeigt! Auch Graf Oriolla und Padre Torquato waren keine müßigen Zuschauer, sondern arbeiteten, oft bis an die Brust im Wasser stehend, tüchtig mit. — Endlich siegte die vereinte Kraft! Doch

selbst oberhalb der eigentlichen größten Stärke der Caroeira mußte man noch lange gegen die heftige Stromschnelle ankämpfen.

Noch bleibt eine seltsame Erscheinung zu erwähnen, die sich mir gestern schon, ehe wir die Hütte des Martinho erreichten, aufdrängte, und die sich hier erneute. Mitten in der Stromschnelle schien es mir nämlich, als stünde unser Boot auf einem hohen Scheidepunkt, von wo sich der Spiegel des Xingú etwas, und zwar allmälig, sowohl stromabwärts als stromaufwärts, senkte. Gestern dagegen fand diese Erscheinung nur statt, wenn man stromaufwärts blickte. Wodurch diese Täuschung entstand, ist mir ein Räthsel; doch war sie mir höchst auffallend.

Immer noch zeigten sich einzelne Granitblöcke in dem reißenden Strome, zwischen denen hie und da Gesträuch aus dem Wasser emporwuchs. Da sahen wir plötzlich Senhor Roxa's Boot, das einige hundert Schritt vor uns ruderte, aus seinem bisherigen Cours links abbiegen, zwischen einige Granitplatten hinein, die, zum Theil mit solchem leichten Gesträuch überwachsen, eine kleine Stelle stillen Wassers einfaßten, das sie gegen die umgebende Strömung abzudämmen und zu schützen schienen. — Man machte uns Zeichen; wir folgten, und bald vernahmen wir den Ruf: „Jacaré!" Wir liefen darauf in die kleine Skären-Bucht hinein und starrten das stille schwarzgrüne Wasser, unsere Flinten zur Hand haltend, an, während die Indianer ihre Bogen spannten und die Pfeile auflegten. Aus dem andern Boot betheuerte man uns, man habe ein Krokodil von den Felsplatten hier in's Wasser gleiten sehen. Also da gewesen mußte es sein, es fragte sich nur, ob es noch da sei. — Wir durchkreuzten daher den kleinen Raum, während die Bewaffneten unter uns sich vorwärts in die Spitze

der schwankenden Boote drängten, um wo möglich den besten Platz zu gewinnen. Nach wenigen Augenblicken hatten die Indianer das Thier entdeckt: man sah ihren Augen an, daß sie es aufgefunden; aber ihren Blicken in die dunkle Fluth folgend, war es uns völlig unmöglich, irgend Etwas zu bemerken. Doch bald drang ein starker Moschus-Geruch in unsere Nasen, der bekannte sichere Verräther dieser großen Amphibien, während ein braungrauer Staub im Wasser aufgeregt wurde und es trübte. — Da pfiffen ein paar Pfeile und schwirrten in's Wasser hinein, worin sie im Nu verschwanden; einen Augenblick darauf aber tauchten ihre befiederten Enden wieder aus der trüben Fluth fast senkrecht auf: wir erkannten daran, daß sie in dem Thiere steckten; allein wahrscheinlich durch eine wälzende Seitenbewegung desselben verschwanden sie wieder. Endlich klärte sich das Wasser auf, die Sonne schien hinein, und nun glaubte auch ich einen gelblichweißen Bauch auf dem Grunde zu sehen, und drückte etwas hitzig los. — Schon eine Weile zuvor hatte sich die Ubá unseres geistlichen Freundes zu uns gesellt. Der Padre, der einen Bogen ergriffen, schoß, sich an Graf Oriolla vorbeidrängend, mit indianischer Gewandtheit und Sicherheit seinen Pfeil ab, mit dem das verwundete Krokodil sogleich fast bis an die Oberfläche emporkam. Die Pfeile im Rücken des Krokodils zeigten uns den Weg, und unsere Canoas folgten instinktmäßig der bezeichneten Richtung. Mein Schuß hatte gefehlt, und ein zweiter war nicht schnell genug zur Hand; da hatte Graf Oriolla die uneigennützige Güte, mir seine geladene Doppelflinte anzubieten. Gleich darauf tauchte das Krokodil plötzlich mit dem ganzen Haupte dicht neben unserem Boote auf, was mir das Glück verschaffte, ihm mit einem Schuß à bout portant in den Kopf

den Rest zu geben. Als wir das „Ungeheuer" in's Boot zogen, fand es sich, daß es nur etwa fünf Fuß lang war, also nur zu den Jacaré-tingas, der kleinen Gattung Krokodile mit weicheren und dünneren Bauch- und Rücken-Schildern gehörte, die allein bis in diese oberen Gegenden des Xingú gelangen, während die großen Krokodile, die Jacaré-uassú's, nur im Amazonas selbst zu finden sein sollen. Doch zuckte das arme Thier noch im Boote, da bekanntlich alle Amphibien ein sehr zähes Leben haben.

Der Strom behielt, als wir nach beendeter Jagd unsere Reise bei brennender Sonnenhitze fortsetzten, seinen Charakter bei; dagegen traten die Uauassú-Palmen mit ihren Straußenbüschen in größerer Zahl an den Ufern hervor. Mittag war vorüber, als wir die nächste Maloca erreichten. Piunteúa (Piumteúa) ist ein kleines, nur durch einen schmalen Flußarm von den ansteigenden Wäldern des rechten Xingú-Ufers getrenntes Eiland; wenigstens schien der nächste waldige Hügel keine Insel mehr zu sein. Doch ist's hier immer schwer zu erkennen, was noch eigentliche Terra firma ist und was nicht. Selbst unsere Indianer aus Souzel vermochten in den meisten Fällen darüber keinen Aufschluß zu geben, obgleich Einer derselben behauptete, schon bis zu diesen Gegenden vorgedrungen zu sein.

Am linken Ufer traten zwei waldige Hügelreihen, die in ihrer Wurzel zusammenhingen, bis dicht an den Strom heran. Die Insel säumte niederes Buschwerk mit einzelnen Cactusstangen untermischt; seit lange die ersten, die wir sahen, unter denen die nackten Felsplatten, vom Strom bespült, zum Vorschein kamen. Ueber seinen Spiegel waren einzelne Granitbrocken ausgestreut, die ebenfalls, mit niederen Sträuchern bewachsen, in dem schmalen Canale nach dem Lande zu aus dem

Wasser hervortraten. Hart am steinigen Ufer Piunteúa's wölbten sich zwei kleine Ranchos über zwei sich in ihren Hangematten wiegenden braunen Familien, die sich mit allem indianischen Comfort, d. h. mit den wenigen Dingen umgeben hatten, die den bescheidenen Anforderungen dieser Naturmenschen genügen. Calebassen jeder Größe und Mandioca-Körbe standen am Boden, und oben, dicht unter dem Palmendach, waren die Waffen aufgereiht. Niedere Büsche beschatteten die Ranchos, und einige schwere Granitblöcke trennten sie von einander. Am Flusse lagen ein paar Canoas, neben die sich sehr bald die unseren legten.

Nur einen Augenblick ließen die guten Leute sich durch uns aus ihrer Ruhe stören, indem sie uns sehr freundlich empfingen; dann aber fuhren sie sogleich fort, sich in ihren Hangematten zu wiegen. Der Padre setzte sich zu ihnen in eine Rede und suchte sie zutraulich zu machen, um für spätere Zeiten vorzuarbeiten. Wir und unsere Leute mischten uns ebenfalls unter sie und betrachteten ihre Geräthschaften und Waffen, von denen wir Einiges erstanden. Ich handelte z. B. von einem dieser Jurúnas eine Pfeife ein, die aus dem Knochen seines erschlagenen Feindes, eines Curinája, gefertigt war, und ein paar kleine Ruder, mit denen die nackten Indianerknaben spielten.

Ueber einen Granitblock links von den Ranchos, dicht an dem engen, sich durch die Felsen windenden Pfade, der um die Insel nach einer im Bau begriffenen größeren Hütte führte, lag ein Unzenfell ausgebreitet. Es war noch warm und geschmeidig, und die Blutflecken daran noch sichtbar. Als wir später auf unserer Rückkehr Piunteúa wieder berührten, erzählte uns der Häuptling dieser Maloca, daß er jenen Tiger am heutigen Morgen vom nahen Ufer nach seiner kleinen Insel

hinüberschwimmen gesehen, und daß er ihn auf halbem Wege dahin mit seinen Pfeilen im Wasser getödtet hatte. Nach der Haut zu urtheilen, konnte die Unze nicht zu den größten gehört haben.

Ueber dieses reißende Thier fiel mir jetzt erst mein riesiges Krokodil wieder ein, das ich dem Neger besonders auf die Seele gebunden hatte, in der Hoffnung, diese 5 Fuß lange Trophäe in Berlin einst neben der sechzehnfüßigen Riesenschlange als „würdigen Pendant" paradiren zu lassen. — Man denke sich daher mein Entsetzen, als ich unsere braunen Begleiter, den Unmenschen von Neger an der Spitze, um ein hellloderndes Feuer sitzen sah, welches dermaßen nach Moschus duftete, daß ich sogleich das kochende weiße Fleisch für Stücke meines Unthiers erkannt haben würde, selbst wenn die zerschnittenen und zertretenen Schilder und Schaalen am Boden es mir nicht verrathen hätten! Daneben waren mehrere Indianerinnen beschäftigt, einen gelben Bananen-Brei umzurühren, den sie für ihre Stammgenossen bereiteten und den unsere Leute mit den gastfreien Jurúnas theilen durften. Graf Bismark kostete das Krokodil, schien aber nicht sehr erbaut davon; besonders war ihm der Geruch widerlich. Der Doktor fand es dagegen vortrefflich, denn es erinnerte ihn an die schönen Tage unter seinen lieben Botocuden.

Es war 2 Uhr p. m. vorbei, als Piunteúa hinter uns lag. Aus dem kleinen flachen Felsen-Eilande stieg ein hohes, im herrlichsten Grün prangendes Wäldchen empor, über das eine Uauassú-Palme ihr stolzes Federhaupt eifersüchtig neben einem andern hohen Baume erhob, der seine leichtbelaubten Aeste fächerförmig gegen den blauen Himmel ausstreckte.

In der Mitte unserer Esquadrilla bot besonders des

Padre Boot einen eigenthümlich anziehenden Anblick dar. Der Mann an der Spitze der Ubá, mit den grünen Papageienfedern im Haar, arbeitete mit erneuter Kraft; denn hinter ihm, auf seine Stange gestützt, stand sein neuer, brauner Gefährte, ein junger, schlanker Indianer mit einer weißen Feder hinter dem Ohr, dem man die kindische Freude an der wunderbaren Wasserfahrt ansah, bereit die Anstrengung zu theilen, während Graf Oriolla und Pater Torquato abwechselnd in das große indianische Kriegs- und Jagdhorn, das sie eben in der Maloca erstanden hatten, stießen, ihm dumpfe Töne entlockend. — Beim Anblick jener kräftigen Gestalten, beim Schalle dieser Hörner, der in den Urwäldern wiederhallte, mußte ich unwillkürlich denken: wieviel Jahrhunderte, ja wieviel Jahrtausende mögen schon die Ufer dieses Flusses denselben Anblick gewähren; wieviel Jahrtausende mögen diese Indianer-Stämme dasselbe Leben in ihren vereinzelten Hütten führen und in ihren Booten der Jagd und dem Fischfang, oder ihren kleinen feindseligen Einfällen nachgehen; wieviel Generationen, wieviel Stämme selbst mögen so dahingelebt haben und wieder von der Erde verschwunden sein! —

Gegen die reißende Strömung ankämpfend, die uns heute, nach meiner Schätzung, nicht mehr als durchschnittlich etwa 1 Knoten zu machen gestattete, erreichten wir erst um 3 Uhr p. m. die nahe Cachoeira Passaí, die sich unserm Fortkommen mächtig entgegenstemmte. Wir konnten uns nur seitwärts in einem aus dem Wasser auftauchenden dichten Gebüsch sehr langsam fortarbeiten; ja die Stromschnelle und die uns alle Aussicht benehmenden Büsche wollten gar nicht aufhören. Endlich, als eben die Sonne ihre letzten glühenden Strahlen herabsendete, legten wir an dem sandigen Strande eines etwas vorsprin-

genden Landes an, das wir erst für eine Insel hielten, das uns dann aber als die Terra firma des rechten Xingú-Ufers erschien. Unsere Indianer aus Souzel bezeichneten es mit dem Namen „Ponta" (die Spitze).

Während die Feuer angemacht wurden, hatten wir unsern Scherz mit dem jungen Indianer, der die Feder hinter dem Ohr trug und, aus dem Innern herkommend, in uns die ersten weißen Leute zu sehen bekam. Auch er war ein Jurúna. Graf Oriolla gab ihm sein geladenes Gewehr, um es abzuschießen; allein kein Zureden half, er fürchtete sich, obgleich er uns durchaus nicht mißtraute, zu sehr davor, denn der Knall hatte ihn völlig scheu gemacht. Dagegen ging er sehr vergnügt auf den Vorschlag ein, mit uns zu tanzen. Wir faßten ihn der Reihe nach unter und ahmten, so gut es gehen wollte, die Schritte nach, die wir bei dem Tanzfest zu Tavaquára den indianischen Damen abgesehen hatten. Dabei wollte er sich fast todt lachen und war ganz außer sich vor Vergnügen, sang sogar mit uns, unsere unartikulirten Gesänge unterstützend. Wir versuchten nun durch unsern Dolmetscher aus ihm herauszubekommen, von wo er eigentlich her sei. Statt aller Antwort zeigte er auf die mittlerweile aufgegangene Mondscheibe, und beschrieb mit den Armen, während der ganze Körper dieser Bewegung folgte, acht deutlich zu unterscheidende Kreise, wohl um anzudeuten, daß er acht Monate zur Reise nach seiner Heimath brauche. — Da er ein außerordentliches Interesse für alle unsere Sachen zeigte, und durch sein neugieriges Befühlen derselben darauf schließen ließ, daß er gar zu gern einige dieser merkwürdigen und seltenen Stücke besitzen möchte, so gaben wir ihm ein Messer und, wenn ich nicht irre, Herr Theremin ein Hemde. Nun war er glückselig, zog das

Hemde an, und konnte gar nicht aufhören, daran herabzusehen. Vor allem aber reizte meine blaue Tuchjacke seine Neugier; auch gewährte es ihm kein geringes Vergnügen, als ich dieselbe anzog und sie mehrmals auf- und zuknöpfte, um ihn auch mit dieser sinnreichen Erfindung bekannt zu machen.

Ein gerösteter Mutúm harrte unser indessen, und ward mit vielem Appetit verspeist, obgleich die Mosquitos, die bisher wenig fühlbar gewesen waren, sich heute Abend auf eine äußerst unangenehme Art anfingen bemerkbar zu machen; kaum aber war das Souper beendet, als diese Mücken, und zwar eine sehr kleine Art derselben, die man Carapaná nennt, dieselbe Gattung, die, wie der Consul uns erzählte, so häufig die herrlichen Parthien der Tijuca heimsuchen soll, summend auf unser Häuflein sich niederließen und dermaßen auf uns einstachen, daß wir vor Jucken wie rasend umherliefen! Einige von der Gesellschaft stürzten sich aus Verzweiflung in den Xingú, in der Hoffnung, ihnen zu entgehen, während ich über eine Kampfer-Flasche herfiel, die wir als Gegenmittel weislich mitgenommen hatten, um mich mit dem Inhalte derselben einzureiben; beide Mittel halfen ein paar Minuten lang, dann ging das Jucken aber noch toller an, als vorher! — Endlich jedoch, nach vielem Umhertrippeln, Springen und Laufen, siegte die Müdigkeit, und, eine brennende Holzklobe in der Hand, sie nach Indianer-Art beständig hin- und herschüttelnd, suchten wir den Weg in's nahe Dickicht, wo zwei verfallene Ranchos uns für die Nacht aufnehmen sollten. Die Redes wurden geschlungen; wir legten uns hinein, schlossen die Augen — allein der Schlaf wollte nicht kommen. Statt dessen wälzten wir uns herum, daß die Pfähle der Ranchos krachten und die Fußspitzen und Ellenbogen sich unwillkürlich Bahn brachen durch

die engen Maschen der Bastmatten, fuhren oft, wie von der Tarantel gestochen, in die Höhe, und hatten dann, uns gegen das Herausfallen tapfer wehrend, alle Mühe, das verlorne Gleichgewicht in unserm schwingenden Lager wiederherzustellen. Jetzt aber glaubten wir, ein probates Mittel für die Gewinnung unserer Nachtruhe entdeckt zu haben: der Poncho mußte mehr um die Füße gewickelt werden, dann war dem lästigen Feinde alle Möglichkeit benommen, uns, wenigstens von dieser Seite, anzugreifen. Wir sprangen daher eiligst aus den Hangematten, um uns auf die neue Manier wieder hineinzulegen. Doch — damit war's auch nicht gethan, denn nun schienen sich die lieben Thierchen ein Fest daraus machen zu wollen, die Nacht auf unsern Gesichtern zu durchschwelgen!

Zu dieser traurigen Ueberzeugung gesellte sich für den armen Consul noch eine andere, nicht minder niederschlagende Entdeckung, indem er jetzt erst in der rabenschwarzen Nacht gewahr ward, daß an dem Pfahl gerade über seinem Haupte ein Ameisennest hing, dessen Bewohner ihm von Zeit zu Zeit auf die Nase fielen, was für ihn noch eine neue Zerstreuung herbeiführte, die ihn am Einschlafen hinderte. Aergerlich sprang er aus der Hangematte und eilte, um der unangenehmen Nachbarschaft zu entrinnen, am Feuer Schutz zu suchen. Ich folgte seinem Beispiel, da die Mosquitos schon durch den Poncho hindurch bis auf die Haut stachen und, trotz aller angewandten Vorsichtsmaßregeln, dennoch ihren Weg in meine Stiefeln und Beinkleider hineingefunden hatten. Auch hielt ich es, offen gestanden, nicht länger mehr aus — kein Wunder, daß mein schon an und für sich ungewöhnlich dünner Geduldsfaden bei einer so unmäßigen Anspannung riß.

Mit dem zusammengerollten Poncho bepackt, die Hände

vor's Gesicht haltend, brach ich daher aus dem finstern Dickicht hervor und trat an das matt lodernde Feuer, an dem Graf Oriolla, in seinen „Mosquiteiro" (ein Stück feiner Gaze) völlig eingehüllt und noch mit seinem Poncho umwickelt, wirklich zu schlafen schien. Das waren gute Aussichten, denn somit konnten vielleicht auch wir Andern auf einige Ruhe hoffen! Dennoch suchte Herr Theremin bald darauf wieder den Rancho auf, und nun blieb nur noch unser neuer Freund aus dem Innern bei mir, der, mit seinem weißen Hemde bekleidet, von Glück strahlte. Er half mir trockne Zweige holen, um ein stärkeres Feuer anzufachen, das die Landplage vertreiben helfen sollte. Abwechselnd den Kopf und die Füße bis dicht an die Gluth legend, fühlte ich auch in Wahrheit einige Erleichterung, und so verfiel ich denn, trotz der auf dem Sande herumkriechenden Biros (Sandflöhe), die sich hier auf der Praya zu unsern luftigen Feinden gesellten, in einen kurzen Schlaf. — Doch bald erwachte ich wieder, und an dem noch heftigeren Jucken spürte ich, daß die Carapanás während meines Schlafs nicht unthätig geblieben waren. Auch Graf Oriolla war jetzt in Poncho und Mosquiteiro nicht mehr vor ihnen sicher; außerdem hatten sich noch einige unserer Gefährten aus dem Rancho um das Feuer gelagert: ein Beweis, daß es auch im Gebüsch immer noch nicht geheuer war.

Unsere Leute brachten diese Nacht des Juckens und Kratzens in geringer Entfernung von uns auf dem Strande zu; sie lagen in eine Gruppe zusammengekauert und hatten das bewußte Segel vom Growler über sich gedeckt. Es schien ein scheußlicher grauer Klumpen auf dem Sande, in dem es sich von Zeit zu Zeit regte! — Ueber uns zog indessen abwechselnd weißes und dunkles Gewölk an der klaren Mondscheibe vorüber, und

plötzlich fielen Regentropfen. Wir tappten eiligst nach dem Rancho und schlüpften in die Redes. Die Mosquitos ließen ein klein wenig nach, der Regen dagegen goß stromweis herab, unsere Leute drängten sich unter unserer schwankenden Bedachung um uns her, und — wir schliefen ein!

den 10. Decbr. Es war eben Tag geworden, als wir die Ranchos verließen, und, mit unsern Habseligkeiten bepackt, auf den sandigen Strand hinaustraten, um das gemeinsame Frühstück einzunehmen. Schwarze Wolken hingen über unserm Haupte, und ein feiner Regen fiel herab. Die Mosquitos schienen ebenfalls ausgeschlafen zu haben, denn sie waren thätiger als je. — Der Regen wurde heftiger; das war ein gutes Zeichen. Wir warteten ein wenig mit der Einschiffung, und die schöne, alte Wahrheit bestätigte sich wieder: „auf Regen folgt Sonnenschein!"

Um 6½ Uhr a. m. setzten wir unsere Fahrt stromaufwärts fort. Rundliche Hügel traten zu beiden Seiten an den Xingú heran, und ließen die Ufer ahnen, während sonst häufig unzählige flache Inseln uns durch ihre hohen Baumgruppen die Aussicht raubten, oder wir, anderseits uns durch jenes aus dem Flusse herausragende Gestrüpp und Buschwerk nur mit Mühe hindurcharbeitend, fast alle Umsicht verloren. Und heute war es nicht so angenehm, dieses Durcharbeiten; denn wenn man die nassen Büsche streifte, so schüttelten sie sich, und die an Indianer-Pfeilen künstlich in der Canoa zum Trocknen aufgestellte Wäsche, die bereits von der Tropensonne durchglüht war, ward von neuem durchnäßt. Dafür aber wurden wir einigermaßen entschädigt durch die, den Pflaumen der Farbe und den Kirschen der Form nach ähnlichen Früchte, die

wir leicht mit der Hand von jenen Büschen abstreifen konnten, und die zwar bitter schmeckten, doch der Abwechselung wegen unsern Appetit reizten.

Heute sollten wir wieder zu einer Jurúna-Wohnung, und zwar zu der Hütte des Carlos, an der Mündung des Iriri (Guiriri) kommen, wo wir, auf Grund der Aussagen Martinho's, endlich Auskunft über eine große Indianer-Ansiedelung in der dortigen Gegend zu erlangen hofften, von der wir schon in Souzel hatten reden hören und die wir uns als Endziel unserer Reise gesetzt hatten. Daher war es wohl sehr natürlich, daß ich den indianischen Jäger, der unsere Ubá steuerte, schon heute in aller Frühe nach der Mündung des genannten Flusses fragte. Er zeigte zurück nach N. W. auf das waldige linke Ufer, indem er sagte, dort, hinter uns, fiele der Iriri in den Xingú, seine Mündung sei aber durch die vielen Inseln unsern Blicken entzogen. Später stellte es sich jedoch heraus, daß diese Angabe einigermaßen apokryphisch war, da die guten Leute, wie man sich vorstellen kann, selbst nie eine klare Idee von der Geographie des Landes haben, die ihnen überdies völlig gleichgültig zu sein scheint. Ueberhaupt hält es schwer, bei ihrer völligen Sorglosigkeit aus diesen stets heiteren Menschen irgend etwas herauszubringen, was um so unangenehmer ist, als man ihrer Leitung bei den Reisen in diesen unbekannten Gegenden gänzlich überlassen ist, und sie, wie oben erwähnt, von zwei für uns Europäer so wichtigen Dingen, von Raum und Zeit, gar keinen Begriff haben. — Will man die Indianer bei gutem Muth erhalten, pflegte Pater Torquato zu sagen, so muß man sie ruhig gewähren lassen, sie nie antreiben. Dann arbeiten sie gern und willig, und gerade soviel als sie können. Wollen sie

jedoch ruhen, so muß man ihnen nie hineinreden; man lasse sie nur gewähren, wenn sie Halt machen oder ihr Nachtlager aufschlagen wollen, und nie werden sie diese Freiheit mißbrauchen. Wir folgten diesem guten Rath und fanden des Padre Ansicht völlig bestätigt. Nichts ist in solchen Fällen mehr zu vermeiden, als eine Mißstimmung unter den Leuten.

Unterdessen hatten wir uns allmälig dem linken Ufer mehr genähert, als man uns auf einem flachen Felsinselchen die gelbliche runde Hütte des Carlos zeigte. Von Westen her fällt hier ein 4—500 Schritt breites Wasser in den Xingú, das im Süden von einer Hügelkette begleitet wird, welche mit dem prachtvollsten Urwald, zwischen dem sich eine große Menge schöner Palmen bemerkbar macht, bewachsen ist, und die, mit sanfter Wölbung gegen Ost abfallend, in einer Spitze endet, welche jenes Wasser von dem, den fernen dunklen Wäldern im Süden entströmenden Hauptstrom des Xingú trennt. Das nördliche Ufer des Nebenarms scheint nahe der Mündung aus waldigen und buschigen Inseln zu bestehen, die, mit dem Eilande der „Casa do Carlos" endigend, ebenso weit wie jenes hohe waldige Vorgebirge in den Hauptstrom des Xingú vorgreifen. Ich hielt gleich anfangs dafür, daß jenes Wasser mit der Mündung des Iriri zusammenhängen müsse; doch gehörten mehrere Stunden dazu, bis endlich von den Indianern, nach vielem Hin- und Herschwanken, bestimmt zugestanden wurde, daß es ein Arm des Xingú sei, in den sich kurz zuvor der genannte Fluß ergösse, was sie ab und zu schon früher bestätigt hatten.

Unser Boot, welches den andern vorausgeeilt war, weil der indianische Lootse uns anmelden sollte, legte zuerst am steinigen Ufer des Inselchens an, das uns auf den ersten Blick

von seinen Bewohnern verlassen schien. Wir ließen daher das Auge über Insel und Strom hinschweifen, und entdeckten eine Ubá, die, vom rechten Ufer herüberkommend und sich nach dem Landungsplatz der Maloca dirigirend, den Xingú in schräger Richtung hinabglitt. Als sie sich näherte, unterschieden wir darin mehrere Indianerinnen mit kleinen Kindern, eine Menge zahmer Affen und einige Hunde; vorn im Boote standen ein paar schlanke größere Knaben, mit Pfeil und Bogen bewaffnet, während ein schön gebauter Indianer in der Spitze, durch ein paar rudernde Frauen unterstützt, die Stange führte. — Die Indianerinnen sprangen eiligst an's Land und flohen scheu nach der Hütte. Jetzt kamen auch einige Männer, die sich mittlerweile eingefunden hatten, zu uns herab an's Ufer und begrüßten uns freundlich, während nun auch unsere andern Boote anlangten.

Von diesen Leuten erfuhren wir, daß jene große Niederlassung am Iriri gar nicht mehr existire, und daß ihre Bewohner, die, einer spätern Nachricht zufolge, keine Jurúnas sondern Taconhapéz gewesen sein sollen, wahrscheinlich weiter nach dem Innern gezogen seien. Dagegen erzählte man uns, daß, wenn wir den Xingú aufwärts gingen, wir in kurzer Zeit eine größere Maloca der Jurúnas erreichen würden, wo sich nur ungetaufte Indianer befänden, die mit den Weißen in gar keinem Verkehr mehr ständen. Wir setzten daher zur Verfolgung dieses neuen Zieles, gleich nachdem unsere Leute abgegessen hatten und für uns die Fische gekocht waren, die wir, mit Farinha und Wasser gemengt, unterwegs in den Booten verzehren wollten, unsere Reise stromaufwärts fort.

Carlos, ein schöner, schlanker Indianer, mit blauen Perlenschnüren um den Hals, schloß sich uns an und stand,

die Stange gleich einer leichten Lanze handhabend, vorn in des Consuls und Doktors Boot. Unsere fröhliche Esquadrilla durchschnitt die Mündung jenes breiten Armes, in den der Iriri sich ergießen soll, und ruderte an der östlichen Spitze jener oben beschriebenen waldigen, niedern Serra vorüber, die bald hinter uns lag.

Der Hauptstrom des Xingú nimmt von hier aus einen durchaus veränderten Charakter an. Die Granitblöcke im Flusse werden mächtiger; die bisher kaum über den Wasserspiegel sich erhebenden, ja zum Theil überschwemmten Inseln steigen gleich unzähligen abgerundeten Hügeln aus dem Flusse empor, mit Buschwerk, Laubholz und schönen Palmen auf's üppigste überwachsen, während die häufig an ihrem Saum vorkommenden „Prayas" auf lockeren Boden schließen lassen. Am sandigen Strande eines dieser Eilande sahen wir zu unserer Freude eine ganz frische Tapir-Spur, die auf ein mächtiges Thier deutete. — Eingeengt zwischen diesen hohen Inseln und den Hügeln, welche an seine Ufer herantreten, strömt der mächtige Xingú hin, sich in unzählige Arme, gleich ebenso vielen reißenden Waldbächen, theilend, und sich tosend wie ein Bergwasser über Gerölle, Granitblöcke und Felsplatten fortwälzend. Bei Durchschiffung dieses Labyrinths verloren wir alle Uebersicht; nur hie und da genossen wir einen ebenso flüchtigen als entzückenden Durchblick auf die von den glühenden Strahlen der Abendsonne vergoldete Serra do Iriri, die von der üppigen Vegetation der zur Seite ansteigenden Inseln uns gleichsam in einen smaragdgrünen Rahmen gefaßt erschien. Indessen nöthigten uns die beständig wiederkehrenden Strudel und Stromschnellen häufig, aus der Ubá zu springen, die nur mit der größten Kraftanstrengung von Seiten unserer im Wasser stehenden

Leute fortgestoßen werden konnte. Dabei sprangen wir denn, mit unsern wichtigsten Habseligkeiten bepackt, ohne Weg und Steg von einem glatten, spitzen Block zum andern, bis sich wieder eine Gelegenheit zum Einsteigen fand. — Endlich sahen wir klarer vor uns; eine Stromenge schien sich zu öffnen, doch es war nur der eine Hauptarm des Flusses, in welchen wir hineinfuhren, zwischen der dunklen, waldigen Serra do Castanhal, die, in einer Höhe von 800 bis 1000 Fuß, dicht an das linke Ufer herantrat, und einer hohen Waldinsel im Strome, die wir anfangs für das rechte Ufer gehalten hatten.

Mit wenigen Ruderschlägen war die Stromenge zurückgelegt, und nun liefen wir in ein breites Becken ein, über welches wieder viele jener oftерwähnten flachen, mit Büschen bewachsenen Felsinselchen ausgestreut waren. Unter denselben, und zwar unfern des linken Ufers, doch soweit davon ab, daß man den flach geschwungenen Bogen der von einzelnen Bäumen überragten Contur der Serra und ihren sich bis an den Fluß herabsenkenden Fuß frei übersehen kann, liegt die kleine Insel Castanhal, die wir um 4½ Uhr p. m. erreichten. Ein von Buschwerk eingefaßter kleiner Hafen nahm unsere Boote auf. Ein flacher, abgerundeter Sandrücken umgiebt ihn, auf dem sich, zwischen einigen rohen Anpflanzungen und Sträuchern, vier Hütten erheben, bei deren Bewohnern wir eine gastliche Aufnahme fanden. Besonders freundlich und vorsorglich bezeigte sich die ältliche Gattin des Häuptlings, eine aus Souzel gebürtige Frau indianischer Abstammung, die ihrem Manne, der sie auf einer seiner Handelsreisen kennen gelernt hatte, in die Wildniß gefolgt war. Groß schien ihre Freude, die Leute von Souzel wiederzusehen, während unser Padre ihre Bekanntschaft benutzte, sich über die Verhältnisse des Landes aufzuklären,

was ihm um so leichter wurde, da sie sogar gebrochen portugiesisch redete. — Die Sonne ging schön unter, und der Mond schien bereits hell, als wir uns zur Ruhe verfügten.

den 11. Decbr. Diejenigen von uns, welche die freie Luft dem dumpfigen Aufenthalt in der Hütte vorgezogen hatten, wurden kurz vor Tagesanbruch durch einen sanft herabrieselnden Regen aus ihren Hangematten aufgestört. Als aber der Regen allmälig aufhörte, fingen wir an, Feuer zum Kochen anzumachen, wobei sich ein alter Pagé zu uns gesellte, der einen Schemel aus der Hütte mitgebracht hatte; doch bevor er sich darauf setzte, blickte er zu dem schwarzen, immer noch drohenden Regenhimmel hinauf, blies denselben aus voller Brust mehrmals an, und vagirte mit den weit ausgebreiteten, gen Himmel erhobenen Armen, die Fläche der Hände von sich abgewendet und mit dem feierlichsten Ernst den Regen beschwörend, in der Luft herum. Dann blickte er uns triumphirend an, als wollte er sagen: „Nun könnt ihr sicher sein, daß kein Tropfen mehr herabkommen wird," hielt den feuchten Stuhl über das Feuer, und setzte sich endlich darauf, um in aller Ruhe seine Cigarre zu rauchen.

Es war $6\frac{1}{4}$ Uhr a. m., als wir Castanhal, von den Indianern Mururitéua genannt, verließen. Indem wir uns allmälig den prächtigen, dichten Wäldern des rechten Ufers wieder näherten, begegneten wir bald nach unserer Abfahrt einer Ubá, die den Fluß hinabglitt. Eine schöne, junge, reich mit Perlen behangene Indianerin, von ihren ausgeputzten Kindern umgeben, saß in der Canoa, die ein paar Männer stießen. Alle blickten uns verwundert an, und siehe da, das Boot wendete und arbeitete nun gar stromauf mit uns um die Wette. So war denn die Zahl unserer Ubás auf sieben gestiegen!

Ein paar Stunden später hielten wir an einer im Bau begriffenen Hütte am rechten Ufer an. Jacuí liegt zwischen schönen, hohen Urwaldbäumen. Von hier den Xingú aufwärts blickend, fanden wir eine auffallende Aehnlichkeit zwischen dieser und den Gegenden am Amazonas. Der Strom ist breit, die Urwälder der Ufer senken sich, gleich einer breiten Avenue, perspectivisch gegen den Horizont, und hie und da unterbrechen lange, schmale, der Stromrichtung folgende Inseln, mit hohem, dickem Urwald bestanden, die Wasserfläche. — Wir ruhten in der noch unbedeckten Hütte, bis unser Reis gekocht war; leider mußte von heute ab, um uns gegen alle Zufälligkeiten sicherzustellen, die Gesellschaft auf die halbe Reisportion gesetzt werden, da wir jetzt schon überschlagen konnten, daß sich unsere Abwesenheit von den „Fleischtöpfen" der Igarité über unser Erwarten hinausziehen würde.

Unterdessen schaukelten wir Europäer und die freundlichen Wilden uns friedlich neben einander in den Redes der dachlosen Hütte, die sich sehr malerisch ausnahm, während in großen, aus ausgehöhlten Baumstämmen gefertigten Trögen oder in kolossalen Calebassen ein gelbliches, nach des Padre Aussage giftiges Gebräu aus Mandioca am Boden stand. — Alle Geräthschaften, Waffen u. s. w. waren bereits an den Simsen umher aufgestellt. In der Mitte lagen ein paar umgehauene Stämme, auf denen unsere Leute ihr Mahl verzehrten, und im Hintergrunde, am offenen, freien Ende der Hütte, floß der dunkle Xingú vorüber, begrenzt durch die endlosen Wälder des andern Ufers.

Nach einer Rast von kaum einer Stunde brachen wir wieder auf. Unser Boot flog, wie gewöhnlich, trotz der brennenden Mittagshitze, pfeilschnell allen andern voran. Der

Doktor, der schon vor Jacuí mit Graf Bismark den Platz gewechselt hatte, spannte seinen großen Regenschirm aus, darunter Schutz gegen die Sonne zu suchen, was aber unsere armen Leute beim Rudern sehr genirte und mir eine Zeit lang alle Aussicht stromaufwärts benahm. Als er endlich auf allgemeines Begehren den Regenschirm wieder zumachte — und weit über eine Stunde hatten wir ihm sein egoistisches Vergnügen gegönnt, — da lag die etwa 1000 Fuß hohe Serra deutlich vor uns ausgebreitet, die wir schon zu Castanhal in weiter Ferne am südlichen Horizont geahnt hatten. „Dort, an jenem waldigen Rücken," sagte plötzlich unser Jäger aus Souzel, „liegen die Malocas." Somit war denn endlich das Ziel unserer Reise in Sicht; — „bis an jene Berge," hieß es, „und nicht weiter!"

Bis hierher hatten wir nur vorwärts geschaut, denn seit Pará waren wir in einem unaufhaltsamen, rastlosen Vorgehen geblieben; keinen Augenblick durfte mithin der Gedanke an die Rückkehr in unserer Brust aufkommen und nichts unsern Eifer schwächen, immer tiefer in die Wälder zu dringen, immer höher dem Laufe des Stromes entgegenzugehen; — doch jetzt, in dem Moment als jene Bergkette mit den ersehnten, obgleich noch nicht sichtbaren Malocas der gänzlich wilden Jurúnas uns so plötzlich vor Augen trat, da fühlten wir, wie noch nie zuvor, was für eine süße Melodie in dem Worte Heimath liegt! So fern, so fern davon, mitten in den endlosen Wäldern Südamerika's, schien in diesem Augenblick, als wir zum ersten Male uns ungestört dem Gedanken an die Rückkehr hingeben durften, die trennende Kluft auf einmal zu schwinden, ja es war uns, als könnten wir Europa schon mit Händen greifen! — Die geliebte azurblaue Fluth konnte der Gedanke wohl

schnell überspringen; desto mächtiger aber stellte sich ihm der Begriff der Zeit entgegen. Die letzten Nachrichten aus Europa waren Monate alt, und Monde konnten vergehen bis zu den nächsten Briefen, deren Inhalt vielleicht auch schon lange nicht mehr wahr war! Wie viel konnte sich da geändert haben! Im Geiste durchlief man alle jene, dem Herzen so theuren Orte jenseit des Oceans, die bei der großen Entfernung gleichsam zu Einem Punkte — Europa genannt — zusammenschmolzen — und wie nahe ist man sich oft in Europa, und doch wie fern! Das fühlt man erst recht über dem blauen Meere! —

Schon lange glitten wir, Schatten suchend, unter den weit überhangenden Zweigen hin, welche die Bäume einer langen Insel links neben uns wie ein niederes, dunkles Dach über dem Boote ausbreiteten, — da hörten wir Hundegebell vor uns, und Rauschen in den Zweigen, und gleich darauf trafen wir auf eine Canoa, die an einer Stelle vom Ufer abstieß, wo die niedergetretenen und abgehauenen Zweige darauf schließen ließen, daß hier eben eine Jagd beendet sein mußte. In der Spitze der Ubá führte ein schlanker, schöner Knabe mit angeborner Geschicklichkeit und jugendlichem Feuereifer die riesige Stange. Seine feingebildeten, wohlproportionirten Glieder wurden angenehm gehoben durch schwarze Puffen um Schultern und Hüften, die auf die Haut gemalt waren, und schwarze Streifen, die an den Beinen herumliefen, was mich unwillkürlich an die spanischen Costüme im „Cortez" erinnerte. Der Schweiß tropfte dem Knaben von der Stirn und glänzte in seinem langen schwarzen Haar, während er keinen Blick von dem herkulischen Manne verwendete, der, wie ein kastanienbrauner Löwe mit pechschwarzen Mähnen, am andern Ende des Bootes

saß, es mit dem kleinen Ruder sicher und gewandt lenkend. Sonderbar kontrastirten die edlen, freundlichen Züge des Alten mit jenem schwarzen Streifen, der sein Gesicht der Länge nach theilte. Zwischen Großvater und Enkel lagen, in der Mitte des Bootes, die Trophäen des Tages, das kolossale Haupt und die Schultern eines frisch zerschnittenen, noch blutenden Tapirs. Freudig zeigten Beide auf das Siegeszeichen hin, als wir neben ihnen fortruderten. Der alte Jäger schüttelte lächelnd das Haupt über den freudigen Stolz des Knaben, der kaum durch die heutige Tapirjagd „genossen gemacht," schon durch seine kecken Blicke unsere Leute zur „Regatta" herauszufordern schien! Den Tapir — „Tapiira," wie ihn der Alte nannte — hatte der Indianer heute Morgen am linken Ufer geschossen, und nachdem er jetzt die Insel links neben uns vergeblich abgesucht, wollte er nun zur Hütte zurückkehren. — Die Hunde drängten sich gierig an die Jagdbeute heran, beschnüffelten sie, und versuchten immer auf's neue, den „Schweiß" des Tapir zu lecken. Reichte die feine Stimme des Knaben und ein gelegentlicher Schlag mit der Stange nicht hin, sie von ihrem frevelhaften Vorhaben abzubringen, so mußte der Alte sich in's Mittel legen; dann erst kauerten sie sich mißmüthig zusammen.

Doch sehr bald trennten sich, wie es schien, unsere Wege, denn die indianische Canoa steuerte schräg nach dem linken Ufer zu, während die Insel an Backbord aufhörte und uns einen momentanen Durchblick auf eine einzelne, auf einem kleinen Eilande nahe dem rechten Ufer gelegene Indianer-Hütte gestattete. Darauf kam wieder links neben uns eine ähnliche, lange Urwald-Insel, wie die vorige. — Seit Jacuí traten wieder die Jauari-Palmen in Masse an den Ufern auf; auch begleiteten uns seit vielen Tagen Bäume mit großen Schooten,

die theils an den Ufern standen, theils, namentlich weiter unterhalb, aus dem Flusse selbst als Büsche aufzuwachsen schienen.

Als wir nun auch das Ende der neuen Insel erreicht hatten, bogen wir links zwischen viele Eilande hinein und kreuzten dann in den schmalen Canälen umher, ohne uns, da wir versäumt hatten, nach dem Wege zu fragen, zurechtfinden zu können, bis wir endlich, um 4 Uhr p. m., und zwar ganz unerwartet, bei einer jener Malocas, Piranhaquára (oder Piranhosucuar) genannt, anlangten. — Drei Jurúna-Hütten erhoben sich auf einem Sand-Inselchen, umgeben von verwilderten Anpflanzungen von Mandioca, Baumwolle, Bananen und Melancias (eine Art Wassermelonen), wie sie die Wilden um ihre Wohnungen anzulegen pflegen, und ohne alle Einzäunungen und ohne alle Ordnung durch einander aufwachsen lassen. Dem Landungsplatze gegenüber, von dem aus das Ufer sanft gegen die Hütte des Häuptlings ansteigt, liegt, nur durch einen schmalen Canal getrennt, ein anderes Eiland; ein mächtiger Baum ragt hier über eine dichtverschlungene grüne Wand von Lianen hervor, und streckt einen ungeheuren Zweig, gleich einem Riesenarme, horizontal von sich, an dem es gleichsam wie ein Wasserfall von Schlingpflanzen herabhängt. An beiden Enden des schmalen Canals, der unter der Maloca hinfließt, zeigen sich noch eine Menge ähnlicher buschiger Eilande.

Wir verließen das Boot, und, von unserm Steuermann und Dolmetscher begleitet, stiegen wir im tiefen Sande zur Hütte hinan, aus der uns die Jurúnas, und zwar diesmal sämmtlich mit den Waffen in der Hand, entgegenkamen. Unser Friedenszeichen ward freundlich von den Wilden beantwortet,

obgleich unser Erscheinen einen befremdenderen Eindruck auf sie zu machen schien, als es auf diejenigen ihrer Stammgenossen hervorgebracht hatte, die uns bisher zu Gesicht gekommen waren. Ebenso erschienen auch uns die Eingebornen zu Piranhaquára wo möglich noch abenteuerlicher, da sie nach Art des Knaben sich zum Theil „spanisch" angemalt hatten, oder doch wenigstens den Strich über's Gesicht und das rothe Herz über der Stirn trugen. Auch der mehr kriegerische Empfang gewährte einen größeren Reiz. Man führte uns in die Hütte. — Nach kurzem Verweilen traten wir durch den entgegengesetzten Ausgang in's Freie hinaus. Die zwei andern Hütten zeigten sich uns hier, die in kleinen Abständen hinter der ersten, und zwar in einer Linie mit derselben liegen. Gleich hinter der Hütte des Häuptlings fanden wir den wohlbekannten zerschnittenen Tapir, den viele Indianerinnen neugierig umstanden; auch erkannten wir bald die glücklichen Jäger, Großvater und Enkel, unter dem Indianer-Haufen, zwischen dem ein lebendiger junger Tapir zutraulich umherging, oder vielmehr umhertrabte, indem er, ohne sich um seinen todten Kameraden zu kümmern, mit der Nase auf der Erde zwischen den Kräutern nach Nahrung suchte.

Jetzt erst hörten wir den Ruderschlag von des Padre Ubá, die, gefolgt von den übrigen Booten, eben um die Spitze der Insel bog. Wir winkten den Freunden, um ihnen den Landungsplatz zu bezeichnen, und gleich darauf standen sie uns zur Seite. Nun stellte uns Padre Torquato noch einmal förmlich vor. Zu diesem feierlichen Akt hatte unser Turáva aus Tavaquára jenes festliche Kleid angelegt, das er der Güte seines geistlichen Beschützers verdankte, nämlich jene dunkelblaue, reich mit goldnen Tressen besetzte Bedienten-Livree,

dunkelblaue Beinkleider mit einem breiten Goldstreifen, und dazu die blaue Tressenmütze. Das lange Haar, das er in einer dicken Wulst im Genick aufgebunden trug, gab ihm das Ansehen einer verkleideten Dame, während hinwiederum sein Untergestell etwas Affenähnliches hatte, indem aus den weiten Beinkleidern, die er mit beiden Händen in der Höhe hielt, um sich nicht darauf zu treten, seine dunkelbraunen nackten Füße hervorkamen. — Durch diesen fabelhaften Aufzug hoffte Pater Torquato seinem Schützlinge, — der ja, wie man sich erinnern wird, nichts Geringeres war als ein Prätendent der Turáva-Würde über alle Jurúnas — bei seinem Volke das erwünschte Ansehen zu verschaffen. Man wird leicht begreifen, was für ein bedeutungsvoller Augenblick für den so ausstaffirten Thronbewerber diese Vorstellung durch den Padre sein mußte. Dagegen waren alle jene, von einer feinen Politik eingegebenen Toilettenkünste nicht allein nicht im Stande, weder das Legitimitätsgefühl in der Brust der Jurúnas zu ersticken, noch reichten sie hin, ihre Gleichgültigkeit zu überwinden. Sie blieben kalt, sahen ihn ohne das mindeste Zeichen von Interesse an und begrüßten ihn, wie sie uns auch begrüßt hatten. Darauf hockte Jozé Antonio Bitancourt mit den Weibern in einer Ecke der Hütte nieder, um mit ihnen die Todtenklage anzustimmen: eine ächt indianische Beschäftigung, mit der, wie es wohl einem Jeden einleuchtet, seine betreßte Livree einen eigenthümlichen Kontrast bildete. Nach beendeter Ceremonie streifte er jedoch ein Kleidungsstück nach dem andern ab, denn ebenso sehr als dieser Anzug ihm zu gefallen schien, schien er ihn auch zu geniren.

Wir durchstreiften unterdessen die drei Hütten und tauschten viele Waffen und Geräthschaften ein. Ich erhandelte unter

andern eine Baſt-Perrücke, die der Beſitzer einem ſeiner Feinde, ich glaube einem Peapai oder Arípai, abgenommen hatte; dagegen war es mir unmöglich, einen, allerdings ſchon etwas abgetragenen Federmantel zu erſtehen, da der Eigenthümer deſſelben, ein Pagé, nach Souzel verreiſt war. Jene Perrücke und auch dieſer Federmantel waren leider die beiden einzigen Gegenſtände dieſer Art, die wir unter den Jurúnas antrafen. Ebenſo hätte ich den kleinen Tapir gern gekauft, um ihn für den zoologiſchen Garten mit nach Berlin zu nehmen, worin mir leider Padre Torquato ſchon zuvorgekommen war, indem er ihn bereits für einen ſeiner Freunde gekauft hatte.

Heut Abend ſollte wiederum ein improviſirtes Tanzfeſt ſtattfinden; doch ſtand uns vorher noch ein großartiges Souper bevor. Graf Oriolla hatte nämlich auf der Fahrt von Jaeuí hierher einen wundervollen, hellblau und gelben Arára erlegt, und zwar war dies der erſte Vogel dieſer Gattung, der von Einem unſerer Geſellſchaft heruntergeſchoſſen worden war, obſchon wir vielleicht an hundert Schüſſe bereits auf dieſe ſonſt ſo ſchußfeſte und wegen ihres hohen Fluges faſt unerreichbare Vogelgattung nutzlos verſchwendet hatten. Dieſer Arára nun wurde zum Beſten gegeben; er ſchmeckte gut, doch war er, ſeiner Härte wegen, eine gute Probe für unſere Zähne. Graf Bismark ſteuerte eine Taube zu unſerm Nachtmahle bei. Das Prachtgericht aber war ein Stück von dem Tapir, das, geröſtet, einen außerordentlich guten Geſchmack hatte. Man denke ſich dazu noch eine Chokoladenſuppe, und man wird geſtehen, daß es ſich gar ſo übel nicht am Xingú lebt!

Gegen Sonnenuntergang fanden ſich viele Indianer vor der Hütte des Turáva von Piranhaquára, eines freundlichen Greiſes, ein, dem ſein langes weißes Haar über den braunen

Nacken herabhing. Ich versuchte ein Gespräch mit dem Alten anzuknüpfen, um von ihm etwas über die Kriegführung der Indianer zu erfahren. Dies glückte mir auch, doch ging die Erzählung durch den Mund von drei bis vier Dolmetschern, ehe sie verdeutscht zu mir gelangte. Um uns zuerst die große Zahl seiner Begleiter anschaulich zu machen, zählte er die Finger seiner beiden Hände, dann seine Zehen, und zuletzt wies er, sich schnell im Kreise herumdrehend, auf die Hände und Füße aller Umstehenden, um dadurch auszudrücken, daß die Zahl seiner Kameraden gleich der Summe unserer sämmtlichen Finger und Zehen gewesen wäre. Mit diesem Haufen war er über eine von sämmtlichen Männern verlassene feindliche Niederlassung hergefallen, wobei viele Frauen theils gefangengenommen, theils niedergemacht wurden. Anfangs waren die Jurúnas natürlich im Vortheil; doch bald, nachdem die Männer zurückgekehrt, verließ sie, wie gewöhnlich, das Glück, worauf sie die Flucht ergriffen. Bei dieser Gelegenheit hatte der Alte eine Pfeilwunde in das Kreuz erhalten, auf die er stolz zu sein schien, obgleich sie einen deutlichen Beweis seines Davonlaufens abgab. — So wenigstens verstand ich die Geschichte.

Nach Beendigung derselben bemerkten die Umstehenden nicht so bald, daß wir noch zum Tauschhandel aufgelegt waren, als sie ihre Waffen, Geräthschaften u. s. w. holten, um uns dieselben zum Kauf anzubieten. Ein alter, wild aussehender Mann verhandelte mir sein Halsband von großen, auf eine Schnur gereihten Unzenzähnen; auch ein paar Halsbänder von Affenzähnen wurden erstanden.

Inzwischen war es dunkel geworden, und hinter der Hütte kämpfte der röthliche Schein eines mächtigen Feuers bereits

mit dem Silberlichte des aufgehenden Mondes. Das Tanzfest sollte angehen. Wir setzten uns theils auf Esteiras nieder, die dicht bei der Hütte ausgebreitet waren, theils auf indianische Schemel. Bald füllte sich der Platz mit braunen Gruppen, doch Niemand schien den Anfang machen zu wollen. Als wir nun so auf die Tanzlust der braunen jungen Welt warteten, suchte ich das Gespräch auf die Religion der Jurúnas zu bringen, indem ich den Pater Torquato fragte: woran sie eigentlich glaubten. Dieser wandte sich, statt aller Antwort, an einen greisen Indianer, der sich zu uns gesetzt und den er selbst einst bei seiner Anwesenheit in Souzel getauft hatte, mit der kurzen Frage: was sein Glaube sei? Der Alte entgegnete, ohne sich zu besinnen: er glaube an eine Gottheit, von der alles Gute komme, und zeigte dabei auf die Mondscheibe, und an ein Wesen, von dem das Böse stamme. Dies übersetzte mir der Pater selbst, der es erwartet zu haben schien, von dem Alten dieses naive Bekenntniß seines unverfälschten Jurúna-Glaubens zu hören. — So wenig belehren die Missionare ihre Täuflinge über die Glaubenssätze des Christenthums! Die Taufe ist ihnen eine rein politische Handlung; der Getaufte erhält einen Namen und spricht dadurch aus, daß er sich nach Souzel zu den Kindern des großen Vaters, des Kaisers, rechnet, und die Regierung kann einen Unterthanen mehr in den Bevölkerungslisten führen, der ihr sonst vielleicht unbekannt geblieben wäre! Der Mond, als das Bild der Gottheit, spielt natürlich eine große Rolle bei den Jurúnas, und der Tag, an dem der Vollmond eintritt, ist ihr größter Festtag. Sie bereiten alsdann aus der Mandioca-Wurzel ein berauschendes Getränk, welches sie „Caxeri" nennen, und das Abends die versammelten Einwohner der Maloca gemeinsam genießen.

Sobald die Männer sich in einem gehörig aufgeregten Zustande befinden, beginnt dann ein begeistertes Tanzfest. — Außer bei diesem Feste tanzen die Männer niemals, sondern nur die Frauen.

Dennoch sollte nun einmal heute ein solches Tanzfest improvisirt werden, wenngleich der Mond noch nicht voll und der „Careri" nicht vorhanden war. Letzteren dachte man durch die mitgebrachte Caraça zu ersetzen; doch hielt ich's nicht für rathsam, allen Branntwein zu verschwenden, da leicht Fälle eintreten konnten, wo wir, bei Erkältung oder Uebermüdung der Leute, ihn selbst gebrauchen würden. Man sah daher nach, und fand so wenig Caraça in der riesigen, überflochtenen Flasche, daß keine mehr zu missen war; daher entsprach denn auch, wie man sich denken kann, das Tanzfest keineswegs unsern sanguinischen Hoffnungen.

Nach langem Zaudern begannen endlich sechs Indianerinnen und ein kleines Mädchen den Tanz, wobei sie dieselben Schritte wie die Frauen zu Tavaquára machten und einen ähnlichen eintönigen Gesang vollführten, dessen improvisirte Worte uns willkommen heißen sollten. Ich konnte darunter sehr oft die Laute: kain be, kain be, tova, unterscheiden, die mir noch lange in den Ohren klangen, als ich mich schon in meiner Hangematte wiegte. — Während die Indianer sich allmälig in ihre Hütten verloren, waren ihnen die Meisten von uns gefolgt; der Padre dagegen, ein Theil unserer Leute, nebst meiner Wenigkeit, hingen unsere Redes draußen auf, um die verlöschenden Feuer, die zu dem Tanzfeste geleuchtet hatten.

Am 12ten December ward es früh Tag. Der alte Tapirjäger hatte uns nämlich auf heut eine Antenjagd versprochen. den 12. Decbr.

Als wir uns nun am Landungsplatze einstellten, nahm er Einige von uns in seine Ubá auf, während noch ein paar, mit unsern Leuten besetzte Boote folgten. Der Knabe arbeitete frisch in der Spitze unserer Canoa; die kleine Meute, der das Boot zu enge schien, sprudelte von Jagdlust über, und der alte freundliche Jäger steuerte uns hinein in das Inselgewirr. Bald ergriffen wir selbst die Ruder und halfen mit. Im Ufersande sahen wir gleich darauf Tapirspuren, doch waren sie nicht frisch genug, um verfolgt zu werden. — Statt dessen liefen wir in einen breiteren Canal zwischen zwei langen, waldigen Inseln hinein.

Während hier der Alte wiederum am Ufer nach Spuren suchte, stieg ich in ein anderes Boot, so daß Graf Bismark nunmehr mit Großvater und Enkel allein in der Ubá blieb, die bald darauf rechts von uns an den Wäldern hinsteuerte. Plötzlich hörten wir ein Geräusch im Wasser, und, hinblickend, sahen wir den Knaben und den Grafen mit Wehr und Waffen kopfüber in den Xingú fallen. Lachend ruderten wir darauf zu; der Knabe tauchte auf und schien mit Anstrengung, gemeinschaftlich mit dem Alten, Etwas in's Boot zu heben. Graf Bismark kletterte inzwischen gleichfalls wieder in die Ubá hinein, indem er uns zurief: der Junge habe so eben ein „Capivari" (Hydrochoerus Capybara) gefangen. — Dies hatte sich auf folgende Weise zugetragen. Das Capivari war dicht vor dem Boote vom Ufer in's Wasser geglitten, um die gegenüberliegende Insel zu erreichen. Dies sehend, stürzte sich der junge Indianer „zu Kopf" in's Wasser, wobei das Boot durch den Abstoß, den er ihm gab, plötzlich so heftig schwankte, daß Graf Bismark, der aufrecht stand und nichts ahnte, das Gleichgewicht verlor und kopfüber in den Xingú fiel. Der

Kleine glitt wie ein Pfeil dem Capivari nach und packte es so kräftig von hinten bei der Gurgel, daß es sich nicht losreißen, und dabei so geschickt, daß es ihm mit seinem scharfen Gebiß nichts anhaben konnte. Lauter Beifall lohnte ihm für diese Probe seines Muthes und seiner Gewandtheit. Der kleine unruhige Gefangene wurde mit Schlingpflanzen gebunden und in eine Ecke des Bootes verbannt, wo er anfangs ein unbarmherziges Gequietsch hören ließ, während die Hunde, die sich nur mit Mühe zur Ruhe verweisen ließen, ihn scheel anblickten. Doch bald brachte der Anfang der Jagd sie auf andere Gedanken. Der alte Jäger und sein Enkel verließen das Boot und führten die kleine Meute in den Wald am Ufer; denn die Insel sollte abgetrieben werden, während man uns Schützen mit den Booten an ein paar, den Indianern bekannten Stellen stationirte, wo die Tapire von einem Eilande zum andern hinüber zu wechseln pflegten, wie denn überhaupt die Jagd der Indianer auf dergleichen großes Wild, als Tapire, Tiger, Rehe u. s. w., einzig und allein darin besteht, die Wälder am Ufer oder auf den Inseln durch Hunde abzutreiben, um alsdann das stets dem Wasser zueilende Wild im Flusse zu erlegen.

Nicht lange, so ward die Meute laut und schien auf frischer Fährte zu jagen. Der Punkt, wo wir, mitten im Canal, bei einem mächtigen, abgespülten Gneisblock lagen, gewährte uns den Anblick einer schönen Gruppe von Jauari-Palmen, die sich an einem Vorsprunge der Insel erhoben. Unsere Flinten waren in Bereitschaft; unsere aufgeregte Phantasie sah schon das mächtige Wild sich in den Strom stürzen, ja in Gedanken suchten wir sogar bereits die uns von den Indianern an seinem Haupte bezeichnete tödtliche Stelle hinter dem „Gehör" oder hinter dem „Blatt," wo wir hinhalten sollten.

Mit einem Wort, wir waren voller Kampflust, so daß ich alle meine Geduld zusammennehmen mußte, um nur wenigstens einigermaßen die Palmengruppe zu treffen, die ich eben abconterfeite, — denn meine Hand hätte gar zu gern den Bleistift mit der Flinte vertauscht.

Der „Hundelaut" wurde immer spärlicher, und endlich hörte er ganz auf. Stunden verflossen so; ja selbst die beiden Grafen, diese passionirten deutschen Jäger, fingen an das Ding langweilig zu finden und konnten der Versuchung nicht widerstehen, auf einige Aráras zu schießen, die immer neckend dicht über uns fort flogen. Graf Bismark hatte das Glück, zwei wunderschöne blaue zu schießen, und ich das Vergnügen, so manchen zu — fehlen. Noch ein Boot mit Indianern gesellte sich zu uns, die an der Jagd Theil nehmen wollten; natürlich fehlten darin auch die Frauen und Kinder nicht. Endlich wurde nach rastlosem, vergeblichem Suchen die Meute wieder gesammelt, auf die andere Insel übergeführt, und dort wieder auf die Fährte gesetzt. Doch auch hier war alles Treiben erfolglos. — Unterdessen benutzte das Capivari die Abwesenheit seines jungen Tyrannen, um zu entweichen, doch ward es bald wieder eingefangen. Nachdem nun auch die Hunde wieder eingeschifft waren, ging es endlich mit Anstrengung aller Kräfte stromauf durch viele Canäle nach Piranhaquára zurück. — So endete unsere ebenso langweilige als erfolglose Tapirjagd, von der wir nur einige Vögel, und die Indianer nur ein paar Fische, die sie geschossen hatten, als bescheidene Trophäe nach Haus brachten.

Während unserer Abwesenheit hatten Padre Torquato und der Consul Theremin zwei, etwa eine Stunde oberhalb Piranhaquára gelegene Malocas, Aráraquahapuhum und

Uaquéfuoga (oder Uaquéouocha), besucht, von der auch sie jetzt zurückkehrten. Kaum aber hatten wir uns Alle wieder zusammengefunden, als sich die Gesellschaft sogleich wieder zerstreute; nur ich allein blieb in der Hütte zurück. Durch diesen Zufall bekam ich die höchst sonderbare Bereitung des Caxeri, jenes berauschenden Indianer-Getränkes, zu sehen, das so eben für uns gebraut wurde, damit wir es morgen noch vor der Abreise versuchen könnten. Ich kam gerade dazu, als der Actus des Kauens vor sich ging. Drei oder vier hübsche Indianerinnen saßen um die Schaale mit dem Mandioca-Brei herum, nahmen immer eine Handvoll heraus, führten sie zum Munde, kaueten sie und spieen sie dann wieder in's Gefäß hinein. Ein Glück, daß es wenigstens keine alte Frauen waren, und daß die schönen weißen Zähne von der Reinlichkeit der Mädchen zeugten, denn sonst hätte ich wohl bis zum andern Morgen noch einen widerlicheren Eindruck davon zurückbehalten.

Der Mond schien bereits hell, als wir uns zur Nachtruhe anschickten. Ich packte vor der Hütte meine wenigen Habseligkeiten („meine sieben Sachen," wäre zu viel gesagt), zur großen Verwunderung der Indianer, zusammen, denen diese bescheidenen Effekten wie die Schätze eines Krösus vorkamen. Besonders aber staunten sie, als ich ihnen die glänzende Wachsleinwand zeigte und ihnen begreiflich machte, daß dieselbe meine Sachen gegen den Regen schützen sollte. Das schien ihnen sehr einzuleuchten.

Doch beinahe hätte ich eine amüsante Episode vergessen, die uns am Nachmittage nicht wenig zu lachen gab. Als nämlich Graf Oriolla das Hemd wechselte, drängten sich die Männer neugierig um ihn herum, um seine weiße Haut anzufühlen, und riefen dann ihre Frauen herbei, damit diese sich

durch Befühlen selbst von dem merkwürdigen Naturspiel überzeugen möchten: — wohl der beste Beweis, wie auffallend ihnen die Erscheinung der Weißen war, obwohl drei Monate vor uns bereits ein Handelsreisender den Xingú aufwärts gegangen sein sollte. Meine Begleiter haben zwar verstanden, derselbe sei nur bis Castanhal vorgedrungen, dort bei jener Frau aus Souzel am Fieber erkrankt und später zurückgereist; ich dagegen glaube den Pater dahin verstanden zu haben, daß er in Piranhaquára erkrankt sei. Doch dem sei wie ihm wolle, außer diesem erinnerte sich Niemand, je einen andern Weißen seit Menschengedenken in dieser Wildniß gesehen zu haben.

Die Insekten ließen mich nicht ruhig in der Hütte schlafen; ich ging daher mitten in der Nacht hinaus in's Freie, wo sich Graf Oriolla zu mir gesellte. Wir machten Feuer an, um daran die Chokolade zum Frühstück zu kochen. Der Graf kehrte jedoch bald in seine Hangematte zurück, während ich noch lange am Feuer bei meiner Chokolade stand und mich an der herrlichen Tropen-Nacht ergötzte! Das Südkreuz und der große Bär waren beide sichtbar, und den Mond umgab ein ovaler weißer Regenbogen. Todtenstille herrschte ringsum; Alles schlief, nur der kleine Tapir irrte, nach Nahrung suchend, umher. — Morgen geht's der Heimath zu! dachte ich bei mir, und endlich suchte auch ich die Ruhe. —

Somit sind wir denn an den Wendepunkt unserer Reise gelangt. Ehe wir jedoch die Fahrt stromabwärts beginnen — die uns Gelegenheit geben wird, ein zwar flüchtiges, aber doch zusammenhängendes Bild des Xingú von Piranhaquára bis zu seiner Vereinigung mit dem Amazonas entwerfen zu können — sei es uns erlaubt, dem Leser das mit wenigen Worten vorzuführen, was wir über den oberen Lauf des Xingú

und über die an dessen Ufern wohnenden Völkerschaften haben in Erfahrung bringen können.

Der genannte Strom entspringt, wie bereits oben erwähnt, zwischen dem 14. und 15.° südlicher Breite, an dem nördlichen Hange der Serra dos Vertentes, in der Provinz Mato Grosso. Indeß sollen diese Nachrichten, gleich den Angaben über seinen anfänglichen Lauf zwischen zwei Bergreihen, und über seine obersten, wenig bedeutenden Zuflüsse, unter denen man die Rios dos Bois und das Trahiras, den Xanaci und den von Westen kommenden Barahú nennt, größtentheils auf unbestimmten Aussagen der Sertanistos beruhen, die wahrscheinlich auch die einzige Grundlage der Karten jenes bis heute noch in ein mystisches Dunkel gehüllten Landstriches bilden. Nur wenige Expeditionen sollen, in der Absicht, Indianer nach den Niederlassungen am untern Strom herabzuführen, bis über den Iriri hinausgekommen sein; auch hat man von keiner Reise auf dem Xingú von seiner Quelle bis zu seiner Mündung je Kenntniß erhalten, mit alleiniger Ausnahme der Fahrt eines Lieutenants der Miliz, welcher im Jahre 1819 von Cujabá auf dem Strome bis Porto de Móz hinabschiffte.

Und doch haben schon vor beinahe zweihundert Jahren die Gegenden an den Xingú-Quellen durch die Erzählungen des berühmten Abenteurers Bartholomeo Bueno eine gewisse Berühmtheit erlangt, der hier *), im Lande der Aracys, ungeheuer reiche Goldgruben entdeckt haben wollte. Obschon, wie er angab, der Fleck, wo sich diese Schätze befänden, leicht daran kenntlich sei, daß sich dicht dabei ein Felsen erhöbe,

*) oder in der Nähe der Quellen des Rio de S. João, eines linken Nebenflusses des Aragnayá. Vergl. Corographia brasilica. Tomo 1. pag. 259.

dessen Adern wunderbarerweise die Leidenswerkzeuge unsers Erlösers in rohen Umrissen darstellten, so ist doch leider bis heute, trotz dieses Merkmales und trotz alles Suchens, die reiche, von Bueno beschriebene Gegend nicht wieder aufgefunden worden. Uebrigens mag der genannte Abenteurer es vielleicht mit jenem Felsen-Wunder diesmal ebenso auf die Täuschung seiner Landsleute abgesehen haben, wie er sonst die Leichtgläubigkeit der armen Indianer zu mißbrauchen pflegte, bei denen er sich unter anderm dadurch den Namen des „Anhanguera" oder des „alten Teufels" erworben haben soll, daß er Branntwein vor ihnen abbrannte und ihnen dann vorspiegelte, er verstehe sogar die Kunst, auf ähnliche Art Flüsse auszutrocknen. — Mehr aber als jenes Wunder lassen die Campos, welche man, wie wir früher bereits angeführt haben, am obern Xingú sowohl, als an seinen beiden Nachbarströmen, dem Tocantins und dem Tapajós antrifft, auf Goldformation schließen.

In einiger Entfernung vom Strome soll das Land äußerst fruchtbar und das Klima gesund sein. Sollte letztere Angabe, die ich übrigens hier keineswegs in Abrede stellen will, auch auf den von uns besuchten Theil des Xingú-Laufes sich beziehen, so erinnere ich nur an den im vorigen Jahre zu Castanhal oder Piranhaquára am Fieber erkrankten Handelsreisenden, indem ich noch hinzuzufügen mir erlaube, daß etwa um dieselbe Zeit auch unser Freund, Padre Torquato, von dieser Krankheit befallen wurde.

Unter dem 8.° südlicher Breite verläßt der Xingú Mato Grosso und tritt in die Provinz Pará ein. Der erste Nebenfluß, der ihm hierauf seine Wasser zuführt, ist der bereits oben erwähnte Iriri, der, von Südwesten aus dem Lande der Arinos kommend, in der Nähe der Hütte des Carlos in einen Neben-

arm des Stromes fällt. Der Iriri scheint, nach den Karten zu urtheilen, der bedeutendste unter den Zuflüssen des Xingú zu sein und den Tucuruí an Länge zu übertreffen. Wenn man den Iriri aufwärts fährt, so soll man an einen ähnlichen Fußsteig, wie die „Estrada" zwischen dem Tucuruí und Anaurahy, kommen, der ihn mit einem Nebenflusse des Tapajós oder des Rio de Santarem, wie er hier genannt wird, verbindet.

Das Land der Arinos gehört zu der Provinz Mato Grosso und liegt im Westen des oberen Xingú, während der, gleichfalls fast gänzlich unbekannte Landstrich im Osten desselben, der sich bis zum Araguayá (dem westlichen Stammfluß des Tocantins) erstreckt, den Namen Comarca Tapiraquia führt. In der Provinz Pará hingegen heißt alles Land zwischen dem Xingú und dem Tocantins einerseits, und der Comarca Tapiraquia und dem Amazonenstrome anderseits: Xingutania, während man einst, im Gegensatze, das auf dem linken Xingú-Ufer gelegene Land: Tapajonia nannte, indem man hierunter den weiten Landstrich zwischen dem Xingú, dem Tapajós, dem Amazonas und dem Districte der Arinos verstand.

Zwischen dem Iriri und dem Tucuruí haben wir, außer den zahlreichen Bächen, welche die Estrada durchschneiden, von einem Nebenflusse des Xingú weder etwas gehört, noch, bei der Breite des Stromes und den vielen, ihn bedeckenden Inseln, etwas gesehen. Doch mögen darum jene kleinen Flüsse: dos Arinos, Itoma, Ita-bagua, Pacaxa u. s. w., nichtsdestoweniger existiren, die einige Karten in den Wäldern Xingutaniens entspringen und sich ihm, namentlich in der Gegend der Cataracten, einverleiben lassen. —

Fast ebenso unbekannt wie der obere Lauf des Stromes sind auch die anwohnenden Völkerschaften; am wenigsten gilt

dies jedoch von den Jurúnas. Die früheste Nachricht, welche uns Southey von diesem Stamme giebt, reicht etwa bis in die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts hinauf. Sehr bald nachdem die Jesuiten sich wieder im Besitz von Gurupá befanden, das sie bekanntlich im Jahre 1655 auf kurze Zeit unfreiwillig zu verlassen genöthigt worden waren, ging Manoël de Souza „den Strom" (?) aufwärts, und wirkte unter den Jurúnas oder Schwarzmäulern, einem Stamme, der sich von den Tupi-Völkern in vieler Hinsicht, namentlich auch durch die Sprache unterschied. Sie waren von mehr als mittlerer Größe und, im Gegensatz zu andern Wilden, Feinde der Trägheit. Sie unterschieden sich durch ein schwarzes Maal, das von der Stirn bis zur Oberlippe tättowirt war, wo es sich theilte und den Mund mit einem schwarzen kreisförmigen Strich (Setting) einfaßte. Je edler die Person, desto breiter war der Strich; die Häuptlinge aber schwärzten sich das ganze Gesicht. Unter diesen Leuten erlangte der Jesuit gute Erfolge: sie sangen Litaneien die ganze Nacht des Charfreitags hindurch, und kasteieten sich bei Prozessionen nach seines Herzens Lust *).

Als einige Jahre später ein kleines Detachement an der Mündung des Rio Negro zum Schutze des Sklavenhandels fixirt wurde, an dem Orte, wo nicht lange nachher die Villa da Barra do Rio Negro entstand, schleppte man aus jenen Gegenden die Juripixunas oder Jurúnas (Schwarzgesichter), mehrere unter sich verwandte Stämme, herbei, die, wie Herr von Martius, dem wir diese Nachricht entlehnen, hinzufügt, „sich durch einen schwarztättowirten Fleck (Malha) im Gesicht auszeichnen, sehr gelehrig und von milden Sitten, und auch

*) Southey, History of Brazil. Vol. II. pag. 510.

noch gegenwärtig, wo sie an Zahl bedeutend abgenommen haben, als Ruderer und zuverlässige Arbeiter vor Andern beliebt *)."

Wenige Jahre danach erwähnt Southey eines Sieges der Jurúnas. Im Jahre 1686 gelangte nämlich Gonçalo Paes de Araujo **) bei seinen Streifereien auch in das Land der Taquanhapes (Taconhapéz?) und der Gerunas (wahrscheinlich der Jurúnas), die an den Ufern des Xingú wohnten. Obgleich nun beide Stämme bisher in gutem Vernehmen mit den Portugiesen gelebt hatten, so lockten sie die letzteren dennoch in einen Hinterhalt. Ein Portugiese blieb, die Indianer im Dienste des Gonçalo Paes fochten bis zum letzten Mann; auch fielen dreißig von dem, den Weißen befreundeten Stamme der Caravares, die bei dieser Gelegenheit ebensoviel Muth als Ehrgefühl an den Tag legten, und endlich wurde Gonçalo selbst schwer verwundet, sein ganzes Detachement aber in die Flucht geschlagen. Während andere Nationen, durch dieses ruhmwürdige Beispiel aufgefordert, nunmehr ebenfalls zu den Waffen griffen und die Gewässer des Amazonas unsicher machten, bemannten die Gerunas selbst eine Flotille von mehr als 30 Booten, und führten als Standarte in des Kaziken Boot das Haupt jenes portugiesischen Unteroffiziers, Antonio Rodriguez, den sie erschlagen hatten. Eben wegen dieses Lebens in Booten rechnet die Corographia brasilica die Jurúnas, gleich den Nhengahybas, den Urbewohnern Marajó's, den Tupinambás, den Mammayamás und den Guayanás, zu den Igaruánas, wie die auf Igáras (d. h. Canoas) lebenden Stämme, im Gegensatz zu denen,

*) v. Spix und v. Martius Reise. Th. III. pag. 926.

**) Southey, a. a. O. Vol. III. pag. 7.

welche in den Wäldern, fern vom Wasser hausten, hier zu Lande genannt wurden *).

Die spätere Geschichte der Jurúnas dürfte schwerlich ähnliche kriegerische Thaten aufzuweisen haben, als das Ende des siebzehnten Jahrhunderts, wenigstens scheinen sie gegenwärtig das Waffenhandwerk eben nicht ausnehmend zu lieben, zu dem sie, außer den bereits angeführten Gründen, meist nur die Blutrache zu treiben pflegt; auch wohnen sie wohl nur deshalb auf Inseln, weil sie sich hier vor ihren Feinden sicherer wähnen. Dennoch fehlt es ihnen nicht an Waffen, namentlich an verschiedenartigen Bogen und Pfeilen, die wir hier kurz beschreiben wollen.

Die Bogen, deren Länge in der Regel nahe an 7 Fuß **) beträgt, sind von sehr starkem, schwerem Holze, von schwarzer oder brauner Farbe, das auf der äußeren Seite sanft abgerundet, auf der innern aber eckig und geglättet ist; hierdurch unterscheiden sie sich merklich von denen der Puris und Coroados am Parahyba, sowie von denen der halbcivilisirten Indianer am Amazonas und untern Xingú, die aus ganz rundem Holze gefertigt werden. Die Sehnen bestehen aus Baumbast und werden von den Indianern unglaublich straff angespannt. Die Pfeile sind von sehr leichtem Rohr, mit Einschluß der Spitze etwa 6 Fuß lang, und an dem Ende, wo der Kerb sich befindet, meist mit Arárafedern versehen, ihre Spitzen dagegen sehr verschieden, je nach dem Gegenstande, der damit geschossen werden soll.

*) Vergl. Corographia brasilica. Tomo II. pag. 261.

**) Die Maße sind den von mir mitgebrachten Bogen und Pfeilen entnommen.

Es giebt erstens flache, aus hartem Holze gefertigte zweischneidige Pfeilspitzen von 21 Zoll Länge und 1¼ Zoll Breite, deren sich die Jurúnas im Kriege gegen ihre Feinde bedienen; ferner 6½ bis 8 Zoll lange und ¾ Zoll breite, ebenfalls zweischneidige Holzspitzen, die oft vergiftet, auf der einen Seite abgerundet, auf der andern aber mit einer Nuthe oder Aushöhlung versehen und zur Jagd auf Unzen und Tapire bestimmt sind; dann findet man wieder 22 Zoll lange, runde, hölzerne, an dem einen Ende mit einem spitzen Knochen versehene Spitzen oder Stäbchen mit einer hohlen hölzernen Kugel da, wo das Rohr des Pfeiles anfängt, die hörbar pfeifen und von den Indianern zuerst in den Baum geschossen werden, um die darauf sitzenden Vögel aufzuschrecken, damit sie sich bewegen, auf diese Weise leichter gesehen und dann auch um so leichter erlegt werden. Gegen die Vögel selbst wenden sie dagegen eine vierte Gattung Pfeilspitzen an, die aus einem einfachen, 17 Zoll langen hölzernen Stöckchen bestehen, das jedesmal vor dem Gebrauche zugespitzt wird. Hiervon unterscheidet sich eine andere, gegen Fische gebräuchliche Pfeilart nur dadurch, daß sie an dem Ende des Stöckchens mit einer Gräte oder einem Knochen als äußerste Spitze und zugleich als Widerhaken versehen ist. Die sechste und letzte Gattung Pfeile ist dieser ganz ähnlich, nur daß sie, im Gegensatz zu allen vorgenannten Arten, keine Federn an dem stumpfen Ende hat; dabei aber ist sie im Rohr die stärkste von allen, und auch einige Zoll länger als die andern, während ihre dünne, runde Holzspitze gegen 22 Zoll mißt. Diese langen Pfeile werden ebenfalls gegen Fische angewendet, da sie leicht auf dem Wasser schwimmen und so den geschossenen Fisch schnell an die Oberfläche hinaufziehen. Doch werden alle diese Geschosse auch häufig willkürlich durcheinander gebraucht. —

Höchst interessant ist es übrigens, den Jurúna auf der Jagd, seinem eigentlichen Elemente, zu beobachten, wie er die Stimme der Vögel nachahmt, wie er das Wild mit wahrem Falkenblick erspäht und es so geschickt und so leichten Ganges anschleicht, daß man weder das kleinste Geräusch in dem abgefallenen Laube, noch das geringste Knistern in den Zweigen vernimmt, und wie er endlich an der unscheinbarsten Bewegung des Wassers den vorüberschwimmenden Fisch erkennt, um ihn geschickt mit einem jener langen Pfeile zu erlegen.

Die Zahl der Jurúnas beträgt, nach Padre Torquato's Angabe, etwa 2000; sie gehören mithin zu den zahlreicheren Stämmen, und werden außerdem zu den sogenannten Indios mansos, zahmen Indianern, gerechnet, d. h. zu denen, welche weder Menschenfresser, noch überhaupt den Weißen feindlich gesinnt sind. Sie leben, wie wir gesehen haben, in bequemen, geräumigen Palmstrohhütten, wobei meist drei Familien zusammen eine Wohnung theilen. Sie sind treu in der Ehe, obgleich sie zum Theil mehrere Frauen haben und dieselben zuweilen freiwillig an einen Freund abtreten oder sie ihm auf kurze Zeit überlassen. Sie pflanzen und fabriziren Baumwolle, welche ihre Weiber spinnen und daraus auf einem großen hölzernen Rahmen Hangematten und Schurze weben, bereiten Assú-Oel und halten Hausthiere, nämlich Hühner und Hunde. Gegen die einfachen Produkte ihres Kunstfleißes tauschen sie in Souzel Aexte, kleine Messer und Facões ein, deren Klingen mich lebhaft an die Schaska-Klingen der Tscherkessen erinnerten, die von diesen für spanische ausgegeben werden, aber — und dies erklärt die Aehnlichkeit — zum großen Theil, ebenso wie die Facões in der Provinz Pará, von Solingen herstammen sollen.

Die Nahrung der Jurúnas besteht, außer dem erlegten

Wilde und den gefangenen oder geschossenen Fischen, vorzüglich aus Bananen-Brei mit Wasser und Piment, und aus Farinha, die sie, gleich den halbcivilisirten, am untern Xingú lebenden Indianern, auf sehr mannigfache Weise zu bereiten verstehen. Zu Tavaquára unterscheidet man sechs verschiedene Produkte aus dem Mandioca-Mehl. Zuerst bereitet man „Farinha d'Agoa," indem man die Mandioca-Wurzeln in's Wasser legt, bis sie in Fäulniß übergehen. Hierauf werden die Schaalen abgelöst, die Wurzeln mit den Händen zerquetscht und in einen Kasten gethan, der einen Abfluß hat. Darin trocknen sie, bis sie hart sind; dann zerreibt man sie mit den Fingern, und röstet sie in großen Cujas (Schalen) zu einem dickkörnigen Pulver. Die so gewonnene Farinha d'Agoa wird zwar weniger geschätzt, ist aber leichter zu bereiten als die „Farinha secca," auch „Farinha pão" genannt, die in den südlichen Provinzen allgemein und deren Bereitung folgende ist. Man schabt und reinigt die frischen Wurzeln und zerreibt sie auf einer Reibe, statt deren sich die Indianer auch eines mit Stacheln besetzten Baumstammes zu bedienen pflegen. Darauf thut man dies saftreiche Mehl in einen von Palmblättern geflochtenen Schlauch von 6 bis 7 Fuß Länge und ein paar Zoll im Durchmesser, „Tipiti" genannt. In diesen aufrechtstehenden Schläuchen drückt sich nun der an und für sich giftige, nämlich blausäurehaltige Saft des Mehles, der „Tocupi," durch sein eigenes Gewicht aus. Ist die Farinha auf diese Weise genug getrocknet, so nimmt man sie heraus und röstet sie wie die Farinha d'Agoa. Gewöhnlich mischt man ein Drittel von der so bereiteten, vortrefflichen Farinha secca mit zwei Dritteln Farinha d'Agoa, um so die Güte des Stoffes mit der Leichtigkeit der Bereitung zu vereinigen.

Das dritte Produkt aus der Mandioca-Wurzel ist die wohlschmeckende „Tapioca," eine Art Sago. Aus in kochendem Salz aufgelöster Tapioca, mit etwas Tocupi, gewinnt man die „Tacaca." „Mingáo" dagegen ist nichts als ein Gemisch von Farinha mit warmem Wasser und Salz. Endlich kann man noch den „Caxeri" zu den Farinha-Arten rechnen. —

Nächst den Jurúnas trifft man am obern Xingú die Taconhapéz*) an, deren wir schon oben Erwähnung gethan haben, und die, obgleich geringer an Zahl, in ihren Sitten, nach des Padre Aeußerungen, denen wir diese Angaben fast wörtlich entlehnt haben, am meisten mit den Jurúnas übereinstimmen. — Dann folgen die Arípai, deren es nur wenige giebt; sie sind zahm, wenig geschickt und feig im Kriege, und werden daher immer zurückgeschlagen. Die Peapai dagegen sind zahlreich und die Hauptfeinde der Jurúnas und Taconhapéz. Dasselbe gilt von den Curiérai, den nächsten Nachbarn der drei ersten Stämme, mit denen sie stets im Kriege leben.

Die bisher genannten Völkerschaften gehören sämmtlich zu den Indios mansos; die nun folgenden aber werden zu den „Menschenfressern," richtiger wohl zu den wilderen und feindlich gesinnteren Stämmen gerechnet. Die zahlreicheren unter ihnen sind: die Baburadei, Juadei, Hipadei, Hibai, Henacumbai, Mafuradei, Arupai, Abuirafufui, Uirateua, Anenuai, Ticuapamoin und Impindei. — Die Ticuapamoin sind an Körpergröße den andern Stämmen überlegen, weshalb sie auch „Tapui-uassú" oder „die großen Leute" genannt werden, geschickte Bogenschützen und, wenn ich richtig verstanden habe, mit

*) Es bedarf wohl kaum der Bemerkung, daß ich diesen, sowie alle übrigen, im Bereich Brasiliens in diesen Blättern vorkommende Namen, nach portugiesischer Aussprache geschrieben habe.

Speeren bewaffnet, und deshalb von den Jurúnas und den andern Völkerschaften am obern Xingú sehr gefürchtet. Die Jupindei dagegen sind von kleiner Statur, und ihre Häuser so niedrig, daß ein Mann leicht die Decke mit der Hand berühren kann. Sie wohnen in der Nähe von Campos, wo sie, der Aussage der andern Wilden gemäß, Hornvieh und Pferde halten. Zum Belege hiervon haben dieselben dem Padre große Hörner gezeigt, die sie den Jupindei abgenommen hatten. — Zu den minder zahlreichen Stämmen gehören: die Pazudei, Taguendei, Thadei, Uradei, Uaipi und Muruana. —

Wenn ich nun auch nicht hoffen darf, durch die Aufzählung dieser 23 Völkerschaften das Dunkel, welches über die Ethnographie der obern Xingú-Gegenden ausgebreitet ist, einigermaßen aufgeklärt zu haben, so darf ich mir vielleicht im Gegentheil schmeicheln, durch diese, zum Theil sehr apokryphisch klingenden Namen dasselbe nicht unbedeutend vermehrt zu haben. —

Mit Sonnenaufgang etwa stießen wir von Pirauhaquára ab und glitten nun mit reißender Schnelligkeit den Strom hinab, dem Meere, dem Growler zueilend; doch noch näher lag uns unsere Igarité, und nur in weiter, unsicherer Ferne konnten wir die Heimath ahnen, der wir nun zum ersten Male nicht mehr den Rücken kehrten. Dennoch that es uns fast leid, den riesigen Strom nicht weiter aufwärts und noch tiefer in jene gänzlich unbekannten Gegenden hineindringen zu können, die den Reisenden so unwiderstehlich anziehen. Wie manche jener vielen Völkerschaften, die man dort antreffen soll, mag noch nie mit Europäern in Berührung gekommen sein! Vor allem hätten wir gern jenes Volk von großen Männern, die menschen- den 13. Decbr.

fressenden „Tapui-uassú" aufgesucht, diesen Schrecken der freundlichen Jurúnas, wenn nicht mehrere Monate noch zu einem solchen Ausfluge erforderlich gewesen wären.

Es war 6½ Uhr a. m., als wir, wie gesagt, Piranhaquára verließen. Die Einwohner hatten sich am Ufer versammelt und sahen uns noch lange nach, während einige uns eine Strecke weit in ihren Canoas begleiteten. Bei dem obengenannten Eilande, das weit von den Ufern ab zu liegen scheint, ist die Richtung des Stromlaufes N. z. O., während die Serra, die hier nahe an's linke Ufer herantritt und die wir schon von Castanhal aus zum ersten Male ahnen konnten, von W. N. W. nach O. S. O. zu streichen scheint. Auch das rechte Ufer des Xingú erhebt sich hier einige hundert Fuß mit seinen hochstämmigen Wäldern, aus denen einzelne Palmen hervorragen. Von den unzähligen Eilanden, die bei Piranhaquára im Flusse liegen, sind die größeren mit Urwald, die kleineren nur mit dichtem Gestrüpp bedeckt, das auch an vielen Stellen aus dem Flusse selbst auftaucht. Die Inseln scheinen meist Sandboden zu haben, der jedoch nur äußerst selten an kleinen Prayas zu Tage kommt. Die Felsblöcke, die hie und da über der Oberfläche des Xingú hervorragen, bestehen dagegen aus Gneis oder gneisartigem Granit.

Um 9 Uhr a. m. passirten wir Jacuí, und um 10½ Uhr erreichten wir, nach vierstündiger Fahrt, Castanhal. Da wir, nach meiner Schätzung, heute durchschnittlich 4½ Seemeile die Stunde machten, indem wir uns fast nur von der bald zu bald abnehmenden Strömung treiben ließen, so giebt dies eine Entfernung von 4½ deutschen Meilen für die Strecke von Piranhaquára nach Castanhal. Die Stromrichtung ist durchschnittlich N. ½ O., fast ohne alle Krümmungen (die einzelnen

Striche sind N. z. O., N. N. O. und N.). Zu Castanhal machten wir Mittag und verzehrten unser Capivari von gestern, das unter allen Braten am Xingú, nach der allgemeinen Meinung, den Vogel abschoß, indem sogar Graf Bismark's schöne Aráras nicht dagegen aufkommen konnten.

Eine Stunde hinter Castanhal, das wir bereits um 11½ Uhr a. m. wieder verließen, geht der Xingú aus der im Allgemeinen von Piranhaquára an nord ½ östlichen Richtung in eine nordzuwestliche über, bis zur „Casa do Carlos," wo sich ein Arm von ihm, der den Iriri aufnehmen soll, wieder mit ihm vereinigt. Die Mündung dieses, von W. herkommenden Armes, liegt etwa 2¾ deutsche Meilen (2½ Fahrstunden) unterhalb Castanhal. Die Hügelkette am rechten Iriri-Ufer streicht von W. S. W. nach O. N. O., was vielleicht auf den Lauf dieses Nebenflusses schließen läßt. Um 2 Uhr p. m. waren wir bei der „Casa do Carlos," und um 3 Uhr etwa bei „Ponta," wo wir die angenehme Mosquito-Nacht verlebt hatten. Bis hier ist der Stromlauf N. z. W.; nun wird er, bis Piunténa, fast östlich *).

Wir hatten lange mitten im Strome gewartet, bis alle Boote vereinigt waren, so daß es 5¾ Uhr p. m. war, als wir das felsige Eiland erreichten. Auf der Granitplatte an der Westseite des Inselchens, vor der im Bau begriffenen Hütte, machten wir Feuer an und verzehrten unser Abendbrod. Die Sonne tauchte dunkelroth in den Wäldern hinter „Carlos" unter, und färbte die flachen Felsinseln und den breiten Strom mit ihren purpurnen Strahlen. Es war eine ganz schwedische Landschaft. — Nicht lange so ging der Mond auf und schien

*) Diese kleine Biegung nach O. ergiebt sich daraus, daß ich einen runden blauen Hügel, welcher der genannten Insel am linken Ufer gegenüberliegt, von „Ponta" aus in N. N. O. peilte.

in die dachlose Hütte hinein, in der wir uns mit den Jurúnas in freundlichem Verein niederlegten. Der Padre war klüger gewesen als wir; er hatte seine Hangematte tiefer im Walde geschlungen, wo die Mosquitos nicht hineindringen sollen: uns dagegen zerstachen sie gehörig. Mich und den Doktor scheuchten sie sogar völlig von unserem Lager auf; wir traten um Mitternacht auf die Felsplatte hinaus und schürten das Feuer. Lautlos und still war die Natur um uns her. Der Spiegel des Xingú glänzte im Mondlicht, von den dunklen Skären unterbrochen. Auf dem Urwalde des nahen rechten Ufers aber lag schwarze Nacht.

den 14. Decbr. Es war noch sehr früh, als wir von Piuntéua aufbrachen. Genauer kann ich die Stunde nicht angeben, denn als ich, wie gewöhnlich, die Zeit der Abfahrt notiren wollte, theilte mir Graf Bismark die traurige Nachricht mit, daß seine Uhr, die letzte von allen, die noch in Stand gewesen war, so eben entzwei gegangen sei. Wir mußten uns daher von nun an rein nach der Sonne richten, wie die Indianer, die, wenn sie eine bestimmte Stunde angeben wollen, stets nach der Stelle am Himmel zeigen, wo um diese Zeit die Sonne zu stehen pflegt. — Bei Piuntéua treten zwei Hügelketten an das linke Ufer des Flusses heran, die in der Wurzel zusammenhängen. Doch bald wechselte bei der reißenden Strömung die Gegend, so daß wir schon um 9 Uhr a. m. nach unserer Schätzung, die „Casa do Martinho" oder „Urubúquára" erreichten. Hier mußten wir bis ungefähr 3 Uhr Nachmittags liegen bleiben, weil Martinho, der Fische für unsere Leute fangen sollte, noch zurück war. Endlich langte er an, doch ohne eine ergiebige Ausbeute mitzubringen. In der Zwischenzeit schifften wir die,

schon bei der Hinreise hier gekauften und aufgestapelten Gegenstände ein, worunter sich eine Menge Affen und ein paar Papageien befanden.

Von Piunteúa bis Urubúquára ist, nach meiner Schätzung, die Richtung des Stromes, in dessen Mitte wir uns hielten, N. z. O. bis N. N. O.; sie geht von hier an einen Moment fast ganz nach O. und dann nach N. O. über, bis zur Caxoeira Cavitia, von wo an sie bis zur Caxoeira Cajuteúa, der vierten oberhalb Tavaquára, N. N. O. wird. Da man aber sehr oft die Ufer nicht deutlich unterscheiden konnte, so läßt sie sich auch nur approximativ angeben. Dennoch darf man dreist annehmen, daß die Stromrichtung von Piunteúa bis zur letztgenannten Caxoeira durchschnittlich eine nordnordöstliche ist.

Noch vor Sonnenuntergang legten wir an einer mit Urwald bestandenen Insel an, da wir Affen auf den Bäumen entdeckten. Graf Bismark und Padre Torquato schossen ein jeder einen Guariba. Auf der Höhe der Insel der Taconhapéz soupirten wir in den Booten, die langsam, beim prächtigsten Mondschein, der vierten Caxoeira Cajuteúa zutrieben. Von hier an wurde die Stromrichtung eine nördliche, bis kurz vor Tavaquára, wo sie einen Moment nach N. z. W. überging.

Mitternacht mochte bereits vorüber sein, als wir in der genannten Maloca eintrafen. Ich war der erste, der den Uferrand erklomm, und ward freudig von den Jurúnas bewillkommnet, die mir einen Platz am Feuer vor der Hütte anboten. Besonders freundlich war der alte Pagé gegen mich. Wir warteten noch eine Weile auf die andern Boote, wobei der arme Doktor, der mit mir in einer und derselben Canoa eingeschifft gewesen war und der sich von der langen Fahrt sehr

angegriffen fühlte, besonders zu bedauern war; da sie aber zu lange verzogen, so legten wir uns um's Feuer in der Hütte, und ich wenigstens schlief bald ein.

den 15. Decbr. Noch während der Nacht waren alle Canoas nach und nach angelangt; nur Senhor Roxa mit der „Carga," d. h. mit unsern von den Wilden erstandenen Schätzen, fehlte und ließ uns bis zum Abend warten. Es waren noch manche Dinge, die wir gern hier in der letzten Maloca der Jurúnas erstanden hätten; doch nur wenig davon konnte eingehandelt werden, denn mit Seufzen hieß es bald: wir haben Nichts mehr als Geld! Eine traurige Nachricht: „Nichts als Geld!" Hier in diesen Wäldern überzeugt man sich sehr bald, daß Geld nur ein conventioneller Begriff ist, was einem sonst nie einfällt. Jetzt sehnte sich unser Herz ebenso sehr nach Glasperlen, Aexten und Messern, wie das der Jurúnas, denn ohne diese Dinge ist hier kein Handel denkbar. — Endlich kam Roxa an, nachdem bereits allerhand Zweifel über seine Zuverlässigkeit in unserer Brust aufgestiegen waren; wahrscheinlich hatte er die Vollmondsnacht in irgend einer entlegenen Hütte mit Caxeri-Trinken verbracht, denn es war gerade die Zeit dieses Jurúna-Festes.

Wir suchten jetzt die zwei stärksten Ubás für unsere Weiterreise aus und schifften nur das Nothwendigste ein. Alle übrigen Sachen schickten wir durch unsere Seeleute, von denen allein der Neger bei uns blieb, und durch einige von des Padre Indianern, unter Roxa's Aufsicht über Porto grande und von da auf der Estrada nach der Igarité, die im Tucuruí wartete, und die von dort nach einer kleinen Xingú-Insel unterhalb der Caxoeiras, Castanhal genannt, dirigirt

werden sollte, während wir den Strom hinabfahren und so den ganzen Bogen desselben mit den Cataracten kennen lernen wollten.

Hier ist nun wohl der geeignetste Ort, eine Uebersicht der verschiedenen Entfernungen auf dem Xingú von Piranhaquára bis zum Einfluß des Anaurahy (Porto grande) einzuschalten, geschätzt nach den betreffenden, auf dem Hinwege gebrauchten Zeiten.

Von Piranhaquára			
bis Jacuí	$11\frac{1}{4}$ Seem.	18 Seem.,	am 11ten Dec.
bis Castanhal	$6\frac{3}{4}$ =		
bis Casa do Carlos	$11\frac{1}{4}$ =	$15\frac{3}{4}$ =	am 10ten Dec.
bis Ponta	$4\frac{1}{2}$ =		
bis Piunteúa	$6\frac{3}{4}$ =	$16\frac{1}{12}$ =	am 9ten Dec.
bis Casa do Martinho	$9\frac{1}{3}$ =		
bis zur Caxoeira Cavitia, der dritten	8 =	10 =	am 8ten Dec.
bis zum Bivouak vom 7ten zum 8ten Dec.	2 =		
bis zu den Inseln der Taconhapéz	$5\frac{1}{2}$ =	18 =	am 7ten Dec.
bis zur vierten Caxoeira	2 =		
bis Tavaquára	$10\frac{1}{2}$ =		
bis Porto grande		10 =	am 5ten Dec.
Summa		$87\frac{5}{6}$ See- oder gegen 22 deutsche Meilen.	

Auf der neunstündigen Reise von Piranhaquára bis Piunteúa am 13ten December schätzte ich, wie bereits erwähnt, die Schnelligkeit unserer Fahrt stromab, die kleinen Aufenthalte abgerechnet, durchschnittlich auf $4\frac{1}{2}$ Knoten (Seemeilen in der Stunde), was auch ungefähr als die Durchschnittsgeschwindigkeit des Flusses angesehen werden kann. Dies giebt $40\frac{1}{2}$ See- oder $10\frac{1}{8}$ deutsche Meilen für die Entfernung von

Piranhaquára bis Piuntéua. Stromauf hatten wir dazu nach möglichst genauer Schätzung $19\frac{5}{6}$ Stunden gebraucht, wobei jeder Aufenthalt, bei den Caroeiras u. s. w., abgerechnet ist. Wenn man 2 Knoten als die durchschnittliche Schnelligkeit der Fahrt stromauf annimmt, was ungefähr richtig sein wird, so erhält man $39\frac{2}{3}$ Seemeilen. Der Unterschied zwischen beiden Resultaten ist nur $\frac{5}{6}$ Seemeilen, also so unbedeutend, daß jene Distance als ziemlich sicher betrachtet werden kann. Da am 14ten die letzte Uhr zerbrach, so hatten wir auf dem Rückwege keine solche Controlle für die Distancen des Hinweges von Piuntéua bis Tavaquára. Doch wird man auch hier wohl keinen großen Fehler begehen, wenn man, analog, 2 Knoten als die Schnelligkeit der Fahrt stromauf annimmt. Auf diese Art sind nun die oben angegebenen Entfernungen von Porto grande und Tavaquára bis Piuntéua berechnet worden. Der Landweg von Porto grande bis zum Tucuruí beträgt, nach unserer Schätzung, etwa 8 deutsche Meilen oder gegen 10 Legoas, mithin 32 Seemeilen, die Distance vom Tucuruí bis Souzel 27 See- oder $6\frac{3}{4}$ deutsche Meilen. Dies giebt für die ganze Entfernung von Souzel bis Piranhaquára $146\frac{5}{6}$ See- oder $36\frac{3}{4}$ deutsche Meilen.

Weit weniger genau läßt sich aber die Reise von Tavaquára bis Souzel, auf dem großen Bogen des Xingú, angeben, da erstens dieser Weg nur ein Mal von uns zurückgelegt wurde, zweitens die Schnelligkeit des Stromes fast unausgesetzt wechselte, und drittens alle Augenblicke ausgestiegen werden mußte, um die Sachen über Stock und Stein auf dem Rücken fortzutragen, während die Canoas über die Fälle und Schnellen hinabglitten. Daß hierdurch sehr viel Zeitverlust entstand und eine ziemlich große Unregelmäßigkeit in die

Länge der einzelnen Tagereisen kam, wird man sich leicht denken können. —

Ich fahre nun in der Reise fort. In der ersten der beiden großen, 30 bis 40 Fuß langen Ubás, die vermittelst der Stärke ihres 6 bis 8 Zoll dicken Bodens (welche ihrem Tiefgange etwa gleichkommt) dem Ungestüm der Caxoeiras trotzen sollten, saß die ganze Reisegesellschaft, des Padre „Knabe," zwei Steuerleute oder Lootsen, und vier Mann zum Rudern, mit Einschluß des Negers. Die zweite große Ubá hatte eine „Tolda" (Bedachung) von Palmblättern, unter der die „Carga" — d. h. unsere Einkäufe an Jurúna-Waffen und Geräthen aller Art und unsere Farinha-Vorräthe — gestaut war und in der sich der jugendliche Tapir des Padre als Passagier befand. Zwei Mann steuerten, zwei ruderten sie. Unter den Letzteren war ein alter Indianer mit einem schwarzen Strich über's Gesicht. Ein paar Jurúna-Weiber und ein Mädchen, die den Männern gefolgt waren, gehörten ebenfalls zu diesem Boote. — Endlich hatte sich Martinho mit seiner leichten Canoa uns wieder angeschlossen. Seine Frau, sein kleiner Junge und seine hübsche kleine Tochter begleiteten ihn; ein Indianer half rudern. Es bedarf wohl nicht der Erwähnung, daß stromab nur gerudert und nicht gestoßen wurde, wobei man sich meist der Strömung überließ und mehr mit den Rudern steuerte, als daß man sie zum Fortkommen gebraucht hätte.

Kurz vor der Abfahrt, die gleich nach Roxa's Ankunft, etwa zwischen 4 und 5 Uhr p. m., stattfand, nahmen wir noch Farinha für uns und die Leute ein, die wir zum Theil von Porto grande hatten kommen lassen müssen. Die Sonne ging bald unter und der Mond auf, so daß es etwa 9 Uhr p. m. sein mochte, als wir bei einer kleinen, angeblich 2 Legoas

unterhalb Tavaquára gelegenen Insel, die man uns Anaurèua nannte, mitten im Strome anlegten. Wir machten Feuer auf der schmalen Praya an und kochten ab. Unsere Redes hingen wir darauf zum Theil in einem kleinen verfallenen Rancho auf, während Andere tiefer in dem dicht verschlungenen Urwalde ihr schwankendes Nachtlager aufschlugen, oder sich um's Feuer auf dem Boden lagerten.

den 16. Decbr. Mit untergehendem Mond wurde gefrühstückt, und mit Tagesanbruch setzten wir unsere Reise fort. Von dem Anfange des großen Bogens, dicht unterhalb Tavaquára, bis Anaurena, war die Stromrichtung fast beständig eine östliche gewesen; jetzt ging sie nach S. O. über. Wir befanden uns mithin unweit der Stelle, wo wir am 5ten December von Porto grande aus wieder in den Xingú hineingekommen waren, und zwar lag die Landschaft, die wir damals schräg hinter uns hatten, heute Morgen vor uns, während die reißende Strömung uns schnell jenen oben beschriebenen Inselreihen zuführte und die Brüllaffen unsere Fahrt mit ihrem vielstimmigen Geschrei accompagnirten. Dabei erschien uns nirgends die Breite des Stromes in seinem oberen Laufe so bedeutend als hier, wo sie wohl 4 bis 6 See- (1 bis $1\frac{1}{2}$ deutsche) Meilen von einem der beiden Ufer zum anderen beträgt, die hier höher und daher leichter zu erkennen sind; doch steigen auch einzelne Eilande hügelartig aus dem mächtigen Flusse auf.

Indem wir so den Xingú hinabflogen, der hier fast eine ununterbrochene Stromschnelle bildet, schoben sich die Inseln nach und nach immer mehr zusammen und raubten uns auf diese Weise allmälig den freien Ueberblick, bis uns unvermerkt ein, einige hundert Schritt breiter, von hohen Ufern einge-

faßter Canal aufnahm, zu dessen Seiten sich prachtvoller, den Wäldern des Parahyba und der Serra bei Neu-Freiburg an üppiger Schönheit nichts nachgebender Urwald erhob. In demselben traten die Jauarí-Palmen in Massen zwischen den riesigen Laubholzstämmen, meist Gummibäumen, hervor, während der obere Contur dieser Wälder die phantastischsten Formen annahm. Bald stieg, von üppig wuchernden Lianen auf's abenteuerlichste umsponnen, die mächtige Krone eines jener ehrwürdigen Patriarchen des Urwaldes aus dem welligen Meere von Baumwipfeln, gleichsam wie ein gigantischer Straußenbusch empor, bald wölbte sich das dicht verwachsene helle Laub, gleich dem borstigen Kamm eines hoch in die Lüfte ragenden Römerhelmes über der dunklen Masse der Stämme. Umgeben von dieser herrlichen Waldeinsamkeit erblickten wir mitten im Canale ein schmales Eiland, und an dessen Saume eine zur Rast einladende Praya. Hier kochten wir ab, und erst um die Mittagsstunde bestiegen wir die Boote wieder.

Bis zu dieser Insel hatte unser Canal im Allgemeinen seine südöstliche Richtung beibehalten, obgleich sie momentan wohl noch mehr südlich gewesen war. Jetzt aber schoß er, plötzlich zum breiten, rauschenden Waldwasser werdend, völlig in südlicher, ja auf Augenblicke sogar in südsüdwestlicher Richtung fort, bis er sich nach ein paar Stunden wieder in das seeartig erweiterte Becken des Hauptstromes ergoß. Hier angelangt, nahm uns eine offene, freundliche Gegend auf, während sich vor uns ein blauer Höhenrücken hinzog. Jetzt erst — es mochte etwa eine Stunde vor Sonnenuntergang sein — konnten wir uns ein deutliches Bild des Xingúlaufes, von Anauréua an, entwerfen. Der Strom hatte nämlich seit heute Morgen einen großen Weg nach Süden gemacht (S. O.,

S. S. O., S. und S. S. W.), und ging nun bei seinem Eintritt in diese offene Gegend, auf diese Weise einen großartigen Bogen beschreibend, zuerst nach O. S. O. und dann nach O. Jene blauen Berge aber blieben ihm dabei zur Rechten, und nöthigten ihn, wie wir gleich sehen werden, sehr bald auch diese östliche Richtung wieder zu verlassen und sich nach N. O. zu wenden.

Nicht lange nach Aufgang des Mondes landeten wir auf einer Insel rechterhand. Ein dichtbelaubter Baum mit flach ausgebreiteten Aesten wurde der Hort unserer nächtlichen Ruhe. An seinen Zweigen, zum Theil von einigen eingerammten Stangen unterstützt, hing nämlich nach und nach fast die ganze Schaar ihre Redes auf, so daß sein Stamm bald von einem wahren Labyrinth von Hangematten umgeben war. — In der stillen Mondnacht wachte ich auf, und ging das Feuer zu schüren; der Doktor, der heute wieder, wie gewöhnlich, nicht schlafen konnte, gesellte sich zu mir. Dürre Zweige waren nicht mehr vorhanden; dagegen gaben die gummiartigen, fleischigen Blätter unseres Baumes ein munter knisterndes Feuer.

den 17. Decbr. Bei dem kleinen Eilande, das wir mit Sonnenaufgang verließen, macht der, hier 3 bis 4 Seemeilen breite Xingú jene bereits angedeutete zweite Hauptbiegung, indem er sich nach kurzem östlichen Laufe plötzlich nach N. N. O. und dann nach N. O. wendet, indem die bläuliche Serra von gestern Abend ihm den Weg vertritt und dann seinem rechten Ufer folgt. Auch das linke ist hügelig. Viele flache, buschige Inseln unterbrechen den ausgedehnten Wasserspiegel. Wir glitten durch einige kleinere Caxoeiras, ähnlich denen, die wir oberhalb des Xingúbogens gesehen, schnell stromab und erreichten nach

wenigen Stunden das flache, waldige Sandeiland Tapiiraquára, wo Martinho, unser Jäger und Fischer, abgewartet werden sollte. — Ich stand beim Feuer, neben einem verfallenen Rancho, und kochte gerade Reis, als plötzlich die frohe Kunde erscholl, es sei ein Tapir auf der Insel frisch gespürt. Schnell ward das kleine indianische Kinderruder, das die Kelle vertrat, von mir dem Doktor überliefert und mit der Flinte vertauscht; im Nu sprang ich in das erste beste Boot hinein und gelangte so, durch Rapasinho kräftig unterstützt, um die Insel herum zu einer andern Praya. Hier fand ich Graf Oriolla und den Padre; doch fast in demselben Augenblick verschwanden sie auch in dem nahen Dickicht, während der übrige Theil der Gesellschaft die Insel auf der entgegengesetzten Seite umgangen oder umstellt hatte. Eine große Tapir-Spur führte aus dem Holze über den Sand in's Wasser. In der Hoffnung, daß in dem dichtverwachsenen Wäldchen dennoch vielleicht eine andere Anta gespürt sein mochte, drang ich eilig hinein, wobei ich auf dem Bauche fortkriechen mußte. Graf Oriolla war bald eingeholt. Statt des Tapirs aber, der glücklich in's Wasser entkommen war, schlichen eben meine Gefährten einige Affen an, die sich auf den Bäumen hatten hören lassen. Bald kamen wir jedoch zu der traurigen Ueberzeugung, daß auch diese schnellen, pfiffigen Thiere sich uns geschickt entzogen hatten. Ein Bad in einem der, ein paar hundert Schritt breiten Flußarme, die Tapiiraquára umschließen, kühlte uns ab, und eine große Anzahl ganz vorzüglicher Fische (namentlich Tucunarés), die uns Martinho zuführte, entschädigte uns für die erfolglose Jagd.

Unterhalb der Insel schien der Lauf des Xingú eine nordwestliche Richtung anzunehmen. In weitem Umkreise tauchen überschwemmte Büsche aus dem Strome auf, der hier von

Hügeln eingefaßt ist, während Felsblöcke über seinen Spiegel ausgestreut liegen. Eine mit Wilden besetzte, gegen die Strömung ankämpfende Canoa blieb uns fern zur Seite. Unsere Jurúmas erkannten in diesem Boote den von Souzel heimkehrenden Pagé von Piranhaquára, den Besitzer jenes schönen, oben erwähnten Federmantels. Dies war die einzige Begegnung in der menschenleeren Wildniß zwischen Tavaquára und den ersten Hütten jenseits der letzten Caxoeira; — wie manchen Tag mag dieses einsame Fahrzeug noch gebraucht haben, bis es wieder zu Menschen kam!

Hohe Waldinseln engen den Strom ein, der sich in fast nördlicher Richtung zwischen ihnen hindurchdrängt. Wunderbar schön waren die mannigfachen Baumformen, die den ansteigenden dichten Urwald der langen Insel zur Linken überragten. Auch traten heute zum ersten Male wieder die Uauassú-Palmen in jenen Wäldern auf, die seit einigen Tagen den Jauarís allein das Feld überlassen hatten. — Da braust es vor uns. Wir rücken näher. Schon erfaßt uns die reißende Strömung, indem wir auf ein Gewirr von großen, mit Sträuchern überwachsenen Felsblöcken und Platten lossteuern. Doch, wir halten uns rechts und entgehen so dem Strudel. Jetzt — etwa um 4 Uhr p. m. — werden die Boote zwischen jenen Steinen und Blöcken festgelegt; sie müssen hier abgeladen und erleichtert werden, um die nahe Caxoeira zu passiren. Wir springen an's Land, klettern über Granitblöcke fort, waten bis über die halbe Lende im Wasser durch einzelne rauschende Bäche, die sich zwischen ihnen hindurchdrängen, und gelangen endlich, uns an den Büschen anhaltend, zu einem Block, der eine freie Aussicht gewährt: — wir stehen an dem größten Cataract des Xingú, der Caxoeira Juruá.

In der Breite von gewiß tausend Schritten stürzt der riesige Strom unter donnerndem Getöse über Felsriffe und Platten 20 bis 30 Fuß hoch, zum Theil in Absätzen, zum Theil auf kaum geneigter Fläche hinab. Mitten im Fall steht oben auf der Crête ein rundlicher Baum. Die große Felsplatte links unter ihm theilt den mächtigen Cataract in zwei Theile; der weite Kessel aber zu seinen Füßen ist ein Schaum. Längliche, sanftgerundete Urwaldberge fassen das wilde Gemälde in einen dunklen Rahmen.

Jetzt galt es, unsere Habseligkeiten über das Gestein nach einer kleinen Sandstelle unterhalb des Falles zu tragen, wo sie wieder eingeschifft werden sollten. Leider war schon seit längerer Zeit das Schuhwerk des größten Theils unserer Gesellschaft in so schlechtem Zustande, daß wir alle derartigen Gänge nicht mehr damit wagen konnten. Das Barfußgehen auf den spitzen Steinen war aber namentlich für meine, durch den Sonnenstich geschwollenen Füße eben nichts Angenehmes. Dennoch mußte der steinige Pfad so oft zurückgelegt werden, daß ich Zeit genug hatte, die Felsplatten näher zu untersuchen. Bei einigen dieser Blöcke bestand die eine Hälfte aus grobkörnigem Granit und die andere aus feinkörnigem Gneis *).

Unsere Ubás wurden inzwischen eine nach der andern, seitwärts des eigentlichen Falles, auf den oben beschriebenen Bächen, die sich durch das Felsgewirr Bahn brechen, behutsam hinabgelassen. Am Spiegel des Fahrzeuges war dabei stets eine starke Liane befestigt, an die sich 20 bis 30 Mann anhingen,

*) Hier oder bei einem andern Xingú-Falle fand ich außer Granit- und Gneisblöcken auch einen röthlichen Porphyr, der in seiner Structur viel Aehnlichkeit mit dem hornsteinartigen Porphyr von Elfdalen in Schweden haben soll.

um das Boot langsamer hinabgleiten zu machen. Ein paar Indianer blieben darin, um es zu leiten. Als diese schwere Arbeit vollendet war, sank die Sonne unter; wir mußten daher auf der kleinen Praya unser Nachtlager aufschlagen. Trotz der tosenden Cachoeira neben uns, und trotz eines Regenschauers schliefen wir vortrefflich.

den 18. Decbr. Nach etwas längerer Ruhe als gewöhnlich war der Bivouak bald abgebrochen und die Boote bestiegen. Jetzt erst, als wir uns einige hundert Schritt unterhalb der Cachoeira befanden, stellte es sich heraus, daß wir gestern nur ihre westliche Hälfte gesehen, indem im Osten des Steingewirrs, auf dem wir die Nacht zugebracht hatten, und das wir nunmehr für eine Insel mitten im Falle erkannten, sich noch ein anderer, ebenso breiter Flußarm befand, der sich auf ähnliche Art über Felsstücke und Platten tosend und schäumend herabwälzte. Trübes, schweres Regengewölk hing darüber. Mit diesem ersten Cataract nimmt der Strom eine nordwestliche Richtung an; aber die hohen Waldinseln theilen ihn bald in viele Arme und raubten uns alle Uebersicht. Der Canal, dem wir folgten, wendete sich mit einer kurzen Stromschnelle nach Ost und führte an einer Praya vorüber, an der angelegt wurde, um den Leuten Zeit zum Frühstück zu gönnen, ehe wir die nächste Cachoeira erreichten.

Es zeigte sich bald, daß diese Ruhe nicht unnöthig gewesen war, denn gleich unterhalb des Frühstücksplatzes wurde der schmale nach N. O. strömende Xingú-Arm zum reißenden Bergwasser, und es erforderte die größte Aufmerksamkeit und Geschicklichkeit unserer Indianer, um die Boote zwischen den vielen Steinen glücklich hindurchzusteuern, während die sich geschäftig drängenden Wellchen beständig in unsere Ubá schlugen,

so daß wir schon früh am Morgen keinen trocknen Faden mehr am Leibe hatten. Die Steine im schmalen Flußbette nahmen bald an einer Stelle so zu, daß die Boote dieselbe nur unbeladen passiren konnten, während wir, mit allen unsern Habseligkeiten bepackt, von Block zu Block springend, auf Umwegen ihnen nacheilen mußten. Doch, kaum wieder flott geworden, kamen wir an eine zweite ähnliche Stelle, bis endlich ein dritter Gangplatz (um nicht Trageplatz zu sagen) uns an die reizende Caxoeira Cairão (Caxão) führte.

Mitten in dieser Wildniß, wo wir schon seit einigen Stunden alle Uebersicht verloren hatten, rauschte unser schmaler Flußarm, gleich einem tosenden Bergwasser über Felsblöcke hin, und stürzte 10 bis 12 Fuß tief über ein zackiges Riff hinab, das von weit überhängenden, fast liegenden Bäumen und Sträuchern beschattet war, während hohe dunkelgrüne Wände von verwachsenem Laube und Schlingpflanzen, überragt von prachtvollen Uauassú-Palmen, dieses liebliche Bild wilder Einsamkeit eng umschlossen. Hier saßen wir eine Weile und sahen von unsern sonnendurchglüheten Felsplatten die Ubás den Fall hingbgleiten. — Wer, wenn er an diesem stillen, friedlichen Orte in den dunklen Spiegel des klaren, schnell vorübereilenden Bächleins blickt, mit dem der weiße Schaum des kleinen Falles so anmuthig kontrastirt, wer glaubt sich da wohl an den Ufern eines jener Strom-Kolosse der Neuen Welt? — Ob aber die andern Arme des Stromes auch nur Waldbäche sind, oder ob sie breitere Fälle bilden, das vermag ich allerdings nicht zu sagen, denn erst eine Strecke unterhalb des Cairão fingen wir wieder an, die Ufer des Stromes, der hier im Allgemeinen einer nördlichen Richtung zu folgen scheint, zwischen den vielen buschigen Inseln hindurch zu ahnen.

Der Himmel bezog sich mehr und mehr, und zu der Nässe im Boote gesellte sich bald noch der Regen von oben. — Etwa eine bis zwei Stunden unterhalb des Falles, nachdem wir pfeilschnell in gerader Richtung gen Norden fortgeschossen waren, trafen wir wieder auf eine Praya rechterhand, wo wir einen längeren Halt machten, um den Consul zu erwarten, der heute, theils in der Absicht, unsere schwer belastete Ubá zu erleichtern, theils in der Hoffnung, eine gute Jagd zu machen, mit Martinho fuhr.

Wir fanden hier einige eingesteckte Stangen, an die wir unsere Redes banden. Doch als nach langem Warten die Freunde am späten Nachmittage noch nicht erschienen waren, stießen wir, während der Regen in Strömen herabgoß, wieder ab. Jetzt ging's die Kreuz und Quere, schmalen Canälen folgend, zwischen Buschwerk fort, so daß wir von der wahren Stromrichtung keine Ahnung mehr hatten, bis wir in einen endlosen, schnurgeraden Canal gelangten, der, den holländischen an Regelmäßigkeit nichts nachgebend, gleichsam wie eine breite Schneiß oder wie eins der, uns berliner Jagdreitern so wohlbekannten Grunewald-Gestelle, einen im angeschwollenen Strome versunkenen Myrtaceen- (Eugenien-) Wald durchschnitt. Pfeilschnell und mit unzähligen Wirbeln schoß der reißende Strom in nördlicher Richtung in diesem Hauptcanal hin, — dem Caú, wie ihn Martinho dem Consul nannte —, so daß es kaum möglich war, das fast überfluthete Boot zu leiten. Dabei schweifte der Blick frei über den ungeheuren Wald, der dem Xingú nur bis zur halben Höhe entstieg, und hinüber zu den fernen Uferhügeln.

Bald darauf durchschnitten ein paar andere, ähnliche Gestelle das große Hauptgestell, in welchem der wüthende Strom

uns mit jedem Augenblick der vor uns rauschenden dritten Cachoeira näher und näher entgegenjagte, während nun auch über uns die Schleusen des Himmels sich zu öffnen schienen, nachdem an den Quellen des Xingú die Regenzeit schon seit längerer Zeit eingetreten sein mußte, was der täglich mehr anschwellende Strom auf das unzweideutigste bezeugte. Kein Wunder übrigens, da sie sich meist schon im November einzustellen pflegt, um dann, wie man uns versicherte, bis zum Juli anzuhalten, wobei, wie Herr von Martius angiebt, die Wasser des Xingú sich mehr als 35 Fuß über ihren niedrigsten Stand erheben. Bei dem gegenwärtigen Anschwellen der Gewässer fürchteten unsere indianischen Lootsen den nahen Fall im Hauptstrom zu passiren, und zwar um so mehr, da Martinho, der beste Lootse der Gegend, nicht bei uns war. Doch glaubten sie sich zu erinnern, daß ein Nebencanal sie leichter über die kritische Stelle hinwegführen würde. Wir wandten uns daher, ohne erst einen Quercanal abzuwarten, kurz links hinein in's Buschwerk, durch das wir uns nur mühsam hindurcharbeiten konnten, wobei wir uns natürlich alle Augenblicke festfuhren. Indessen wurden Zweige abgebrochen, um der andern Ubá den Weg zu bezeichnen, den wir eingeschlagen hatten.

Es war ein schweres Stück Arbeit, besonders für die bedachte „Carga," die, ohne den stämmigen ältern Indianer mit dem schwarzen Strich, der sie führte, beinahe zwischen den Büschen stecken geblieben wäre. Ihre Bedachung wenigstens wurde dabei mehrmals eingedrückt und schwebte beständig in der Gefahr, sammt allen unsern Sachen über Bord zu gehen. Doch bald hörten wir nach vielem blinden Umhertappen in dem üppig wuchernden Buschwerk das Brausen eines nahen Falles. Eiligst verließen wir die Boote und kletterten nicht

ohne Mühe über einzelne Steine und Klippen dem Getöse nach. Ein schmaler Nebencanal schoß mit 5 bis 6 Fuß hohen Wellen über große Blöcke hin. Der Fall und die Wege dahin wurden genau untersucht, allein unsere Leute hielten es für zu gewagt, die Ubás diesem Strudel anzuvertrauen, und schlugen, da überdies der Tag eben im Verscheiden war, statt dessen vor, einen Bivouaksplatz zu suchen. Wir irrten hierauf noch ein Weilchen in dem überschwemmten Myrtaceen-Labyrinth umher, bis wir endlich ein kleines Stück steinigen Erdreichs fanden, das mit Büschen bewachsen und mit Blöcken bestreut war. Vor Nässe klappernd und etwas ausgehungert, war uns dieser Ruheplatz sehr erwünscht. Doch ehe wir uns dem Schlafe überließen, spannten wir das Segel vom Growler als Zeltdach aus, machten Feuer an und erwärmten uns durch einige Tassen Thee. Der Regen nahm indessen allmälig an Stärke ab; dennoch erwachte ich öfters und ging dann, das erlöschende Feuer zu schüren, sahe auch nach unsern triefenden Kleidern, die daran trocknen sollten. — Der Mond kämpfte lange mit dem Regen. Alles schlief. Tiefe Einsamkeit herrschte um mich her. —

den 19. Decbr. Frisch gestärkt durch die Ruhe und unser frugales Frühstück bestiegen wir bereits am frühen Morgen die Boote wieder und trafen bald darauf, nach einigem Umherirren in dem versunkenen Myrtaceen-Walde, den gestrigen geraden Hauptcanal, dem wir nun folgten.

Starkes Brausen zeigte die Nähe der Caroeira Aeahiteúa an. Gleich darauf bog auch der Canal aus seiner nördlichen Richtung plötzlich nach W. und S. W., und ging dann wieder in's Endlose schnurgerade fort. Mit der Biegung verdoppelt sich jedoch die Schnelligkeit der reißenden und

wirbelnden Stromschnelle. Wir mußten dicht an der gefürchteten Stelle sein. Abermals ward links hineingebogen in's Buschwerk, denn unsere Leute waren unschlüssig, wie sie den Fall durchschiffen sollten. Hatte uns Martinho gestern schon gefehlt, so vermißten wir ihn jetzt doppelt, denn nur er kannte die Fahrt genau, und konnte mit seiner leichten Canoa die besten Stellen für die schwereren Fahrzeuge erkunden. Da plötzlich stand eine dunkle Gestalt vor uns zwischen den Büschen, als wäre sie dem Wasser entstiegen. Und siehe, es war — Martinho; der Schnurrbart machte ihn kenntlich. Schnell sprang er in unsere Ubá, mit sicherer Hand die Leitung übernehmend. Doch nach wenigen Minuten hielten wir an, denn die Boote mußten ausgeladen werden, und mühsam fortkletternd, trugen wir nun unsere Habseligkeiten über das Fels- und Steingewirr fort, das hier den kaum einige hundert Schritt breiten Canal einengt. Da gewahrten wir nun auch Herrn Theremin, der auf einem Felsvorsprung saß und zeichnete; und bald war er erreicht.

Von diesem Felsen aus übersah man die ganze Caroeira. Der Strom wälzt sich, als sei es die hineintretende Fluth, hohe Wellen vor sich her schiebend, über den steinigen Grund in dem geraden Canal wohl 1 bis 2 Seemeilen in beständiger Stromschnelle fort. Rechts säumt ihn hoher, verwachsener Urwald, vom Schaum der Wellen bespritzt, links faßt ihn das Myrtaceen-Gebüsch und über einander geschobene Granit- und Gneisblöcke ein. — Wenige Minuten unterhalb des ersten Ausladeplatzes kam ein zweiter. Der Doktor war das erste Mal im Boote sitzen geblieben; jetzt nahm ich beim Passiren der nächsten schlimmen Stelle seinen Platz ein, theils um diese Schifffahrt selbst zu erproben, theils aber auch, um

meine geschwollenen Füße etwas zu schonen. Oft glitt die Ubá zwischen Steinen hinab, oft wurde sie von den Wellen gehoben. Die Indianer entwickelten dabei viele Geschicklichkeit im Steuern und Abstoßen des Fahrzeugs. Der Tapir des Padre, die unglückliche Creatur in der Spitze des Bootes, gerieth so außer Fassung, daß er sich in die Fluthen stürzen wollte; doch Rapasinho kauerte neben ihm und erhielt ihn seinem Herrn.

Abermals ward Rath gepflogen, ob es vorzuziehen sei, mit den völlig beladenen Ubás die Fahrt den Rest der Stromschnelle abwärts bis zur letzten Caxoeira fortzusetzen, oder zu Lande unser Gepäck auf einem Richtwege, einem betretenen Pfade, dorthin zu tragen und die Boote unbeladen dahin zu senden. In zwei bis drei Stunden hoffte man den Landweg zurückzulegen; doch wir ließen uns nicht darauf ein, denn wir kannten schon genugsam den Unterschied zwischen einer Indianer-Picada und einem Fußsteige nach unsern Begriffen, und ebenso gut wußten wir, daß künstliche Manöver überhaupt, und um so mehr noch in einer solchen Wildniß, zu vermeiden sind. — Die Zeit des Wiederbeladens der Ubás benutzte Martinho's Frau, den kleinen weißen Spitz ihres Mannes mit einem Pflanzensaft roth zu färben, und mit dem Rest dieser Farbe, für welche die Indianer eine besondere Vorliebe haben, malte sie ihre und ihrer niedlichen kleinen Tochter Armbänder roth, und Letzterer rothe Ringe an den Schläfen und rothe Striche auf den Armen. Hierauf schritt sie zu einer etwas grausamen Prozedur, indem sie ihrem armen Kinde die Augenbraunen und Wimpern auszog. Die Kleine ertrug dies sehr standhaft, da ein so großes Mädchen doch einige „Soins" auf ihr Aeußeres wenden mußte. Hoffahrt will Zwang, — so heißt es auch bei den Indianerinnen der südamerikanischen Wälder!

Der Consul Theremin hatte sich bei seiner gestrigen Fahrt in dem Boote des Vaters der hübschen Kleinen sehr gefallen und Manches geschossen, besonders aber hatten ihn die interessanten Gespräche Martinho's über das Treiben der Jurúnas, und die Geschicklichkeit seines Knaben unterhalten, der sich vorzüglich durch Fische-Schießen auszeichnete. Frau und Tochter des „Deserteurs" dagegen hatten ein sehr gutes Mahl bereitet, und der Bivouaksplatz nahe der Caxoeira Acahi-téua war wohlgewählt; auch ward dem weißen Gaste eine Rede, statt der zurückgelassenen, von den freundlichen Leuten gereicht. Endlich war dem Consul von Martinho einiger Aufschluß über die Gegend, die sie zusammen durchschifft, gegeben und ihm namentlich mitgetheilt worden, daß der Caú an seinem Nordende sich in zwei Arme theilt, von denen der eine Ananaindéua (Anauraiaéua) genannt, die nördliche Richtung des Haupteanals beibehält und später den gleichnamigen Fall bildet, während der Acahi-téua, dem wir folgten, wie schon angeführt, im scharfen Winkel sich nach W. und S. W. wendet.

Der ganze Vormittag war mit dem Ueberschreiten der zuletzt genannten Caxoeira hingegangen, bis wir endlich wieder flott wurden. Pfeilschnell schossen wir nun, und zwar in der brennendsten Hitze, wohl noch eine Stunde lang von der reißenden, mächtigen Stromschnelle getragen, in dem geraden Canale fort, ohne die west- und südwestliche Richtung zu ändern. Einen Moment war ich eingeschlafen, doch Graf Oriolla beobachtete statt meiner den Compaß. Als ich bald darauf erwachte, glitten wir sanft zwischen prachtvollem Urwald hin, und eben wandte sich der lange Canal mehr nach Norden. Einen Augenblick war uns eine freiere Umsicht vergönnt ge-

wesen; jetzt aber verlor sie sich wieder, indem der Flußarm, auf's neue durch höhere Inseln eingeengt und zum 10 Fuß breiten Gebirgsbach werdend, sich gewaltsam Bahn brach durch einen Damm von Felsblöcken, der sich seinem Laufe entgegenstellte. Die Boote mußten noch einmal ausgeladen werden — doch, Gott sei Dank, zum letzten Male —, denn die langersehnte „ultima Cachoeira," Tapajúna oder Taiuma genannt, war erreicht.

Nachdem unsere Indianer eine gehörige Anzahl Stangen und dicke Aeste abgehauen hatten, gingen sie vereint an's Werk, die erste Ubá hinüberzuschaffen. Nur ein paar starke Männer blieben an der Spitze des Bootes, um es zu leiten und vor einzelnen Blöcken zu wahren; alle Uebrigen stellten sich um das Hintertheil desselben herum, um es fortzuschieben oder an daran befestigten langen Lianen aufhalten zu können, je nachdem der seichte, steinige Grund der Fortbewegung des Fahrzeugs hinderlich war oder die Strömung dasselbe mit sich fortriß. Saß aber die Ubá auf dem Grunde fest, oder konnte sie einzelne Steine nicht überwinden, dann wurden die abgehauenen Stangen und Aeste ihr untergeschoben, um sie darauf hinabgleiten zu lassen. — Der oft erwähnte schöne Indianer mit dem schwarzen Strich über das Gesicht sprang indessen, die Waffen in der Hand, von Block zu Block voraus, um den besten Weg zu erspähen, bis er endlich die Stelle erreichte, wo der schmale Flußarm, nach mehreren kleineren Absätzen, etwa 10 Fuß tief fast senkrecht in ein großes Becken hinabstürzt. Diesem Punkte nun wurde das Fahrzeug von der reißenden, schäumenden Strömung mit Blitzesschnelle entgegengetragen; die zwei Mann am Vordertheil schwangen sich behende in die Ubá, und mit einem sprungartigen Schwunge fuhr sie hinab und mitten hinein

in den schäumenden Wirbel am Fuß des kleinen Falles. — Es dauerte wohl über eine Stunde, bis alle Boote glücklich über die Klippen hinübergeschafft waren. Doch nun beluden wir sie schleunig wieder, froh, endlich von dem Warten auf den sonnendurchglühten Steinen erlöst zu sein.

So lag denn der letzte Xingú-Fall hinter uns, und hiermit war der Punkt erreicht, bis wohin die Fluth sich fühlbar macht, diese letzte Schwingung des mächtigen Oceans, jenes flüssigen Bandes, welches die entferntesten Theile der Welt mit einander verbindet. Wir traten nunmehr aus dem mystischen Dunkel hervor, das die Wälder des oberen und mittleren Stromlaufes einhüllt, indem wir den letzten Damm überschritten, der die Wildniß des Innern von der Halbkultur, der den reißenden, in Jugendkraft tobenden und schäumenden Waldstrom von dem majestätisch dahingleitenden untern Xingú trennt, welcher, gleich einem Meeresarm mitten im Lande, dem riesigen Amazonas zufließt. Ja, der jugendliche Xingú war, nachdem er sich siegreich durch alle Widerwärtigkeiten hindurchgearbeitet, zum Manne geworden!

Wir durchschnitten, beim Eintritt der wahrhaft labenden Abendkühlung, die dem schwülen Tage gefolgt war, nach einander zwei Bassins; in das erste derselben stürzten sich außer dem Waldbach, der uns hiehergeführt hatte, noch fünf ähnliche; in das zweite rollte zwischen hohen Steinwällen ein breiterer Flußarm, einen nur wenig höheren Fall bildend, hinab. Unmittelbar unterhalb der Caxoeira Tapajúna, die übrigens, der vielen Inseln wegen, von uns ebenso wenig in ihrer ganzen Breite, wie die drei vorhergehenden, übersehen werden konnte, machte der Xingú eine Biegung nach W.; auch war das Gewirr jener buschigen, steinigen Eilande in der Nähe derselben

bald zurückgelegt, während uns gleich darauf ein, wenige hundert Schritt breiter, von hochstämmigem Urwalde eingefaßter Flußarm aufnahm. Doch, über uns hing ein schweres Gewitter; einzelne Tropfen fielen, und bald goß es aus allen Kräften auf uns herab. Wir wandten indessen, dem rechten Ufer folgend, nach N. W., worauf sich, trotzdem daß noch keine Stunde seit dem Falle vergangen war, bereits die dunkelste Nacht einstellte.

Noch eine Stunde und mehr wurde, bei beständigem Regen und Gegenwinde, gerudert, bis wir endlich bei der langersehnten Praya Caranari anlegten, wo wir nach Aussage unserer Leute einen Rancho zum Nächtigen finden sollten, und eiligst sprangen wir auf die Sandfläche hinüber, an welcher der Fluß brandete. Hier tappte nun die triefende Gesellschaft nach der ersehnten Unterkunft umher. Statt des Rancho's fanden wir aber nur noch einige Stangen, die seine Stelle bezeichneten. Eben wollten wir uns in das Unvermeidliche ergeben und uns daranmachen, das Segel vom Growler, diesen Anker in der Noth, als Dach an jenen Pfählen auszuspannen, als dem Padre plötzlich der Gedanke kam, daß es möglich sein würde, in anderthalb Stunden einen Ort zu erreichen, wo er selbst einmal eine Seringera (ein Etablissement zum Gummisammeln) angelegt hatte; auch erinnerte er sich sehr wohl, daß ein Haus dabei gewesen, doch war es von seinen Leuten verlassen worden, nachdem dieselben wahrscheinlich, nach Landesart, nicht ermangelt hatten, es vorher in Brand zu stecken.

Wir hielten Rath, und da an unserm nassen Bivouak auf der Praya wirklich nichts verloren schien, so wurde der Entschluß gefaßt, die Fahrt bis zu der genannten Stelle fortzusetzen, so wenig Hoffnung auch war, etwas Besseres zu finden. Wir stießen daher wieder ab, obgleich man nicht die

Hand vor Augen sah. Man denke sich, daß wir seit Tagesanbruch nichts gegessen hatten, dazu die Nässe und die Müdigkeit von dem vielen Klettern über die Gerölle der Caroeiras, und man wird leicht begreifen, daß dies Alles nicht wenig dazu beitrug, unsere Sehnsucht nach den „Fleischtöpfen" der Igarité immer mehr zu beleben, die, als nahes Ziel für den morgenden Tag, unserer sehr herabgestimmten Phantasie gleichsam wie ein schwimmendes Feenschloß vorschwebte.

Unser Cours war nach S. W. gerichtet, soviel ich ihn bei dem beständigen Regen und der herrschenden Finsterniß beobachten konnte. Lange hatten wir stumm auf unseren Plätzen gekauert und dem einförmigen Takte der Ruder zugehört, als plötzlich Hundegebell erscholl und bald darauf ein Licht am rechten Ufer schimmerte. Unsere Ausdauer sollte reichlich belohnt werden, denn, o Freude! wir fanden nicht allein das Haus völlig unversehrt, sondern es war sogar von angezogenen, wenn auch farbigen Leuten bewohnt, die den Padre als alten Bekannten begrüßten und uns durch die einfache Veranda in ein geräumiges Zimmer führten. Bald loderte ein munteres Feuer am Boden der Hütte, an welchem unsere alte Wirthin das Mahl bereitete, während wir die trocknen Hangematten, die uns ihr Mann gegeben, so nahe wie möglich an diesem einfachen Heerde aufhingen, um uns in ihnen auszuruhen und zu erwärmen. Seit mehr als zehn Tagen hatten wir uns ohne Salz beholfen, und seit dem Verlassen der Igarité hatten wir kein Licht gehabt, außer dem leuchtenden Bivouakfeuer. Man denke sich daher, welchen Comfort wir genossen, als wir heute Beides wiederfanden, und als wir, wie sich unsere Leute ausdrückten, statt der unverdaulichen „heidnischen," endlich einmal wieder „christliche" Farinha essen konnten!

den 20. Decbr. Die Nachtruhe hatte uns wohlgethan. Ohne dieses gastliche Obdach wären wir überdies leicht, bei dem anhaltenden Regen, dem Fieber ausgesetzt gewesen, das, wie bereits erwähnt, nicht selten den Fremden in diesen Gegenden befällt. In der Veranda unseres viereckigen Häuschens genossen wir, einen Regenschauer abwartend, einige Cujas voll Mingáo, den wir hier zum ersten Male kosteten.

Die Seringera stand auf einem kleinen freien Fleck am Rande eines sehr verwachsenen, hochstämmigen Gummi-Waldes, von wo man eine freie Aussicht den Xingú aufwärts hatte, der kurz oberhalb der Hütte seine südwestliche Richtung in eine nordwest- und westnordwestliche verändert, die etwa auf der Höhe der Seringera in die schnurgerade Richtung nach N. W. z. N. übergeht, welche der Strom von hier bis zu seiner Mündung in den Amazonas fast durchgehends beizubehalten schien *). Diesem Umstande war es denn auch zuzuschreiben, daß wir von jetzt ab bei unserer Weiterreise stromab, die wir etwa um $8\frac{1}{2}$ Uhr a. m. antraten, den geraden Seehorizont wieder vor uns hatten, während die Breite des Xingú, den hoher Urwald auf beiden Seiten begleitete, zunächst hier kaum tausend Schritt betrug. Linkerhand ließ uns indessen eine scharf markirte Schattirung in den Baumwipfeln einen Nebenfluß, oder wenigstens einen bedeutenden Nebenarm vermuthen, der bei der Spitze links vor uns sich mit dem Hauptstrom vereinigen würde; allein hier angelangt, ergab sich's, — was uns übrigens schon von unsern Indianern vorhergesagt worden,

*) Auf der Hinreise, wo wir uns beständig am rechten Ufer hielten, erschien mir die Stromrichtung zwischen Porto de Móz und Acajuira N.; von da an N. N. W., dann bei Pombal N. W., und bei Souzel N. W. $\frac{1}{2}$ N.

— daß es nur eine nach S. W., also der Stromrichtung entgegen gerichtete, tief in die Wälder eingreifende Bucht war. — Nicht lange danach landeten wir in zwei auf einander folgenden Roças am entgegengesetzten Ufer. In der ersten derselben erstanden wir einen Vorrath von Mehl und eine schöne Ente, und in der zweiten versahen wir uns mit einer nicht geringen Zahl von Melancias, die von jetzt ab der einzige Trost unseres durch die Mandioca ruinirten Magens wurden. Bei dieser Gelegenheit machten wir die Bemerkung, daß in dieser Gegend hie und da Thonschiefer am Ufer über den Spiegel des Xingú zu Tage kommt, während Granit und Gneis mit der letzten Carroeira verschwinden.

Schon den ganzen Morgen über hatten wir am Horizont vor uns mitten im Strome die Wipfel einer Baumgruppe gesehen; jetzt stieg dieselbe allmälig höher empor, ja nach und nach kam das buschige Eiland selbst zum Vorschein, in welchem sie wurzelte, und Castanhal, die kleine Insel mit ihren beiden am Abhange stehenden Ranchos, lag deutlich vor uns. Aber welch' herbe Täuschung! — von unserer ersehnten Igaritè war keine Spur zu entdecken! Wir sahen uns fast die Augen aus dem Kopf danach, allein vergebens, — bis wir endlich, schon dicht an das Eiland gelangt, nach langem, fruchtlosem Spähen ihren Mast über einem kleinen Busch am sandigen Strande zum Vorschein kommen sahen. Leicht wird man sich unsern Jubel vorstellen können, als um Mittag die Igaritè, dieses erste Ziel unserer Reise, wirklich glücklich erreicht war.

Jetzt ging's an's Auspacken, Sonnen, Trocknen, Sortiren, Ordnen, Einpacken und Stauen unserer Sachen, an's Waschen und Umziehen, vor allem aber — an's Kochen. Der Entenbraten schmeckte uns vortrefflich; auch an Wein fehlte es

nicht. Unterdessen sahen wir zum ersten Male die Fluth wieder am sandigen Ufer einige Fuß emporsteigen, denn in dieser Jahreszeit, wo der Xingú im Anschwellen ist, dringt sie nicht ganz bis zur letzten Caroeira.

Um 4 Uhr p. m. lichtete die Igarité den Anker. Es war gerade um die Zeit des Caffees; — wie wurde der verschlungen! Ueberhaupt kam uns der heutige Tag wie ein wahrer Festtag vor, und kaum konnten wir uns in unsern Reichthum finden. — Die ganze Nacht hindurch wurde gerudert, so daß uns leider die Dunkelheit den Anblick der Mündung des Tucurui raubte.

den 21. Decbr. Zwischen 8 und 9 Uhr Morgens ankerten wir vor Souzel. Der Abschied von unserem erprobten Reisegefährten, dem Padre Torquato, dem wir unser ganzes Leben lang verpflichtet sein werden, wurde uns schwer, so sehr hatten wir uns in einander hineingelebt. Ihm allein verdanken wir es, daß wir unsere interessante Expedition so weit ausdehnen konnten, denn ohne seine, den Wilden Vertrauen einflößende Gegenwart hätten wir gewiß mit viel mehr Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt. Ebenso wären die Leute aus Souzel und vom Tucurui, welche uns auf sein Geheiß begleiteten, ohne sein Beisein gewiß weit weniger willig gewesen.

Wir warteten noch mehrere Stunden auf die Canoas unserer Jurúna-Freunde, die uns nicht so schnell hatten folgen können; allein als sie immer noch nicht erschienen, sahen wir uns endlich, um die Ebbe nicht zu versäumen, um 3 Uhr p. m. genöthigt, die Rhede von Souzel zu verlassen, nachdem wir noch ein letztes Mal unser frugales Mittagessen mit unserm lieben Freunde, dem Padre, getheilt hatten. — Am Abend

zwangen uns Regen-Böen, am rechten Ufer zu ankern. Die Igarité schlingerte so, daß Graf Oriolla eine leichte Anwandlung der Seekrankheit empfand.

Seit einigen Tagen war denn nun leider die so gefürchtete Regenzeit in aller Form eingetreten. Welches Glück für uns, daß wir den schwierigen Theil der Reise bereits hinter uns hatten, denn während der Zeit der Stromfülle ist, wie man sagt, der Xingú für kleinere Fahrzeuge kaum fahrbar. — Auch heute war uns der Wind entgegen, obgleich es in dieser Jahreszeit, wenn ich den Padre richtig verstanden habe, am untern Strome meist aus West und Nord zu wehen pflegt, wogegen sich das übrige Jahr hindurch der Vento geral bis hieher erstrecken soll. den 22. Decbr.

Am Morgen hielten wir einen Augenblick bei dem Oertchen Pombal *) an, um Lebensmittel einzukaufen. Es besteht aus einigen wenigen, mit Palmstroh bekleideten und bedeckten ärmlichen Häusern oder Hütten am sandigen Strande. Zwischen ihnen wuchern Bananen und mit Palmen untermengtes Buschwerk. Im Hintergrunde erhebt sich undurchdringliche Waldung, aber nicht mehr der schöne, hochstämmige Urwald des mittleren Stromlaufs, sondern schon das weniger hohe Holz, das den Xingú bis Porto de Móz hinab begleitet.

Um Mittag ruderten wir, bei starkem Gegenwinde, an Veiros vorüber; am Abend aber war das Wetter wieder

*) Nach v. Spix und v. Martius, Th. III. pag. 1050. in der Landessprache Piraquiri genannt, ebenso wie Souzel auch der Name Aricara, ferner Veiros, das früher an einem andern Orte gestanden haben soll, der Name Ita-Coruſsá, d. i. Steinkreuz, und Porto de Móz Maturá beigelegt wird.

freundlich. Eben las ich auf meiner Bank in Graf Bismark's „Freiligrath" von Löwen, Tigern und Palmen; — da plötzlich erklang Trommelschlag, mit Pfeifentönen untermischt. Ein Boot kam uns entgegen und glitt dicht an uns vorüber. Es war mit drei Flaggen geziert, alle weiß, mit einem Marienbilde darauf. Diese Boote, sagte man uns, führen auf dem Strom einher, um Collekten zum nahen Feste zu sammeln; auch ist die Weihnachtszeit für die Bewohner des untern Xingú schon darum einer der wichtigsten Abschnitte des Jahres, weil alsdann die Seringeros, d. h. fast die ganze männliche Einwohnerschaft, die zum Gummisammeln ausgezogen war, wieder nach ihren Ortschaften und zu ihren verwaisten Familien zurückkehrt. — Um Mitternacht gingen wir im Acahí, unweit der Wohnung unseres Lootsen, vor Anker.

den 23. Decbr. Hier versahen wir uns mit einigen Gegenständen, die Albuquerque auf unseren Wunsch hatte bereit halten lassen, namentlich mit bemalten Cujas, großen, topfartigen Früchten des Sapucaja-Baumes und großen Palmen-Fruchtkapseln, deren man sich hier statt der Schaalen bedient. Alle diese schönen Dinge wanderten mit uns nach Europa.

Nach einigen Stunden Aufenthalt setzten wir unsere Reise fort. Des Lootsen Frau war ihrer Niederkunft nahe, doch fiel es ihrem Manne nicht einmal ein, dieses Umstandes nur gegen uns zu erwähnen, oder gar den Wunsch durchblicken zu lassen, bei ihr zurückzubleiben: so wenig ängstigt man sich hier um dergleichen. Die Indianerinnen dieser Gegend werden durch ihre Entbindung kaum einen Tag von der Arbeit abgehalten, ja die Jurúna-Frauen baden sich sogar gleich mit dem Neugebornen im Strome.

Bald lag der Acahí hinter uns mit seinem breiten Saume von Caladium, welche Pflanze sich überhaupt am untern Xingú weit häufiger und in weit größerer Masse als oberhalb der Caroeiras findet. — Gegen Abend tauchten am Ende des unbegrenzten, meergleichen Spiegels des Xingú die unzähligen Inseln des Amazonas vor uns auf, hinter denen sich die blauen Höhen der Serra de Almeirim in weiter Ferne, dem Auge kaum erkennbar, erhoben, während sich links vor uns das niedere Land der Campos de Aquiquí ausdehnte. Wir ruderten hart an den Wäldern des rechten Ufers hin, die in den Strom hinein vorspringen, und wurden erst Porto de Móz gewahr, als wir dicht dabei waren, so unbedeutend erscheint, von hier aus gesehen, die Reihe ärmlicher, sich am Waldsaume hinziehender Hütten. — Die Abendsonne stand im Golde. An das Land steigend bemerkten wir die Vorbereitungen zum Weihnachtsfeste.

Der Commandant hatte die Güte gehabt, für mich ein 10 Fuß langes Krokodil einfangen zu lassen, aber leider war es seinen Wunden erlegen; im Ufersande jedoch fand ich noch einige Spuren von ihm, indem seine starken Schilde daraus hervorragten. Eine ebenso wohlgemeinte Aufmerksamkeit wurde mir noch von Seiten des Schullehrers des Oertchens, indem er mir eine Ansicht der Stadt überreichte, die er selbst für mich gezeichnet hatte. Endlich ist noch als eine ähnliche freundliche Gabe zu erwähnen eine Skizze des Xingú-Laufes, die mir der Kaufmann Feio, der Freund und zugleich der französische Lehrer des Padre, bei unserer Abfahrt von Souzel schenkte, und die ich neben den mannigfachen Andenken unseres geistlichen Freundes dankbar aufbewahre.

Die Sterne funkelten hell, als wir in den Amazonas ein-

liefen. Der melancholische Gesang unserer Ruderer unterbrach allein die Stille, und auf dem meerartigen Xingú hinter uns, dem wir jetzt für immer Lebewohl sagten, lag finstere Nacht. Wie anders, wie reich an Erinnerungen erschien er uns in diesem Augenblick, und wie viele Wunder hatte er uns enthüllt, die wir vor drei Wochen, als wir ihn zum ersten Male erblickten, kaum geahnt hatten! — Nahm ich auch von ihm wie von einem Freunde Abschied, so zog mich doch mächtiger noch der blaue Ocean an, dem wir heute Nacht wieder unsern Lauf zuwendeten.

den 24. Decbr. Mit dem Eintritt in den königlichen Strom trafen wir wieder den Vento geral, der sich uns von jetzt an ebenso hemmend entgegenstellte, als er unsere Reise stromauf begünstigt hatte. Einen kurzen Augenblick abgerechnet, wo wir frühmorgens zu Tapará landeten und ich eine Krokodil-Schale erstand, auch Cora-Wurzeln und eine Art Bataten eingehandelt wurden, kämpften wir fast den ganzen Tag über gegen ihn an. Dabei wehete er heute so heftig, daß er im Verein mit der Fluth die Igarité zum öftern in eine „walzende" Bewegung versetzte. Wir sahen uns daher genöthigt, Stangen schneiden zu lassen, um das Boot mühsam am Caladium und Uferschilf entlang fortstoßen zu können. Gegen Abend endlich legte sich der Gegenwind, und bald spannte der Himmel sein helles Sternenzelt, an dem das Südkreuz funkelte, über die dunklen Fluthen des riesigen Amazonas aus, als wollte er selbst die Weihnachts-Nacht festlich begehen. Am rechten Ufer schimmerten indessen die wenigen Lichter von Villarinho; das Eiland aber auf der Höhe dieser beiden Hütten lag noch vor uns. Da erfaßte uns die heftige Strömung, gegen die wir vergeblich kämpften; das Boot steuerte nicht mehr, und wir fuhren uns daher einen

Augenblick auf der Sandbank fest, die sich an die obere Seite des Inselchens anschließt. Doch mit vereinter Kraft arbeiteten wir uns wieder los, so daß unsere Weihnachtsfeier nur auf wenige Augenblicke unterbrochen wurde. Die Igarité war nämlich festlich erleuchtet, indem außer der „Fighting-lantern," die, wie alle Abend, an der Decke hing, noch vier auf Bonteillen gesteckte Lichter brannten, welche natürlich alle Augenblicke vom Zuge ausgeblasen und mit seltner Consequenz immer wieder angezündet wurden. Graf Bismark lieferte uns vortreffliche, aus Schiffszwieback bereitete „arme Ritter," wahrlich keine üble Anspielung auf die Gesellschaft selbst! Graf Oriolla dagegen machte Glühwein, in welchem viele Gesundheiten und vor allem das Wohl der Abwesenden getrunken wurde, deren ja ein Jeder von uns in seinem Herzen gedachte. Endlich noch hatten wir aus Cora-Wurzeln, wenn mein Gedächtniß mich nicht täuscht, eine Art Kartoffelbrei bereitet. Uebrigens waren, trotz all' dieser herrlichen Genüsse, unsere Gedanken mehr jenseits des Oceans als in der Neuen Welt, indem wir sie von einem geliebten Orte Europa's zum andern wandern ließen. Es wurde auch gesungen, doch der Gesang fand heute nicht einen so allgemeinen Anklang, wie sonst. — Indessen zog düsteres Gewölk herauf; die Lichter gingen aus, und die Gesellschaft suchte die Ruhe.

Der Morgen des ersten Weihnachtsfeiertages fand uns wieder in voller Arbeit gegen Strömung und Wind. Dabei war es schwül, und ein warmer Regen goß in Strömen vom Himmel herab. Doch hatten wir seit einigen Tagen den offenen Theil der Igarite mit Segeltüchern und getheerter Leinwand überdacht, um uns gegen den Einfluß der nassen Jahreszeit den 25. Decbr.

einigermaßen zu schützen. Nur an den Seiten war diese Bedachung stellenweis aufgebunden, damit die Leute ungestört rudern konnten.

Um 11 Uhr a. m. erreichten wir die kleine Bucht hart oberhalb Gurupá, woselbst auch der brasilianische Kriegsschooner „Rio-grandese" vor Anker lag. Der Commandeur desselben kam alsbald an Bord der Igarité, um sich auf Befehl des Präsidenten von Pará zu meiner Disposition zu stellen. Ich sah mich leider aber um so mehr genöthigt, dieses freundliche Anerbieten abzulehnen, als der Schooner noch mehr Zeit zur Reise nach Pará gebraucht haben würde, als die Igarité, da er in den engen Canälen nicht kreuzen konnte und zum Rudern natürlich noch weniger geeignet war, als dieses, auch schon schwerfällige Fahrzeug.

Für diese Fahrwasser ist, meiner Ansicht nach, außer den Dampfbooten nichts mehr geeignet, als große, stark bemannte, mit einem leichten, aber undurchdringlichen „Sonnendeck" versehene Gigs. Für die Cataracten des Xingú und oberhalb derselben werden jedoch die Canoas, ihres geringen Tiefganges wegen, stets das Beste bleiben. — Uebrigens ist zu einer Dampfschifffahrt auf dem Amazonas bereits insofern der Grund gelegt, als kurz vor unserer Ankunft in Pará ein kleines, zur Fahrt zwischen diesem Orte und der Insel Marajó bestimmtes Dampfboot von Nordamerika eingetroffen war.

Wir verließen den Ankerplatz, nachdem die getrocknete Schlangenhaut und einige Lebensmittel eingenommen worden waren. Das Wetter hatte sich unterdessen aufgehellt, und die Sonne brach eben durch das düstere Gewölk, als wir unter dem steilen Uferrand hinfuhren, auf dem Gurupá sich hinzieht. — Am Abend befanden wir uns auf der Höhe des Ortes, wo

vor fast vier Wochen die Schlangentödtung stattgefunden hatte. Die Nacht war sternhell; doch fiel uns ein weißlicher Schein am westlichen Himmel auf.

Noch lag schwerer Morgennebel auf dem Strome; bald aber, gleich nach Sonnenaufgang, konnten wir bereits im N. N. O. jene Waldspitze am Ende der hochstämmigen Urwälder des rechten Ufers erkennen, hinter welcher der obenerwähnte mächtige Arm, Tagipurú genannt, den Rio de Gurupá *) verläßt. Gerade in N. dagegen zeigte sich eine zweite, weiter zurückliegende Waldzunge. Es war dies der Punkt, wo wir am 29sten November aus dem Ituquára in den Amazonenstrom eingelaufen waren. Etwas mehr links endlich, in N. ½ W., peilten wir das Ende des Landes zur Linken, welches wohl als eine der Ilhas de Gurupá zu betrachten ist, die v. Spix und v. Martius auf ihrer Karte angeben. Zwischen den beiden letztgenannten Spitzen lag es wie ein Stück Seehorizont gegen die Mündung zu. — Nicht lange danach liefen wir in den Tagipurú ein. den 26. Decbr.

Hier sei es mir vergönnt, mit wenigen Worten dasjenige einigermaßen im Zusammenhange nachzuholen, was wir über die Verbindungscanäle des Amazonas und Pará, und die eigenthümlichen Strömungsverhältnisse jener Gewässer, theils aus eigener Anschauung, theils aus den Angaben unseres Lootsen Albuquerque schöpfend, in Erfahrung gebracht und bisher unerwähnt gelassen haben. — Von dem großen, inselreichen, nach N. O. fließenden Hauptstrome, und zwar von seinem südlichen Arme, der von der Mündung des gleichnamigen Zuflusses

*) Siehe oben pag. 503 und 575.

an, zuweilen den Namen des Xingú bis Gurupá fortführt, meist aber in dieser Gegend Rio de Gurupá genannt wird, und der sich später mit dem Rio de Macapá vereinigt, zweigen sich zwei ungefähr parallel, und zwar nach S. O. laufende Hauptcanäle ab, nämlich der Tagipurú und der Jaburú, die in das oft erwähnte Meer süßen Wassers, welches die Küsten Marajó's unter dem Namen des Rio da Cidade oder des Parástromes in S. und O. bespült, und zwar in den westlichen Theil desselben münden, den wir bereits oben unter der Benennung der Bahia das Bocas kennen gelernt haben. Außer dem Limão, einem ganz kurzen Arme, der den Tagipurú mit dem Uituquára verbindet, befinden sich an Verbindungscanälen zwischen dem Tagipurú und dem Jaburú, von Norden anfangend, noch: ein namenloser Nebencanal des Jabirava, dann der Bojassú, der Furo das Ovelhas, der Macujubi, der Furo das Velhas und endlich der Aturiazal. Von der Einmündung des Aturiazal an führt der Tagipurú den Namen Furo de Melgaço, nach dem Orte, wohin er sich von hier aus wendet, während der Jaburú von dem Einflusse desselben Zwischencanals an, Rio dos Breves genannt wird. Der Uituquára, in dem wir vom 27sten November Abends bis 28sten Nachmittags geschifft waren, nimmt, wie wir oben gesehen haben, in derselben Bucht des Amazonas seinen Anfang, aus der der Tagipurú abfließt, läuft mit dem Rio de Gurupá parallel und ergießt sich in den Jabirava, der sich kurz zuvor von dem Amazonenstrom getrennt hat, gleich darauf den Jaburú aufnimmt und dann nach O. weiterströmt, um sich weiter unterhalb wieder mit dem Rio de Macapá zu vereinigen *). —

*) Siehe oben pag. 569.

Ferner erfuhren wir, daß der Tagipurú zwei Zuflüsse von Westen her erhalten soll, nämlich den Igarapé das Cobras (Rinho das Cobras grandes) und den Igarapé da Lagoa, der vom Lande des Xingú kommen und für leichte Fahrzeuge fahrbar sein soll. Es ist jedoch nicht unmöglich, wenn auch keineswegs wahrscheinlich, daß Albuquerque diesen Igarapé mit dem von Herrn v. Martius angeführten und auf seiner Karte eingezeichneten Riacho da Laguna verwechselt hat, der die Verbindung zwischen dem bei Gurupá mündenden Pucuruhy und dem Uanapú macht, jedoch im Sommer zum Theil ausgetrocknet ist *).

Was nun die Strömungsverhältnisse in den Gewässern zwischen dem Amazonas und dem Pará betrifft, so hängen dieselben wohl theils von deren verschiedenartigem Gefälle ab, theils von den Einflüssen des Oceans, theils von der Größe des Druckes der Wassermasse des riesigen Amazonas, und endlich noch von dem Fallen und Anschwellen der bedeutenden Ströme, die den Pará bilden. Da die Regenzeit am obern Amazonas und an den Quellen seiner großen Nebenströme nicht gleichzeitig eintritt, so entsteht schon hierdurch eine große Unregelmäßigkeit in den Strömungsverhältnissen, und es würde ein jahrelanges Studium dazu gehören, wollte man über dieselben und ihre Ursachen völlig in's Klare kommen.

In der Zeit, wo wir diese Gegenden durchschifften, strömte, wie oben angeführt, der Tagipurú beständig dem Pará zu: ein Beweis, daß jener der Hauptabfluß für den nach S. O. fluthenden Theil der Wasser des Amazonas ist, die sich in ihm mit solcher Macht fortwälzen, daß sie die

*) Vergl. v. Spix und v. Martius, Th. III. pag. 1047.

oceanischen Einflüsse besiegen. Im Jaburú dagegen machten sich die letzteren auf doppelte Weise bemerkbar, indem die Fluth sowohl von Norden durch die große nördliche Mündung, den Canal de Braganza do Norte, als im Süden durch den Pará in diesen Flußarm hineintritt. Die Scheide der Gezeiten lag hier, im Jaburú, bei der Einmündung des Furo das Ovelhas. Sollte vielleicht die Ursache dieser Erscheinung hauptsächlich in der verschiedenen Beschaffenheit des Grundes zu suchen sein? Hat vielleicht der Tagipurú ein stärkeres und gleichmäßigeres Gefälle als der Jaburú? — Diese und ähnliche Fragen lassen sich auch in Bezug auf den Uitnquára aufwerfen, der, gleich dem Tagipurú, beständig ebbte, als wir ihn hinauffuhren.

Der immense Druck, den der nach S. O. gerichtete Theil der trüben Fluth des Amazonenstromes ausübt, läßt schon auf die Größe der Wassermasse schließen, welche durch den breiten, selbst für große Kriegsschiffe fahrbaren Tagipurú beständig nach dem Süßwassermeere im Süden Marajó's abströmt. Noch mehr aber wird der Reisende in der Ansicht, daß der Parástrom als die südliche Mündung des Marañon zu betrachten ist, dadurch bestärkt, daß er in diesem großen Becken weder die krystallhellen Wasser des Uanapú, noch die klaren, olivenfarbenen Wellen des riesigen Tocantins die Oberhand gewinnen sieht, indem die trübe Lehmfarbe des Amazonas bis zur Vereinigung mit dem Oceane stets den Grundton in der Mischung aller dieser Ströme bildet. —

An der rechten Seite der Mündung des 150 bis 200 Schritt breiten Tagipurú, in den wir nun einliefen, stieg ein Wald von kugelartigen Fächerpalmen aus dem üppigen Caladium-Saume empor, während sich gegenüber hohes Laubholz erhob. Hier überholten wir eine Igarité, ähnlich der unseren,

die ihre runden „Pagaien" durch daran gebundene Stangen zu langen „Riemen" verlängert hatte: eine Erscheinung, die schon an und für sich uns auffiel, indem, wie wir uns bereits auf der Hinreise überzeugt hatten, ein Boot in diesen Gewässern zu den Seltenheiten gehört.

Im ersten Augenblick war die Richtung des Canals O. S. O., später S. O.; dann wurde sie O., O. z. N., O. N. O., und endlich um Sonnenuntergang, und zwar da, wo der Limão von N. W. z. W. in den Tagipurú fiel, wieder O. Den ganzen Tag über begleitete hoher, prachtvoller, mit Massen der schlanksten Assais untermischter Urwald, der jedoch nach und nach an Höhe abnahm, unseren breiten Stromarm. Gleich nach der Vereinigung des letztern mit dem Limão sahen wir, beim Eintritt der Dunkelheit, den zweiten der obenerwähnten Canäle in nordnordöstlicher Richtung nach dem Jabirawa abgehen, worauf der Tagipurú zuerst nach O. S. O., nach einer Stunde aber einen Moment nach S. O. z. S., gleich darauf nach O., dann nach S. S. O., und endlich nach S. z. O. ging. Ein kleiner, kurzer Igarapé, wie ihn mir der Lootse bezeichnete wahrscheinlich der oben als Bojassú aufgeführte, zweigte sich später da, wo unser Hauptcanal sich nach S. S. W. wandte, nach N. O. ab. Nicht lange danach kamen wir an einen westlichen Zufluß, den bereits oben angeführten Igarapé das Cobras, worauf der Tagipurú eine Stunde lang beinahe in südlicher Richtung bis zur Mündung des Furo das Ovelhas fortfloß, um dann etwa zwei Stunden lang, an der Mündung des Macujubi vorüber, ungefähr nach S. O. zu streichen. Später wandte er sich nach S. z. W., während ein Igarapé, den Albuquerque nicht näher bezeichnete, geradeaus blieb.

Lange schon hatte ich mit dem Schlafe gekämpft und mich demselben einige Male auf kurze Zeit überlassen, so daß ich hier die Canalrichtung vom Furo das Ovelhas bis zum Macujubi blos nach der Aussage des Lootsen und nicht nach eigener Anschauung habe angeben können. Eine kleine Strecke weit ging nunmehr der Tagipurú nach S. z. O.; er ist hier 300 Schritt breit, wie denn seine Breite vom Amazonas ab, durchschnittlich immer zwischen 200 und 300 Schritt beträgt. An dieser Stelle vereinigt er sich mit dem von W. kommenden Igarapé da Lagoa, während der Furo das Velhas, diesem gegenüber, nach N. O. abgeht.

den 27. Decbr. Der Morgen graute, als Albuquerque in diesen letztern, kaum 100 Schritt breiten Canal, ihn für den Aturiazal haltend, hineinlenkte. Als die Sonne aufging und meine Gefährten erwachten, lag die Igarité im Schatten einer dichten Fächerpalmen-Gruppe, die mit einer dicken Masse von Schlingpflanzen überzogen war, über welche ein Netz von den prachtvollsten Passionsblumen herabhing. Graf Oriolla machte darauf den sinnreichen Vorschlag, die Rudereinrichtung jenes Bootes nachzuahmen, dem wir gestern Morgen an der Mündung des Tagipurú in den Amazonas begegnet waren, und sogleich wurden unsere Leute in den Wald geschickt, um Stangen zu schneiden, die dann an die Pagaien gebunden wurden. Die Kraft der auf diese Weise entstandenen langen Riemen war so bedeutend, daß die Hälfte der Hände der Igarité mit größerer Schnelligkeit rudern konnte, als es sonst die ganze Mannschaft im Stande gewesen war. Hieraus erwuchs noch der große Vortheil, daß wir von jetzt ab zwei Wachen formiren und so die Leute Tag und Nacht arbeiten lassen konnten.

Im Furo das Velhas ebbte es stark gegen den Jaburú, während wir den Tagipurú mit gewohnter Schnelligkeit gegen S. z. O. vorüberströmen sahen. Wir verbrachten nämlich den größten Theil des Vormittags in dem erstgenannten Canale, weil wir wohl über eine Stunde in nordöstlicher und ost-zu-nördlicher Richtung in denselben hineingerudert waren, ehe der Lootse seinen Irrthum entdeckte. Doch die verlorene Zeit gereute uns nicht, denn die prachtvolle, obschon niedere Vegetation, eine wahre Musterkarte von Palmen mit den herrlichsten Blumen, namentlich Passionsblumen und Stizolobium, entschädigte uns in reichlichem Maße dafür. Da der Furo das Velhas zu seicht für die Igarité und außerdem ein Umweg für uns gewesen wäre, so kehrten wir wieder zum Tagipurú zurück, dem wir eine kleine Strecke weit nach S. z. O. folgten, bis wir sehr bald die Mündung des Aturiazal — die übrigens der des Furo das Velhas zum Verwechseln ähnlich ist — erreichten und in sie hineinbogen.

Der Aturiazal läuft nach N. O. z. O., biegt dann nach O. z. S. bis zu einer Gabeltheilung, wo er sich nach S. O. z. O. wendet, während ein anderer Canal nach N. O. abgeht. In der Breite von kaum 100 Schritten streicht er in gerader Linie, gleich einem gegrabenen Canale, zwischen zwei Wänden von Fächerpalmen hin. Seine späteren Richtungen sind: S. O. — O. S. O. — O. S. O. z. O., und O. S. O. — Nachdem wir eine, am linken Ufer gelegene einsame Reispflanzung passirt hatten, liefen wir noch vor Sonnenuntergang in den nach S. O. laufenden Jaburú, von hier ab Rio dos Breves genannt, ein, wo uns wieder der bekannte hohe Urwald zur Seite begleitete. — Um 11 Uhr p. m. legten wir bei Breves an.

den 28. Decbr. Mit Tagesanbruch gingen wir daselbst an das Land, um einige Lebensmittel einzukaufen und einen Lootsen für die Weiterreise zu suchen. Bis hierher nämlich ist die Hauptwasserstraße, sowohl für große Schiffe als für kleine Fahrzeuge, die von Gurupá stromab nach Pará wollen, dieselbe, der wir gefolgt waren. Für die Fahrt von Breves nach Pará aber giebt es zwei Wege. Die größeren Fahrzeuge halten die Mitte des Parástromes, und laufen dann durch die Canäle bei der Ilha das Onças bis vor die Stadt. Die kleineren Boote dagegen gehen hart längs den Küsten Marajó's fort, gedeckt durch den Rideau von kleinen Inseln, die sich längs derselben hinziehen, bis zu der sogenannten Bahia de Marajó *), setzen dort quer über den Parástrom und laufen darauf in den Furo do Japim (Japii) ein, der sie zwischen den Inseln auf der Westseite der Mündung des Tocantins hindurch erst in den sogenannten Limoeiro und dann in den Tocantins selbst führt. Die Richtung dieses Stromes durchschneidend, dirigiren sie sich nach dem Anapú, einem seiner rechten Nebenflüsse, gelangen von da durch den bereits oben erwähnten Igarapé-mirim in den Rio Mojú, und auf diesem endlich nach Pará. Diesen Weg nennt man „pára dentro," den innern, im Gegensatze zu dem von den größeren Fahrzeugen benutzten, der mit „pára fora," der äußere, bezeichnet wird.

Albuquerque kannte die Fahrt durch den Japim, Limoeiro, Tocantins und Igarapé-mirim nicht, und dem Mulatten Furtoso, einem unserer Seeleute, der sich anbot

*) Siehe oben pag. 548. — In die Bahia de Marajó ergießen sich, nach Albuquerque's Angaben, der Atua, dann östlich davon der Jupati, der Muana u. m. a. Flüsse.

uns zu führen, wollten wir uns nicht anvertrauen; so blieb uns denn nichts übrig, als hier in Breves einen Lootsen zu suchen. Da sich keiner fand, so stellte uns der Kommandant des Oertchens endlich einen sicheren Mann dazu, worauf wir, bald nach Sonnenaufgang, Breves verließen, nachdem dessen freundliche Bewohnerinnen mir noch einige Eier zum Geschenk gebracht hatten, die auch sehr dankbar aufgenommen wurden.

Den ganzen Vormittag über kämpften wir, fast ohne vorwärts zu kommen, gegen die Seebrise und die nach und nach eintretende Fluth in dem etwa 500 Schritt breiten Rio dos Breves, an dessen Ufern man hie und da ein auf Pfählen stehendes Haus oder eine Roça am Saume des, oft mit mehr als 100 Fuß hohen Fächerpalmen untermischten Laubwaldes erblickt. Nach langem vergeblichen Arbeiten legten wir am rechten Ufer bei einem prachtvollen Palmenwalde an, der uns viel Gelegenheit zum Zeichnen gab. Hier wurde abgekocht, und mit eintretender Ebbe ging's weiter. Bei Sonnenuntergang breitete sich der geröthete Spiegel des Parástromes vor uns aus. Wir hielten uns links an der Küste Marajó's, während auf den niederen Fächerpalmen am Ufer eine kleine Schaar behender Affen von Wipfel zu Wipfel hüpfte. Dann ward, immer östlich fortsteuernd, die Bahia de Tapará durchschnitten, und bald lagen kleine Fächerpalmen-Inseln zwischen uns und dem Strome. Darauf passirten wir die Mündung des, von N. O. aus dem Innern von Marajó kommenden Rio Ajará, und gelangten so, zwischen 8 und 9 Uhr p. m., in den schmalen Furo de Santa Isabel, in welchem wir die ganze Nacht fortruderten. Anfangs war seine Richtung O. und N. O., bis da, wo er den ungefähr von N. W. kommenden Furo

Jupatitúro aufnimmt, hierauf N. N. O., und, nachdem ein anderer kleiner Igarapé rechts abgegangen war, erst N. z. O., dann O. und N. O. z. O.; darauf schien der Furo de Santa Isabel ein gutes Stück nach N. zu fließen, dann ging er kurz vor einer Fazenda nach N. O., und endlich nach O., während der „Cruzeiro" und der große Bär gleichzeitig am dunkelblauen Sternenhimmel funkelten. Später wandte sich unser Canal nach S., nach O. und S. S. O., und ging dann wieder nach O. N. O., bis er, mit dem aus dem Innern Marajó's von W. her kommenden Rio de Mutuacá vereint, seinen Lauf nach O. fortsetzte.

den 29. Decbr. Als der Tag anbrach, befand sich die Igarité an dem Punkte, wo der Furo de Santa Isabel und der aus Marajó kommende Periha sich zu einer gemeinschaftlichen Mündung vereinigen, die sich in östlicher Richtung gegen den Pará öffnet. Links lag die Küste von Marajó, rechts die Ilha de Santa Isabel, die wir schon auf der Hinreise beschrieben haben. Von hier an steuerten wir, immer gegen den widrigen Wind ankämpfend, in östlicher Richtung längs den prachtvollen Palmenwäldern Marajó's hin, den schönsten, die wir je gesehen. Oft begleiteten uns dabei rechterhand einzelne Inseln — und zwar war Tabocca die erste, an welcher wir heute vorbeiruderten; — oft genossen wir aber auch einen freien Blick auf den weiten Parástrom und sein fernes Südufer. Bei einer Roça wurde angelegt und gekocht, wobei wir das benutzten, was wir gerade fanden. — Dann setzten wir unsere Küstenfahrt fort, durchschnitten bei Sonnenuntergang die Bucht von Coralli, passirten gleich darauf die durch ihr Ziegeldach und einen großen Baum kenntliche Fazenda Maruarí, deren wir uns von der Hinreise

wohl erinnerten, und ankerten noch vor Mitternacht bei der gleichfalls uns schon bekannten Fazenda Assuranda. Am Tage hatten wir einzelne Regenschauer gehabt, auch war der Ostwind heute abwechselnd schwächer und stärker gewesen.

Um 5 Uhr a. m., während eben das Licht der Sterne zu erlöschen begann, lichtete die Igarité den Anker. Als hierauf mit Tagesanbruch die Seebrise aufsprang, wurde das Segel, und zwar mit „Backbordhalsen zu," gesetzt, gleichzeitig aber zu rudern fortgefahren. Wir steuerten dabei S. S. O. ½ S., mithin gerade auf die, nahe dem südlichen Ufer des Pará gelegene Ilha da Conceiçaõ zu. Paqueta blieb uns etwa im Osten, dahinter sahen wir die Inseln der Bahia de Marajó, auch schimmerte die Ilha da Santa Cruz — so nannte uns der Lootse das Land auf der rechten Seite der Tocantins-Mündung — östlich hinter Conceiçaõ und Tucumaiúba *) hervor. Als der Pará glücklich durchschnitten war, ruderten wir immer ostwärts, in einem Abstande von etwa 100 Schritt, und zwar anfangs längs der Küste der Ilha da Conceiçaõ, dann aber längs der unmittelbar darauf folgenden, nur durch einen schmalen Igarapé von ersterer getrennten Insel Tucumaiúba hin. Beim Eintritt der Fluth jedoch, die im Bunde mit der Viraçaõ sich unserm Fortkommen kräftig entgegenstemmte und etwas See herbeiführte, sahen wir uns genöthigt, an der Insel Tucumaiúba anzulegen. Diese Zeit der Ruhe benutzte ich, um in dem prächtigen Urwald einige Bäume und Schlingpflanzen zu zeichnen.

den 30. Decbr.

Am Nachmittage setzten wir unsere Fahrt wieder längs

*) Siehe oben pag. 550.

der Insel gen Osten fort. Linkerhand dehnte sich in der Ferne das niedrige Land Marajó's aus, von dem uns der breite, nur durch einzelne Segel schwach belebte Parástrom trennte. Gegen Abend endlich erreichten wir die drei bis vier reizenden kleinen Miritî-Eilande, hinter denen sich die Mündung des Igarapé Japim verbirgt, und traten mit der Fluth des Pará in diesen 50 Schritt breiten Canal, um in demselben mit der Ebbe des Tocantins unsere Reise fortzusetzen. Anfangs faßten den Japim hohe Fächerpalmen ein, die jedoch allmälig niedriger wurden. Wir passirten darauf die Fazenda eines Padre; Cocospalmen und einige Neger verkündeten hier schon den regelmäßigen Anbau und den Eintritt in das Küstenland. Nicht weit davon saß auf dem Caladium am Ufer ein großes Volk Möwen, das wir mit einer Salve begrüßten, die leider ohne wesentlichen Erfolg blieb. — Obgleich der Canal jetzt allmälig etwas breiter wurde, so krümmte er sich dafür desto mehr, so daß ich es zuletzt gänzlich aufgeben mußte, die Richtung seines Schlangenlaufes niederzuschreiben. Dabei theilte er sich zum öftern in verschiedene Arme, und änderte sogar seinen Namen in Japii-assú und Pacheco, wenn ich recht verstand. Endlich, nachdem wir die ganze Nacht fortgerudert hatten, befanden wir uns

den 31. Decbr. um 5 Uhr a. m. an der Fazenda do Limoeiro in dem nach der Angabe des Lootsen gleichnamigen *) breiten Canal, der sich nahe vor uns gegen den Tocantins öffnete. Mit Sonnenaufgang liefen wir in diesen riesenhaften Strom ein, dessen olivenbraune klare Fluth nahe seiner Mündung durch drei, in

*) Vergl. Diccionario geographico. Tomo I. pag. 559.

einer Linie etwa von Süden nach Norden streichende flache Inseln in zwei große Arme getheilt wird. Wir peilten die nördlichste dieser Inseln, Tatoocca, N. O. z. N., die mittlere, Marapatá genannt, O. N. O., und die südlichste, Ururai (Ururahy bei v. Spix und v. Martius), S. z. O., während eine vierte Insel, Pautinga genannt, uns im S. S. W. blieb. Zwischen Marapatá und Tatoocca hindurch, die etwa eine Seemeile aus einander liegen mochten, sah man nichts als Himmel und Wasser; mehr links jedoch von Tatoocca zeigte sich ein schwacher Schimmer der Küsten Marajó's. Den linken Arm des Stromes, die Bahia do Limoeiro *), durchschneidend, über deren Spiegel große Sand- und Schlammbänke hervortraten, richteten wir unsern Lauf gerade auf die Durchfahrt zwischen Marapatá und Ururai.

Düster und regnigt war der letzte Tag des Jahres 1842 angebrochen, ja eine gewisse Schwermuth lag auf der uns umgebenden Natur, als trauere auch sie über die dahinschwindende Zeit. Eintönig in seinen Umrissen und in seiner Färbung, und dennoch höchst großartig, war das Bild, das die Mündung des Tocantins unserem Blicke vorführte. So weit das Auge reichte, nichts als Himmel, Wasser und Fächerpalmen! Zwischen Wäldern von Miritipalmen rollte der kolossale Strom seine olivenfarbenen Wogen dahin, während alle jene Inseln gleichfalls nichts als ebensoviel Fächerpalmen-Wälder sind, die aus seiner dunklen Fluth in das düstere Gewölk aufsteigen. In dichtgedrängten, endlosen Reihen stehen die kerzengeraden Stämme der Miriti, weißlichgrau wie die unserer Tannen, oder rothbraun wie die unserer Kiefern, neben ein-

*) Vergl. v. Spix und v. Martius. Th. III. pag. 982.

ander und tragen, gleich schlanken Säulen, das flache überhängende Dach ihrer zahllosen, dichtverwachsenen dunkelgrünen Kronen. Leider läßt sich indessen, so groß auch an und für sich die Verschiedenheit zwischen der majestätischen Palme und unserer prosaischen Kiefer ist, doch nicht gänzlich in Abrede stellen, daß, von weitem gesehen, die Fächerpalmen-Waldungen in mancher Hinsicht an unsere Kiefernwälder erinnern. Diesem Umstande mag es auch wohl zuzuschreiben sein, daß einige meiner Gefährten dem Anblick derselben durchaus keinen Geschmack abgewinnen konnten, ja mit der Zeit sogar davon gelangweilt wurden. Mir erging es anders; mich zog gerade diese eigenthümlich melancholische Strom- und Waldgegend mächtig an.

Nach wenigen Stunden lagen Marapatá und Ararai hinter uns, auch war bald eine einzelne, im rechten Hauptarm — der sogenannten Bahia de Marapatá *) — gelegene kleine Insel erreicht, die sich weniger durch die Höhe ihrer Palmenvegetation, als durch die Schönheit des hochstämmigen, großblättrigen Caladiums auszeichnete, das sich an ihrem Ufer, dem wir jetzt stromabwärts folgten, hinzog. Rechts vor uns, in N. oder N. N. O., zeigte man uns einen Absatz in dem obern Contur der Uferwälder, wo der Anapú in den Tocantins einmünden sollte. Schweres, schwarzes Regengewölk hing über dem Strom. Die Fluth war stark, der Gegenwind frisch, so daß die Igarité sich kaum vorwärts arbeiten konnte. Endlich war die Nordspitze des Eilandes erreicht, wir umschifften sie glücklich, und steuerten nun im wahren Sinne des Worts „contre vent et marée“ einer langen, weiter östlich gelegenen Insel zu, deren Ufer mit dem der vorigen parallel lief.

---

*) Vergl. v. Spix und v. Martius a. a. O.

Nach hartem Kampfe gegen Wind und Wellen gelangte unsere gebrechliche Igarité auch zu dieser zweiten Insel hinüber, wobei sie jedoch bis zum Südende derselben stromaufwärts verschlagen wurde. Wundervoll war der, dieses Eiland bedeckende Wald von achtzig Fuß hohen Fächerpalmen, zwischen denen sich einige schlanke Riesenstämme wohl über hundert Fuß erhoben, während andere, vom Winde umgestürzte Palmen sich weithin über den Spiegel des Stromes ausstreckten, oder auch wohl, hie und da, nur noch mit ihren riesenhaften, aus ungeheuren Fächern gebildeten Kronen inselartig hoch aus dem Wasser emporragten. Damit aber auch dem Walde der Reiz der Abwechselung nicht fehle, nickten dann wieder Gruppen ätherischer Assais graziös zwischen den hohen Miriti-Säulen hervor, während hie und da die hoch aus der Erde aufsteigenden Riesenzweige der Jupati sich in hohem Bogen auf den Strom herabbeugten.

Indem wir nun so an dieser endlosen Insel hinsteuerten — denn mehrere Stunden folgten wir ihrem westlichen Ufer, — wurde auf einen Augenblick die tiefe Einsamkeit, die uns bisher umgeben hatte, unterbrochen, indem eine leichte, an uns stromaufwärts vorübersegelnde Canoa die öde Wasserfläche des Tocantins einigermaßen belebte. Ein brauner Mann saß in dem kleinen Boote, dessen Raasegel vor allem unsere Aufmerksamkeit auf sich zog. Es war von Palmstroh-Matten verfertigt und konnte, wie es schien, in große horizontale Kniffe gelegt werden, gerade wie die Segel, die man auf den Zeichnungen der chinesischen Djunken sieht. Mir ist ein ähnliches Segel nie wieder vorgekommen.

Als wir endlich die Nordspitze des Eilandes am späten Nachmittage erreicht hatten, mußten wir bei einer heftigen

Regenböe abermals einen breiten Stromarm bis zu einer andern, noch mehr nach dem rechten Ufer zu gelegenen Insel durchschneiden, wahrlich eine harte Probe für die Igarité! Dem Gestade dieser Insel in nordnordöstlicher Richtung entlang segelnd, gelangten wir zur Mündung des Anapú. Doch ehe wir dieselbe erreichten, kamen wir zu einer, an einer kleinen Bucht gelegenen Fazenda. Schöne Cocospalmen standen daneben; an Früchten aller Art und an Geflügel war kein Mangel; auch die Neger fehlten nicht. Doch die Nähe der Menschen und der vermehrte Anbau war es nicht allein, was uns hier auffiel, sondern auch der gänzlich veränderte Charakter der Gegend. Die mit üppig wuchernden Wasserpflanzen vermischte schattige Mangle-Waldung, welche ihre weit vorgreifenden Riesenwurzeln in hohen Bogen auf den Spiegel des seichten Flusses herabsendete, verkündete uns, daß wir uns bereits zwischen den sumpfigen und schlammigen Inseln nahe der Mündung des Anapú befanden.

Zum letzten Male im alten Jahre war die Sonne untergegangen und die Sylvesternacht so eben angebrochen, als wir in den genannten, wenige hundert Schritt breiten, von O. z. S. oder O. S. O. kommenden Nebenfluß des Tocantins einliefen. Das Festmahl war bereitet, es bestand aus mit Tapioca gemengter Chocolade und aus einer Speise von Tapioca mit Wein und Butter. Auch fehlte es nicht an Punsch, das neue Jahr würdig zu begrüßen. Um 10 Uhr feierten wir mit unsern Lieben im Geist die Mitternachtstunde, die ihnen schlug, um 12 Uhr aber begingen wir unser neues Jahr in Amerika. Lange noch saßen wir traulich beisammen auf der Bedachung der Igarité und sahen die hell und mild herniederscheinenden Sterne in dem schmalen, jetzt kaum 100 Schritt

breiten, mäandrisch gewundenen Flusse sich spiegeln, während unsere farbigen Seeleute zum Takte der Ruder ihre melancholische portugiesische Weise sangen, zu der sie nicht müde wurden, immer neue Verse zu improvisiren. — Wie oft flogen in dieser herrlichen Tropennacht unsere Gedanken, unsere heißen Wünsche zu unsern fernen Lieben über's Weltmeer hinüber! —

Zwischen 4 und 5 Uhr befanden wir uns im Igarapé-mirim *), einem Nebenflusse des Anapú. Die Vegetation an seinen Ufern, von der wir so viel in dem Werke der Herren v. Spix und v. Martius gelesen, entsprach unsern zu hoch gespannten Erwartungen nur in sehr geringem Maße. Nichts als niedere, mit einzelnen Palmen untermischte Mangle-Büsche ziehen sich zu beiden Seiten hin. Hie und da passirt man Fazendas mit Cocospalmen, und Roças von Reis, Mandioca und Arapu, einem rothen Farbekraute. den 1. Januar 1843.

Es war noch früh am Tage, doch schien die Sonne schon recht heiß, als linkerhand die Freguezia de Sta. Anna mit ihrer zweithürmigen Kirche, ihren Ziegeldächern und ihren geweißten Häusern aus der umgebenden Capueira an den schmalen Igarapé-mirim herantrat. Dies waren die ersten Kirchthürme und der erste civilisirte Ort, die uns seit Pará wieder zu Gesicht kamen. Die verschiedenen farbigen Einwohner und die Neger verkündeten bereits durch ihren festlichen Anzug das neue Jahr. — Bald hinter Sta. Anna, das 5—600 Seelen zählt und als der Haupthandelsplatz der Gegend gilt, erreichten wir den Canal, den Dom Pedro I. in sechs Monaten von hier bis in den nahen Mojú hat führen lassen. Derselbe macht

*) Igarapé-mirim bedeutet: der kleine Canal.

durchaus nicht den Eindruck, als sei er durch Kunst entstanden. Man würde im Gegentheil den Uebergang gar nicht bemerken, wenn seine Ufer durch die ausgegrabene und zur Seite geworfene Erde nicht etwas erhöht wären. Uebrigens sind diese Aufwürfe so stark überwachsen, daß auch sie eine solche Vermuthung kaum hervorrufen können.

Die Fluth führte uns indessen durch den kurzen und nur etwa 20 Schritt breiten Canal, der so seicht ist, daß man ihn nur bei Hochwasser befahren kann, bis zu seiner Einmündung in den Mojú. Hier mußten wir stundenlang liegen bleiben, denn im Mojú fluthete es auch sehr stark, aber uns entgegen. Erst mit dem Anfange der noch reißenderen Ebbe konnten wir uns seinen breiten, gelbbraunen Wassern überlassen, welche die Igarité pfeilschnell mit sich fortrissen.

Mit dem Eintritt in diesen mächtigen Strom veränderte sich, wie mit einem Zauberschlage, die ganze Vegetation. Der prachtvollste, riesigste Urwald, der zugleich alles Großartige und alles Liebliche uns vorführte, was wir je in den Wäldern Brasiliens gesehen, stieg an den Ufern auf, als wolle er uns den Abschied noch zu guter Letzt recht schwer machen oder uns gar durch die Entfaltung all' der verführerischen Reize der Tropennatur an seine stillen, zauberischen Schatten bannen. Kolossale, majestätische Stämme mit leichten Laubdächern, undurchdringliche, wandartige Lianenmassen, mit schönen Blumen bestreut und mit allen erdenklichen Palmenarten untermischt, von denen immer eine die andere an Schönheit und Grazie zu übertreffen suchte, begleiteten das linke Ufer, dem wir nun folgten. Und wie malerisch wußten die Palmen sich um die vielen kleinen, schattigen, nischenartigen Waldeinbuchtungen, um diese abgeschlossenen Heiligthümer zu gruppiren, in welchen die

Strahlen der Abendsonne sie kaum zu erreichen vermochten, während sich hie und da eine kühne Passiúba, die leichten Luftwurzeln mit einem Häuflein grüner Wasserpflanzen umgeben, auf einem vom Ufer getrennten Brocken Landes, 10 bis 20 Schritt weit vom festen Boden, gleichsam wie auf einem abgerissenen Inselchen, keck und anmuthig aus dem Flusse erhob, als wollte sie sich so recht von allen Seiten bewundern lassen. Ueberhaupt schienen hier die reizenden, graziösen Passiúbas unter allen Palmenarten die vorherrschenden zu sein, nächst ihnen aber die Najá- und Baecaba-Palmen, während die Miriti sich nur spärlich zeigte.

Hatten wir gestern nur dann und wann ein einzelnes Haus am Waldrande erblickt, so sahen wir dafür bei unserer heutigen Fahrt den Mojú abwärts, besonders auf dem sich 30 bis 50 Fuß über den Spiegel des Stromes erhebenden Plateau des rechten Ufers, die Fazendas immer mehr an Zahl und Größe zunehmen. So kündigte sich allmälig die Nähe der Cidade an. Vor allem aber zog die schöne Besitzung des Obersten Bricio, unstreitig die bedeutendste unter diesen Fazendas, unsere Aufmerksamkeit auf sich: Jacuarary liegt an der Mündung des breiten Acará, eines rechten Nebenflusses in den Mojú. Das Wohnhaus, ein stattliches Gebäude, ist von einem schönen Garten, von großen Zuckerplantagen und ausgedehnten Weiden umgeben. den 2. Januar.

Vor uns, nach der Mündung des Mojú zu, auf welchem einzelne kolossale Baumstämme schwammen, hatten wir den gewohnten Anblick der sich auf den Spiegel des Stromes herabsenkenden Himmelskugel. Später hielten wir linkerhand an dem Ufer der großen Ilha do Mojú, wo die Igarité zwischen

den Luftwurzeln schattiger Mangle festgelegt wurde, um hier die Ebbe zu erwarten. Als diese uns am Nachmittage schnell der Mündung zuführte, tauchte zuerst die Ilha das Onças am Horizonte auf, und darauf, noch mehr links, in blauer Ferne, die Insel Arapiranga, während an den Ufern die Fazendas und Zuckerpflanzungen sich mit jedem Augenblicke mehrten und die ganze Gegend sich bald in einen einzigen Garten von den prächtigsten Bäumen, Lianen und Blumen verwandelte.

Um 5 Uhr p. m. trat die Spitze des Arsenals hinter den dunklen Wäldern des rechten Ufers hervor. — Da endlich erschien Pará, das langersehnte Pará, uns wieder, mit seinen Thürmen und stattlichen Gebäuden! Nicht lange, so entdeckten wir auch den Growler auf der Rhede. — Jetzt war Alles in Thätigkeit an Bord der Igarité; sie wurde gewaschen und geputzt und mit seemännischer Coquetterie so schön gemacht, als es die vorhandenen Mittel zuließen. Dann ging's an's Umziehen. — Inzwischen ward die Doppelmündung des Rio Mojú und des Guamá durchschnitten, obgleich Fluth und Wind sich kräftig entgegenstemmten. So war es denn bereits finstre Nacht geworden, als wir die dunkle Masse des Growler neben uns erblickten. „A boat ahoï!“ rief die Schildwacht der Igarité entgegen, die sich gerade auf das Fallreep dirigirte. „Ay, Ay!“ *) gaben wir, in der Hoffnung, zu überraschen,

*) Auf den britischen Kriegsschiffen ist es Sitte, auf das Anrufen der Schildwacht, wenn gerade Offiziere des Schiffes sich in dem Boote befinden, „Ay, Ay!“ zu antworten. Ist der Capitain darin, so wird der Name des Schiffes genannt; ist es aber das Boot des Admirals, so heißt die kurze Antwort: „Flag!“ Kommen jedoch Boote zurück, in denen sich kein Offizier befindet, so ruft man „No, No!“ der Schildwacht zu, damit sich Niemand zum Empfange bemüht.

zur Antwort. Allein in demselben Augenblick stürzte schon alles Volk in die Wanten, und ein freudiges „Three times three!“ schallte uns entgegen! Der erste Lieutenant *) empfing mich, da Capitain Buckle gerade am Lande war, an der Treppe.

Somit war denn unsere Flußexpedition glücklich beendet. Man kann sich unsere Freude denken, als wir, nach sechswöchentlicher Abwesenheit, das Verdeck des Growler, von unsern guten Bekannten auf das herzlichste bewillkommnet, betraten. Auch die ganze Mannschaft drängte sich freudig heran, all' die seltenen Dinge zu betrachten, die wir mitgebracht hatten; vor allem aber war der Jubel der Schiffsjungen groß, als die Boa-Haut auseinandergerollt wurde. Unterdessen langte auch mein lieber Freund, Capitain Buckle, an, mit dem ich noch eine Stunde und mehr bei einer Tasse Thee in der comfortablen Cajüte am Spiegel verplauderte, während meine Gefährten in der „Gunroom“ noch lange den übrigen Offizieren von unsern Erlebnissen erzählten. —

*) Mr. Lodwick. Er hatte ein Jahr später auf der Küste von Afrika das Glück, sich mit einem der Boote des Growler bei Verfolgung eines Sklavenschiffes auszuzeichnen, wurde dabei aber durch's Knie geschossen. Obgleich von seiner Wunde bereits genesen, raffte ihn leider das klimatische Fieber dahin, noch ehe er seine wohlverdiente Beförderung zum „Commander“ erfuhr. — Er hat durch seine vielfache Güte und Gefälligkeit gegen mich sich einen Anspruch auf meine herzliche Dankbarkeit erworben, der nie erlöschen wird.

vom 3. Januar bis 27. März 1843.

Bereits am 4ten Januar verließen wir, um's Morgenroth, die Rhede von Pará, begrüßt von den dort geankerten französischen und brasilianischen Kriegsschiffen, und dampften, nachdem wir abermals die Bänke an der Mündung des Parástromes glücklich hinter uns hatten, fröhlich dem Ocean zu. — Am 6ten, noch vor Sonnenuntergang, passirten wir die Barre von S. Luiz de Maranhão und warfen den Anker vor der völlig europäisch aussehenden Stadt, die, ähnlich wie Syracus, sich auf einem langen Höhenrücken hinzieht, der als Landzunge weit in die umgebende Bucht vorspringt. Bei dem Anblick der kahlen, sandigen Höhen ringsumher, auf denen kein Wald sondern nur wenig niederes Gestrüpp zu entdecken war, hätten wir uns leicht, wie mit einem Zauberschlage, nach den heimischen Gestaden versetzt wähnen können, wenn nicht einzelne, über die Dächer der Cidade hervorragende prächtige Palmen uns eindringlich daran gemahnt hätten, daß wir uns nur ein paar Grade vom Aequator befanden.

Am 8ten Mittags verließen wir S. Luiz, umschifften am 13ten, während sich die starke Strömung, mit der wir bisher gekämpft, in eine uns günstige verwandelte, um Mittag Cap Toira, die eigentliche Ostspitze Südamerika's, und vor Sonnenuntergang Cabo S. Roque, die sich beide als waldbedeckte Dünenreihen darstellen, und bereits am Abend des folgenden Tages ankerten wir auf der Rhede von Pernambuco, das, im Verein mit den flachen, sich im S. daran schließenden Ilhas dos Coqueiros (Cocoanut-Islands) und dem reizenden, sich im N. mit seinen Kirchen und Klöstern auf einem steilen, vorspringenden Rande erhebenden Olinda, ein ebenso ausgedehntes als eigenthümliches Panorama bildet.

Pernambuco, das durch seine Bauart noch heute seinen

holländischen Ursprung verkündet, besteht eigentlich aus drei, durch Brücken verbundenen Städten: aus der am Südende einer, am Fuße der Höhe von Olinda beginnenden Nehrung gelegenen Hafenstadt Recife, aus dem die Cocoswälder des Festlandes säumenden Stadttheile Boa-vista, dem Sitze des Präsidenten der Provinz, und aus der zwischen beiden liegenden Inselstadt S. Antonio. Vor Recife zieht sich ein langes, schützendes Felsenriff hin, gleichsam ein natürlicher Wellenbrecher, an dem die Wogen des Oceans unausgesetzt branden. Zwischen beiden liegt der schmale, aber sichere Hafen, dessen Eingang sich an dem, durch einen hohen Leuchtthurm und das Fort Picão oder do Mar kenntlichen Nordende des kaum über dem Meeresspiegel hervorragenden Felsendammes befindet. Zwei andere Forts, do Brum und do Buráco, erheben sich etwa auf der Mitte der sandigen Zunge nach Olinda zu.

Nach einem Aufenthalt von noch nicht 24 Stunden lichteten wir am 15ten Januar um 2 Uhr p. m. die Anker, doublirten an demselben Abende Cap S. Agostinho, und erreichten am 17ten Bahia, nachdem wir zwischen dem Leuchtthurme von Cap S. Antonio — das den nördlichen Winkel der Bucht vom Ocean scheidet und auf seiner innern Seite und seinem langen Rücken die zweite Stadt des Reiches trägt — und der großen, aber nicht hohen Insel Itaparica in die enorme Bahia de Todos os Santos eingelaufen waren.

S. Salvadōr baut sich amphitheatralisch zwischen dem frischesten Grün den baumreichen Abhang hinan, krönt mit seinem schönsten Stadttheile den lieblichen Hügel, und setzt sich oben durch die, aus den zahlreichen Landhäusern der Consuln und der Kaufleute gebildete Vorstadt Victoria, an welche sich der schattige Passeio publico anschließt, fast bis zu seinem steilen

Südende fort, zu dessen Füßen der hohe Faro auf sandiger Spitze gegen die Einfahrt vorspringt. Auf der entgegengesetzten Seite der Stadt senkt sich der hohe Rücken allmälig herab, bis er sich in der Gegend der zweithürmigen Kirche „Nosso Senhor do Bom Fim" gänzlich verflacht, die sich im Hintergrunde an dem fernen Saume der Wälder des Festlandes auf dem sandigen Strande des Golfes erhebt. Von hier an sind die Ufer kaum noch zu erkennen, indem nur die höheren Theile der Küste noch inselartig über dem Wasserspiegel hervorragen. — Unter den Befestigungen Bahia's fällt am meisten das hohe, mitten im Wasser liegende, halbkreisförmige Forte S. Marcello oder do Mar auf. Ein ähnliches Fort liegt am Strande unterhalb der Victoria, und ein drittes Werk oben auf dem Rücken in der Nähe des Passeio publico.

Bereits am folgenden Tage ging ich vom Growler wieder auf den S. Michele über, der, von Montevideo kommend, hier meiner harrte. Am 21sten Nachmittags lichtete die Fregatte die Anker und ging, den Landwind benutzend, unter Segel, nachdem wir uns von unserm Freunde und treuen Reisegefährten, dem Consul Theremin, von Capitain Buckle und seinen Offizieren, die uns den Aufenthalt am Bord des Growler auf jede Weise angenehm zu machen gewußt, und von dem Doktor Lippold getrennt hatten. — Dann sagten wir den reizenden Gestaden Brasiliens Lebewohl; doch erst mit der untersinkenden Sonne entschwanden sie völlig unsern Blicken.

Da der Wind bis zum Ende des Monats unausgesetzt aus O. N. O., N. O. und N. N. O. wehte, so sah sich Capitain d'Arcollière genöthigt, bis zum 29sten Januar nach O. S. O. zu steuern, um den nothwendigen Abstand von der

Küste zu gewinnen. An diesem Tage stand uns die Sonne, die wir schon seit einigen Monaten und fortan stets im Süden hatten, einen Augenblick im Norden. Um Mittag befanden wir uns in 18° 6′ 53″ S. Br. und 29° 39′ 25″ W. Lge. von Greenwich *), mithin ungefähr in der Breite der Abrolhos, und sogar noch etwas südlicher, im Abstande von 530 Seemeilen von denselben. Erst von hier an richteten wir unsern Lauf nach der nördlichen Halbkugel, wobei wir durch den Südost-Passat nicht wenig begünstigt wurden, der sich am 1sten Februar (unter 11° 1′ 34″ S. Br. und 29° 36′ 13″ W. Lge.) einstellte.

Am 6ten Februar passirten wir die Linie, und befanden uns gleich darauf um Mittag in 0° 11′ 14″ N. Br. und 28° 2′ 48″ W. Lge. Am Nachmittage des 7ten Februar (unter 2° 8′ 10″ N. Br. und 28° 11′ 59″ W. Lge.) verwandelte sich der Südost- in den Nordost-Passat, und in der Nacht vom 9ten (6° 2′ 44″ N. Br. und 31° 23′ 46″ W. Lge.) zum 10ten leuchtete uns zum letzten Male das Südkreuz. — Am 18ten Februar (23° 1′ 8″ N. Br. und 43° 38′ 3″ W. Lge.) sahen wir das erste Seegras vorübertreiben. Am Nachmittage durchschnitten wir den Wendekreis, und wenige Tage darauf, am 21sten Februar (in 27° 35′ 18″ N. Br. und 47° 0′ 34″ W. Lge.), verließ uns endlich der Nordost-Passat, nachdem er uns bis zu dem Meridian, welcher auf dem halben Wege zwischen der Great Newfoundland-Bank und der Outer-Bank hindurch geht, nach W. verschlagen hatte; dagegen blieb das

*) Die hier folgenden eingeklammerten Angaben von Länge und Breite beziehen sich stets auf den Mittag des bezeichneten Tages. — Die Abrolhos hatten wir auf der Reise von Rio nach Pará mit den Booten des Growler besucht.

Seegras unser treuer Begleiter bis zum 26sten Februar (32° 21′ 54″ N. Br. und 31° 32′ 31″ W. Lge).

Nachdem es uns am 28sten Februar (in 35° 32′ 25″ N. Br. und 25° 39′ 36″ W. Lge.), wegen Eintritt der Dunkelheit, nicht gelungen war, Sta. Maria, die südlichste der Azoren, zu sehen, obgleich wir, lediglich um dies zu können, unsern Cours geändert hatten, erblickten wir am 4ten März um 2 Uhr p. m. die gelblichen, verbrannten Höhen von Cap Espichel, denen wir jedoch, da Wind und See uns entgegen waren, gegen Abend wieder den Rücken wendeten. Auch den 5ten über hielten uns dieselben Ursachen fern von der Küste Portugals, die uns den ganzen Tag über nicht zu Gesicht kam. Am Morgen des 6ten aber befanden wir uns auf der Höhe von Cap Roca, dem senkrechten Absturz am Ende der letzten Ausläufer der blauen Serra de Cintra, jenes scharfen, zackigen Grathes, der auf einer seiner Spitzen die reizende Penha, das Lustschloß des Königs, trägt.

Im Vordergrunde dehnt sich, am Fuße jener Kette, eine braungelbliche Ebene aus, die gegen die brandende See abstürzt und an die sich die Veste S. Juliaõ anschließt. Es war windstill, doch erhob sich bald aus dieser, bald aus jener Himmelsgegend ein kaum merkliches Lüftchen, was dem Offizier der Wache und der Mannschaft nicht wenig zu schaffen machte. Indeß die stolze Fregatte sich so zwecklos auf den Wellen schaukelte, näherten sich ihr viele Fischerboote mit hohen Segeln, und in einem ähnlichen Fahrzeuge der Lootse. — Bald war er auf dem Verdeck. Ein hagerer Mann, in einer fahlgelben, sonderbar geschweiften Jacke, in hohen Reiterstiefeln mit einem spanischen Hut auf dem Kopfe, hatte diese erste europäische Erscheinung etwas höchst Sonderbares. Er ging sogleich an's Werk, denn ein wenig Wind hatte sich erhoben.

Wer die Einfahrt in den Tajo kennt, wird sich der großen Sandbänke, des Cachopo do Norte und des Cachopo do Sul erinnern, welche dieselbe nicht unbedeutend erschweren. Unser Lootse steuerte zwischen beiden hindurch, hielt sich aber dabei, wie wir bald sehen werden, zu weit südlich. — Je mehr wir uns der Barre näherten, um so mehr verschwand der lichte, blaugraue Höhenzug von Cap Espichel hinter dem abgerundeten Sandberge des linken Ufers, dessen flacher, gegen die Einfahrt vorspringender Fuß das Thurmfort Bugia und den Leuchtthurm trägt. Schon zeigte sich uns auf dem rechten Tajo-Ufer das weiße Riesenschloß von Ajuda; schon sahen wir den Thurm von Belém sich auf einer sandigen Zunge erheben und in der Ferne die großartige Stadt sich von den Höhen herab gegen den Spiegel des Tajo senken, auf dem wir sogar die Kriegsschiffe zu unterscheiden anfingen, zwischen denen wir bereits in Gedanken unsern Ankerplatz suchten, — als plötzlich das Rauschen der nahen Brandung allen diesen lockenden Aussichten ein Ende machte: denn eben stand die Fregatte im Begriff, von dem stark ausgehenden Strome getragen, gerade auf den Cachopo do Sul zu laufen! Der Wind war uns zwar günstig, doch so schwach, daß alle Mittel, das Schiff zum „Abfallen" zu bringen, fruchtlos blieben; es mußte daher schnell backgebraßt und der Anker in 15 Faden geworfen werden. Gleich darauf wurde die Barkasse ausgehißt und ein Wurfanker ausgebracht, um die Fregatte von dem gefährlichen Punkte zu entfernen.

Für heute war damit unser Tagewerk vollendet. Der Lootse, dessen sonderbares Aeußere an längst vergangene Zeiten mahnte, war der alleinige Urheber dieser Verzögerung. Er fühlte es auch, denn den ganzen Abend über ging er in trüber

Stimmung in der matt erleuchteten Batterie auf und ab; dafür brachte er uns aber den 7ten glücklich auf die Rhede. Es war 1 Uhr p. m., als Capitain d'Arcollière den S. Michele neben dem Suffren auf eine Art ankerte, durch welche er sich und seiner Mannschaft die allgemeine Bewunderung erwarb.

Mein Aufenthalt in dem schönen Lissabon war nur kurz; doch werde ich stets mit Dankbarkeit der freundlichen Aufnahme gedenken, welche mir dort in so hohem Maße zu Theil ward. — Mit schwerem Herzen schied ich von meinen Freunden auf dem S. Michele; und lange noch suchten meine Augen, als wir auf dem „Montrose" aus dem Tajo dampften, die schlanken Masten der stolzen Fregatte, welche die Gnade Seiner Majestät des Königs von Sardinien mir so lange Zeit hindurch zur Verfügung gestellt und auf welcher ich so glückliche Tage verlebt hatte, als sie schon längst hinter dem gelblichen S. Juliaõ verschwunden war. — Ich eilte über England nach der Heimath, um der Königin Victoria persönlich meinen Dank zu Füßen zu legen für die vielfache Aufmerksamkeit, die mir von Seiten der britischen Behörden, und vor allem von der Admiralität, zu Theil geworden war, und langte am 27sten März Abends glücklich wieder in Berlin an, wo mir nicht allein die große Freude ward, meine Aeltern wiederzusehen, — denn meine liebe selige Mutter lebte ja noch, — sondern auch die in Berlin anwesenden Glieder der königlichen Familie, die zufällig gerade bei ihnen versammelt waren, durch meine Ankunft zu überraschen. —

So scheide ich denn nun auch von Dir, lieber Leser, mit dem bescheidenen Wunsche, daß Du die Stunden, welche Du diesen anspruchslosen Blättern gewidmet hast, nicht zu den ganz verlorenen rechnen mögest —!

Anhang.

Beobachtungen der Temperatur und Windrichtung.

Beobachtungen der Temperatur und Windrichtung.

I. Reise von Genua nach Rio de Janeiro,

am Bord der Königlich Sardinischen Fregatte „S. Michele."

Monat und Datum.	Stunde.	Breite.	Länge von Greenwich.	Temperatur nach Réaumur. Luft.	See.	Windrichtung.	Bemerkungen.
1842.							
Juni.							
25	Mittag.	41° 5′ 0″ N.	4° 19′ 49″ O.	18°,0	17°,6	. . . . .	Am vierten Tage nach der Abreise von Genua.
26	=	41 11 43 =	2 59 9 =	19 ,0	18 ,0	. . . . .	Abends der Monserrat in Sicht.
27	=	40 42 4 =	2 21 1 =	19 ,8	19 ,6	. . . . .	Majorca in Sicht.
28	=	39 37 24 =	1 4 30 =	19 ,7	20 ,0	. . . . .	Ivica u. Formentera in Sicht.
29	=	38 5 2 =	0 37 18 =	20 ,4	20 ,0		
30	=	36 42 21 =	1 28 13 W.	21 ,1	19 ,0	. . . . .	Küste bei Almeria in Sicht.
Juli.							
1	8 h. a. m.	. . . . .	. . . . .	20 ,1	18 ,6	. . . . .	Die Fregatte blieb während dieser Zeit wegen Windstille fast auf derselben Stelle.
	Mittag.	36 21 12 =	2 47 36 =	20 ,9	18 ,8	. . . . .	
	4 h. p. m.	. . . . .	. . . . .	21 ,1	19 ,4	. . . . .	
	8 h. p. m.	. . . . .	. . . . .	19 ,5	19 ,5	. . . . .	
2	8 h. a. m.	. . . . .	. . . . .	18 ,7	17 ,4	. . . . .	Fast windstill.
	Mittag.	36 5 21 =	3 57 27 =	20 ,0	18 ,4	. . . . .	
	4 h. p. m.	. . . . .	. . . . .	18 ,8	17 ,6	. . . . .	
	8 h. p. m.	. . . . .	. . . . .	19 ,4	19 ,1	. . . . .	
3	Mittag.	36 43 22 =	4 25 2 =	20 ,6	19 ,6	. . . . .	Auf der Rhede von Malaga.
11	=	36 32 0 =	4 21 36 =	18 ,7	20 ,2	W.	
12	=	36 24 0 =	4 43 36 =	18 ,8	17 ,4	. . . . .	Gibraltar und der Affenberg in Sicht.
16	=	36 29 0 =	6 18 36 =	18 ,6	17 ,4	O., W.	Passirten die Straße.
24	=	36 32 0 =	6 17 37 =	19 ,0	19 ,0	. . . . .	Auf der Rhede von Cadiz.
25	=	. . . . .	. . . . .	18 ,6	18 ,9	S. W., W	
26	=	35 20 35 =	7 39 10 =	17 ,7	18 ,0	N. N. W. bis N.	
27	=	34 28 17 =	10 30 51 =	17 ,7	18 ,2	N. N. W.	
28	=	33 37 0 =	12 53 36 =	18 ,2	18 ,5	N. N. W. bis N. O.	
29	=	32 57 42 =	14 58 47 =	20 ,1	18 ,8	N. O.	Nachmittags Porto Santo in Sicht.
30	. . .	. . . . .	. . . . .	. . .	. . .	W. N. W.	Gelandet auf den Desertas.
31	=	32 5 15 =	16 39 36 =	18 ,6	20 ,3	. . . . .	Madeira in Sicht. Abends Landwind.
August.							
1	=	32 38 40 =	16 53 45 =	19 ,0	18 ,0	. . . . .	Auf der Rhede von Funchal.
5	=	29 33 0 =	16 23 36 =	18 ,6	18 ,7	N. N. O. bis O.	Am 4ten war der Wind N. O.
6	1 h. p. m.	28 28 13 =	16 14 35 =	20 ,0	18 ,3	. . . . .	Auf der Rhede von Sta. Cruz de Teneriffa.
11	Mittag.	27 35 0 =	16 37 36 =	18 ,5	18 ,0	N. N. O. bis O N. O.	
12	=	25 25 18 =	18 32 7 =	19 ,5	18 ,6	O., N. N. W., N. W.	
13	=	22 59 42 =	20 30 59 =	19 ,9	18 ,9	N. N. O., N. O.	
14	=	20 39 0 =	22 35 36 =	20 ,1	19 ,4	N. N. O., N., N. N. W.	
15	=	18 17 28 =	24 53 14 =	20 ,7	20 ,0	N., N. O.	
16	=	16 19 0 =	26 5 13 =	21 ,1	20 ,9	N. O., S. O.	Abends etwa 30 Seemeilen von S. Antonio.

Monat und Datum.	Stunde.	Breite.	Länge von Greenwich.	Temperatur nach Réaumur. Luft.	See.	Windrichtung.	Bemerkungen.
August.							
17	7 h. a. m.	. . . . .	. . . . .	20°,70	20°,90	. . . . .	
	8 h. a. m.	. . . . .	. . . . .	21 ,55	20 ,85	. . . . .	
	9 h. a. m.	. . . . .	. . . . .	20 ,10	20 ,80	S. O., O. S. O., S. S. W.	
	10 h. a. m.	. . . . .	. . . . .	21 ,10	21 ,10	. . . . .	
	11 h. a. m.	. . . . .	. . . . .	21 ,45	21 ,50	. . . . .	
	Mittag.	14° 54′ 4″ N.	26° 2′ 13″ W.	21 ,20	21 ,50	. . . . .	Fast den ganzen Tag windstill.
	1 h. p. m.	. . . . .	. . . . .	21 ,60	21 ,70	. . . . .	
	2 h. p. m.	. . . . .	. . . . .	21 ,50	21 ,80	. . . . .	
	3 h. p. m.	. . . . .	. . . . .	21 ,90	22 ,00	. . . . .	
	4 h. p. m.	. . . . .	. . . . .	21 ,55	22 ,30	. . . . .	
	5 h. 40 m. p. m.	. . . . .	. . . . .	21 ,45	21 ,90	. . . . .	
18	Mittag.	14 23 36 =	26 10 10 =	22 ,1	21 ,5	S., S. W., S. S. W.	
19	=	13 19 0 =	25 56 2 =	19 ,6?	. . .	O. N. O. bis W. S. W.	Des herabströmenden Regens wegen hatte ich kein sicheres Resultat. Zwischen dem 18ten und 19ten muß die Sonne im Zenith gestanden haben. Eintritt in den West-Monsun.
20	=	11 36 39 =	25 0 14 =	21 ,0	20 ,2	W. S. W., S. W.	
21	=	9 17 47 =	23 23 13 =	20 ,7	20 ,5	W. S. W., S. W.	
22	=	8 10 39 =	21 42 36 =	20 ,9	20 ,5	S., S. W.	
23	=	6 47 32 =	20 54 36 =	20 ,5	20 ,7	S. W. Veränderlich.	
24	=	5 22 28 =	18 45 7 =	20 ,4	20 ,5	S., S. S. W.	
25	=	4 15 57 =	21 25 12 =	20 ,3	20 ,4	S. S. W., S. Veränderl. S. O.	Eintritt in den Südost-Passat.
26	=	2 20 9 =	23 14 58 =	18 ,8	19 ,0	S. S O.	
27	=	0 12 24 S.	25 2 4 =	19 ,5	19 ,2	S. S. O.	Schnitten um 10 h. a. m. die Linie in 24° 57′ 36″ W.
28	=	2 41 50 =	26 54 49 =	19 ,7	19 ,5	S. S. O., S. O., O. S. O. Veränd.	
29	=	5 31 16 =	26 44 29 =	20 ,0	19 ,8	S. O. Veränderlich.	
30	=	8 32 15 =	29 43 49 =	19 ,8	19 ,5	S. O., O. S. O.	
31	=	11 21 59 =	30 2 56 =	19 ,2	19 ,45	S. O., S. S. O., O. S. O.	
Sept.							
1	=	14 14 38 =	32 11 57 =	19 ,0	19 ,2	S. O., O. S. O.	
2	=	16 21 0 =	34 8 24 =	19 ,0	18 ,9	O. S. O.	
3	=	19 7 54 =	36 38 34 =	18 ,6	17 ,8	O. S. O., O., O. N. O.	
4	=	21 32 33 =	39 25 59 =	19 ,7	18 ,2	N. O., O. N. O., N. N. O.	
5	=	23 20 0 =	42 40 15 =	17 ,3	15 ,3		

II. Reise von Rio de Janeiro nach Pará,

am Bord Ihrer Britischen Majestät Dampf-Corvette „Growler."

Monat und Datum.	Stunde.	Breite.	Länge von Greenwich.	Temperatur nach Réaumur. Luft.	See.	Windrichtung.	Bemerkungen.
1842.							
Octbr.							
30	Mittag.	23° 8′ 0″ S.	42° 13′ 0″ W.	21°,5	18°,6	O. bis S.O.	Auf der Höhe von Saquarema.
31	=	21 59 4 =	40 32 30 =	19,5	18,8	N.O., N.N.O.	
Novbr.							
1	=	20 2 27 =	39 21 15 =	20,1	19,7	N.N.O.	
2	5h. 30m. a.m.	. . . . .	. . . . .	19,4	19,5	N.N.O.	25 Seemeil. von den Abrolhos.
=	6h. a. m.	. . . . .	. . . . .	19,4	19,7		
=	6h. 30m. a.m.	. . . . .	. . . . .	19,6	19,7	. . . . .	Abrolhos in Sicht vom Maste.
=	7h. a. m.	. . . . .	. . . . .	19,5	19,8	. . . . .	Abrolhos in Sicht v. Verdeck.
=	7h. 30m. a.m.	. . . . .	. . . . .	20,0	19,8	. . . . .	Seit etwa 15m. wird die See grünlich.
=	8h. a. m.	. . . . .	. . . . .	19,7	19,7		
=	Mittag.	17 57 42 =	38 41 17 =	. . .	. . .	. . . . .	Nach Capitain Buckle's Beobachtung ist dies die Lage des N. W. Endes der nördlichsten Insel der Abrolhos, die wir um Mittag besuchten.
3	=	16 6 46 =	37 52 30 =	21,5	20,5	N.N.O., O.N.O.	
4	=	13 45 52 =	36 57 15 =	21,4	20,9	O.N.O., N.O. Veränderl.	
5	=	10 59 51 =	36 6 45 =	21,1	20,8	N.O., O.	
6	0h. 45m. p.m.	8 18 24 =	34 47 30 =	21,0	21,4	O. z. N., O.N.O. Veränd.	Am Morgen Cap S. Agostinho in Sicht, Mittags Pernambuco.
7	Mittag.	5 39 20 =	34 47 40 =	20,9	20,9	O.N.O., S.O.	Nachmittags Cap S. Roque in Sicht.
8	=	3 54 30 =	37 32 0 =	21,8	20,7	S.O., O.	Nachmittags die Küste von Ceará in Sicht.
9	=	2 16 16 =	40 0 40 =	21,3	21,0	O.	
10	=	1 25 54 =	43 25 20 =	21,7	21,1	O., O.S.O.	
11	=	0 32 56 =	46 7 15 =	22,4	21,8	O.S.O., N.O. z. O., O.N.O.	Nachmittags die Küste in Sicht.
12	=	. . . . .	. . . . .	22,8	22,2	. . . . .	Zwischen Land, in der Mündung des Parástromes.
15	=	. . . . .	. . . . .	25,0	23,5	. . . . .	Auf der Rhede von Pará.

Monat und Datum.	Stunde.	Breite.	Länge von Greenwich.	Temperatur nach Réaumur. Luft.	See.	Windrichtung.	Bemerkungen.
August.							
17	7 h. a. m.	. . . . .	. . . . .	20°,70	20°,90	. . . . .	
	8 h. a. m.	. . . . .	. . . . .	21 ,55	20 ,85	. . . . .	
	9 h. a. m.	. . . . .	. . . . .	20 ,10	20 ,80	S. O., O. S. O., S. S. W.	
	10 h. a. m.	. . . . .	. . . . .	21 ,10	21 ,10	. . . . .	
	11 h. a. m.	. . . . .	. . . . .	21 ,45	21 ,50	. . . . .	
	Mittag.	14° 54′ 4″ N.	26° 2′ 13″ W.	21 ,20	21 ,50	. . . . .	Fast den ganzen Tag windstill.
	1 h. p. m.	. . . . .	. . . . .	21 ,60	21 ,70	. . . . .	
	2 h. p. m.	. . . . .	. . . . .	21 ,50	21 ,80	. . . . .	
	3 h. p. m.	. . . . .	. . . . .	21 ,90	22 ,00	. . . . .	
	4 h. p. m.	. . . . .	. . . . .	21 ,55	22 ,30	. . . . .	
	5 h. 40 m. p. m.	. . . . .	. . . . .	21 ,45	21 ,90	. . . . .	
18	Mittag.	14 23 36 =	26 10 10 =	22 ,1	21 ,5	S., S. W., S. S. W.	
19	=	13 19 0 =	25 56 2 =	19 ,6?	. . .	O. N. O. bis W. S. W.	Des herabströmenden Regens wegen hatte ich kein sicheres Resultat. Zwischen dem 18ten und 19ten muß die Sonne im Zenith gestanden haben. Eintritt in den West-Monsun.
20	=	11 36 39 =	25 0 14 =	21 ,0	20 ,2	W. S. W., S. W.	
21	=	9 17 47 =	23 23 13 =	20 ,7	20 ,5	W. S. W., S. W.	
22	=	8 10 39 =	21 42 36 =	20 ,9	20 ,5	S., S. W.	
23	=	6 47 32 =	20 54 36 =	20 ,5	20 ,7	S. W. Veränderlich.	
24	=	5 22 28 =	18 45 7 =	20 ,4	20 ,5	S., S. S. W.	
25	=	4 15 57 =	21 25 12 =	20 ,3	20 ,4	S. S. W., S. Veränderl. S. O.	Eintritt in den Südost-Passat.
26	=	2 20 9 =	23 14 58 =	18 ,8	19 ,0	S. S O.	
27	=	0 12 24 S.	25 2 4 =	19 ,5	19 ,2	S. S. O.	Schnitten um 10 h. a. m. die Linie in 24° 57′ 36″ W.
28	=	2 41 50 =	26 54 49 =	19 ,7	19 ,5	S. S. O., S. O., O. S. O. Veränd.	
29	=	5 31 16 =	26 44 29 =	20 ,0	19 ,8	S. O. Veränderlich.	
30	=	8 32 15 =	29 43 49 =	19 ,8	19 ,5	S. O., O. S. O.	
31	=	11 21 59 =	30 2 56 =	19 ,2	19 ,45	S. O., S. S. O., O. S. O.	
Sept.							
1	=	14 14 38 =	32 11 57 =	19 ,0	19 ,2	S. O., O. S. O.	
2	=	16 21 0 =	34 8 24 =	19 ,0	18 ,9	O. S. O.	
3	=	19 7 54 =	36 38 34 =	18 ,6	17 ,8	O. S. O., O., O. N. O.	
4	=	21 32 33 =	39 25 59 =	19 ,7	18 ,2	N. O., O. N. O., N. N. O.	
5	=	23 20 0 =	42 40 15 =	17 ,3	15 ,3		

II. Reise von Rio de Janeiro nach Pará,

am Bord Ihrer Britischen Majestät Dampf-Corvette „Growler."

Monat und Datum.	Stunde.	Breite.	Länge von Greenwich.	Temperatur nach Réaumur. Luft.	See.	Windrichtung.	Bemerkungen.
1842.							
Octbr.							
30	Mittag.	23° 8′ 0″ S.	42° 13′ 0″ W.	21°,5	18°,6	O. bis S.O.	Auf der Höhe von Saquarema.
31	=	21 59 4 =	40 32 30 =	19,5	18,8	N.O., N.N.O.	
Novbr.							
1	=	20 2 27 =	39 21 15 =	20,1	19,7	N.N.O.	
2	5h. 30m. a.m.	. . . . .	. . . . .	19,4	19,5	N.N.O.	25 Seemeil. von den Abrolhos.
=	6h. a.m.	. . . . .	. . . . .	19,4	19,7		
=	6h. 30m. a.m.	. . . . .	. . . . .	19,6	19,7	. . . . .	Abrolhos in Sicht vom Maste.
=	7h. a.m.	. . . . .	. . . . .	19,5	19,8	. . . . .	Abrolhos in Sicht v. Verdeck.
=	7h. 30m. a.m.	. . . . .	. . . . .	20,0	19,8	. . . . .	Seit etwa 15m. wird die See grünlich.
=	8h. a.m.	. . . . .	. . . . .	19,7	19,7		
=	Mittag.	17 57 42 =	38 41 17 =	. . .	. . .	. . . . .	Nach Capitain Buckle's Beobachtung ist dies die Lage des N.W. Endes der nördlichsten Insel der Abrolhos, die wir um Mittag besuchten.
3	=	16 6 46 =	37 52 30 =	21,5	20,5	N.N.O., O.N.O.	
4	=	13 45 52 =	36 57 15 =	21,4	20,9	O.N.O., N.O. Veränderl.	
5	=	10 59 51 =	36 6 45 =	21,1	20,8	N.O., O.	
6	0h. 45m. p.m.	8 18 24 =	34 47 30 =	21,0	21,4	O.z.N., O.N.O. Veränd.	Am Morgen Cap S. Agostinho in Sicht, Mittags Pernambuco.
7	Mittag.	5 39 20 =	34 47 40 =	20,9	20,9	O.N.O., S.O.	Nachmittags Cap S. Roque in Sicht.
8	=	3 54 30 =	37 32 0 =	21,8	20,7	S.O., O.	Nachmittags die Küste von Ceará in Sicht.
9	=	2 16 16 =	40 0 40 =	21,3	21,0	O.	
10	=	1 25 54 =	43 25 20 =	21,7	21,1	O., O.S.O.	
11	=	0 32 56 =	46 7 15 =	22,4	21,8	O.S.O., N.O.z.O., O.N.O.	Nachmittags die Küste in Sicht.
12	=	. . . . .	. . . . .	22,8	22,2	. . . . .	Zwischen Land, in der Mündung des Paráströmes.
15	=	. . . . .	. . . . .	25,0	23,5	. . . . .	Auf der Rhede von Pará.

III. Reise von Pará nach Bahia,

am Bord Ihrer Britischen Majestät Dampf-Corvette „Growler."

Monat und Datum.	Stunde.	Breite.	Länge von Greenwich.	Temperatur nach Réaumur. Luft.	See.	Windrichtung.	Bemerkungen.
1843. Januar.							
5	Mittag.	0° 47′ 0″ S.	46° 12′ 0″ W.	22°,4	22°,0	N.O. z. N.	Am 4ten Pará verlassen.
6	=	1 46 30 =	44 22 15 =	22 ,7	22 ,0	O.N.O., O.	Um 1h. 30m. der Itacolumi in Sicht.
9	=	2 7 1 =	42 46 30 =	23 ,3	21 ,7	. . . . .	Vom 6ten Abends bis 8ten Nachmittags in Maranhão.
10	=	2 34 11 =	40 38 0 =	23 ,0	21 ,9	O.	
11	=	2 51 29 =	38 36 50 =	23 ,3	21 ,5	O.	
12	=	3 50 6 =	36 56 12 =	23 ,3	21 ,5	S.O. z. O.	
13	=	4 56 36 =	35 30 13 =	23 ,4	21 ,8	S.O. z. O.	Auf der Höhe von Cap Toira.
14	=	7 21 11 =	34 30 55 =	22 ,5	21 ,8	S.O. z. O.	Die Küste nördl. Olinda in Sicht.
15	=	. . . . .	. . . . .	. . .	. . .	O.	An Land in Pernambuco.
16	=	11 15 24 =	36 20 0 =	23 ,3	22 ,1	O.N.O. Veränd.	
17	=	. . . . .	. . . . .	22 ,6	22 ,2		Dicht bei Bahia.

IV. Reise von Bahia nach Lissabon,

am Bord der Königlich Sardinischen Fregatte „S. Michele."

Monat und Datum.	Stunde.	Breite.	Länge von Greenwich.	Temperatur nach Réaumur. Luft.	See.	Windrichtung.	Bemerkungen.
1843. Jan.							
22	Mittag.	13° 58′ 25″ S.	38° 19′ 47″ W.	20°,6	22°,2	. . . . .	Am 21. Bahia verlassen.
23	=	13 56 36 =	37 40 56 =	22 ,2	21 ,7	O.N.O., N.O.	
24	=	13 48 0 =	36 56 32 =	23 ,7	22 ,7	N.O., O.N.O.	
25	=	14 38 40 =	35 50 11 =	21 ,7	21 ,7	N.O.	
26	=	15 25 3 =	34 21 26 =	21 ,1	21 ,8	N.O., N.N.O.	
27	=	16 10 25 =	32 14 48 =	21 ,7	21 ,3	N.N.O., N.O.	
28	=	16 46 36 =	30 47 0 =	21 ,4	21 ,2	N.O.	
29	=	18 6 53 =	29 39 25 =	20 ,7	19 ,7	N.O.	
30	=	16 24 30 =	29 49 57 =	22 ,1	21 ,3	N.O., O.N.O. Veränderlich.	
31	=	13 56 37 =	29 59 16 =	21 ,8	21 ,3	O.N.O.	

Monat und Datum.	Stunde.	Breite.	Länge von Greenwich.	Temperatur nach Réaumur. Luft.	See.	Windrichtung.	Bemerkungen.
Febr.							
1	Mittag.	11° 1′ 34″ S.	29° 36′ 13″ W.	22°,0	21°,5	O., O.S.O.	
2	=	8 18 21 =	29 7 10 =	21,5	21,6	O., O.N.O., O.S.O. Veränderl.	Eintritt in den Südost-Passat.
3	=	5 7 51 =	28 12 46 =	21,7	21,4	O.S.O.	
4	=	2 49 21 =	27 56 33 =	21,7	21,3	S.S.O., O., O.S.O.	
5	=	1 32 13 =	28 13 0 =	21,0	21,1	O., O.S.O., O.	
6	=	0 11 14 N.	28 2 48 =	22,2	21,3	O., S.O., O.S.O.	
7	=	2 8 10 =	28 11 59 =	22,2	21,7	S.O., O., O.N.O., O., O N.O., N.O.	Eintritt in den Nordost-Passat.
8	=	3 43 55 =	29 39 36 =	21,7	21,7	N.O., O.N.O.	
9	=	6 2 44 =	31 23 46 =	21,0	21,1	O.N.O., N.O.	
10	=	8 26 7 =	32 55 28 =	20,3	20,3	N.O., O.N.O.	
11	=	10 56 20 =	34 20 30 =	20,1	20,1	O.N.O., O.	
12	=	13 31 16 =	35 6 24 =	19,7	19,1	O.N.O., O., N.O., O.N.O	
13	=	15 32 6 =	35 57 22 =	18,8	19,0	O.N.O.	
14	=	16 54 17 =	37 27 32 =	18,7	19,3	N.O., N.N.O.	
15	=	18 22 48 =	39 25 18 =	18,0	18,7	N.N.O., N., N.O. Veränderlich.	
16	=	20 33 0 =	41 0 51 =	18,1	18,7	N.O., N.N.O. Veränderlich.	
17	=	21 10 30 =	42 24 30 =	18,1	18,7	N.O., N.N.O.	
18	=	23 1 8 =	43 38 3 =	17,8	18,3	O.N.O.	
19	=	24 48 2 =	44 56 6 =	18,1	18,0	N.O., N.N.O. Veränderlich.	
20	=	26 10 26 =	46 50 33 =	16,8	17,8	N.O., O.N.O., O. Veränderlich.	
21	=	27 35 18 =	47 0 34 =	18,0	16,2	N.O., O.S.O., S.O., S.S.O. Veränd.	Austritt aus dem Nordost-Passat.
22	=	28 53 54 =	43 34 16 =	17,4	16,2	S., S.S.W.	
23	=	29 56 53 =	40 7 28 =	17,3	16,0	S.S.W., S.W., S.W. z. W.	
24	=	31 6 15 =	36 47 33 =	16,3	15,3	S.W. z. W., W.S.W., N.N.W.	
25	=	31 39 24 =	34 50 19 =	16,3	15,0	W., W.S.W.	
26	=	32 21 54 =	31 32 31 =	16,7	14,9		
27	=	32 59 46 =	27 42 12 =	16,3	14,4		
28	=	35 32 25 =	25 39 36 =	15,2	13,8	W.N.W., W., W.S.W.	
März.							
1	=	36 14 55 =	21 43 3 =	14,8	13,0	S.W., S.S.W.	
2	=	36 17 5 =	17 0 32 =	14,0	12,7	S.S.W., S., N.W.	
3	=	37 11 4 =	13 17 6 =	13,0	12,0	N.N.W., N., N.N.W.	
4	=	38 1 53 =	9 59 40 =	11,0	11,5	N.N.W., N.N.O., N.	
5	=	38 41 7 =	10 44 27 =	11,7	11,4	N.N.O., O.N.O., N.	
6	=	. . . . .	. . . . .	12,3	11,3	. . . . .	Im Tajo.

132

Brasiliana USP

BRASILIANA DIGITAL

ORIENTAÇÕES PARA O USO

Esta é uma cópia digital de um documento (ou parte dele) que pertence a um dos acervos que participam do projeto BRASILIANA USP. Trata-se de uma referência, a mais fiel possível, a um documento original. Neste sentido, procuramos manter a integridade e a autenticidade da fonte, não realizando alterações no ambiente digital – com exceção de ajustes de cor, contraste e definição.

1. Você apenas deve utilizar esta obra para fins não comerciais. Os livros, textos e imagens que publicamos na Brasiliana Digital são todos de domínio público, no entanto, é proibido o uso comercial das nossas imagens.

2. Atribuição. Quando utilizar este documento em outro contexto, você deve dar crédito ao autor (ou autores), à Brasiliana Digital e ao acervo original, da forma como aparece na ficha catalográfica (metadados) do repositório digital. Pedimos que você não republique este conteúdo na rede mundial de computadores (internet) sem a nossa expressa autorização.

3. Direitos do autor. No Brasil, os direitos do autor são regulados pela Lei n.º 9.610, de 19 de Fevereiro de 1998. Os direitos do autor estão também respaldados na Convenção de Berna, de 1971. Sabemos das dificuldades existentes para a verificação se um obra realmente encontra-se em domínio público. Neste sentido, se você acreditar que algum documento publicado na Brasiliana Digital esteja violando direitos autorais de tradução, versão, exibição, reprodução ou quaisquer outros, solicitamos que nos informe imediatamente (brasiliana@usp.br).